DIE GRENZBOTEN

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

35. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1876.

Digitized by Google

830.6
G83
v. 35
no. 2
pt. 2

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1876. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Vom deutschen Reichstag. C—r. S. 274, 314, 353, 392, 426, 471, 513.
Aus dem Elsaß. μ. S. 107, 345.
Der Ministerwechsel in Baden. Corresp. aus Baden. S. 144.

Die deutsche Sprache in den Provinzen Preußens. Edwart Kattner. S. 67.
Die polnischen Agitationen in Oberschlesien. Edwart Kattner. S. 335.
Die Uniform des Herrn Friedrich von Hellwald. S. 422.
Die deutsche Flotte nach französischer Forschung v. Clausewitz. S. 441.
Studien über Eisenbahnpolitik, im Hinblick auf den Plan der Erwerbung deutscher Eisenbahnen durch das Reich. III. Max Wirth S. 499.
Zum Gedächtniß an Edwart Kattner. S. 520.

„Der Erbfeind" des Herrn Victor de Saint-Genis und Verwandtes, Dr. Albrecht Deetz. S. 1.
Anglo-Israel! Aus England. Dr. Wilhelm Henkel. S. 21.
Die demokratischen Präsidentschaftscandidaten in den Vereinigten Staaten. Dr. Rud. Doehn. S. 27.
Thorbecke und die Niederlande. Wilhelm Otto. S. 161.
Die Sprengung des Felsenriffes „Hell-Gate" im Hafen von New-York. Rich. Bl. S. 232.
Die politischen Zustände in der nordamerikanischen Union. Rud. Doehn. S. 311.

Bilder und Schilderungen.

Aus Straßburgs Vergangenheit. Julius Rathgeber. S. 41.
Deutscher Glaube und Brauch bei Aussaat und Ernte. S. 57.
Der alte Förster Grau (nach einer Familienchronik) Leonhard Müller. S. 72.
Die Mythe von Wilhelm Tell. Moritz Busch I. S. 81. II. S. 132.
Eine Reise in Angola. Herman Soyaux. S. 94.
Das Kranzsingen im Mittelalter. Friedrich Unwinger. S. 110.
Ein französ. Seitenstück zu Knigge's Umgang mit Menschen. S. 174.
Der Ring im Aberglauben. S. 201.
Aus der Praxis des Reichskammergerichts. Geh. Just. R. von Krämel. S. 241.
Aus dem Leben eines Pompejaners I. S. 253. II. S. 296. D. R. Schoener.
Die Berliner Gesetzlosen. R. Forck. S. 267.
Die Schlange in der Volksphantasie. Moritz Busch. S. 281.
Tabakologische Studien von Blasius Philokopnus. I. S. 321. II. S. 378. III. S. 401.
Herbstliche Reiseglossen. S. 347. S 397.
Volksprophetie. Moritz Busch. S. 361.
Ein Gottesgericht in Westafrika. Herman Soyaux. S. 412.
Ein Blick auf eine trübe Zeit. E. Kattner S. 431.
Die Sage vom Ring des Polykrates. S. 481.

Literatur und Kunst.

G Schmoller, Straßburgs Blüthe im XIII. Jahrhundert. (Straßb., Trübner).
Derselbe, Straßb. im XV. Jahrhundert. (ebenda) S. 41. bespr. von Julius Rathgeber.
Carl Schmidt, Gottfried v. Straßburg. (Straßb. Universitäts Buchh., Bull. 1876.) S. 41. bespr. von Julius Rathgeber;
Butsch, Straßburger Räthselbuch. (Straßb. Karl Trübner, 1876.) S. 41. bespr. von Julius Rathgeber.
Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte (Heilbronn, Henninger 1876). bespr. von Moritz Busch S. 87. 132.
Karl Stieler, Weil's mi freut. S. 115. bespr. von B.
Felix Dahn's Kampf um Rom. (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 2. Aufl., 1876) S. 121.
Mdme. Louise d'Alq „La science du Monde" (Paris, Fr. Ebhardt) S. 174.
Lazarus, Leben der Seele, (Berlin, Frd. Dümmler. 1876 2 Aufl.) bespr. von Dr. L. Weis. S. 184, 225.
Ein neues Buch von Mark Twain. (Tom Sawyer's Abenteuer) deutsch übersetzt von Moritz Busch. (Leipzig, Grunow, 1876.) S. 217.
Rudolf Reichenau „Die Alten", der Schlußstein zu „unsern vier Wänden", (Leipzig, Grunow, 1876.) bespr. von Hans Blum. S. 418.

Die Dresdner Malerschule. Alexander Flamant. S. 28.
Dr. Ludw. v. Sybel, das Bild des Zeus. S. 31.
Denkmäler des Mittelalters und der Renaissance in Sachsen, G. Wustmann I. S. 459. II. S. 490.

Digitized by Google

G. Doré, Illustrationen zu „der alte Matrose" von F. Freiligrath, Prachtausgabe. (Leipzig, Amelang. 1876.) S. 440.
Neue Blumenstudien von Marie Remy. (Leipzig, Arnoldi, 1876.) S. 440.
E. Hildebrands Aquarelle „Aus Europa", neue Lieferung. (Berlin, R. Wagner, 1876.) S. 440.

Literatur. (Kürzere Besprechungen)

Johannes Scherr, Größenwahn. (Leipzig. Günther, 1876.) S. 78.
Justinus Möller, Gründerprocesse. (Berlin, J. Springer, 1876.) S. 79.
Karl Witte, Dante's Göttl. Komödie. (Berlin, Decker, 1876.) S. 79.
Theod. Flathe, Allgem. Weltgeschichte. (Leipz. J. J. Weber, 1876.) S. 80.
Karl Baedekers Handbücher für Reisende in neuen Auflagen. (17. Aufl. von Südbaiern, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain u. Küstenland; 19. Aufl. der Rheinlande; 17. Aufl. von Süddeutschland und Oesterreich.) S. 118.
Julius Eckardt, Russische und baltische Charakterbilder. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1876.)
Fr. Freihold, Lebensgeschichte der Menschheit. (Jena, Costenoble, 1876) S. 154.
H. Scheube, die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. (Berlin, Wedekind & Schwieger, 1876.) S. 154.
Heinrich Merckens, das Gastmahl des Trimalchio. (Jena, Costenoble, 1876.) S. 155.
Heinrich Schwarzschild, Homers Odyssee, deutsche Uebersetzung. (Frankfurt a. M. Diesterweg, 1876.) S. 156.
Woldemar Wenck, „Lose Blätter, leichte Waare". (Leipzig, Schlicke, 1876.) S. 157.
J. G. Droysen, Abhandlungen (Leipzig, Veit & Comp., 1876). S. 158.
Dr. Ferd. Schroeder, Vier Jahre Kulturkampf. (Frankfurt, a. M Zimmer, 1876). S. 160.
Prof. Fried. Körner, Die Luft. (Jena, Costenoble, 1876). S. 196.
Lazar v. Hellenbach, Philosophie des gesunden Menschenverstandes. (Wien, Braumüller, 1876). S. 198.
Ferd. Fischer, Preußen 1849. (Berlin, Reiner, 1876). S. 238.
Franz Starkmann, Frankreich und England in Nordamerika. (Stuttgart, A. B. Auerbach, 1876). S. 279.
Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 39. Band. (Leipzig, Brockhaus, 1876.) S. 320.
Wilh. Wattenbach, Geschichte des Römischen Papstthums. (Berlin, Herz, 1876). S. 355.
Caroline Herschel's Memoiren und Briefwechsel. (1750—1848). Aus dem Engl. v. A. Scheibe (Berlin, Herz. 1877). S. 356.
General v. Ollech, Geschichte des Feldzugs von 1815. (Berlin, Mittler, 1876). S. 358.
Ofterdinger, Wieland. (Heilbronn, Henninger, 1877). S. 359.
Karl Bartsch, Dante's Göttliche Komödie. Leipzig, Vogel, 1877) S. 360.
Jul. Lohmeyer, „Deutsche Jugend". Leipzig, Alfons Dürr, 1877). S. 436.
Jul. Sturm. Das Buch für m. Kinder. (Leipzig A. Dürr, 1876) S. 437.
O. Pletsch, Unser Hausgärtchen (Leipzig, Alfons Dürr, 1876) S. 437.
Märchenbücher des Verlags von Ferd. Dümmler, Berlin S. 437.
Neue Jugendschriften des Carl Flemming'schen Verlags in Glogau S. 437.
Neue Jugendschriften des Verlags von Belhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig S. 438.
Dr. J. Baumgarten, Robin Jouet (Stuttgart, Rieger, 1876) S. 438.
J. Siegfried, Wielands Erzählungen. (Leipzig, Grunow.) S. 439.
W. v. Hillern, „Höher als die Kirche" u.
Th. Storm, Aquis submersus (Berlin, Partel, 1876) S 439.
Rudolf Baumbach, Zlatorog (Leipzig, Liebeskind, 1876) S. 439.
Enzian, 2 Bände (Leipzig, Liebeskind, 1876) S. 439.
Karl Stieler, Elsaß-Lothringen (Stuttgart, Paul Neff. 1876) S. 440.
Woldemar Kaden, Das Schweizerland. (Stuttgart, J. Engelhorn, 1876) S. 440.
Tennyson. Enoch Arden. Deutsch von Strodtmann, illust. v. Thumann, (Berlin, Grote, 1876) S. 440.
Wilh. Rabe, Horacker, (Berlin, Grote, 1876) S. 440.
Dr. Joh. Kelle, die Jesuitengymnasien in Oesterreich (München Oldenbourg, 1876) S. 475.
Dr. O. Schwebel, Kulturhist. Bilder aus der Mark Brandenburg. (Berlin, Alfr. Weile, 1877) S. 476.
G. Jansen, Aus (Oldenburgs) vergangenen Tagen. S. 478.
G. Wustmann, illustr. Weihnachtskatalog. (Leipzig, Seemann, 1876) S. 478.
Fr. Bodenstedt „Einkehr und Umschau" neueste Gedichte. (Jena, Costenoble, 1876) S. 479.
Schuler v. Bibloy, Türken- u. Jesuitenzeit. (Berlin, Grieben, 1877.) S. 518.
Paul Riemeyer, Habilitationsschrift. (Stuttgart, Enke, 1876). S. 519.
Carl Munde, Ventilation. Leipzig, Arnoldi, 1876) S. 519.

Digitized by Google

„Der Erbfeind“ des Herrn Victor de Saint-Genis und Verwandtes.

Dr. Albrecht Deetz.

In der Revue des deux mondes vom 1. Juni d. J. findet sich ein Artikel von Ferd. Brunetière, der in dem Ausspruche gipfelt: „daß es ebenso lächerlich wie hassenswerth sei, einen politischen Krieg mitten in voller Civilisation mit aller Gewalt zu einem Rassenkrieg, zu einem neuen unauslöschlichen Kampf umwandeln zu wollen.“ Wir sind gerne bereit, dem Herrn Brunetière ohne Rückhalt hierin beizupflichten, nur müssen wir ihn bitten, diesen Vorwurf an die richtige Adresse, d. h. an seine eigenen Landsleute zu richten.

Jener Artikel handelt über ein in Deutschland neu erschienenes Handbuch der Geographie von A. Hummel. Herr Brunetière findet dasselbe in Bezug auf Darstellung und Vielseitigkeit des Stoffes sehr belehrend, zweckdienlich, ja in vieler Beziehung selbst nachahmungswürdig für Franzosen. Zwei Dinge hat er jedoch daran auszusetzen. Zunächst ist der Deutschland gewidmete Theil ein verhältnißmäßig viel zu großer, und zweitens wird dem deutschen Volksthum zu sehr darin gehuldigt, während die Nachbarvölker, besonders Frankreich, unterschätzt werden.

Was den ersten Punkt anlangt, so haben wir gerade einen Band eines französischen Schulbuchs der Geographie*) vor uns. Derselbe enthält die Geographie sämmtlicher europäischen Staaten mit Ausnahme Frankreichs, es muß also wohl der Geographie Frankreichs, da wir doch nicht annehmen können, daß dieselbe mit der von Afrika oder Asien zusammengeworfen sei, ein besonderer Band gewidmet sein. Herr Brunetière kann daraus ersehen, daß es auch in Frankreich Leute giebt, die der vernünftigen Ansicht sind, daß in

*) Description particulière de l'Europe pour la classe troisième par E. Cortembert. Paris, Hachette et Co.

Digitized by Google

einem Handbuch oder Schulbuch der Geographie der vaterländischen Geographie eine eingehendere Behandlung zu Theil werden muß.

Was den zweiten Punkt anlangt, so scheint Herr Brunetière nicht zu wissen, daß bislang ein großer Theil des deutschen Volkes, im grellsten Gegensatz zum französischen, das Ausland mit bewundernden Blicken betrachtete und dabei den Werth des Vaterländischen stark unterschätzte. Von diesem Standpunkt aus wird aber auch wohl der Herr Brunetière zugeben, daß es verzeihlich erscheint, wenn man in Deutschland diesem Indifferentismus durch eine vielleicht zu sanguinische Schilderung deutscher Verhältnisse beizukommen sucht, besonders wenn man von einer Selbstberäucherung, wie sie folgende Stelle eines französischen Schulbuches enthält, noch himmelweit entfernt bleibt: „In der alten Welt gab es ein Volk, welches Gott aus der Menge der Nationen auserwählt hatte, damit es die ursprüngliche Ueberlieferung und die bei Anfang aller Wesen den Menschen gegebenen Gesetze der Moral unversehrt erhalten möchte, man kann sagen, daß in der regenerirten Welt Frankreichs das neue auserwählte Volk ist. In seinem Schooße trägt es alles, was nöthig ist, die Reiche zu erleuchten oder zu zerschmettern (éclairer ou foudroyer)".

Dies steht wörtlich zu lesen in einer sowohl in Frankreich als auch in Belgien vielfach wiederholten Auflage einer Histoire de France v. M. Victor Boreau, die, von der Geistlichkeit mächtig protegirt, in einer großen Anzahl Schulen beider Länder eingeführt war und sehr wahrscheinlich noch in Gebrauch ist.

Wenn deutsche Dichter ihr Vaterland über alles in der Welt setzen, so theilen sie diese liebenswürdige patriotische Schwäche wohl mit vielen Kunstgenossen aller gebildeten und halbgebildeten Nationen. Ob die deutsche Bevölkerung in Ungarn wirklich ein wahrer Segen für das Land ist, wie Herr Hummel behauptet, oder ob das Gegentheil der Fall ist, wie Herr Brunetière anzunehmen scheint, dafür lassen sich wenigstens ebenso viele Gründe für wie wider anführen; einem Deutschen wird man daher aus der ersteren Annahme niemals einen Vorwurf machen können. Daß „der Deutsche denkt und der Franzose redet", kann doch vernünftiger Weise nur bedeuten, daß sie dies mit Vorliebe thun. So stimmt es aber ganz genau zu dem, was aufgeklärte Franzosen selbst ausgesprochen haben. So sagt Mad. de Staël in ihrem Buch über Deutschland, in dem Kapitel über die Conversation: „Die deutsche Conversation ist ein Medium der Gedankenvermittelung, die französische dagegen ein Instrument, auf dem man mit Vergnügen spielt." Die etwa kniffliche Unterscheidung zwischen Normal- und Nichtnormalfranzosen, welche ersteren Herr Hummel allein auf Isle de France beschränkt wissen will, hätte auch unserer Ansicht nach, weil gegenstandlos, besser unterbleiben können; daß

Digitized by Google

dieſelbe aber den Raſſenhaß zu nähren vermöchte, können wir unmöglich zugeben, ebenſowenig wie ein vielleicht übereiltes Wort Mommſen's dies vermöchte.

Herr Brunetière kommt bei Gelegenheit auch auf die Schilderung der natürlichen Grenzen Deutſchlands nach Daniel's Lehrbuch zu ſprechen. Wie viel Staub dieſelbe in den letzten Jahren ſpeciell in Frankreich aufgewirbelt hat, wie viel Trugſchlüſſe, abſichtliche und unabſichtliche, daran geknüpft worden ſind, läßt ſich kaum ſagen. Zunächſt wollen wir dazu bemerken, daß in den vielen Jahren vor dem deutſch-franzöſiſchen Kriege, in denen das Daniel'ſche Lehrbuch in den meiſten deutſchen Schulen eingeführt war, es den Franzoſen ebenſowenig wie jetzt den Oeſtreichern, Dänen und Ruſſen, die nach Anſicht der Franzoſen durch jene deutſche Prätenſionen auch bedroht ſind, in den Sinn gekommen iſt, jener Stelle die jetzt ſo beliebte Deutung zu geben. Nichtsdeſtoweniger müſſen auch wir wünſchen, daß der Verfaſſer bei einer erneuten Auflage ſeines Werkes dieſer Stelle eine ſolche Wendung giebt, daß jedes Mißverſtändniß zur Unmöglichkeit wird, nicht als ob wir es für denkbar hielten, die Herren Franzoſen dadurch von unſerer Friedensliebe und unſerm Wunſche nach aufrichtiger Ausſöhnung zu überzeugen. Sie ſuchen doch nur nach Scheingründen und nehmen ſie, wo ſie ſie finden, um den von ihnen ſyſtematiſch geſchürten Raſſenhaß zu beſchönigen; es gilt vielmehr ihnen jedmöglichen Vorwand zu nehmen und ihnen das Haſſenswerthe eines von langer Hand vorbereiteten Raſſenkrieges, den ſie durch ihr Gebahren unvermeidlich heraufbeſchwören werden, allein zu überlaſſen.

Aufmerkſame Beobachter und genaue Kenner des franzöſiſchen Volkes, Deutſche, welche ſowohl vor als nach dem Kriege unter demſelben geweilt haben und noch weilen, und die aus einer gewiſſen Vorliebe für Land und Leute kein Hehl machen, haben verſchiedentlich ihre Stimme erhoben,*) um ihre deutſchen Landsleute auf die Symptome eines drohenden Völkerkrieges aufmerkſam zu zu machen, der, wenn auch vorausſichtlich erſt nach einer Reihe von Jahren, aber dann ganz unvermeidlich und mit um ſo größerer Heftigkeit ausbrechen wird. Wohl hat ſich äußerlich manches geglättet, wohl mag der einzelne Deutſche jetzt wieder unbehindert durch Frankreich reiſen, ohne, wie noch vor nicht allzulanger Zeit, auf Schritt und Tritt Inſulten ausgeſetzt zu ſein: der Franzoſe wird ihn vornehm überſehen, ihn vielleicht gar mit kalter Höflichkeit behandeln; aber dieſe äußere Ruhe iſt nur eine erzwungene; im Innern dieſer in ihrem Heiligſten, d. i. ihrer Eitelkeit, gekränkten Nation kocht und tobt es um ſo

*) Man ſehe unter anderm den Aufſatz in der Kölniſchen Zeitung Nr. 166.

mehr und nur ab und zu bricht der verhaltene Groll in unbewachten Momenten an einzelnen Punkten mit urwüchsiger Gewalt hervor, um ebenso plötzlich wie auf ein Zauberwort hin zu verstummen. Wir kennen dieses Zauberwort, es heißt Geduld, abwarten, bis der große Moment gekommen ist. In diesem Gedanken ist die sonst so vielfach gespaltene Nation einig; in diesem Gedanken trägt sie willig die großen Lasten, die ihr das Staatswesen, die ihr der beschwerliche Heeresdienst auferlegt, in ihm hat sie ihre Arbeit mit rastloser Thätigkeit und seltener Energie wieder aufgenommen, in ihm findet sie einen Trost über die Unglücksfälle der Schreckensjahre, wie man die Kriegsjahre von 70 und 71 zu nennen beliebt. Je weniger aber aus Klugheitsrücksichten der Haß sich äußern darf, um so tiefer frißt er sich ein, um so intensiver wird er, und nicht nur die unlautern Mächte der vaticanischen Religion führen ihm immer neue Nahrung zu, denn das ist anderswo auch nicht anders; nein auch die Wissenschaft, die doch berufen ist, auf lichten Höhen zu wandeln, und die vor allem dazu angethan erscheint, zwei gleich, wenn auch verschieden begabte Culturvölker, die Geschichte und Abstammung zu Verwandten und Nachbarn gemacht hat, auszusöhnen, wird von unwürdigen Jüngern in den Staub der tagespolitischen Vexationen herabgezogen und muß ihre Waffen, die sonst nur zum Heil der Menschheit gegen die finstern Mächte der Dummheit und Unwissenheit gewandt werden, zur Herbeiführung eines brudermörderischen Kampfes zwischen zwei Nationen mißbrauchen lassen, die sich in gleicher Weise um sie verdient gemacht haben.

Die Revue des deux mondes, gewiß ein Blatt, dessen wissenschaftlicher Charakter über allen Zweifel erhaben ist, hat sich dennoch bereit gefunden, einem Artikel von Quatrefages, der mit ernster Miene der Welt erzählte, daß die heutigen Preußen keine Deutschen, sondern Finnen seien, und vielen andern ihre Spalten zu öffnen, die dazu angethan waren, den Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich und zwar ganz ihren frühern Intentionen entgegen zu schärfen.

Es wäre fast eine Beleidigung für die Revue, wenn wir hier gleich hinterher die Sudelschriften eines Tissot in irgend einer Beziehung zu ihr erwähnen wollten, aber doch dürfen wir die Frage nicht unterdrücken: warum hat das renommirte Blatt, dessen Aufgabe es vor allem gewesen wäre, auch nicht ein Wort gefunden, um das französische Publicum über den gänzlichen Unwerth jener Schriften aufzuklären? Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es der Deutschenhaß gewesen ist, der ihr gegen besseres Wissen Schweigen auferlegt hat.

Ja sagen wir es rund heraus, man darf sich eigentlich über nichts mehr wundern, was in unserm Nachbarlande passirt, denn der Haß auf die Spitze getrieben macht blind wie die Liebe und macht auch sonst vernünftige Men-

schen zu allen Thorheiten fähig. Das Tollste aber, was auf wissenschaftlichem Gebiet in Frankreich vorgekommen ist, hat ein sogenannter französischer Gelehrter, ein Historiker von Fach, ein gewisser Herr Victor de Saint-Genis, der sich als Correspondent des Ministeriums für historische Arbeiten als Laureat des Instituts von Frankreich, als Officier des Saint Maurice- und des Saint Lazare-Ordens von Italien u. s. w. einführt, in seinem neuesten Werk geleistet, welches folgenden für Franzosen äußerst verführerischen Titel führt: „Der Erbfeind oder die germanischen Einfälle in Frankreich und das durch Preußen in seinen Grenzen berichtigte Europa, mit drei Karten." Wenn wir in einem früheren Artikel über die Tissot'schen Schmähschriften*) die Ansicht verfochten, daß es vor allem schnöde Gewinnsucht sein müsse, die diesen Herrn zu seiner unsaubern Arbeit begeistert habe, so haben wir hinsichtlich des Herrn de Saint-Genis nicht den geringsten Grund, an seinem echten, überzeugungstreuen, untilgbaren, bis zum Wahnwitz gesteigerten Haß zu zweifeln, denn nur ein solcher konnte ihn zu einer Geschichtsfälschung veranlassen, wie sie frecher kaum erdacht, wie sie unverschämter und consequenter kaum von Jesuiten ins Werk gesetzt werden kann.

Herr de Saint-Genis will nämlich nichts Geringeres, als die falsche Legende von dem französischen Ehrgeiz zerstören, er will beweisen, daß nicht Frankreich der Erbfeind Deutschlands sei, sondern daß seit uralter Zeit das Umgekehrte der Fall sei: daß Deutschland 28 Mal, und davon 27 Mal ohne jede Berechtigung, plündernd und mordbrennend in Frankreich eingefallen sei, die kleineren Einfälle gar nicht mitgezählt. In seiner Einleitung, die äußerst characteristisch für den Herrn Verfasser, für sein Werk und für das heutige französische Publicum ist, macht er dem französischen Leser zunächst den Vorwurf aus seiner spanischen Unbekümmertheit, aus seiner afrikanischen Erstarrung. „Unsere Unglücksfälle", so ruft er in seiner bilderreichen Sprache aus, „scheinen nur die sociale Epidermis äußerlich gestreift zu haben, sie haben keine Wunde gegeben, sie haben die Rasse nicht aufgerüttelt. Aber habt Acht! Bis jetzt haben wir nach den Ereignissen geurtheilt, es ist Zeit unsere Meinung nach der Gerechtigkeit zu messen und nicht eher seine Schlüsse zu ziehen, als bis man überlegt hat." (Nebenbei ein schönes Compliment für seine Herren Compatrioten.) „Doch kann man das verlangen von einer Gesellschaft, die sich in Zersetzung befindet? Wenn man, in seiner Existenz bedroht, nicht einmal des nächsten Tages gewiß ist, kann man sich dann um das Studium (er meint hier zweifelsohne das historische) bekümmern? Aber doch halte ich es für erlaubt, euch zuzurufen: Habt Acht! der Abgrund ist vor euern Füßen. Ergreift dieses Tau, oder die Fluth schwemmt euch

*) Grenzboten II. 401. 1876. S. . . .

hinweg. Drum fort mit dem Parteitreiben, denn ohne die Freundschaft Rußlands würde uns jeden Augenblick eine neue Invasion treffen. Aber für unsere zu leicht erschütterte Einbildungskraft (Herr de Saint-Genis beachtet offenbar nicht, daß er auf der Seite vorher von afrikanischer Erstarrung gesprochen hat) genügt es, die Geschichte zu enthüllen, aber nicht die, welche erfunden ist, die Wahrheit zu quälen, sondern die echte Geschichte, losgelöst von den Banden der Leidenschaft und der Parteilichkeit." Und dann heißt es wörtlich weiter: „Nicht seit gestern sucht Deutschland Streit mit Frankreich. Das Sprichwort hat nicht gelogen, seit zwei und einem halben Jahrhundert hat Preußen unsere Erniedrigung vorbereitet. Die deutschen Geschichtsschreiber richten sich in ihren Büchern, in der Hoffnung, Europa auf eine falsche Spur zu bringen, gegen den Erbfeind ihrer Rasse und klagen Frankreich fortgesetzter, hartnäckiger, unversöhnlicher Angriffe an. Aber das Entgegengesetzte ist die Wahrheit. Wozu dieser eifersüchtige Haß? Woher jene Scheinheiligkeit, die anderen das Verbrechen vorwirft, was man selber plant?" (Es ist Herr de Saint-Genis, der dies fragt.) „Ein Wort von Blaisse de Montluc entschleiert uns dies Geheimniß. Bei der Belagerung des Schlosses de Lans in Piemont, im Jahre 1552, zögerte man einen Durchbruch zu erzwingen. Nun, rief Montluc aus, muß man soviel Aufhebens von diesen Deutschen machen? Ich wette, daß von dreitausend fünfzehnhundert keine Hosen anhaben, und daß die meisten unserer Soldaten sammtne und seidene haben. So laßt sie kommen, wir werden sie ausklopfen." Herr de Saint-Genis bemerkt dazu: „Ja, weil sie keine Hosen haben, wollen sie uns die unsern nehmen." Das ist die wahre unparteiische Geschichtsschreibung dieses gelehrten Herrn. Und dann, nachdem er schlechtweg behauptet, die heutigen Deutschen wären noch dieselben Barbaren wie zu Zeiten Cäsar's, heißt es wörtlich: „Durchblättern wir unsere Annalen, so werden wir auf jeder Seite die Spuren germanischer Plünderungs- nnd Mordbrennerzüge finden. Es ist gut, diese Dinge zu wissen, damit endlich die Legende von dem französischen Ehrgeiz verschwinde und damit man nicht das Schattenbild des uns belauernden Ulanen am Horizonte aus dem Auge verliere." „Indem ich dieses Buch schreibe", heißt es gleich darauf weiter, „ist mein Zweck gewesen, zu zeigen, daß Frankreich nicht allein ein Interesse daran hat, in der Geschichte den Gang und den Fortschritt des deutschen Ehrgeizes, d. h. der preußischen Herrschaft zu studiren. Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, die Schweiz, sind wie wir bedroht. Oestreich-Ungarn, Rußland selbst, finden keine Gnade vor den Geographen Berlins. Diese Stelle ist bedeutsam, da sie nur etwas verblümt denselben Gedanken enthält, dem Herr Tissot in seinem Buch „Les Prussiens en Allemagne" folgende Worte leiht: „Er (der Preuße) hat zu allen Zeiten genommen und wird noch viel nehmen, bis endlich Europa ihm

ſeine ganze Gendarmerie auf die Ferſen hetzt.“ Wahrlich par nobile fratrum! Bei Beiden die gleiche Gemeinheit der Geſinnung, bei Beiden dieſelbe naive Beſchränktheit, anzunehmen, daß man durch ſolche Redensarten andere Leute, als ungebildete und halbgebildete Franzoſen überzeugen könne; nur bei dem einen eine größere Plumpheit und Unverfrorenheit des Ausdrucks. Herr de Saint-Genis ſchließt dann ſeine Vorrede, die er, nebenbei bemerkt, nur an den franzöſiſchen Leſer richtet, wie folgt: „Ich will euch beweiſen, daß die mit Ueberlegung gefälſchte Geſchichte in den Händen der Preußen eine gefährliche Heuchelei geworden iſt. Die Deutſchen haben 28 Mal Frankreich mit Krieg überzogen, und ſie klagen unſern Ehrgeiz an! Ich werde in dieſer mühſeligen Arbeit jede Lebhaftigkeit der Sprache vermeiden. Ich werde nicht Franzoſen, ſondern Fremden die harten Wahrheiten entlehnen, welche man von den Deutſchen ausgeſagt hat. Ich ſuche keineswegs Preußen verächtlich, ſondern Frankreich beliebt zu machen; der Geiſt der Rache iſt ein unfruchtbares Gefühl; man muß das Unrecht vermeiden, was man ſeinen Feinden vorwirft. Gerade einem kalten und geduldigen Haß gegenüber ziemt es ſich mit Höflichkeit zu brüſten.“

Wenn man ſich den Schluß dieſer Vorrede genauer anſieht, beſonders auch mit Rückſicht auf das, was vorhergeht, ſo wird man uns gerne zugeben, daß wir vorher nicht zu viel behaupteten, als wir ſagten, daß dieſes Buch das Tollſte enthält, was ſeit langer Zeit jenſeits der Vogeſen gedruckt iſt. Nach den gemeinſten Ausfällen gegen die räuberiſchen und mordbrenneriſchen barbariſchen Deutſchen, ſagt er, er werde jede Lebhaftigkeit der Sprache vermeiden, und in demſelben Athemzug, in welchem er die von ihm erſt erfundene Behauptung uns an den Kopf ſchleudert, daß die Deutſchen die Geſchichte abſichtlich fälſchen und ſich daraus eine für Europa gefährliche Waffe machen, erklärt er nur von Fremden ſeine ſogenannten Wahrheit entlehnen zu wollen. Wenn man dabei bedenkt, daß der Verfaſſer die Dreiſtigkeit beſeſſen hat, dieſer Vorrede das tiefbedeutungsvolle Wort des Tacitus „sine ira et studio“ vorzuſetzen, ſo kann es zweifelhaft erſcheinen, ob für Frankreich der Umſtand beſchämender iſt, daß es einen Menſchen wie Victor de Saint-Genis zu den Vertretern franzöſiſcher Wiſſenſchaft gezählt hat, oder aber der, daß ſich bis dato noch kein wirklicher franzöſiſcher Gelehrter bereit gefunden hat, dieſen Herrn zur Rechenſchaft zu ziehen, und ihn in ſeiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit vor aller Welt bloszuſtellen. Doch ſehen wir zu, wie der ehrenwerthe Herr Verfaſſer ſich mit ſeiner, wie er ſelbſt einräumt, mühſeligen Arbeit abfindet.

„Die Erzählung, welche folgt“, ſo hebt Herr de Saint-Genis nach einigen gemeinen Ausfällen, leeren Wiederholungen und nichtsſagenden Phraſen im erſten Kapitel an, „hat zum Zweck, jedem, der es vergeſſen hat, ins Ge-

dächtniß zurückzurufen, was Frankreich von Deutschland getrennt hat, und was uns (die Franzosen) den andern Völkern nähert; sodann kurz die wenig bekannte Geschichte der östlichen Grenze zu erzählen und dann die alten unveräußerlichen Rechte der Franzosen auf die natürlichen Grenzen des alten Galliens ins rechte Licht zu setzen. Nachdem man gesehen hat, wie unsere Väter ihres Besitzes entäußert wurden in einer sehr zweideutigen Hoffnung auf einen europäischen Frieden, wird man weniger erstaunt sein über die Rückforderungen, welche Frankreich nie aufgehört hat, auf ein Territorium zu erheben, welches ihm gehört, und über die Anstrengungen, welche unsere Nachbarn in verschwenderischer Weise gemacht haben, um sich derselben zu bemächtigen, indem sie glaubten, uns so in Vormundschaft zu halten."

Wir wissen nicht, was Herr de Saint-Genis mit dem Ausdruck „ins richtige Licht stellen" (mettre en lumière) hat sagen wollen. Wer aber annehmen wollte, dies bedeute so viel als klar machen, beweisen, würde sich sehr täuschen. Der Herr Verfasser denkt gar nicht daran. Er stellt diese unerhörte Behauptung auf, ohne einen ernstlichen Versuch zu machen, sie zu begründen, und doch müßte er sich darüber klar sein, daß diese Beweisführung der eigentliche Angelpunkt seiner „penibeln Arbeit" war, denn wäre ihm dieselbe gelungen, so müßten wir Deutschen reuevoll eingestehen, daß wir mit Ausnahme etwa der kurzen Spanne von 1794—1814 den Franzosen schändlicher Weise das Ihrige vorenthalten haben und dann möchte es mit den 28 Einfällen in Frankreich seine Richtigkeit haben. Alles, was er zur Begründung seiner unveräußerlichen Forderungen anführt, ist eben nur Folgendes.

„Vor zehn und einem halben Jahrhundert kamen scharfsinnige Politiker (sic!) auf den Gedanken, den Rhein (er meint hier die Rheingrenze, die übrigens in dem damaligen Karolingischen Reiche gar nicht existirte) durch eine solide Barriere aus kleinen unabhängigen Staaten gebildet" (d. i. historischer Nonsens, oder wie viele waren es und wie heißen sie?) „zu ersetzen, welche in ihrer Neutralität ihre Stärke finden sollte und gewissermaßen solidarisch für einander hafteten. Die Bischöfe, welche im Jahre 843 den Vertrag von Verdun aufsetzten, wollten die Gallier von den Deutschen durch eine politische Combination trennen. Jene neutrale Zone war durch die Diplomaten des 9. Jahrhunderts dem gallischen Territorium entlehnt, sie war quasi germanisirt" (also doch!) „in dem Maße, wie sich die französische Einheit" (wenn es hier Ehrgeiz hieße, würde der Satz einen Sinn bekommen) „stärkte, fühlte man die Nothwendigkeit, dem alten Gallier" (aber wo war denn dies und wo die alten Gallier?) „seine natürliche Alpen- und Rheingrenze zurückzugeben."

Man sieht also: eine ernsthafte Begründung seiner Behauptung hat er gar nicht versucht und zwar deshalb nicht, weil er sich wohl bewußt ist, daß

dieſelbe auf zwei Lügen baſirt, und weil er ſehr wohl weiß, daß die Maſſe des franzöſiſchen Publicums in hiſtoriſchen Dingen nicht ſo viel Logik beſitzt, dieſen Mangel der Darſtellung herauszufühlen; daß aber ſeine beſſer unterrichteten Landsleute ihm aus Haß gegen Deutſchland durch die Finger ſehen würden, darüber konnte er keinen Zweifel hegen.

Die von Herrn de Saint-Genis hier ſupponirte Grenze zwiſchen Gallien und Germanien iſt nichts anders als die von Cäſar willkürlich feſtgeſetzte Rheinlinie, die die Deutſchen jedoch weder vor noch nach ihm reſpectirt haben*), da ein Strom überhaupt keine natürliche Grenze zwiſchen zwei Völkern bilden kann. Aber ſelbſt die Unmöglichkeit angenommen, der Rhein habe im Alterthum die beiden Völker ſtreng geſchieden, ſo fällt dem Herrn de Saint-Genis immer noch die Aufgabe zu, den Beweis zu liefern, daß die heutigen Franzoſen als unverfälſchte Nachkommen der alten Gallier ein unveräußerliches Recht auf den früheren territorialen Beſitz derſelben haben. Als Cäſar nach Gallien kam, fand er daſelbſt eine große Mannigfaltigkeit von unter ſich uneinigen Volksſtämmen vor, von denen nur ein Theil Gallier waren. Was von dieſer Bevölkerung, unter der ſich auch germaniſche oder germaniſch gemiſchte Stämme vorfanden, nicht über den Rhein zurückging, wurde unterworfen und mit der Zeit ſo ſehr ſeiner Nationalität entkleidet, daß von ſeiner Sprache ſich nur geringe Reſte in der heutigen Landesſprache vorfinden. Als dann ſpäter die Germanen in geſchloſſenen Maſſen in das römiſche Gallien einfielen, und die Legionen daraus vertrieben, fanden ſie keine Gallier vor, ſondern römiſche Provinzialen, die von der allgemeinen Fäulniß des ſinkenden Römerreichs angeſteckt, ſich ohne Schwertſtreich den ſiegreichen Franken ergaben, und deren Land ſpäter unter den Karolingern einen Theil des großen germaniſchen Weltreichs ausmachte. Der Vertrag von Verdun theilte daſſelbe bekanntermaßen in Oſtfranken (Deutſchland), Weſtfranken (Frankreich) und Lothringen unter die drei Enkel Karl's des Großen. Hiermit erſt beginnt die franzöſiſche Geſchichte im eigentlichen Sinne, denn unter den Karolingern iſt die Geſchichte dieſes Landes untrennbar mit der deutſchen Geſchichte verbunden, und was vorhergeht, iſt entweder Specialgeſchichte der germaniſchen Stämme in den eroberten Provinzen des römiſchen Galliens oder aber Geſchichte der unterworfenen römiſchen Gallier. Was alſo dem Vertrage von Verdun vorhergeht, müßten die franzöſiſchen Hiſtoriker, wenn anders ſie logiſch verfahren wollen, als Vorgeſchichte ihres Landes behandeln. Aus einer Vorgeſchichte aber unveräußerliche Rechte herleiten zu wollen, iſt ebenſo unverſchämt als abſurd**).

*) Cäſar bekundet dieſes ſelbſt an vielen Stellen ſeines Galliſchen Krieges.

**) Mit ganz demſelben oder viel größerem Rechte könnte nach dieſer Logik Deutſchland

Was aber nach dieſer Richtung hin ſchon alles in Frankreich dageweſen iſt, das zeigt wohl am beſten das naiv-unverſchämte Decret des erſten Napoleon von Schönbrunn, erlaſſen im Jahre 1809, worin er ſich auf Karl den Großen als den Kaiſer der Franzen, ſeinen erlauchten Vorgänger beruft. Seine franzöſiſchen Unterthanen fanden dies ganz in der Ordnung, denn in ihren Köpfen waren noch die Anſchauungen der großen Chroniken lebendig, nach denen die Gallier und Franken von trojaniſchen Flüchtlingen abſtammten, und die Franken, die man auch Franzoſen nennt, Deutſchland erobert und die Römer geſchlagen haben. Wenn auch ſeitdem manches geſchehen iſt, um dieſen hiſtoriſchen höhern Blödſinn aus den Köpfen der Maſſen des franzöſiſchen Volkes zu verbannen, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie ab und zu gerne wieder in denſelben zurückfallen, weil er ihrer Nationaleitelkeit ſchmeichelt.

Doch kehren wir zu Herrn de Saint-Genis zurück. Statt ſich mit einer wiſſenſchaftlichen Begründung ſeiner Theſen abzumühen, ergeht ſich der ehrenwerthe Herr in endloſen Variationen des ſchon Mitgetheilten und ſucht das Langweilige derſelben durch gemeine Invectiven gegen Deutſchland vergeſſen zu machen. Die folgende iſt beiſpielsweiſe ganz im Stile des Herrn Tiſſot, deſſen traurige Berühmtheit ihm, wie es ſcheint, den Schlaf geraubt hat. „Aber was man nicht genug ins Licht ſtellen kann, iſt der unverträgliche herrſchſüchtige Charakter jener nordiſchen Soldaten, deren vollendetſter Typus die Preußen von 1870 ſind, iſt der ungeſtillte Hunger, der ſie aus ihren ſandigen Ebenen und aus ihren kalten Wäldern in unſere Weinberge, in unſere Städte treibt, iſt die Gefahr, unſere edelmüthige Unvorſichtigkeit in Contact zu laſſen mit dieſen geduldigen Naturtrieben (instincts patients), mit dieſen von langer Hand geplanten Ueberraſchungen.“

Dann kommt er mit einem etwas genialen Gedankenſprunge auf den Mangel der Erziehung in Frankreich zu ſprechen, und meint, daß die Publiciſten das nachholen müßten, was der Schulmeiſter verſäumt habe, beſonders in Bezug auf Erweckung von Patriotismus. Wenn dies wirklich durch Selbſtverherrlichung möglich iſt, wie er behauptet, daß es in Deutſchland vor ſich ginge, dann ſteht Frankreich, wie wir das ſchon an dem einen Beiſpiel glauben ſattſam nachgewieſen zu haben, keineswegs hinter Deutſchland zurück. Er wiederholt dann die ſchon oft gemachte Behauptung, daß die deutſchen Gelehrten abſichtlich die Geſchichte fälſchen, indem er eine Notiz daran knüpft, die dieſelbe erhärten ſoll. Wir theilen dieſe wörtlich mit, weil ſie ein grelles Schlaglicht auf die erſtaunliche Ignoranz dieſes franzöſiſchen preisgekrönten Hiſtorikers wirft. Er will nämlich einem deutſchen Ethnographen widerlegen, der England eine deutſche

---

ganz Frankreich, die Niederlande, die Schweiz, Italien, Spanien etc. als deutſchen Beſitz unter Karl dem Großen reclamiren. D. Red.

(d. h. wohl eine germaniſche) Inſel genannt hat, und thut dies folgendermaßen: „Seit beinahe 40 Jahren haben die Deutſchen, die erfahren darin ſind, den Samen der Zwietracht unter Völker auszuſtreuen, deren natürliche Verwandtſchaft und herzliches Einverſtändniß ihnen läſtig iſt, die britiſche Nation überredet, daß ſie aus Anglo-Sachſen gebildet iſt, während ſie aus Angeln beſteht, die aus jenen däniſchen Provinzen gekommen ſind, die heute an Preußen ausgeliefert ſind, aus Celten und Neuſtro-Normannen. Macaulay, Carliſle, Tennyſon haben entgegenkommend die geſchichtlichen Fälſchungen accreditirt, die die Anglo-Sachſen als erbliche Gegner der lateiniſchen Raſſe hinſtellen, aus der ſie doch Dank den Siegern von Haſtings zum guten Theil abſtammen.“ Die Sieger von Haſtings ſind Normannen und dieſe alſo nach Ausſpruch dieſes gelehrten Herrn lateiniſchen Urſprungs. Wir meinen aber, daß, wer ſich ſo wenig in der Geſchichte ſeines eignen Landes bewandert zeigt, ſeine Oracelſprüche über die Geſchichte anderer Völker von vorneherein verdächtig macht, und faſt fürchten wir, daß man es uns verdenken würde, wenn wir dieſelben noch weiterhin einer ernſthaften Widerlegung würdigten. Von dieſer Erwägung geleitet, werden wir uns fürderhin lediglich darauf beſchränken, eine kleine Blumenleſe aus ſeinen kühnſten Ausſprüchen zu veranſtalten, die wir auch mit einigen Randgloſſen begleiten werden und dann den von ihm erſonnenen Plan mittheilen, nach welchem auf einem zukünftigen europäiſchen Congreſſe die Karte von Europa zu revidiren iſt, um endlich die Freundſchaft zwiſchen Deutſchen und Galliern und damit dann auch den Weltfrieden herzuſtellen.

Mit welcher Miene mag wohl der ehrenwerthe Herr Verfaſſer folgende Worte niedergeſchrieben haben? „Zu welcher Zeit haben wir den Boden Deutſchlands mit Krieg überzogen, wofern wir dazu nicht durch unſere Vertheidigung gezwungen waren? Und, wenn wir auf dieſe Seite des Rheines, auf franzöſiſchen Boden zurückgekommen ſind, waren wir beladen mit Säcken voll Gold und Edelſteinen wie die Reiter Johann Caſimir's, zogen wir hinter unſern Kanonen ſchwere Laſtwagen her wie die Kriegsknechte Blücher's oder die Pommern Werder's. Es wäre lehrreich den materiellen Vortheil zu berechnen, den die Deutſchen aus dieſen 28 Invaſionen gezogen haben. Vom 16. Jahrhundert an wäre dies möglich, aber man würde dieſe Werthe für exceſſiv halten, und es iſt beſſer, daß man nicht weiß, welchen Aderläſſen die franzöſiſchen Erſparniſſe genügen können.“ Angeſichts ſolcher Worte könnte man darüber in Zweifel ſein, ob die Ignoranz dieſes ehrenwerthen Hiſtorikers größer iſt als ſeine Frechheit; wenn man aber die gleich darauf folgenden Expectorationen lieſt, wird es einem ſcheinen, als ob ſich beide Tugenden bei ihm die Stange hielten: „Zu wiederholten Malen, in den Jahren 843, 1610, 1632, 1704, 1812 und 1831 verſuchten Politiker mit

vorſchauendem Blick die beiden Ufer des Rheins in eine Zone neutraler Staaten umzuwandeln, die dazu beſtimmt waren, das arbeitſame, productive, intelligente Frankreich gegen die wüthenden Angriffe der Bettler (besoigneux) des Harzes oder die Hungerleider (affamés) Pommerns zu beſchützen. Sie ſcheiterten aber an dem ererbten Haß, den gewiſſe Deutſche gegen alles hegen, was reicher und glücklicher iſt als ſie ſelbſt."

Nachdem er ſodann durch eine Stelle eines Schulprogramms des Magdeburger Gymnaſiums aus dem Jahre 1856, welches die Deutſchen in etwas lebhafter Sprache daran erinnert, daß die Welſchen noch im Beſitz des Elſaß ſind, den Beweis zu führen glaubt, daß der deutſche Unterricht nicht nur Sorge dafür trägt, die Jugend für den Kampf des Lebens ſondern auch für den hiſtoriſchen Kampf der Nationen und Raſſen tauglich zu machen, verſteigt er ſich zu dem Ausſpruch: „Und ſo ſind es die Univerſitätsangehörigen, die Paris bombardirt haben". Die Kenntniß dieſer Thatſache, meint er, „kann man nicht genug verbreiten." Und dann, einem Karl Moor nicht unähnlich, ruft er aus: „Drum fort mit den Utopien eines menſchenfreundlichen Ideals. Opfern wir niemals das große Bild des Vaterlandes jenem hohlen Traum einer menſchlichen Solidarität!" Es folgt dann ein neuer ebenſo gemeiner wie alberner Ausfall gegen Preußen: „Die Preußen haben keine Nationalität, dieſe ebenſo große (large) wie richtige Idee. Ubi praeda, ibi patria, ſagte Pomponius Mela von ihnen. Sie betrachten als ihr Vaterland alle Länder, wo ſie ihre Eroberungsſucht ſtillen können." Herr de Saint-Genis behauptet ſodann, daß er par discrétion überſetze, und daß die Sitten der Preußen dieſelben geblieben ſeien. Der ehrenwerthe Herr erinnerte ſich hier wohl ſeines früher gegebenen Verſprechens, ſeine harten Wahrheiten über die Deutſchen nur Fremden entlehnen zu wollen, und, um dieſem doch in etwas nachzukommen, reitet er den unglückſeligen Pomponius Mela, jenen Geographen zweifelhafter Güte aus der Zeit des Kaiſers Claudius, vor. Aber ſeien wir gerecht, auch Tacitus hat er excerpirt, natürlich aber nur ſolche Stellen ausgewählt, die ihm behagen, und die, aus dem Geſammtbilde herausgeriſſen, eine ungünſtige Deutung für Deutſchland zulaſſen. Ein ſolches Verfahren von Seiten eines Hiſtorikers ſetzt doch nothwendiger Weiſe ein ebenſo unwiſſendes wie oberflächliches Publicum voraus. Einmal zieht er ſogar Dante an, um ihm ein Verdammungsurtheil gegen die Deutſchen unterzuſchieben. Er vollbringt dies folgendermaßen: „Man darf ſich nicht wundern", meint er, „daß die Menſchen von jenſeit des Rheines niemals die Hoffnung auf Rache aufgegeben haben; ſie haben den Italienern niemals die Siege des Marius und des Cäſar verziehen." (Herr de Saint-Genis weiß offenbar nichts von dem Unterſchied, den man zwiſchen italiſch und italieniſch macht. Italiener gab es aber zu Zeiten des Marius und des

Cäsar noch eben so wenig, wie es Franzosen gab.) „Nachdem sie unzählige Male ihnen durch erheuchelte Freundschaft zu schmeicheln gewußt, haben sie endlich die Maske abgeworfen, sobald sie ungestraft ihre Pläne eingestehen konnten. Die feierliche Ironie der Einweihung des Hermannsdenkmals gleich nach dem Kriege von 1870 ist der Beweis dazu. Die Italiener haben endlich ein Einsehen gehabt. Um auf geistreiche Weise die dem Varus angethane Schmach zu rächen, sind sie auf den Gedanken gekommen, in Legnano ein Denkmal zum Andenken des berühmten Tages vom 29. Mai 1176 zu errichten, an welchem Kaiser Friedrich Barbarossa, von den vereinigten Lombarden geschlagen, 20,000 Deutsche verlor und bei seiner Flucht seinen Helm, seine Fahnen und seinen Hochmuth zurückließ. Unsere Freunde jenseits der Berge sind reich an solchen Erinnerungen; es hinge nur von ihnen ab, für jeden Tag des Jahres eine Niederlage ihres traditionellen Feindes aufzuzählen, den Dante mit dieser gewaltigen Apostrophe brandmarkte:

Taci, maladetto lupo:
Consuma dentro te con tua rabbia."

Die Stelle findet sich im 7. Gesang des Inferno und hat selbstverständlich keinen Bezug auf Deutschland. Virgil nämlich redet mit diesen Worten Pluto an. Man fragt sich hier wie an so manchen andern Stellen dieses merkwürdigen Buches: Liegt hier eine Fälschung aus Bosheit vor, oder ist es ein durch Unwissenheit verursachter Irrthum und ist letzteres der Fall, geht die Unwissenheit dieses preisgekrönten Historikers so weit, daß er nicht einmal weiß, daß Dante ein eifriger Ghibelline war, der das Erscheinen des deutschen Kaisers Heinrich VII. auf dem Boden Italiens durch eine lateinische Schrift über die Monarchie, von der er eine endliche Beilegung der italienischen Wirren erhoffte und durch Lieder feierte, die bald von einem Ende Italiens bis zum andern wiederhallten?

Die schon vorher besprochene Stelle aus Daniel giebt auch unserm Verfasser Gelegenheit ganz Europa gegen Preußen unter die Waffen zu rufen. „Oestreich und Rußland", sagt er, „nehmen diese Windbeuteleien der preußischen Schulmeister noch nicht ernsthaft, aber der Same, den man in das Hirn der jungen Deutschen wirft, gährt und geht auf; noch eine kurze Spanne Zeit, und wenn dann plötzlich die Kanonen eines zweiten Sadowa oder eines anderen Sedan ertönen, werden wir Soldaten zu bekämpfen haben, die entflammt sind von dem Stolze des Sieges und von der Ueberzeugung, daß sie, indem sie Oestreich, Rußland oder Frankreich verheeren, sich nur des alten Erbes ihrer Väter bemächtigen, das ehrgeizige Nachbarn ihnen geraubt haben. Rußland, welches so viel für die französische Einheit gethan hat in den Jahren 1815, 1818, 1871, 1875 und dem Frankreich auf das Tiefste (profondément) erkenntlich bleibt" (vide: Sebastopol) „Rußland allein

kann die Gefahr beschwören. England hat nicht zu seiner Ehre" (hier merkt man eine Verstimmung heraus, wohl wegen des Ankaufs der Suezcanal-Actien) „und sehr zur Unzeit sich nicht mehr um die europäischen Angelegenheiten gekümmert. Aber noch giebt es drei tüchtige Nationen, mit denen uns die engsten Bande der Sympathie und der Dankbarkeit verknüpfen: Schweden Portugal und Italien, und die stets mit uns in dieser friedlichen Coalition sein werden." Man sieht, er buhlt nach allen Seiten hin. — Folgende Stelle ist auch der Form wegen interessant, da diese im grellen Gegensatze zum Inhalt steht. Er schlägt hier nämlich wieder einen Ton an, als ob er die ganze Weisheit der Bramanen der Welt zu verkünden hätte und fördert doch nichts als blühenden Blödsinn zu Tage: „Was man vor Europa immer wiederholen muß, und was wir selber lernen müssen, wir, die wir es zu sehr vergessen haben, ist Folgendes: Seit den Anfängen der Geschichte hat der Rhein zwei Rassen geschieden, die sich nie haben vermischen oder vereinigen können." (Aber wo bleiben dann seine eignen Compatrioten, die Herren Franzosen, unsere liebenswürdigen Vettern, das augenscheinliche Product dieser Mischung?) „Die Nothwendigkeit, seine Einheit zu vertheidigen, hat Frankreich immer auf die Alpen und auf den Rhein geworfen und wird es stets darauf werfen." (Ein naives Geständniß französischer Eroberungssucht.) „Das Werk des alten französischen Königsthums ist gewesen, die alte gallische Einheit wieder herzustellen, die durch die Invasion der Barbaren gebrochen war, es ist die nationale Pflicht, der jede unserer Dynastien sich hat weihen müssen. Nach dem herkömmlichen Königsthum hat selbst das Kaiserreich, aus einem neuen öffentlichen Recht hervorgegangen, diesen Pact mit der Geschichte aufrecht erhalten müssen. Was auch heute die inneren Geschicke Frankreichs und die möglichen Umwandelungen seiner Regierung sein mögen, eine Nothwendigkeit ist da, der sie sich nicht wird entziehen können, nämlich diejenige, die Mittel zu ergreifen, um zu leben und in Europa mitzuzählen. Zerstückelt, besiegt, in seiner Würde und in seiner Geschichte verletzt, wird Frankreich so lange eine blutende Wunde in der Seite tragen, bis es die Provinzen zurückerlangt hat, die zu Zeiten Cäsar's und Tacitus' ihr als Barriere gegen die ausgehungerten Horden der teutonischen Wälder dienten, jene Provinzen, welche" — man höre! — „die erste Coalition von 843 uns verlieren ließ, und welche Ludwig XIV. und Napoleon I. für Frankreich zurückerobert hatten." Daß die bornirte Schamlosigkeit des Herrn de Saint-Genis doch auch ihr Gutes hat, sieht man recht deutlich an dieser Stelle; so unumwunden, mit solcher edlen Dreistigkeit hatte man sich seit dem Kriege jenseits der Seine über die unverrückbaren Ziele der französischen Eroberungssucht nicht mehr vernehmen lassen.

Auch ein salbungsvoll pfäffischer Ton steht dem ehrenwerthen Herrn gut an, wie man aus folgender Stelle ersieht: „Aber die Stunde jener Wiederstattung ist in den Händen der Vorsehung. Unsere menschlichen Vorhersehungen können, besonders in einer Epoche, wo die unerwarteten Niederlagen so plötzlich sind, sich nicht ohne Anmaßung bis auf jene Veränderungen ausdehnen, die die vollständige Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts einschließen würden, welches zum ersten Mal 1815 und ein zweites Mal 1866 umgestürzt ist." Der Sturz der Napoleonischen Zwingherrschaft, die Zurücknahme seines Länderraubes ist für den ehrenwerthen Herrn ein Umsturz des europäischen Gleichgewichts. Herr Victor, so wollen wir ihn der Kürze wegen nennen, hat es offenbar vergessen, daß er eben noch ganz Europa aufgerufen hat, den Worten seiner Weisheit zu lauschen, dasselbe Europa welches sich für solidarisch erklärte, diesen korsischen Kronenräuber und mit ihm das friedliebende, nur augenblicklich von Blutdunst benebelte Frankreich, oder sollen wir sagen Gallien, wir thun dem Herrn Victor gern diesen Gefallen, zur Raison zu bringen.

Ehe wir nun auf den weltbeglückenden Plan dieses edelmüthigen Philanthropen eingehen, müssen wir noch erzählen, wie er dazu gekommen ist, gerade jetzt, d. h. vor einigen Monaten damit ans Tageslicht zu treten. „Der Wunsch nach Frieden", so erzählt er uns in seiner leutseligen und dabei geistreichen Weise, „ist allgemein in Europa, und dennoch bedroht der Krieg uns fortwährend. Jeder weiß es, jeder fühlt es, jeder denkt es. Preußen kann nicht länger das zu schwere Gewicht des Sieges auf seinen Schultern tragen", (Herr Victor hat ganz recht, so was vermögen nur französische Schultern) „es fürchtet, daß seine Beute ihm entwischt, daß seine deutschen Annexionen sich seiner Dictatur entziehen, daß der Katholicismus Baierns, Sachsens" (honny soit qui mal y pense! dem gelehrten Herrn schwebte sehr wahrscheinlich der lange gültig gewesene Rechtsgrundsatz vor: cujus regio, ejus religio; und da er nun sehr wohl wußte, daß das sächsische Königshaus katholisch ist, so lag die Annahme zu nahe, daß auch das Land es sei; daß es sich nun zufällig anders verhält, ist doch wahrhaftig nicht seine Schuld; auch verschlägt es dabei wenig, daß Sachsen für die Wiege der deutschen Reformation gilt) „und des linken Rheinufers der Verfolgung überdrüssig werden, daß England müde wird mit anzusehen, wie Preußen die Hand nach Belgien und Holland ausreckt" (vgl. den belgischen Raubplan Benedetti's), „daß Oestreich sich in dem Blute von Sadowa wie erstickt fühlt und daß die Skandinavischen Staaten wegen der heroischen Schmach Schleswigs" losbrechen. (Es giebt Leute, die am hellen Tage überall Gespenster sehen. Was kann Herr Victor dafür, wenn er zu dieser mehr bedauernswerthen Klasse gehört?) „Preußen waffnet ohne Ermüdung, es starrt von Eisen und Stahl, es erschöpft unsere Milliarden und wenn ihm nichts mehr

als sein Credit übrig bleibt, wird es einhalten müssen; entweder entwaffnen oder einen Einfall machen. Das ist der Krieg auf kurze Sicht. Der nagende Wurm des Deficits tödtet Preußen, und in seinen Selbstmord möchte es Europa mit hineinreißen, das auf Preußen eifersüchtig ist und es fürchtet. Warum nicht vor dem Kriege versuchen, was doch das unausbleibliche Resultat des Krieges sein würde?" Bei aller Hochachtung, die wir schon für den staatsmännischen Blick des gelehrten Historikers bekundet haben, können wir doch nicht umhin, unsere etwas entgegenstehende Meinung über diesen Punkt dahin zu präcisiren, daß, falls dieses Resultat, so wie es ihm vorschwebt, wirklich durch einen Krieg unausbleiblich wäre, seine Herren Compatrioten mit uns keine Worte mehr tauschen, sondern den Krieg ganz wie im Jahre 70 vom Zaune brechen würden. „Seit Wochen", erzählt er sodann, wird es überall bemerkt, daß Symptome einer fühlbaren Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland vorhanden seien. Wenn die bis jetzt so rauhe hochmüthige Politik Bismarck's Frankreich gegenüber sich in einem friedlichen Sinne modificirt hat, muß man dann nicht annehmen, daß das Geheimniß dieses brüsken Wechsels die Nothwendigkeit ist? Um sich frei bewegen zu können gegenüber den Verwickelungen, die Europa möglicherweise bald treffen können, muß Preußen entweder Frankreich vernichten oder es sich zum Freunde machen, es giebt kein Mittelding zwischen diesen zwei Alternativen", (die neuesten Ereignisse haben freilich dargethan, daß es doch noch so ein Mittelding giebt, daß Preußen auch ohne die „Freundschaft" Frankreichs und ohne es zu vernichten sich frei bewegen kann, aber wer irrt sich nicht einmal?) Bismarck, meint Victor sodann, habe voll von Illusionen in seine Macht, zuerst den Gedanken gehabt, in Frankreich von neuem einzufallen und die alten Grenzen, wie sie den kleinen Preußen jetzt in der Schule gelehrt werden, herzustellen. Aber zweimal hat der Scharfblick und die Billigkeit des Kaisers von Rußland Frankreich vor diesem Attentat und Europa vor einer schrecklichen Erschütterung bewahrt. Herr Bismarck, führt er dann des längeren aus, habe hieran und an dem heroischen Widerstand der deutschen Katholiken begriffen, daß die Zeit der Gewaltthaten vorüber sei. Er ist urplötzlich friedliebend geworden. Es giebt keine Art Avancen, die seine Agenten den Franzosen nicht machen: in der Presse, in den Salons, auf internationalen Versammlungen, auf der Blumenausstellung in Köln.

Es könnte nun Leute geben, die besonders in Anbetracht dessen, daß es unser leutseliger Kronprinz gewesen, der auf der Kölner Ausstellung den französischen Ausstellern einige anerkennende Worte gesagt hat, diese Insinuationen des Herrn Victor für grundgemein erklärten; gegen diese müßten wir jedoch den ehrenwerthen Herrn entschieden in Schutz nehmen. Denn ganz augenscheinlich hat er nichts anderes gewollt, als den Deutschen ad oculos

demonſtriren, daß ſie Unrecht gehabt, als ſie geglaubt haben, einen groben Klotz mit Glacéhandſchuhen ſtreicheln zu müſſen und daß es immer wahr bleibt, daß auf einen groben Klotz unter allen Umſtänden ein grober Keil gehöre. So können oft die beſten Abſichten verkannt werden.

Preußen iſt alſo nach Herrn Victor genöthigt, Frankreich zu vernichten oder es ſich zum Freunde zu machen; es würde unbedingt das erſte thun, wenn Rußland nicht wäre, und ſo bleibt ihm nichts anderes übrig, als das zweite zu verſuchen. Frankreich iſt demnach in der glücklichen Lage, an die Verleihung ſeiner Freundſchaft Bedingungen zu knüpfen. Daß dieſelben aber höchſt billig ſind, wird man bei der bekannten Großmuth der Franzoſen im Allgemeinen und bei dem noch größern Edelmuth des Herrn Verfaſſers im Beſonderen als ſelbſtverſtändlich vorausſetzen. Zugleich ſucht dieſer treffliche preisgekrönte Geſchichtsſchreiber dieſelben hiſtoriſch zu begründen, indem er in brillanten Aperçüs die Geſchichte Galliens von der römiſchen Eroberung an bis zum Frankfurter Frieden behandelt, wobei er natürlich die Kämpfe mit dem Erbfeinde in lichtvoller Weiſe in den Vordergrund zu ſchieben weiß.

Nach dem bereits aus den einleitenden Kapiteln Mitgetheilten wird man ſich leicht vorſtellen, welche Fülle von Gelehrſamkeit, welche Tiefe der Gedanken, welche Weite des Horizonts, wie viel Originelles und Neues darin enthalten ſein muß, und wir bedauern aufrichtig, daß uns der Raum dieſer Arbeit nicht erlaubt, nach Belieben aus dieſem Reichthum zu ſchöpfen. Doch können wir uns nicht verſagen, einige Lichtſtrahlen aus demſelben aufzufangen, die unſere blöden nordiſchen Augen ganz beſonders blenden werden. So leſen wir Seite 44 von den Franken: „Der Tod allein kann ſie niederwerfen. Die Furcht findet ſie unzugänglich. Tapfer wie die Gallier, ſind ſie nicht grauſam wie die Germanen; man kann das Wort des Horaz auf ſie anwenden: non funera pavet, ſie haben keine Todesfurcht im Gegenſatz zum Germanen, der ſich am Blute delectirt: caede gaudet; der Eine tödtet um zu ſiegen, der Andere tödtet um zu tödten.“ Einige Seiten vorher bei der Erwähnung der römiſchen Eroberung Galliens leſen wir folgendes: „Ihm, Cäſar waren wir Deutſche. Ich verzeihe dem Cäſar.“ Wie rührend: Mr. Victor pardonne à César. Iſt das sublime oder einfach ridicule? Seite 132 heißt es: „Die 16. Invaſion der Deutſchen gab uns Metz, dieſes Bollwerk Frankreichs, dieſe edelmüthige und ſtolze Stadt, deren größter Schmerz in unſern neueſten Opfern der geweſen iſt, übergeben worden zu ſein, ohne haben kämpfen zu können. Die Vertheidigung von Metz hat die lothringiſchen Fürſten populär gemacht und hätte ihnen beinahe einen Thron eingebracht. Was bewahrt Frankreich nicht für denjenigen auf, der ihm Lothringen zurückgeben wird.“ Seite 174 heißt es: „Die Invaſion Hollands im Jahre 1672 führte zwei Jahre ſpäter die Invaſion des Elſaß durch die verbündeten

Deutſchen herbei. Dies war die 23. und die einzige, die durch unſere Offenſive berechtigt war." Seite 204: „Am 22. September 1792 rückte die franzöſiſche Armee inmitten von Beifallsbezeugungen in Savoyen ein, es war weder eine Invaſion noch ein Eroberung, ſondern gegenſeitiger élan de fraternité. Zwei lang getrennte Brüder finden ſich wieder, umarmen ſich; das iſt die einfache und große Geſchichte." Seite 211: „Napoleon I. rächt bei Jena und Auerſtädt alle Invaſionen, welche wir ſeit den Anfängen der Nation erlitten hatten. Preußen ſcheint todt, das deutſche Reich iſt zerſtört, Dank der Confédération germanique" (er meint hier wohl confédération rhénane, den Rheinbund?) „und den umfaſſenden Intereſſen der Mittelſtaaten, es ſcheint, daß die Einheit Deutſchlands, jene Gefahr, gegen welche ſeit Jahrhunderten das Genie Frankreichs gekämpft, für ewig beſchworen wäre." Seite 223: „Der König von Preußen, der auf galliſcher Erde nur das Herzogthum Cleve und einen Theil Gelderns beſaß, empfing faſt das ganze rheinländiſche Frankreich, man machte ihn ſo zum Wächter Deutſchlands gegen Frankreich." Zwei Seiten weiter heißt es: „Nicht erſt ſeit geſtern hat Europa unſer Land gegen den Haß Preußens vertheidigen müſſen. Die Verträge von 1815 hatten in den Augen dieſer unerbittlichen Feindin unſere Stellung noch nicht genügend verringert."

Der Frankfurter Friede iſt nach Herrn Victor ein Act der militairiſchen Gewalt und kein Inſtrument der Beruhigung und der Verſöhnung. Europa hat die Zerſtückelung Frankreichs nicht ratificirt und nicht gebilligt, die Convention von 1870 iſt nur für die beiden contrahirenden Mächte verbindlich. Er hält es für ſchwierig, daß ernſthafte Garantien des europäiſchen Friedens auf der Baſis des Frankfurter Vertrags gefunden werden können. Den Gedanken aber an eine blutige Revanche ſchon für das Jahr 1876 weiſt er mit folgenden Worten zurück: „Wir werden uns auf dieſe Thorheit nicht einlaſſen. Wir werden das deutſche Reich ſich unter dem Gewicht ſeiner Siege umherwälzen laſſen; die Zeit iſt nahe, wo die Süddeutſchen müde werden, die Werkzeuge einer egoiſtiſchen Politik zu ſein, für welche die Religion nur ein Mittel iſt; ein nagender Wurm hat ſich im Herzen Deutſchlands eingeniſtet, und die Unordnungen, welche er dort verurſacht, werden bald zum Vorſchein kommen. Die Freimaurerei und ihre Armee, die internationale Arbeiterverbindung, haben ganz nach Wunſch ein Theater aufgeſchlagen in dem Lande, welches die Rohheiten der Huſſiten, der Rüſttaudts (?) und der Wiedertäufer geſehen hat. Morgen vielleicht wird der rothe Hahn die Frauen Berlins und die Kinder von Münſter und Hamburg in Schrecken ſetzen."

Nachdem uns Herr Victor ſo zu unſerm eigenen Beſten die Hölle recht heiß gemacht hat, nachdem er den Boden unter uns ſchon hat wanken und

Digitized by Google

Alles um uns her hat zuſammenſtürzen laſſen, ſtreckt er uns edelmüthig die Hand entgegegen, um uns aus Schutt und Trümmern aufzuleſen und uns zugleich mit der Freundſchaft der großen Nation Schutz und Sicherheit zu gewähren. Daß dafür einige kleine Gegenforderungen geſtellt werden, kann weiter nicht auffallen. Für dieſen großen Liebesdienſt der Freundſchaftsverleihung von Seiten Frankreichs an Deutſchland verlangt er folgende Kleinigkeiten, die ein demnächſtiger europäiſcher Congreß, auf dem natürlich die große Nation, vielleicht durch den Mund ſeines preisgekrönten Hiſtorikers, wieder das große Wort führen wird, ſanctionirt werden ſollen:

1) Rückkauf von Elſaß-Lothringen. Zwei Milliarden denkt er, würden unſerer Habgier genügen. Herr Victor läßt dann ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen, indem er uns in farbenreicher Schilderung ein wahrhaft idylliſches Bild von den Zuſtänden Frankreichs am Tage der Auflage der Befreiungsanleihe entwirft.

2) Rectificirung der Grenzen: am Mittelmeer bis Vintimillia, in den Alpen bis zum Plateau vom Mont Cenis und bis zum kleinen Sanct Bernhard, im Norden Zurückgabe der vier Grenzfeſtungen Vaubans, Landau, Saarlouis, Marienburg und Philippeville.

3) Neutraliſation des rheiniſchen Frankreichs. Herr Victor vertheilt dies mit bekannter franzöſiſcher Großmuth unter Belgier und Holländer, und doch verſchenkt man auch in Frankreich den Pelz nicht eher, als bis man den Bären gefangen hat. Belgien, welches in Raſſe, Sitten und Religion mit Frankreich identiſch iſt und nie ſeine politiſche Verwandtſchaft mit ſeinem Mutterlande verleugnet hat, empfängt 1) Luxemburg, 2) die Preußiſche Rheinprovinz zwiſchen Rhein und Moſel. Holland, welches durch die Natur ſeines Bodens und durch ſeine geographiſche Configuration für deutſche Invaſionen vorherbeſtimmt zu ſein ſcheint, und nach deſſen Städten, wo die Wiſſenſchaft, die Kunſt, der Handel Reichthümer aufgehäuft haben, Preußen lüſtern hinüberſchaut, bekommt, um ſein Territorium unverletzlich zu machen 1) die Preußiſche Rheinprovinz zwiſchen Moſel und Maas, 2) das linke Ufer der Ems.

4) Skandinaviſche Union. Dänemark, welches auf ungerechte Weiſe im Jahre 1864 beraubt worden iſt, tritt wieder in den Beſitz von Schleswig und ſelbſt von Holſtein, wenn dieſes Land es vorziehen ſollte, in ſeine frühern Verhältniſſe zurückzukehren. Die ſkandinaviſche Union würde die Neutralität des baltiſchen Meeres ſichern.

5) Regelung des italieniſchen Gleichgewichts. Herr Victor verſteht darunter Wiederaufrichtung des Thrones des unfehlbaren Papſtkönigs.

6) Regelung der Orientfrage. Von den tiefſinnigen Combinationen, die er bei dieſer Gelegenheit zu Tage fördert, wollen wir aus verſchiedenen

Gründen ganz abſehen und nur noch den Schlußpaſſus des ganzes Werkes mittheilen. „Das könnten die Bedingungen eines dauerhaften Friedens ſein, wenn Europa auf die große Stimme der Vergangenheit, die die Lehren der Geſchichte offenbart, hören wollte. Von aufrichtigen Bundesgenoſſen, von Italien, Spanien, Portugal umgeben, gegen den Norden Europas vertheidigt durch die Neutraliſation der Schweiz, gegen Preußen durch die Neutraliſation des rheiniſchen Frankreichs, ſich im Norden auf Belgien, Holland und Dänemark ſtützend, die genügend mächtig reconſtituirt ſind, um im Stande zu ſein, ihre Neutralität in Reſpect zu ſetzen, an Schweden einen alten Waffengefährten, einen naturgemäßen Freund findend, an Rußland einen natürlichen Verbündeten, deſſen ritterliche Sympathien ſeine Macht verdoppeln, hat Frankreich weder Oeſtreich, noch England, noch Preußen zu fürchten, die die einzigen Staaten ſind, welche bei der gegenwärtigen Lage Europas irgend welchen Vortheil aus ſeinem Ruine ziehen könnten. Seine Mäßigung vertheidigt es gegen Coalitionen, ſeine Expanſivkraft erlaubt ihm, in der Welt zu glänzen, ſeine monarchiſchen Inſtincte, ſein Bedürfniß nach Freiheit, ſein katholiſcher Glauben, ſein Entdeckungsgeiſt, ſein Geſchmack für die Künſte, die edelmüthigen und anziehenden Eigenſchaften ſeiner Kinder, die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, ſeine hinreißende Gewalt, ſeine Hülfsquellen und ſogar ſeine Grillen — wieviel Gründe um nicht an der Zukunft zu verzweifeln. Gott rette Frankreich!“

Ja, ſo mögen auch wir zum Schluß ausrufen: Gott rette Frankreich! — vor dem Geiſt, der in dieſem Buche waltet, denn es iſt der Geiſt der Lüge, der Geiſt des Jeſuitismus, der ſich in Frankreich mehr und mehr Bahn bricht, und der trotz augenblicklichen materiellen Aufſchwungs das ganze Volksleben zu vergiften und dauernd zu ruiniren droht! Von einem engherzigen politiſchen Standpunkt aus könnten wir Deutſche derartige Symptome mit einer gewiſſen Schadenfreude begrüßen; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Volk, welches ſich in eitler Selbſtverblendung krampfhaft ſträubt einen leidenſchaftsloſen Blick auf ſich ſelbſt und ſeine Umgebung — ja ſelbſt auf ſeine Gegner zu werfen, nicht unſchwer zu beſiegen ſein wird. Aber von einem höheren Standpunkt aus, — und wir ſind überzeugt, daß der größte Theil der gebildeten Deutſchen denſelben mit uns einnimmt, — müſſen wir in Erinnerung an die großen Verdienſte, die der franzöſiſche Volksgeiſt in ſeinen hervorragenden Vertretern ſich um die Aufklärung und die Civiliſation erworben hat, dieſelben aufrichtig bedauern. Denn wenn wir uns auch darüber keinen Illuſionen hingeben, daß uns ein zweiter Krieg unter irgend welchen Umſtänden erſpart werden könnte, ſo kämpfen wir doch lieber im Bewußtſein unſerer Stärke, im Vertrauen auf unſre gute Sache den

schweren Kampf mit einem aufgeklärten, freiheitlich regenerirten Frankreich, in der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß nach Beendigung desselben sich, wie es unter anständigen, sich gegenseitig achtenden Gegnern Sitte ist, ein dauernder Friede wird vereinbaren lassen, den wir in einem vom Jesuitismus zersetzten Frankreich nie suchen und nie finden werden.

Anglo-Israel! Aus England.

Dr. Wilhelm Henkel.

An die auffallende und in der Geschichte der abendländischen Culturvölker wohl vereinzelt dastehende Erscheinung, daß die englische Nation, obwohl sie vermöge der Abstammung, der Sprache, des Glaubens und in nicht geringem Grade der Gemeinsamkeit politischer Interessen, gewissermaßen schon von der Natur auf einträchtliches Zusammenwirken mit der deutschen angewiesen ist, nicht nur seit Jahrhunderten supreme Gleichgiltigkeit und Mangel an Verständniß für deutsche Eigenartigkeit bekundet, sondern auch auf allen Gebieten die Initiative der gegenseitigen Annäherung allzeit uns überlassen hat, an diese Thatsache werden wir im täglichen Verkehre wie in der Bücherwelt sattsam erinnert. Am lebhaftesten aber, wenn wir von uns weg auf die zwischen England und Frankreich obwaltenden Beziehungen blicken. Freilich bietet das Nachbarland mehr Stoff für sensationelles und theatralisches Interesse, stärker gepfefferte Stimulantia für die insulare Langweile und Blasirtheit; auch wirkt die Erinnerung an die Zeiten, als die politischen Geschicke der beiden Länder im Kriege und im Frieden mit einander verbunden waren und als Beide von dem frühe erreichten Höhepunkt nationaler Bildung mit Stolz auf die jammervollen Zustände in Deutschland hinabsehen durften, noch immer mächtig auf die Stimmung in der Gegenwart. Und doch sollte man glauben, daß die Erwägung, daß auch wir seitdem unsere Sturm- und Drangperiode durchgemacht, unsere Geistesriesen hervorgebracht, den Schulstaub abgeschüttelt und den Nachweis von Fähigkeiten geliefert haben, die der practische Engländer am meisten bewundert, die spröden Vettern uns inzwischen beträchtlich näher gebracht hätte. Aber die Summe der neuen Gesichtspunkte, die Empfänglichkeit für Belehrung über unsere öffentlichen Zustände, die sich nothgedrungen hätte verdoppeln müssen, seitdem sich die

letzteren durch die Niederwerfung Frankreichs geklärt und eine festere Gestaltung genommen und an Verständlichkeit gewonnen haben, ist noch immer erschrecklich klein und wird es, fürchten wir, noch lange bleiben, wenn nicht etwa die projectirte Völkerstraße des unterseeischen Riesentunnels Wunder thut. Man weise auch nicht auf die leuchtenden Namen jener Pioniere, unter denen Thomas Carlyle und George Grote die Ersten sind; sie sind eben wegen der Hinneigung zum Mutterlande und seiner Cultur vom Gros der Gebildeten noch unverstanden geblieben. Es bedarf beim Durchreisen des Landes und beim Aufenthalte in den großen Städten nicht großer Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß, abgesehen von dem vorübergehenden Moltke-Cultus als Pendant zu der Blücher-Wellington-Vergötterung und den Reminiscenzen aus Odo Russell's Schlachtenbuch, kein wesentlich neues Element den Kreis der überlieferten Durchschnittsanschauungen vermehrt haben kann. Sehr viel darf allerdings für die Zukunft von den Bestrebungen behufs Verbesserung des Unterrichtswesens, theilweise nach deutschem Muster, erwartet werden; dazu bedarf es aber noch langjähriger Kämpfe gegen den hartnäckigen Widerstand des in England so überaus mächtigen Pfaffenthums und der Säculariſirung der Schulen nicht minder als der Universitäten. Gerade auf den besten Anstalten tritt zwar oft das Deutsche nicht ohne Ostentation auf, befindet sich aber wie auch sonstwo gewöhnlich in den Händen eines elenden Maitrethums. Ich kenne mehr als einen Universitätsprofessor, der von deutscher Geschichte ungefähr soviel weiß, als im Tacitus steht. Mehr Begnadete kennen dann auch Luther, ein wenig Friedrich den Großen und Blücher. Noch Keinen habe ich getroffen, der auch nur in irgend einem Winkel der mittelalterlichen Geschichte unseres Volkes Bescheid gewußt hätte. Bei Frauen dagegen aus den höheren Ständen, die zumeist eine allgemeinere Bildung von der Schule und vom Festlande mitbringen und die Zeit nicht, wie die Brüder, mit lateinischer und griechischer Verseschmiedekunst zu vergeuden brauchen, findet sich häufig eine einigermaßen entsprechende Vertrautheit mit unserer Nationallitteratur, die noch immer der Mehrzahl der Gebildeten ein Buch mit sieben Siegeln ist. Solchen anmuthigen Quiproquos, wie die vor Kurzem in amerikanischen und englischen Zeitungen gemachte Mittheilung, daß das deutsche Volk seinem großen Philologen Gottfried Hermann auf der Höhe des Teutoburger Waldes ein Riesendenkmal errichtet habe, sind ja keineswegs selten und geben einen nicht unzuverlässigen Gradmesser für die Durchschnittsbildung ab. Demgegenüber wäre es indessen nicht gerecht, bei dieser Gelegenheit Schottlands nicht zu gedenken, dessen vom Drucke der Hochkirche freies und von nationalen Vorurtheilen weniger umstricktes Volk nicht mit jener grimmigen Zähigkeit an den Ueberlieferungen starrer Ausschließlichkeit und dem allgemeinen Codex insularer Convenienzen festhält wie die süd-

lichen Nachbarn. Hier bestanden von jeher gewisse, an die kleineren Proportionen und an den engeren Rahmen deutscher Verhältnisse erinnernde Einrichtungen, die dem schottischen Geiste ein wesentlich verschiedenes Gepräge verliehen und ihn zu einem geeigneteren Recipienten deutscher Saatkörner machten. In markirtester Weise kennzeichnet diese Verschiedenartigkeit die Hochschule; denn die Kluft zwischen Edinburgh und Oxford ist nicht kleiner als die zwischen letzterem und einer neuern deutschen Universität, etwa Bonn oder München.

Das bisher Gesagte führt zur Erwähnung einer in Deutschland bereits nicht mehr ganz unbekannten Societät englischer Biedermänner und ihres literarischen Organs, worin der Tradition zuwider den deutschen Vettern gegenüber ein Annährungsversuch gemacht wird, aber auf einem Wege oder vielmehr Umwege, der zu einem solchen Zwecke wohl noch schwerlich betreten worden ist. Die Sache gehört auch noch insofern hierher, als sie einen Beweis dafür liefert, welche Früchte das Zusammenwirken der mangelhaften Geschichtskenntnisse mit der frommen Bornirtheit alttestamentlicher Forschung oder Aftergelehrsamkeit zeitweilig dem angelsächsischen common sense zum Trotze zu Tage fördert.

Schon vor drei Jahren gerieth mir während eines morning ramble in den Hundstagen durch die erfrischend kühlen Paternosterwinkel hinter der Paulskirche eine Brochüre in die Hände, deren barocker Titel anhub: The veil lifted from the nations ꝛc. und dann ferner andeutete, daß Preußen und Engländer israelitischen Ursprungs seien. Den Hauptinhalt bildete denn auch die frohe Kunde, daß die Jahrtausende lang vermißt und verschollen gewesenen zehn Stämme an der Themse und an der Spree wieder aufgefunden seien. Uebrigens berechtigten alle psychologischen Symptome, dem Verfasser ein mehr pathologisches als ein andres Interesse entgegenzubringen. Man konnte da, um nur Eines hervorzuheben, aus dem Munde des sächsischen Landpfarrers (Essex) vernehmen, daß es im Mittelalter eine norddeutsche Stadt Bremen gab und eine andre ähnlichen Namens auch in Northumberland. Daran geknüpft die schüchterne Muthmaßung, daß hier ein Problem für die Geschichtsforschung vorliege, vielleicht der Hinweis auf irgend welche wechselseitige Beziehungen zwischen Norddeutschland und England. Indessen stellte sich, was ich für die Grille eines sonderbaren Schwärmers gehalten hatte, später als ein Product heraus, das nebst zahlreichen ähnlichen auf dem breiten Boden einer an Bedeutung und Ausdehnung gewinnenden sectenähnlichen Genossenschaft gewachsen war. Die letztere nennt sich die Anglo Israel Association und betreibt ihre Propaganda vermittelst einer stattlichen Monatsschrift, The Standard of Israel, deren zehnte Nummer eben vor mir liegt. Die Anglo-Israelitische Gesellschaft, heißt es in dem als Anhang gegebenen Prospectus

ist gegründet worden: Erstens, um so viele Belege als möglich für die Behauptung, daß die Briten vom Hause Israel abstammen, zu sammeln und weiter zu verbreiten. Zweitens, behufs Förderung und Belebung des Studiums der Geschichte Judas und Israels." Im Folgenden wird dann auf die Wichtigkeit der Aufgabe hingewiesen, die ein einheitliches Vorgehen und Zusammenhalten aller gelehrten Gläubigen erheische. Ein stehender Ausschuß von Forschern läßt es sich angelegen sein, durch Vorlesungen und Verbreitung von Schriften das Studium der Geschichte, Archäologie und Sprache des auserwählten Volks zu heben und fördern. Er ersucht Alle, welche wissenswerthe Beiträge zur Lösung des großen Problems liefern zu können glauben, den israelititchen Ursprung des englischen Volkes zu beweisen, um Einsendung der Artikel. Auch sollen, wenn es an Gelehrsamkeit gebricht, Geldbeiträge nicht verschmäht werden. Fünf Pfund verschaffen lebenslängliche, 5 Schillinge zwölfmonatliche Mitgliedschaft, Handwerker jedoch und Bauern, welche sich „diesem veredelnden Unternehmen" anschließen, entrichten nur 1 Schilling. Schließlich Aufforderung zur Einzeichnung in die „Stammrolle der Israeliten", an alle Angelsachsen, die sich für Nachkommen Israels halten. Schriftführer: Rev. Alexander B. Grimaldi, magister artium, 12, Southampton Street, Strand, London. Unter den fünfzig Mitgliedern des Ausschusses figuriren: General Hutchinson, Generallieutenant Tate, Oberst Gawler, Major Philipps, Major Petrin, Major Nickle in Baden-Baden, Major Brewster, G. Napier, magister artium, ferner zwei Hauptleute, Professor Tenner, fünf Doctoren der Medicin, 12 Geistliche, sämmtlich magistri artium; auch alle Uebrigen sind Gentlemen. Bei keinem fehlt die volle Adresse.

Eine ungefähre Vorstellung von der Wirksamkeit der gelehrten Gesellschaft verschafft ein Blick in die vorliegende Nummer der Zeitschrift. „Ich halte mit Wilson dafür", sagt der Verfasser eines Artikels unter der Ueberschrift: Die germanische Theorie, „daß wir Angelsachsen germanischer Abkunft sind. Die Geschichte bestätigt diese Ansicht. Desgleichen unsere Sprache mit ihrer germanischen Grundlage und romanischen Zusätzen, wie Max Müller sagt. Die Deutschen sind, wie wir, eine Nation oder vielmehr ein Völkercomplex. Wir wollen sie ein wenig näher betrachten. Die Central-Preußen sind: die Brandenburger, Hannoveraner, Mecklenburger, Holsteiner, Baden*), Hessen-Cassel, Württemberg, Schwaben, Franken, Baiern, Sachsen. (Welches nun die Peripherie-Preußen seien, wird verschwiegen.) Dieselben reden scharf gesonderte Dialecte, was unsere Coloniebewohner nicht thun. Besitzen nicht die Deutschen „die Thore ihrer Feinde" ebenso wie wir?

---

* Die Vermengung von Völker- und Ländernamen im Anschlusse an den englischen Text.

Ringen ſie nicht mit uns um die Führerſchaft unter den Völkern der Erde? Ihre Thore ſind Kiel und Danzig im Norden, Köln und Ehrenbreitſtein, Metz und Straßburg im Weſten, Ulm und Königſtein, die letztere noch jungfräulich, im Süden, Poſen und Königsburgh im Oſten." Acht Jahre bin ich in Deutſchland umhergereiſt, ſoweit die deutſche Zunge reicht; und obwohl ich die Glaubensloſigkeit der Bevölkerungen in allen ihren großen Städten leider conſtatiren muß, ſo habe ich doch nirgends ſo wohlbeſetzte Kirchen wie in den proteſtantiſchen Dörfern Deutſchlands geſehen. Wir brauchen uns alſo, däucht mich, unſerer deutſchen Vettern nicht zu ſchämen. Sie ſind mehr iſraelitiſch im Sabbathhalten als wir Engländer. In Central-Deutſchland, d. h. Württemberg (sic), lebt eine große den Methodiſten verwandte Genoſſenſchaft, in einem ſchönen Lande, welches mit Paläſtina verglichen werden kann. Wenn es auf Erden ein Paradies giebt, ſo iſt es dieſes. Wenn wir Engländer uns nun auch mit gerechtem Stolze als das lichtſpendende Volk bezeichnen dürfen, mögen wir doch auch den Deutſchen zugeſtehen, daß auch ſie ihren Antheil an der Verbreitung des Lichtes haben. Geſchrieben in der Norton Vicarage, Mansfield von Antiquarius." In dem nächſten Artikel S. 113 polemiſirt ein Herr Lowe gegen eines Mitarbeiters Philo-Iſrael, Anſicht, daß die Iſraeliten en masse und auf einmal nach England gezogen ſeien und in andern Ländern nur dürftige und zerſprengte Bruchtheile zurückgelaſſen hätten. Vielmehr ſeien höchſt wahrſcheinlich die Cimbern und Teutonen und die übrigen germaniſchen Stämme die eigentlichen verſchollen geweſenen Iſraeliten, von denen dann ein Haufe ſich auch auf die nordiſchen Inſeln begab. In den Sitten und im Weſen der heutigen Germanen liege durchaus Nichts, was der beſagten Deſcendenztheorie widerſpräche; ſicherlich ſeien ſie keine Aſſyrier. Ein ſehr gewichtiger, und bis jetzt noch von Niemandem vorgebrachter Beweisgrund liege in Folgendem: „Unſere königliche Familie ſtammt zwar einerſeits auch von Deutſchland und obendrein ſind einzelne Mitglieder derſelben mit Dänen, Deutſchen und Ruſſen vermählt. Sollen wir nun aus letzterem Grunde etwa annehmen, daß die königliche Familie mit Heiden verſchwägert ſei? Ich kann mich nicht entſchließen, das zu glauben. Was auch der eigentliche Kern der Bevölkerung des ruſſiſchen Reiches ſein mag, ſo kann ich mich doch der Muthmaßung nicht erwehren, daß das regierende kaiſerliche Haus den zehn Stämmen angehört." Von ganz erfriſchender Wirkung nach dieſer öden Duſelei iſt dann ein Quell reinen Waſſers, der uns ganz unerwartet unter der Ueberſchrift „Des Sachſen Heimath" entgegenſprudelt. Es iſt eine Stelle aus Herder's „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" über die welthiſtoriſche Bedeutung der germaniſchen Völker. Die Worte ſtehen da unvermittelt und unerläutert, und es kann Einen nur wundern, daß, wenn gelegentlich deutſche Ge-

ſchichtswerke nicht ganz unberückſichtigt gelaſſen werden, überhaupt ſo viel blühender Unſinn aufgetiſcht werden kann. In einem dritten Artikel tritt der Mitarbeiter Philo-Iſrael auf die Menſur mit dem Herrn Oberſt Gawler, welcher die ketzeriſche Anſicht vertritt, daß nur neun Stämme in England eingewandert ſeien. „Gott ſelbſt verheißt an vielen Stellen der Schrift ſeinem Volk dereinſtige Macht und Herrlichkeit auf den Inſeln; vgl. 2 Sam. 7, V. 10—11, 1 Chron. 13, V. 9—10. Hiernach behaupten wir gegen Oberſt Gawler, daß die h. Schrift Schritt für Schritt unſere Anſicht beſtätigt, daß die zehn Stämme en masse nach den britiſchen Inſeln gewandert ſind und erſuchen ihn, uns zu widerlegen. Er möge den Nachweis liefern, wo ſeine neun Stämme ſeßhaft geworden ſind, doch verbitten wir uns jeden Hinweis auf Oxforder oder ähnliche Autoritäten, von welchen Engländer und Deutſche ohne Weiteres als Zweige deſſelben Stammes behandelt werden.“ Dann die plötzliche und unerwartete Wendung: „Iſt dies übrigens die Zeit, unſere geiſtigen Fähigkeiten und Kräfte über Streitfragen zu vergeuden, die uns gar nichts angehen? Jetzt, wo die orientaliſche Frage an uns heranrückt und das Ottomanniſche Reich mit raſchen Schritten ſeinem Untergange entgegengeht und das dumpfe Rollen des kommenden Sturmes ſchon in unſeren Ohren klingt?“ Dieſer Apoſtrophe zum Trotz werden ſchließlich dennoch die Gläubigen noch einmal zum Ausharren und zu eifriger Propaganda aufgemuntert. Ungefähr auf derſelben Stufe ſtehen die Leiſtungen des Herrn Cockburn-Muir in Putney, welcher in einem Briefe an einen Herrn Bird in Cliſton die Heilswahrheit gegen die Univerſitäten vertheidigt, „die da in rettungsloſer Dunkelheit befangen ſind,“ und zwar an der Hand der Geſchichte, der Ueberlieferung, der Ethnologie und der Sprachwiſſenſchaft, die ſämmtlich auf unſerer Seite ſind.“

Den Gipfelpunkt aber wahnwitziger Exegeſe und blühenden Blödſinnes, der hie und da mit geſundem Menſchenverſtand verquickt iſt, ſcheinen der Herr B. S. und ſeine Widerſacher erreicht zu haben. Was letzterer dem Verfaſſer des Artikels zugetraut haben muß, erhellt aus der folgenden Erörterung auf Grund der Stellen Apokalypſe 14, 9—11 und 20, 4. „Und was nun den Antheil des deutſchen Reiches an dem verfluchten Maalzeichen des Thieres durch Einführung des neuen Decimalſyſtems in Maß und Gewicht anbetrifft, ſo iſt dieſer Gegenſtand von ſo hoher Wichtigkeit, daß wir uns veranlaßt ſehen, gegen eine ſo gehäſſige Auslegung jenes ganz legalen Maals der Abtrünnigkeit Verwahrung einzulegen, welches doch Alle, die es annehmen, zu ewigen Höllenſtrafen verurtheilt; vgl. Ap. 14, 11: „Und der Rauch ihrer Qual wird aufſteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und ſie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Thier haben angebetet und ſein Bild; und ſo Jemand hat das Maalzeichen ſeines Namens angenommen.“ Wie es dem be-

geisterten Exegeten überhaupt möglich gewesen war, in dieser Stelle den göttlichen Bannfluch gegen das Decimalsystem des deutschen Reiches zu erkennen, ist aus dem Texte des vorliegenden Artikels nicht mehr ersichtlich; übrigens thut der Verfasser des letzteren das Seinige, um unsere Schuld nach Kräften in ein mäßigeres Licht zu stellen; namentlich bittet er erwägen zu wollen, daß es sich hierbei doch weniger um ein religiöses als vielmehr um ein wirthschaftliches Interesse handle. Auch dringt er in den fanatischen Deutschenhasser, um dessentwillen nicht ein ganzes Volk dem ewigen Verderben preiszugeben, vielmehr zu bedenken, was das deutsche Volk im Zeitalter der Reformation im Kampfe mit Rom geleistet habe und in der Gegenwart abermals leiste. Ferner warnt er vor nationaler Ueberhebung. „Unsere Selbstüberschätzung und unser großer Wohlstand können leicht eine Falle für uns werden, so wie sie auch andre Völker zu Grunde gerichtet haben. Allerdings sind wir ja Alle darin einig, daß wir den hohen Vorzug des am meisten begnadeten Geschlechts genießen als die Nachkommen Ephraims, vgl. Jeremiah 31. Aber eben das Recht der Erstgeburt selbst soll uns ja daran erinnern, daß noch Andere nach uns zur Gemeinschaft gehören. Lasset uns also forschen und darnach suchen, wer diese Genossen sind und nicht mit kaltem Stolze uns von ihnen abwenden. Wir wünschen ihnen Glück bei ihrem Ringen nach Einheit und Freiheit und Kraft, welche Güter wir schon so lange besitzen. Der deutsch-französische Krieg ist sicherlich noch nicht ausgekämpft, und von der Entscheidung werden dann sicherlich ernstere Fragen als das letzte Mal abhängen. Ist die Kriegesfackel erst wieder angezündet, so kann keiner von uns wissen, wie weit der Brand dann um sich greifen wird. Vielleicht werden auch unsere Interessen mit ins Spiel kommen, wenn der Preis, den Rußland den Franzosen für seine Hilfeleistung gegen Deutschland abfordert, der Besitz des langersehnten Konstantinopels sein sollte. Im Hinblicke auf diese Möglichkeit liegt für alle Stämme Israels die Aufforderung zu festem Zusammenhalten, um den friedlichen Besitz des Landes Immanuels zu sichern für das auserwählte Volk."

Doch genug des Unsinns. Da die respectability der Gönnerschaft und der Redaction der Zeitschrift keinen Raum für irgend welchen Zweifel lassen, so darf die Lebensfähigkeit derselben wohl als verbürgt angesehen werden. Ob übrigens wirklich die, wie verlautet, im Wupperthale und in Schwaben angestellten Propagandaversuche von Erfolg gewesen sind, mögen die folgenden Nummern lehren. Dieselben sind zu beziehen gegen Einsendung von sechs Pennymarken oder 50 Pfennig von James Nisbet u. Co., Berners Street, Oxford Street, London. — S. W. Partridge u. Co., 9, Paternoster Row, E. C. — W. H. Guest, 29. Paternoster Row, E. C. London.

Die Dresdener Malerschule.

Von Alexander Flamant.

Wie im Durchschnitt jede moderne Kunstausstellung, so macht auch die gegenwärtige, vorwiegend von auswärtigen Künstlern beschickte Dresdener Ausstellung in ihrer großen Masse den Eindruck einer interessanten coloristischen Versuchsstation, eines Laboratoriums der Farbentechnik, welches neben einem Schwall von oberflächlicher decorativer Mittelmäßigkeit auch manche recht beachtenswerthe Erscheinungen zu Tage fördert, die entschieden als eine Bereicherung, wenn auch nicht der Kunst im höheren Sinne, so doch des technischen Theils derselben betrachtet werden müssen.

Farbe, Colorit, Effect, das ist die Losung unserer jetzigen Kunstbestrebungen, und die Zeichnung wird dabei meistens mit einer, fast möchte man sagen, brutalen Geringschätzung behandelt, — eine Technik, welche dem Beschauer nicht selten schon auf einer Distance von 10 Schritten ein gebieterisches „Halt“ zuruft, damit er sich den durch die Farbe aus respectvoller Entfernung erhaltenen allgemeinen Eindruck der Naturwahrheit des Bildes nicht durch nähere Besichtigung desselben wieder zerstöre. Das sinnige, beschauliche Arbeiten, das liebevolle Sichversenken in den Gegenstand scheint den meisten Künstlern unserer Zeit abhanden gekommen zu sein; die Unbefangenheit des Schaffens wird durch den beunruhigenden Gedanken verscheucht: „Wie wird das Bild auf der Ausstellung wirken? — Wird es durchschlagen, Effect machen? Oder wird es erdrückt werden durch die andern brillanten Farbenstücke?“ Und so wird in fieberhafter Hast aufgetragen, was die Palette nur hergeben will. „Im Atelier muß es geschmiert und geklext aussehen“, heißt es, „dann wirkt es auf der Ausstellung.“ Mag wohl sein, für ein gewisses Publicum; nur wird dabei übersehen, daß die Bilder schließlich doch bestimmungsgemäß in einem Salon ihr Unterkommen finden sollen, und wenn dieser nicht mit hohlem Flitter und decorativem Pomp, sondern mit feinem Geschmack und solider Noblesse eingerichtet ist, dann tritt die rohe Behandlungsweise der Bilder um so schroffer hervor, je gediegener und eleganter die Umgebung ist.

Und nicht allein die Schönheit der Zeichnung wird dabei vollständig ignorirt, sondern auch die Composition artet dermaßen aus, daß von zweckmäßiger Anordnung und Vertheilung der Massen, von harmonischem Fluß der Linien, überhaupt von gedankenreicher Conception des Bildes kaum noch die Rede sein kann. — Wozu das auch? — Das große Publicum hat im Allgemeinen dafür wenig Sinn; es steht geblendet und staunend vor jenen frappanten Knalleffecten, während es an tief empfundenen und liebevoll

durchgearbeiteten Bildern meistens gleichgiltig vorübergeht, weshalb man es im Grunde genommen den Künstlern kaum verdenken kann, wenn sie statt des hochfliegenden Pegasus lieber den ertragliefernden Ackergaul reiten und den rasenden Tanz unserer Zeit um das goldene Kalb mittanzen.

Die Erzeugnisse der Kunst sind stets ein treues Spiegelbild der jeweiligen idealen und realen Bestrebungen ihrer Zeit. Sie stimmen vollständig überein und stehen im innigsten Zusammenhange mit den Erscheinungen auf andern Gebieten des Lebens, des Kunstgewerbes, der Industrie, des Handwerkes, wie überhaupt der sittlichen und volkswirthschaftlichen Zustände. Betrachtet man demnach die Kunst als die Blüthe eines Culturvolkes, so ergiebt ein Vergleich von selbst, daß bei einem mit unnatürlichen Gewaltmitteln gepflegten Treibhausgewächse die besten Kräfte und Säfte zu ungesunden, monströsen Organen verwendet werden und eine zwar brillante, aber in unheimlicher Farbenpracht glühende Blüthe von ephemerer Dauer und ohne Frucht sich entwickelt. So ist auch die Frucht redlicher deutscher Arbeit, das im Schweiße des Angesichts sauer verdiente Geld mittelst der „Börse" aus den Händen solider arbeitsamer Bürger massenweise in den Säckel speculirender Industrieritter, Börsenjobber, Actienschwindler und Gründer geflossen. Und solche Leute als Kunstmäcene?!

Ist es da zu verwundern, wenn die wahre, echte Kunst auf den Ausstellungen von einem Farbenschwall blendender Effecte ohne tiefern Gehalt erstickt wird, — wenn die ganzen Kunstbestrebungen in eine coloristische Steeple-chase ausarten, die nach möglichst hohen Preisen jagt, und am meisten gilt, wenn sie dieselben wirklich erreicht?

Doch wir wollen nicht zu schwarz sehen; denn neben dieser seichten Tagesproduction der Malerei macht sich noch eine tiefergehende Strömung der warmen, poetischen Kunstrichtung geltend, welche auch von den wirklichen Kunstfreunden einer aufrichtigen Verehrung und lebhaften Theilnahme gewürdigt wird. Und abgesehen davon hat auch jene Kunstrichtung ihre gute Seite, denn es ist nicht zu verkennen, daß die deutsche Malerei, namentlich im Vergleich zur französischen und niederländischen, in der Farbentechnik unverhältnißmäßig zurückgeblieben war und mit einer gewissen Einseitigkeit und asketischen Strenge die abstracte Gedankenmalerei, die geistvolle und gehaltreiche Composition, die stilvolle Zeichnung und Linienführung auf Kosten einer sinnlich reizvollen Farbenwirkung soweit bevorzugte, wie es sich mit einer specifisch malerischen Anschauunng doch nicht recht vereinbaren läßt. Für den Augenblick droht jedoch die deutsche Kunst in ihrer großen Masse ins entgegengesetzte Extrem umzuschlagen und die beregten Vorzüge, durch welche sie nach einer, und zwar sehr gewichtigen Seite hoch über anderen Nationen stand, weit über Bord zu werfen. Erst wenn das durch die über-

ſtürzten Beſtrebungen der Gegenwart angeſammelte reiche Material mit ruhiger Beſonnenheit geſichtet wird, erſt wenn zu der unbedingten Herrſchaft über die Farbe eine exacte, charactervolle Formengebung, gewiſſenhafte Zeichnung und edle Compoſition ſich geſellt, wird den Anforderungen einer gediegenen Technik entſprochen werden. Das Beſte fehlt dann freilich immer noch, der gedankliche Inhalt, die poetiſche Conception und der geiſtige Gehalt des Kunſtwerkes, welchen als Zweck zu verwirklichen ſelbſt die vollendetſte Technik immer nur als Mittel dienen ſoll, während bei vielen Bildern umgekehrt oft der ſeichteſte Gedanke als Mittel herhalten muß, an welchem ſich eine nicht ſelten virtuoſe Technik als Zweck entfaltet. Das traurige Deficit, dieſe innere Geiſtesarmuth in glänzender Hülle, der wir auf dem Gebiete der heutigen Kunſt ebenſo oft begegnen, wie im perſönlichen Verkehrsleben, iſt im erſteren Falle weſentlich dem Bildungsgange der Akademien zur Laſt zu legen. Daß dieſelben ohne alle Vorbedingung Zöglinge, gleichviel ob von der Dorf- oder Bürgerſchule, vom Gymnaſium oder der Univerſität, gleichviel ob aus armen Bauern- oder Handwerksfamilien, aus reichen Bürger- oder vornehmen Adelsfamilien ſtammend, mit gleicher Bereitwilligkeit aufnehmen, iſt vollſtändig in der Ordnung, denn das Talent für die Kunſt tritt ohne Unterſchied in allen Volksclaſſen gleich bedeutend auf. Daß die Akademie aber ſich um die für jeden Künſtler ſo wichtige äſthetiſche und humaniſtiſche Bildung ſo ganz und gar nicht bekümmert und nur ausſchließlich die techniſche Ausbildung derſelben ins Auge faßt, iſt namentlich gegen die durch Geburt und Verhältniſſe in dieſer Beziehung weniger begünſtigten Schüler ein Unrecht, deſſen Folgen ſich in ſpätern Jahren ſchwer beſeitigen laſſen. Daraus mag ſich wohl genügend der verhältnißmäßig ärmliche Inhalt erklären, der die Kunſt unſeres ſonſt ſo hochgebildeten Jahrhunderts kennzeichnet gegenüber früheren Kunſtperioden, aus denen man nur wenige Namen zu nennen braucht — wie Leonhardo da Vinci, Michelangelo, Dürer, Rubens u. a. Künſtler, welche an humaniſtiſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung den erſten Gelehrten und Staatsmännern ihrer Zeit vollſtändig ebenbürtig zur Seite ſtanden — um ſich klar zu machen, weshalb deren Werken außer der techniſchen Vollkommenheit noch etwas Anderes innewohnt, deſſen Werth und Bedeutung ſelbſt Jahrhunderte nicht abzuſchwächen vermochten. Nur weil ſie mit ihrer Bildung und Intelligenz auf der Höhe ihrer Zeit ſtanden, vermochten ſie dieſelbe vollſtändig zu verſtehen und, vielleicht ſich ſelbſt unbewußt, deren Geiſt in ihren Werken zu verkörpern.

Iſt nun die Dresdener Akademie ſchon nach dieſer Richtung hin im Nachtheil gegen andere Kunſtſchulen wie Leipzig, Berlin, München, Wien u. ſ. w. — denen zur leichtern Ausfüllung der Lücken in der humaniſtiſchen Bildung der Schüler die höchſten Lehranſtalten, Univerſitäten, zu Gebote

Digitized by Google

ſtehen, — ſo iſt es doppelt auffällig und betrübend, daß auch nach der techniſchen Seite in der Dresdener Malerſchule keine Spur von jenem friſchen Zuge zu bemerken iſt, der durch die ganze Kunſtrichtung der Neuzeit hindurchgeht, der friſchen Naturwahrheit der Farbe ihre poetiſchen Reize abzulauſchen und ſie mit gewandter Pinſelführung wiederzugeben.

Wenn andere Schulen in dieſen Beſtrebungen ſtellenweiſe zu weit gehen und alle übrigen zu einem Bilde nothwendigen Requiſiten über dem Haſchen nach decorativen Farbeneffecten hintanſetzen, ſo beharrt dagegen die Dresdener Schule conſequent in einer, faſt möchte man ſagen, anticoloriſtiſchen Richtung, ohne dabei im Ganzen durch einen großartigen Zug in Zeichnung und Compoſition für jenen Mangel hinreichend zu entſchädigen, und es thut jedem aufrichtigen Verehrer der Kunſt in der Seele weh, daß die Dresdener Maler bei ihrer ſchwerfälligen Technik mit dem größten Fleiße und dem gewiſſenhafteſtem Streben nicht annähernd leiſten, was ſchon ganz junge Leute z. B. von der Düſſeldorfer, Münchener und der ſo ſchnell emporgeblühten kleinen Weimarer Kunſtſchule in techniſcher Hinſicht mit faſt ſpielender Leichtigkeit und größter Sicherheit erreichen. Der Grund davon iſt nicht etwa im Mangel an talentvollen Leuten zu ſuchen, denn wir ſehen auch auf dieſer Ausſtellung coloriſtiſch hervorragende Leiſtungen gerade von frühern Schülern der Dresdener Akademie, welche jedoch erſt auf andern Kunſtſchulen erlernen mußten, was ſie trotz offenbarer Anlagen in Dresden nie erreicht hätten.

Auch den höchſt reſpectablen Lehrkräften an ſich kann durchaus kein Vorwurf gemacht werden, wohl aber der unzweckmäßigen Dispoſition über dieſelben. Es hat faſt den Anſchein, als ob man von der naiven Anſchauung ausginge, daß die Lehrer, ähnlich wie die Schüler, nach der Anciennität von den untern Claſſen progreſſiv nach den obern vorrücken müßten, und Rang und Würde derſelben danach abzuſchätzen wäre. Was bei den Schülern, als dem naturgemäßen Bildungsgange entſprechend, förderlich iſt, erweiſt ſich bei den Lehrern, deren individuelle Kunſtrichtung als in ſich abgeſchloſſen, in ihrer Qualification nothwendig dieſelbe bleiben muß, als durchaus unpractiſch. So bleibt es z. B. unerklärlich, daß zwei ſo eminent coloriſtiſch begabte Lehrkräfte, wie die Profeſſoren Gonne und Scholtz im Antikenſaale Zeichnen lehren müſſen, während Profeſſor Ehrhardt, bei deſſen vorzüglichem Lehrertalent das feine Gefühl für Form und Modellirung des menſchlichen Körpers ſeinen Sinn für Farbengebung ganz unverhältnißmäßig überragt, im Malerſaale unterrichtet und Profeſſor Dr. Große, deſſen ausgeſprochne claſſiſche Richtung unverkennbar auf die plaſtiſche Formenſchönheit und die erhabene Hoheit der Antike hinweiſt, einem akademiſchen Maleratelier vorſteht.

Zieht man noch in Erwägung, daß einem Künſtler wie Profeſſor Paul Thumann, — deſſen edle, echt deutſche Kunſtrichtung mit der tief empfundenen

Zeichnung und fein ſtiliſirten gehaltvollen Compoſition ein maßvoll wirkſames, naturwahres Colorit verbindet, und deſſen Einfluß auf eine günſtige Entwickelung der hieſigen Kunſtzuſtände von größter Tragweite geweſen wäre — jede Ausſicht auf einen entſprechenden Wirkungskreis rundweg abgeſchnitten worden iſt, ſo daß derſelbe, ebenſo wie der bedeutende Landſchaftsmaler von Kamecke, der Kunſtſtadt Dresden nach kurzem Aufenthalte den Rücken zu wenden ſich veranlaßt fühlte; — zieht man ferner in Erwägung, daß einer unſerer genialſten Künſtler, Erwin Oehme (von Sr. Majeſtät König Albert aus eigener, ſelbſtändiger Entſchließung zum Profeſſor ernannt) als Lehrkraft für die Akademie gar nicht in Betracht gezogen wird, wie auch ſonſt jeder außerhalb der Dresdener Sphäre liegende Einfluß conſequent fern gehalten worden iſt, ſo erklärt es ſich hinlänglich, weshalb eine geſunde zeitgemäße Entwickelung und ein friſcher Aufſchwung der Malerei der Dresdener Schule vollſtändig abgeht. Die nachtheiligen Folgen davon zeigen ſich in jeder Ausſtellung und den Schaden trägt die junge aufſtrebende Künſtlerſchaft.

Die demokratiſchen Präſidentſchaftskandidaten in den Vereinigten Staaten.

In unſerm letzten Artikel beſprachen wir das Annahmeſchreiben von Rutherford B. Hayes, dem Bannerträger der republikaniſchen Partei, und mußten zu dem Schluße kommen, daß Hayes in allen Hauptpunkten, namentlich in der Geld- und Aemterfrage, den dringenden Anforderungen der Zeit und den gerechten Wünſchen der unabhängigen Reformfreunde in hohem Grade Genüge gethan habe. In ähnlicher Weiſe, wie Hayes, äußerte ſich auch ſein Mitkandidat William A. Wheler. Unterdeſſen haben wir nun auch die demokratiſchen Präſidentſchaftskandidaten, Samuel J. Tilden und Thomas A. Hendriecks, nach langem Zögern die Briefe veröffentlicht, in denen ſie officiell die ihnen angetragene Kandidatur (Tilden für das Präſidentenamt, Hendriecks für das Amt des Vicepräſidenten) annehmen und die Grundſätze entwickeln, welche ſie, wenn gewählt, zu befolgen gedenken.

Das vom 31. Juli d. J. datirte Annahmeſchreiben Tilden's iſt ſehr umfangreich, obſchon es faſt durchweg nur dieſelben Punkte berührt, über die Hayes ſeine Anſichten kundgethan hatte. Man merkt es den Ausführungen

Tilden's an, daß er sich in einer Lage befindet, die es ihm schwieriger macht, sich über manche Fragen so präcis und klar auszudrücken, wie es von seinem Gegner Hayes geschehen ist. Tilden ist eben ein Compromißkandidat. Die demokratische Partei ist in ihrer großen Mehrheit gegen das Hartgeldsystem und zu Gunsten des uneinlösbaren Papiergeldes, nur eine verhältnißmäßig geringe Minorität ist für baldige Wiederaufnahme der Baarzahlung. Um diese beiden Flügel der demokratischen Partei zu einigen, wurde der Compromiß eingegangen, den einflußreichen Hartgeldmann Tilden für die Präsidentur und den minder einflußreichen Papiergeldmann Hendricks für das Vicepräsidentenamt zu ernennen. Es liegt nun auf der Hand, daß es für Tilden nicht leicht war, sich in der so wichtigen Geldfrage so auszusprechen, daß er seine persönliche Meinung aufrecht erhielt und doch der Mehrheit seiner Partei nicht vor den Kopf stieß. Er mußte eben als politischer Balancirkünstler auftreten und übernahm auf diese Weise nicht sowohl die Rolle eines Führers, als die eines Dieners der demokratischen Partei.

Es würde übrigens ungerecht und nicht der Wahrheit entsprechend sein, wenn man das Annahmeschreiben Tilden's für ein oberflächliches und seichtes Machwerk ausgeben wollte. Tilden ist ein gewandter und kluger Politiker, der die Verhältnisse in der Union und die Gefühle seiner Landsleute, namentlich seiner Parteimitglieder, ganz genau kennt. Sein Schreiben ist daher, obschon es eine Menge trügerischer Sophismen und bestechender Allgemeinheiten enthält, doch als ein mit feiner Berechnung und Menschen und Zeitumstände kennendem Scharfsinn abgefaßtes Document zu bezeichnen. Dasselbe tritt *scheinbar*, d. h. mit langgewundenen Redensarten und schwülstigen Phrasen, nicht aber in Wirklichkeit für das Hartgeldsystem in die Schranken. Tilden erklärt, daß er und die demokratische Platform *für* Wiederaufnahme der Baarzahlung seien, und doch verwirft er mit voller Entschiedenheit das von einem republikanischen Congresse erlassene Gesetz vom 14. Januar 1875, welches bestimmt, daß jene Wiederaufnahme mit dem 1. Januar 1879 beginnen soll. Er verwirft dieses Gesetz angeblich aus dem Grunde, weil dasselbe keine vorbereitenden Schritte (wise preparations) enthält. In diesem Punkte hat er vollkommen Recht; das genannte Gesetz enthält solche „weise Vorbereitungen" nicht. Aber daraus folgt doch keineswegs die Nothwendigkeit, daß dasselbe widerrufen werden muß. Es ist immerhin ein erfreulicher Schritt zum Bessern, daß wenigstens durch das Gesetz vom 14. Januar 1875 ein genauer Termin fixirt ist, an welchem die so nothwendige und angeblich auch von den Demokraten herbeigesehnte Baarzahlung wieder beginnen soll. Oder würde es einem Wechselgläubiger, der die Zahlung eines Wechsels sehnlichst herbeiwünscht, als passend und zweckmäßig erscheinen, den in diesem Wechsel verzeichneten Zahlungstag auszustreichen oder zu entfernen und dem Schuldiger die Hono-

rirung nach Belieben zu überlaſſen? Iſt aber außerdem nicht Zeit genug vorhanden, „weiſe Vorbereitungen“ zur Erfüllung des Geſetzes vom 14. Januar 1875 zu treffen? Ein das Hartgeldſyſtem aufrichtig befürwortender Congreß und ein dieſes Syſtem ebenſo aufrichtig billigender Präſident würden in einem Zeitraume von länger als zwei Jahren ſehr wohl Mittel und Wege finden, dem verderblichen Papierſchwindel ein Ende zu machen und die Baarzahlungen mit dem 1. Januar 1879 eintreten zu laſſen. Erklärte doch vor nicht langer Zeit die „Neuyorker Staatszeitung,“ ein die Kandidatur Tilden's unterſtützendes Blatt, ſelbſt, „daß ein Widerruf des Geſetzes vom 14. Januar 1875, ohne gleichzeitige Annahme einer praktiſchen Baarzahlungs-Maßregel, ein Sieg der Inflationiſten oder Papiergeldſchwindler wäre. Auffällig, ja, über alle Maßen verdächtigend iſt aber der Umſtand, daß gerade die demokratiſche Partei, welche in ihren Reihen die Anhänger der Inflation und der Repudiation, d. h. die Vertheidiger des uneinlösbaren Papiergeldes und des Wortbruchs gegen die Staatsgläubiger der Union, zählt, nicht müde wird und kein Mittel unverſucht läßt, den Widerruf des Geſetzes vom 14. Januar 1875 durchzuſetzen. Hat doch das gegenwärtige Repräſentantenhaus des Congreſſes, in welchem die Demokraten in der Mehrheit ſind, einen ſolchen Widerruf bereits beſchloſſen. In Anbetracht aller dieſer Umſtände iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn die demokratiſche Partei bei der nächſten Präſidentenwahl ſiegt, ſie die Wiederaufnahme der Baarzahlung ſelbſt gegen den Willen Tilden's, der nur ein Inſtrument in ihrer Hand iſt, ad calendas graecas vertagen würde. Doch hören wir, was Tilden in ſeinem Annahmeſchreiben über den Zeitpunkt der Wiederaufnahme der Baarzahlung zu ſagen hat; er läßt ſich hierüber u. A. alſo vernehmen:

„Der paſſende Zeitpunkt, die Baarzahlung zu beginnen, iſt der Moment, wenn weiſe Vorbereitungen die vollſtändige Fähigkeit haben heranreifen laſſen, das beabſichtigte Ziel mit jener Gewißheit und Leichtigkeit zu erreichen, die am erſten geeignet ſind, das geſunkene Vertrauen zu heben und den Unternehmungsgeiſt der Geſchäftswelt zu beleben. Je ſchneller dieſes Ziel erreicht werden kann, deſto beſſer wird es ſein. Selbſt wenn alle Vorbereitungen getroffen worden ſind, müßten bei Feſtſetzung des genauen Datums der Wiederaufnahme der Baarzahlung die beſtehende Lage des Handels und des Credits, im Inlande wie im Auslande, ſo wie die Wechſelcurſe auf den Wechſelplätzen in Betracht gezogen werden. Die ſpecifiſchen Maßregeln und die Feſtſetzung des Tages der Wiederaufnahme ſind als Details der Ausführung von ewig wechſelnden Zuſtänden (everchanging conditions) abhängig; dieſelben gehören in das Gebiet practiſch-adminiſtrativer Staatswiſſenſchaft (practical administrative statesmanship).“

Digitized by Google

Aus dieſen Worten Tilden's iſt deutlich zu erkennen, daß er für ſeine Perſon die Baarzahlung bald angefangen haben möchte; dies ſagt er, um die Reformleute zu gewinnen. Damit er aber auch ſeine inflationiſtiſchen Freunde befriedigt, fügt er ſchnell hinzu, daß über die Fixirung der gewünſchten Wiederaufnahme ſich kaum etwas Beſtimmtes ſagen laſſe, dies gehöre „in das Gebiet der practiſch-adminiſtrativen Staatswiſſenſchaft." Fragen wir aber, was er etwa unter „practical administrative statesmanship" verſteht, ſo läßt er uns darüber vollkommen im Zweifel, er empfiehlt nur, was alle Präſidentſchaftskandidaten unter ähnlichen Umſtänden empfohlen haben, nämlich: „öffentliche Sparſamkeit, officielle Einſchränkungen und weiſe Finanzwirthſchaft." Dies ſind aber nur allgemeine, ſchönklingende Redensarten, nichts Anderes. Den einzigen practiſchen Schritt, der bisher zur Wiederaufnahme der Baarzahlung geſchehen iſt, das Geſetz vom 14. Januar 1875, bezeichnet er als „eine grobe Täuſchung (a snare and delusion)." So viel über Tilden's Bemerkungen in Bezug auf die Geldfrage.

Was Tilden hinſichtlich der Aemterfrage zu bemerken hat, iſt noch viel ſchwächer. Wie aber die demokratiſche Partei über dieſen zweiten Cardinalpunkt denkt, dafür liefert die Handlungsweiſe des gegenwärtigen Repräſentantenhauſes des Congreſſes eine deutliche Illuſtration. Wie bereits bemerkt, ſind die Demokraten daſelbſt in der Majorität, und ſie haben nichts eiliger zu thun gehabt, als, getreu ihrer Maxime: „to the victors belong the spoils (den Siegern gehört die Beute)", alle Aemter, über die ſie zu verfügen haben, an ihre Parteigenoſſen allein zu vergeben.

Auf das Annahmeſchreiben von Thomas A. Hendricks näher einzugehen, iſt nicht nöthig. Er ſtellt ſich darin ganz offen auf den einſeitigen demokratiſchen Standpunkt und tritt als der entſchiedenſte Gegner des Geſetzes vom 14. Janur 1875 auf; er verhehlt ſeine Sympathien für die Inflationiſten ſehr wenig und iſt ganz außer Stande, irgendwie von einem höhern Geſichtspunkte aus die gegenwärtige Lage der Dinge in den Vereinigten Staaten zu beurtheilen. Während Tilden mit großer Umſicht und Klugheit und in ſtaatsmänniſcher Weiſe ſeine Anſichten entwickelt, appellirt Hendricks als ein ganz gewöhnlicher Tagespolitiker und Demagoge an die Leidenſchaften und Vorurtheile der Wähler. Beide aber vergeſſen, indem ſie die republikaniſche Partei für die große Schuldenmaſſe der Vereinigten Staaten verantwortlich machen, daß die demokratiſchen Rebellen es in erſter Linie geweſen ſind, die durch Beginn des Seceſſionskrieges zu jener Schuldenhöhe die Veranlaſſung gaben und daß die demokratiſchen Repräſentanten im Congreſſe in dieſem Jahre für die Südſtaaten Millionen Dollars als Schadenerſatzanſprüche aus eben dieſem Kriege anmeldeten. Mit Recht erinnert in dieſer Beziehung ein Aufruf, welchen die deutſch-amerikaniſchen Republikaner von Chicago

kürzlich an die deutsch-amerikanischen Wähler erließen, daran, daß nach diesem Vorgange zu erwarten steht, daß nach einem demokratischen Nationalsiege die Kosten der vom Süden der Union begonnenen Rebellion in Form von Entschädigungsansprüchen des Südens dem Norden aufgebürdet und so die Steuerlasten ins Unendliche gesteigert werden. „Noch ist die vollziehende Gewalt in den Händen der Republikaner", so heißt es in diesem Aufrufe, „und trotzdem sind in dem Städtchen Hamburg in Süd-Carolina Greuelthaten verübt worden, wie wir sie von Bulgarien und Bosnien lesen. Man lasse die Demokraten in den Besitz der ganzen Regierung gelangen, man überlasse ihnen die Controlle des öffentlichen Schatzes, den Oberbefehl über die bewaffnete Macht, — und wir werden Zustände erleben, wie sie vor dem Rebellionskriege nicht schlimmer und verderblicher waren und wodurch alle Errungenschaften dieses blutigen Krieges wieder in Frage gestellt würden." Mit den beregten Ersatzansprüchen stimmen allerdings die von Tilden empfohlene „öffentliche Sparsamkeit, officielle Einschränkungen und weise Finanzwirthschaft" sehr schlecht zusammen. Und dabei ist es eine Thatsache, daß die beiden demokratischen Präsidentschaftskandidaten, Tilden und Hendricks, während des Secessionskrieges stets zu den Freunden der Rebellen gehörten, während Hayes als Soldat der Unionsarmee tapfer für die Union kämpfte; auch spielte der jüngst von den Demokraten im Staate New-York für das Gouverneursamt aufgestellte Horatio Seymour beim Ausbruche des Bürgerkrieges eine durchaus nicht unionsfreundliche Rolle.

In Anbetracht aller dieser Umstände dürfte Karl Schurz sich nicht im Unrecht befinden, wenn er über die Eventualitäten der kommenden Präsidentenwahl folgendes Prognostikon stellt: Im Falle des Sieges der Republikaner ist nachstehendes Resultat zu erwarten: 1. Anwendung des ganzen verfassungsmäßigen Einflusses der Executivgewalt zu Gunsten einer schleunigen Wiederherstellung der Baarzahlungen und Wahrscheinlichkeit einer entsprechenden Mehrheit im Congresse; 2. Entfernung der schlechten Beamten aus dem Staatsdienste und consequente Durchführung des von Hayes entworfenen, vortrefflichen Civil-Dienstreform-Programms, so weit die constitutionelle Gewalt des Präsidenten reicht; der öffentliche Dienst ist keine Partei-Agentur mehr, das Beutesystem hört auf, Opposition gegen diese Reform seitens der Beutepolitiker im ersten Congresse unter Hayes' Administration, aber Zusammenbrechen dieser Opposition bei den nächsten Congreßwahlen; 3. gewissenhafte Ausführung der Gesetze, verbunden mit einer gerechten, versöhnlichen, Eintracht und ehrliche Regierung befördernden Politik dem Süden der Union gegenüber. Im Falle eines Sieges der demokratischen Partei ist dagegen zu fürchten: 1. eine Papiergeldmajorität im Repräsentantenhause des Congresses; Anstrengungen zu Gunsten einer Baarzahlungspolitik seitens

Tilden's, die aber an der Majorität des Repräsentantenhauses scheitern; Fortdauer des verderblichen, ungewissen Zustandes der Finanzen auf unbestimmte Zeit; im Falle des Todes von Tilden und der Amtsnachfolge von Hendricks allgemeine Confusion und Wiederaufleben der Inflations- und Repudiationspläne; 2. Entfernung der schlechten Beamten, aber auch der guten; massenhafter, unwiderstehlicher Sturmlauf von Aemtersuchern aus dem Süden und dem Norden der Union; im Wesentlichen Beibehaltung des Beutesystems und des Civildienstes als einer Parteimaschine und somit der daraus entspringenden Demoralisation; etwaige Versuche in der entgegengesetzten Richtung bleiben dem allgemeinen Andrang der Partei gegenüber fruchtlos; 3. Anregung falscher Hoffnungen bei dem gesetzlosen Elemente im Süden der Union durch den Parteisieg und Vermehrung gewaltthätiger Excesse nud reactionärer Versuche, trotz aller Wünsche der Unionsregierung und des bessern Theiles des südlichen Volkes, solche zu verhüten.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß ein Sieg der demokratischen Partei eine Ermunterung für die ultramontanen Elemente in den Vereinigten Staaten sein würde, da die Ultramontanen seit längerer Zeit einen Bestandtheil der demokratischen Partei bilden. Rud. Doehn.

Noch einmal Herr Mommsen.

Nur gelegentlich geschieht es, daß wir in das Blatt „Im neuen Reich" einen Blick thun, und so ersehen wir erst jetzt, daß Herr Mommsen in Nr. 37 desselben einen Artikel „Abermals zur Abwehr" veröffentlicht hat, der sich gegen unsre Mittheilungen über den freiburger und den jenaer Protest in der Promotionsfrage (Nr. 33) und gegen unsere Auszüge aus der Bergk'schen Schrift über die römischen Schleudergeschosse (Nr. 35) richtet. Wir haben weder Zeit noch Lust noch Raum, uns mit diesen Gegenständen abermals ausführlich zu befassen, und so genüge folgendes Wenige zur Erwiderung und Klarstellung.

Der M.'sche Aufsatz bekundet zunächst, daß die Bemerkungen, mit denen wir unsre Auszüge begleiteten, und die keinen andern Zweck hatten, als Verleumdeten und unschuldig Verurtheilten zur Seite zu treten, die verdunkelte Wahrheit ins Licht zu rücken und von gewissen Unfehlbarkeiten nachzuweisen, daß sie nicht unfehlbar sind, wohl getroffen und stark erhitzt haben. In der

Verblendung des Zornes verletzten Selbstgefühls mißversteht uns der Verfasser, in hastiger Hitze übersieht er wesentliche Dinge, legt er uns Aeußerungen in den Mund, die wir nicht nur nicht gethan, sondern ausdrücklich, wenn auch nicht gerade in dem ehrfurchtsvollen Tone, welchen Herr M. im Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Einflusses erwarten mochte, abgelehnt haben, vergißt er bisweilen die gewohnte und ihn so schön kleidende Würde, um sich in Schimpfreden zu ergehen.

Ein Mißverständniß irritirten Verstandes z. B. ist es, wenn Herr M. in den Schlußworten unseres Aufsatzes über die Promotionen uns die Behauptung aufstellen läßt, er „habe mit seinem Auftreten gegen gewisse Formen der Doctorpromotion seinen persönlichen Vortheil im Auge." Das würde in der That nicht blos „lächerlich", sondern nahezu unbegreiflich von uns gewesen sein. Aber wir haben daran nicht entfernt gedacht. Wir fragten: „Sollte bei den Unwahrheiten, welche der Artikel der Pr. Jahrb. über die Jenenser brachte, außer der moralischen Entrüstung und dem Reformatoreneifer über gewisse Ungehörigkeiten etwa auch noch — etwas pro domo mit untergelaufen sein?" Was wir damit in Wirklichkeit vermutheten, ist uns auch jetzt noch nicht erlaubt zu sagen. Einige Leser werden gerathen haben, daß uns bei dem pro domo u. A. eine vorzüglich durch Herrschaft einer gewissen Clique heruntergebrachte Universität vorgeschwebt habe. Wir schweigen dazu, aber die Zeit zum Reden wird kommen, und dann wird man unsre Ausführung durchaus nicht „lächerlich" und noch weniger „gleichgültig" finden. Sie wird die Form der Vermuthung dann nicht beibehalten.

Zu den wesentlichen Dingen, welche Herr M. in seiner Ueberreiztheit übersieht, gehören namentlich unsere Anführungszeichen, die für ihn gar nicht zu existiren scheinen. Infolge dessen meint er wiederholt, uns in die Schuhe schieben zu dürfen, was andrer Leute Leistung ist. Ja die Verblendung und Verwirrung geht so weit, daß sie nicht blos uns, sondern auch diesen Andern die Worte im Munde verdreht, wo es dann freilich erklärlich wird, wenn der Abwehrende Pfui ruft, von Invectiven und Injurien irre redet, „Gift" und „Schmutz" erblickt und Herrn Bergk's Angriffe geschmackvoll und „getrost dem eignen Verwesungsprocesse überlassen zu können" wähnt. Es widersteht uns, von diesen Unsauberkeiten zu sprechen, doch mag das Aergste, was Herrn M. hier passirt ist, kurz erwähnt werden. S. 415 wirft er uns entrüstet vor, von einem Kammerdiener Mommsen gesprochen zu haben, während weder dieses Blatt noch überhaupt jemand dieses Wort gebraucht und Herr Bergk nur auf einen Kammerjunker Mommsen angespielt hat, wir aber auch diesen weit milderen Ausdruck sofort in einer Einschaltung als nicht recht passend bezeichnet haben. „Wie soll man also jenen Vorwurf characterisiren?" Wirklich blos als Hallucination der äußersten fiebernden Aufgebrachtheit? Oder wäre

es die Gewohnheit unachtſamen Leſens und Betrachtens? Oder hätte etwa das Gewiſſen des Abwehrenden den Kammerdiener im Kammerjunker gefunden? Wir hätten bei der unfreundlichen Stellung, die Herr M. zur Wahrheit einnimmt, faſt Neigung, Schlimmeres anzunehmen, nämlich, daß Herr M. einfach wieder einmal in ſeinem Intereſſe bewußt und abſichtlich die Unwahrheit geſagt habe.

Im Uebrigen bleibt ſowohl was wir in der Promotionsſache als was wir in der Bergk'ſchen Angelegenheit Andere äußern ließen und ſelbſt äußerten, einige Nebendinge hinſichtlich der letzteren abgerechnet, nach der M.'ſchen Darſtellung unverändert beſtehen. Herrn M.'s „Abwehr" iſt dort ein ſtillſchweigendes, hier ein ausdrückliches, wenn auch in allerlei Entſchuldigungen gewickeltes Zugeſtändniß des Weſentlichen der ihm gemachten Vorwürfe. Er hat den Freiburgern und Jenenſern Dinge vorgeworfen, die nicht wahr ſind, und er hat (beiläufig keineswegs wie Fleiſcher die Moabitica) den Ankauf der pariſer Schleudergeſchoſſe empfohlen, die ein Seitenſtück zu den Schwindelfabrikaten der Firma Schapira waren.

Literatur.

Das Bild des Zeus. Von Dr. Ludwig von Sybel. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Marburg, Elwert'ſche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Ein Vortrag, den der Archäolog der Marburger Univerſität, wohl vor einem größeren Publicum, gehalten hat, aber ein Vortrag, der aus der immer mehr anſchwellenden Maſſe ähnlicher Erzeugniſſe hervorleuchtet, wie ein blanker Edelſtein aus dem Schutt — eine ganz eigenthümliche Leiſtung, die ich ſofort auf einem Niederſitz zwei Mal geleſen, um hinter das Geheimniß der Kunſt zu kommen, und ein Meiſterſtück, man mag es betrachten, von welcher Seite man will. Neben dem Redner haben zwei Zeusbüſten geſtanden, die bekannte Coloſſalbüſte des Zeus von Otricoli und der weniger bekannte ſchöne archaiſche Kopf des ſog. Zeus Talleyrand; beide ſind dem Schriftchen in Lichtdrucken beigegeben. Von dem letzteren Kopfe geht der Redner aus. Er leitet den Beſchauer durch eine eingehende Beſchreibung zu genaueſter Betrachtung desſelben an, und da dieſer Kopf die Elemente verſchiedener Stilperioden in ſich vereinigt, knüpft er daran eine Geſchichte und Charakteriſtik dieſer Kunſtſtufen.

Dann entwirft er ein Bild von dem Wesen des höchsten Gottes im hellenischen Volksglauben und verfolgt von den ältesten Zeiten an die bildliche Darstellung desselben. Bei dem berühmtesten Zeusbilde des Alterthums, dem Goldelfenbeincoloß des Phidias in Olympia, angelangt, erörtert er die verschiedenen Zweige der Technik innerhalb der griechischen Plastik, wendet sich dann zu der Person des Künstlers und führt die sämmtlichen übrigen Zeusdarstellungen desselben vor, die dem olympischen Zeus vorausgingen, beschreibt den letztern aufs anschaulichste an der Hand der alten Schriftquellen und der in neuerer Zeit zur Reconstruction herangezogenen elischen Münzen und verfolgt endlich von diesem Höhepunkte aus die Wandlungen des Zeusideals bis zur alexandrinischen Zeit — und da stehen wir vor dem zweiten der aufgestellten Köpfe, dem Zeus von Otricoli. Also Denkmälerbeschreibung, Kunstgeschichte, Mythologie, Kunstmythologie, Kunstlehre, Künstlergeschichte, und abermals Kunstmythologie und Denkmälerbeschreibung im Rahmen eines einzigen Vortrags, alles in meisterhafter Weise mit einander verflochten, so daß eins völlig natürlich und ungesucht das andere aufnimmt und von ihm abgelöst wird, und alles straff auf einen Mittelpunkt bezogen — es ist in der That ein kleines Cabinetstück, das nicht so leicht jemand nachmachen wird. Mit so viel Geist hat uns lange Niemand Kunstwerke des Alterthums vorbetrachtet, daß wir sie ihm mit so viel Lust nachbetrachten könnten, wie der Verfasser dieses Schriftchens. Der junge Nachwuchs unserer heutigen Archäologen glaubt jetzt wunder was zu thun, wenn er mit dem Centimetermaße ausmißt, wie viel an einer Statue der Abstand vom linken Ohrläppchen bis zum linken Nasenflügel oder von der rechten Brustwarze bis zur rechten Achselhöhle beträgt. Hier tritt uns doch wieder einmal Jemand entgegen, der ein paar gesunde, helle, geistvolle Augen im Kopfe hat. Und geistvoll wie die ganze Behandlung des Stoffes ist auch die sprachliche Darstellung. Das Schriftchen trägt vom ersten bis zum letzten Worte das Gepräge eines durchaus eigenartigen Stiles von hoher, mannhafter Schönheit. Lese jeder dies Heft, der sich einen aparten Genuß bereiten will. G. W.

Mit **diesem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das IV. Quartal ihres 35. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im September 1876. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Aus Straßburgs Vergangenheit.*)

Es giebt wohl keine Provinz im ganzen deutschen Reiche, die eine so reiche, einheimische Literatur aufzuweisen hätte, als das Elsaß. Zählt man doch die Alsatica nicht nach hunderten, sondern nach tausenden von Publicationen und Monographien, wie das unlängst herausgegebene Verzeichniß der Straßburger Landes- und Universitätsbibliothek nachweist, welches nicht weniger als 27,000 Nummern aufzählt. Angesichts dieser zahlreichen literarischen Leistungen sollte man meinen, die Geschichte des Elsasses wäre nach allen Seiten hin auf das Gründlichste erforscht und bekannt. Dem ist aber nicht also; es bleibt noch unendlich zu thun übrig, und die fontes rerum Alsaticarum sind bei weitem noch nicht alle durchgegangen und erschöpft. Es giebt noch manche städtische Archive, welche eine namhafte Anzahl von ungedruckten Documenten aus der Vorzeit enthalten, und die Bezirksarchive von Colmar und Straßburg sind noch reich an mancher wichtigen Urkunde, die das Licht der Oeffentlichkeit bis jetzt noch nicht erblickt hat.

Eine bedeutende und bisher noch nicht genügsam für derlei Arbeiten benutzte Fundgrube bildet das Stadtarchiv von Straßburg. Dasselbe ist sehr

---

*) Straßburgs Blüthe und die volkswirthschaftliche Revolution im XIII. Jahrhundert. Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorates der Universität Straßburg am 31. October 1874 von Gustav Schmoller. Straßb. Karl J. Trübner. 1875.

Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert. Rede gehalten zur Feier des Stiftungsfestes der Universität Straßburg am 1. Mai 1875 von Gustav Schmoller. Mit einem Anhang: Enthaltend die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433. Straßb. Karl J. Trübner. 1875.

Ist Gottfried von Straßburg (der Dichter) Straßburger Stadtschreiber gewesen? Eine historische Untersuchung von Carl Schmidt. Straßb. C. F. Schmidt'sche Universitäts-Buchhandlung. Friedrich Bull. 1876.

Straßburger Räthselbuch. Die erste in Straßburg ums Jahr 1505 gedruckte deutsche Räthselsammlung, neu herausgegeben von A. F. Butsch. Straßb. Karl J. Trübner. 1876.

reich und aus der Katastrophe des Jahres 1870 unversehrt hervorgegangen. Die beiden ersten der oben genannten Monographien, zwei Rectoratsreden des bekannten Nationalökonomen Professors Dr. Gustav Schmoller, dermaligem Rector der Universität Straßburg, beruhen auf den gründlichsten Quellenstudien im Straßburger Archiv und eröffnen dem Geschichtsforscher weite Blicke auf ein bisher wenig bekanntes Gebiet. Denn wenn auch im Allgemeinen die Geschichte der alten Reichsstadt am Oberrhein in ihrer politischen Entwicklung ihren wesentlichen Grundzügen nach bekannt war; wenn für einzelne Perioden dieser Geschichte, wie für die der deutschen Mystik, für die Zeit der Reformation, für die französische Revolution, ein reiches Material und vielfache Specialstudien vorlagen, so war dagegen Straßburgs innerliche Geschichte vom 13. bis zum 15. Jahrhundert in ein gewisses, mystisches Dunkel gehüllt. Dasselbe in lichtvoller Weise, in edler classischer Form und gestützt auf deutliche Urkunden, aus denen die Thatsachen sich wie von selbst ergeben, aufgehellt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst der vorliegenden Abhandlungen. Es ist die innere Geschichte der Stadt Straßburg in socialer und volkswirthschaftlicher Beziehung; es ist die Entstehung ihrer viel gerühmten und oft bewunderten Verfassung, die Analogie hatte mit derjenigen von Venedig; es ist das verschlungene Räderwerk ihrer Verwaltungskörper, welche Prof. Schmoller uns in lichtvoller Darstellung vorführt.

Das alte römische Argentoratum war in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen. Die fränkischen Könige, die im Elsaß sich so oft aufhielten und Paläste wie die Isenburg bei Rufach und Kirchheim, sowie die Kronenburg, unweit Maßlenheim bewohnten, scheinen, wie die älteren Historiker behaupten, auch in der Nähe der Trümmer des alten Argentoratum, einen Palast in Königshofen besessen zu haben. Daher der Ursprung einer Pfalz in Straßburg. Die Stadt war auch von alter Zeit her ein Bischofssitz; die Bischöfe besaßen dort, in der Nähe der von Chlodwig erbauten, zuerst in Holz aufgeführten Hauptkirche, dem späteren Münster, einen Frohnhof. Auch andere Gebäude, die zu agrarischen Zwecken dienten, erhoben sich allmählich. Die Ansiedler, die um die Mitte des zehnten Jahrhunderts sich dort niederließen, waren entweder Beamte des Bischofs oder Landleute, die dessen Felder bebauten oder endlich Handwerker, welche für die leiblichen Bedürfnisse des Bischofs und seiner Leute zu sorgen hatten. Bis um das Jahr 1150 ist also Straßburg eine Ackerbaustadt; die Häuser darin sind klein und unansehnlich; jedes hat Scheune und Stallung, Feld und Garten; zählte man doch im elften Jahrhundert 800 Gartenräume in der Stadt. Naturalleistungen aller Art hatte sowohl der ackerbautreibende als auch der gewerbliche Theil der Bevölkerung zu leisten und die Ministerialen des Bischofs sorgten dafür, daß alle Verpflichtungen zu Gunsten ihres Herrn

gewiſſenhaft erfüllt wurden. So bietet denn das ältere Straßburg das Bild einer großen Domänenverwaltung dar und hat einen durchaus agrariſchen Charakter. Doch ſchon zeigen ſich die Anfänge einer freieren Entwicklung der Gewerbe und die erſten Spuren eines volkswirthſchaftlichen Lebens in den Märkten, welche im Schatten der biſchöflichen Kirchen und bei Anlaß großer gottesdienſtlicher Feſte entſtehen und Handel und Wandel hervorrufen.

Einen mächtigen Antrieb zu neuer Gewerbthätigkeit gaben die Kreuzzüge und die Römerfahrten. Neue Bahnen eröffneten ſich durch dieſelben für den Handel; das Rheinthal wird eine Hauptader für den neuen Verkehr; Köln für den Niederrhein, Straßburg für den Oberrhein werden Haupthandelsplätze; die Bedürfniſſe aller Art werden größer, die Bevölkerung wächſt und allmählich vollzieht ſich auch in der innern Verwaltung und in der Verfaſſung der Städte, ſpeciell aber in Straßburg, ein völliger Umſchwung.

Die Gewerbe durchbrechen ihre Feſſeln; nicht mehr ausſchließlich für des Biſchofs Leute, auch für den großen Markt des Lebens arbeitet der Handwerker. Ein neuer Stand entſteht, der das Mittelglied zwiſchen den Dienern des Krummſtabs und dem Volke bildet, es iſt der Kaufmannsſtand, dem ſich die übrigen Gewerbetreibenden anſchließen. Sie bilden ein neues Element in der Bevölkerung, das ſich durch Intelligenz, Weltkenntniß und Wohlhabenheit auszeichnet. Das iſt die eine Seite der Umgeſtaltung, die volkswirthſchaftliche; die andere iſt mehr politiſcher Art; des Biſchofs Diener und Miniſterialen kommen allmählich zur Erkenntniß, daß die Naturalleiſtungen durch Geldſteuern erſetzt werden müſſen, indem die Phyſiognomie der Stadt ſich völlig verändert habe und ganz neue Elemente der Bevölkerung zu den Ackerleuten hinzugekommen ſind. Ihre eigenen Intereſſen treiben ſie immer mehr der Bürgerſchaft zu, aus biſchöflichen Miniſterialen werden ſie allmählich ſtädtiſche consiliarii, die zwiſchen Stadt und Biſchof vermitteln und auch die Häupter der Bürger, magistri civium, in ihren Rath ziehen. So entſteht allmählich, durch die Verhältniſſe hervorgerufen, ein Stadtrath, um das Jahr 1200; 1214 erkennt Kaiſer Friedrich II. denſelben, unter der Zuſtimmung des Biſchofs und 1219 unbedingt an. Die Biſchöfe fügten ſich in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts in die neuen Zuſtände und verſchafften den Bürgern manche Erleichterung, wie die Beſchränkung der läſtigen Weinſteuer. Neue Stadtrechte entſtehen, 1214 und 1244, die den Bürgern immer größere Zugeſtändniſſe einräumen. Eine Reaction aber konnte nicht ausbleiben; der energiſche und leidenſchaftliche Biſchof Walther von Geroldseck wollte ſein altes Recht wieder behaupten und den früheren Zuſtand der Dinge wieder herbeiführen. Es kam zum blutigen Kampfe und in der Schlacht von Hausbergen, 1263, erlangten die Bürger nach heißem Ringen, was ſie ſchon vorher auf friedlichem Wege erſtrebt hatten. Vom Jahre 1300 an

hat ſich in Straßburg eine bedeutende Revolution vollzogen und zwar auf politiſchem, ſocialem und volkswirthſchaftlichem Gebiete. Aus einer biſchöflichen Stadt iſt Straßburg zu einer freien Reichsſtadt herangewachſen; aus einem agrariſchem Orte hat ſich Straßburg zu einem blühenden Emporium emporgeſchwungen; aus einer unbedeutenden Oertlichkeit, die im 10. Jahrhundert kaum 500 Seelen in ſich faßte, iſt ſie eine wichtige Handelsſtadt von 50,000 Einwohnern geworden. Auch ihre Verfaſſung hat eine Umgeſtaltung erfahren: neben dem ſtolzen Patrizier, dem ehemaligen biſchöflichen Miniſterialen, begegnen wir im Rathe der Väter der Stadt auch dem gewichtigen Kaufherrn und dem wohlhabenden Handwerker, an den in ſpäteren Zeiten das Regiment übergehen wird. Dieſe große ſociale und volkswirthſchaftliche Umgeſtaltung der Dinge fand, wie im übrigen Deutſchland, ſo auch in Straßburg, von 1150—1300 ſtatt und bezeichnet eine hohe Blüthezeit der Straßburger Geſchichte.

Es bleibt uns nach dieſer gedrängten Ueberſicht über die Abhandlung von Prof. Schmoller nur wenig zu bemerken übrig. Eines nur möchten wir hervorheben, daß unſers Bedünkens die ſtatiſtiſchen Ziffern zu niedrig gegriffen ſind. Wir wollen zugeben, daß zu Ende des 9. Jahrhunderts die Zahl der Bewohner des alten Argentoratum 1000—1500 Seelen nicht überſchritten habe, obwohl wir auch hier ein Bedenken nicht unterdrücken können — ſagt doch der Dichter Ermoldus Siegellus, der im Jahr 824 zu Straßburg in der Verbannung lebte, daß deren Schifffahrt, Holz- und Weinhandel bedeutend ſei; — daß aber, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, dieſelbe ſich nur auf 4—5000 Seelen belaufen habe, möchten wir ſtark bezweifeln. Fällt doch gerade in jene Zeit der gewaltige Münſterbau, an welchem Hunderte von Steinmetzen und Tauſende von Handlangern thätig waren, und der auch für Handel und Verkehr, für vineta et navigia, von hoher Bedeutung war! Auch eine ſpätere ſtatiſtiſche Angabe, die beſagt, daß bei der Capitulation von Straßburg im J. 1681 die Stadt nur eine Bevölkerung von 22,121 Menſchen gezählt habe, iſt trotz der Behauptung des elſäſſiſchen Schriftſtellers, Friedr. Karl Heitz, des bekannten Sammlers, den der Verfaſſer als Gewährsmann anführt, doch nicht über jeden Zweifel erhaben und ſcheint uns gleichfalls zu gering angeſchlagen zu ſein.

Die zweite Monographie Schmoller's, die gleichfalls als Rectoratsrede erſchien, ſchildert uns eine der intereſſanteſten Perioden der früheren Straßburger Geſchichte, nämlich die Entſtehung des Zunftweſens und die Zunftkämpfe in der alten Reichsſtadt im vierzehnten Jahrhundert, ſowie die Umgeſtaltung der ſtädtiſchen Verhältniſſe in Verfaſſung und Verwaltung im fünfzehnten. Ueber das ehemalige Zunftweſen in Straßburg war bisher wenig Genaues bekannt; wohl hatte der bekannte elſäſſiſche Sammler Friedr.

Karl Heitz im Jahre 1856 unter dem Titel: „Das Zunftwesen in Straßburg. Geschichtliche Darstellung, begleitet von Urkunden und Actenstücken," eine Schrift herausgegeben, die ein reiches urkundliches Material enthält; allein es war das Zunftwesen der späteren Zeit, das Heitz schilderte, das Zunftwesen, wie es noch wenige Jahre vor der französischen Revolution von 1789 in Straßburg bestand. Der Ursprung und die Gestaltung der Zünfte im 14. und 15. Jahrhundert war aber, für Straßburg wenigstens, so viel wie unbekannt. Die gediegene Abhandlung, die wir anzeigen, ist wiederum eine Frucht ernster archivalischer Studien und Forschungen; man fühlt es dem Verfasser nach, daß er keinen Schritt vorwärts thut, ohne daß er festen geschichtlichen Grund und Boden unter sich hat. Nach seiner Ansicht sind zu Straßburg, wie auch vielfach anderwärts, die Zünfte aus den bischöflichen Handwerksgenossenschaften hervorgegangen, und zwar in dem für dieselben wichtigen Zeitraum von 1150 bis 1300. Zuerst bildeten sich Schwurgenossenschaften und Einungen (confraternitaeten), die mehr gewerblicher als politischer Natur waren. Als dieselben aber das Gewerbegericht und die Gewerbepolizei an sich zogen und eine Gerichtsbarkeit ausübten, so bildeten sie eine Corporation, eine Theilgemeinde, die auch an den städtischen Rathsangelegenheiten sich betheiligte. An der Spitze der Zünfte standen zuerst, ihrem Ursprunge gemäß, bischöfliche Ministerialen oder Patrizier; mit der Zeit ersetzten dieselben Zunftmeister bürgerlicher Abkunft. Als eine gewerbliche und politische Genossenschaft erscheint uns die Zunft zu Anfang des 16. Jahrhunderts; ihr Wirkungskreis erweitert sich noch in der Folge; es kommt zu Reibungen mit dem Adel, der ehemaligen bischöflichen und königlichen Ministerialität, und da in den gewaltigen Reichskämpfen Bürger und Zünfte auf kaiserlicher, Bischöfe und Clerus auf päpstlicher Seite stehen, so spiegelt sich in den Zunftkämpfen im Kleinen der große Kampf der Nation in damaliger Zeit getreulich ab.

Neben dem gewerbetreibenden Theil der Straßburger Bevölkerung, der später in selbständigen Zünften sich organisirte, finden wir dort ein Patriziat, das meist aus Adeligen und reich gewordenen Kaufleuten bestand und den eigenthümlichen Namen Constofler, constabularii, von dem Dienste zu Pferde führte. Die Constofler waren auch als Genossenschaften constituirt; sie bekleideten die Ehrenämter in der Stadt, saßen im Rath, versahen den Wachdienst, trieben die Steuern ein und lebten zuerst in friedlichem Einvernehmen mit der Bürgerschaft. Aus der bischöflichen Ministerialität waren sie zumeist hervorgegangen und bildeten in Straßburg das aristokratische Element, das im Besitz der Gewalt war. Um das Jahr 1300 jedoch regt sich das Selbstgefühl der Handwerker; mit der eigenen Gerichtsbarkeit und dem selbständigen Verwaltungsrecht, das jede Zunft besaß, wuchs auch das

Selbſtvertrauen der bürgerlichen Elemente, die nun gleichfalls Sitz und Stimme im Rath begehrten. Dazu kamen noch manche Mißbräuche, welche die Patrizier ſich nach und nach zu Schulden kommen ließen. Sie wurden ſtolz und übermüthig, verfielen immer mehr, wie der Landadel, in Raufereien und zeitraubende Ritter- und Turnierſpiele, vernachläſſigten der Stadt Wohl, ja neckten und quälten vielfach Bürger und Handwerker, wie die alten Chroniſten Cloſener und Königshoven berichten. Größere Unzufriedenheit erregte auch der Umſtand, daß die Conſtofler immer herriſcher und parteiiſcher wurden und daß in Straßburg Niemand mehr ohne Beſtechung der Richter zu ſeinem guten Rechte kommen konnte. Andere Urſachen kamen noch dazu, ſo die Wucherzinſe, welche die Juden nahmen und die den kleinen Mann völlig zu Grunde richteten und die religiöſen und politiſchen Bewegungen und Zeitereigniſſe. Iſt doch die erſte Hälfte des 14. Jahrhunderts die Zeit der Geißler und Myſtiker geweſen; trat doch der Gegenſatz der päpſtlichen und weltlichen Gewalt zwiſchen Friedrich von Oeſterreich und Ludwig dem Bayer gerade damals recht grell hervor. Wie im ganzen Reiche, ſo gab es auch in jeder Reichsſtadt zwei Parteien; während Biſchöfe, Domherren und Patrizier welfiſch geſinnt waren, ſo war die Looſung der Bürger und Handwerker: Hie Waiblingen! In Straßburg kam zu dieſen ſocialen und volkswirthſchaftlichen Urſachen, welche die Revolution von 1332 vorbereiteten und erklären, noch ein Umſtand hinzu: die Conſtofler waren uneins unter ſich; die Zorn und Mülnhein, die beiden Hauptadelsgeſchlechter der Stadt vertrugen ſich ſo wenig mit einander, daß der Rath am Rathhauſe, auf dem Martinsplatz, zwei verſchiedene Ausgänge hatte müſſen machen laſſen, um dem Unfrieden zu wehren; die Zunftgenoſſen hingegen waren einig und ſtanden alle für einen. Der Anlaß zum Siege des demokratiſchen Elementes über das ariſtokratiſche war in Straßburg ein ganz zufälliger. In einem luſtigen Gelage in der adeligen Trinkſtube der Zorn, im Ochſenſteiniſchen Hof, bricht zwiſchen den beiden Patrizierparteien Streit aus; derſelbe nimmt ſolche Dimenſionen an, daß die Handwerker mit bewaffneter Hand einſchreiten und die Gewalt an ſich bringen. Solches geſchah im Jahre 1332 und durch dieſe Revolution wurde der Grund zur neuen Verfaſſung der Stadt Straßburg gelegt. Von nun an ſind die Zünfte durch ihre Schöffen und Vertrauensmänner im Rathe vertreten; an der Spitze desſelben ſteht jetzt der Ammanmeiſter, das Haupt der Ambatleute, alſo ein Plebejer, die adeligen Stättmeiſter ſtehen unter ihm. Doch ſind die Conſtofler aus dem Stadtregiment nicht ausgeſchloſſen; ein Drittheil der Stellen kommt ihnen von Rechtswegen zu. Ein Factor iſt in der ſocialen und politiſchen Revolution Straßburgs im Jahre 1332 nicht zu überſehen, das iſt die militäriſche Tüchtigkeit der Handwerker. Schon im Jahre 1263 hatten ſie davon in der blutigen Schlacht

von Hausbergen eine glänzende Probe abgelegt; seitdem hatten sie sich darin noch vervollkommnet. Während die Constofler ihre edle Zeit in Streifzügen und Fehden oder in Turnierspielen zubrachten, die den Verfall des Ritterthums bezeichnen, übten sich die Zunftgenossen im Wachdienst, in leiblichen Uebungen und in treuer militärischer Pflichterfüllung. Gerade das 14. Jahrhundert sah die Tüchtigkeit dieser bürgerlichen, städtischen Kriegerschaaren, die den Kern der Nation bildeten und in dem Kampfe zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen den Ausschlag gaben, von Tag zu Tag wachsen und zunehmen.

Doch kehren wir zu unserem speziellen Gegenstande zurück. Was für Veränderungen in Verwaltungsangelegenheiten und Verfassungsfragen brachte die Revolution von 1332 in Straßburg hervor? Genau läßt sich dies im Anfang nicht bestimmen. Nur so viel läßt sich im Allgemeinen sagen, daß zu Straßburg vom Jahre 1332 an der Einfluß der „Geschlechter" oder Constofler immer mehr abnahm und das bürgerliche Element zunahm. Das war übrigens im übrigen Reiche auch der Fall. Ist doch die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts die Blüthezeit des Städtewesens in ganz Deutschland, die Zeit, wo Städte und Fürsten im Kampfe um die Gewalt mit einander rangen. Die Städte, die von 1381 an mit einander Bündnisse gegen die Fürsten geschlossen hatten, unterlagen schließlich und auch Straßburg mußte im Jahre 1389 den Landfrieden von Eger mitunterzeichnen und große Kriegskosten bezahlen. Trotzdem und abgesehen von den großen Landplagen, die das Elsaß verheerten, wie das Sterbotte von 1349, die Einfälle der „wilden Engelländer" in den Jahren 1365 und 1375, nimmt Straßburgs politische Bedeutung von 1332 bis 1392 beständig zu. Eine Hauptursache ihrer Machtentfaltung liegt in dem Institut der Pfahl- und Ausbürger. Eine wichtige Urkunde darüber erschien gerade in Straßburg im Jahre 1698; sie hat den gelehrten Archivaren Jakob Wemker zum Verfasser und ist betitelt: De Pfahlburgeris, de Usburgeris et Glevenburgeris. Arg. 1698. Die Stadt Straßburg besaß nämlich, wie andere Reichsstädte, das Recht, auswärtige Bürger aufzunehmen, die, wo sie auch immer residirten, der Stadt Schutz und Schirm genossen. Die Bauern und Unedlen, die so aufgenommen wurden, hieß man Pfahlbürger, die Adeligen Ausbürger. Dieses Recht hatte zwei Seiten, eine Licht- und eine Schattenseite. Wenn einerseits das Ansehen der Stadt nach Außen hin sich vermehrte, so wurde dadurch die Stadt andrerseits in manche Fehden verwickelt, welchen nicht städtische, sondern lediglich Privatinteressen zu Grunde lagen. Kaiser Karl IV. hatte durch die Goldene Bulle das Pfahlbürgerat, das zu vielen Mißbräuchen Anlaß gab, förmlich aufgehoben. Das Ausbürgerthum aber bestand bis zu Ende des 14. Jahrhunderts in Straßburg fort und zog der Stadt

einen ſo verderblichen Krieg zu, daß ihre politiſche Macht dadurch nach Außen hin aufs Tiefſte erſchüttert wurde. Wegen der ungeſetzlichen Gefangennahme eines engliſchen Ritters Harleſton durch Herrn Bruno von Rappoltſtein, einem ſtraßburgiſchen Ausbürger, wird die Stadt in einen Krieg verwickelt, der ihr die Reichsacht und 1392 eine Belagerung zuzieht. Zuletzt muß ſie doch nachgeben und ſich mit ſchwerem Gelde loskaufen. Den materiellen Schaden, den Straßburg damals erlitt, ſchätzt Profeſſor Schmoller auf 1 Million Goldgulden, eine damals ſehr hohe Summe, die die finanzielle Lage der Stadt ſehr gefährdete. Von jener Zeit an giebt Straßburg die Ausbürgerpolitik mehr und mehr auf; dieſelbe hatte ihr wohl Glanz und Ruhm, aber im Ganzen wenig innere Kräftigung gebracht.

Was nun die innere Lage der Stadt ſeit der Revolution von 1332 und derjenigen von 1349 betrifft, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß auch das neue demokratiſche Regiment ſeine großen Schattenſeiten hatte. Es läßt ſich nicht verkennen, daß die Zünfte, deren Zahl damals zwiſchen 20 und 28 ſchwankte, die Macht der Conſtofler völlig zu brechen ſuchten, indem ſie jeden Patrizier zwangen, irgend einer Zunft ſich anzuſchließen. Man bildete oft Zünfte, die aus Handwerkern beſtanden, die keine Verwandtſchaft mit einander hatten, wie die Oelmüller und Tuchſcheerer; man nahm Mitglieder auf, die auch zu einer andern Zunft gehörten; die Zünfte bildeten jede für ſich eine Theilgemeinde, die ziemlich unabhängig daſtand. Wohl waren die Zünfte auch im Rath vertreten, aber auch hier war keine feſte Ordnung. Aus einem kleinen Rathscollegium von 8—12 Mitgliedern, wie er ums Jahr 1200 geweſen, war der Rath bis zu 56 Mitgliedern im Jahr 1349 angewachſen. Als Regierungsbehörde war dieſer zahlreiche Rath geradezu unbrauchbar, beſonders auch darum, weil der Ammeiſter jedes Jahr neu gewählt wurde und die 4 Stättmeiſter ihr Amt als Rathsvorſitzende nur ein Vierteljahr lang ausüben durften. Ueberall entſtanden Klagen, beſonders von Seiten der Conſtofler, von denen im Jahre 1419 ein Theil die Stadt verließ. Auch das Finanzweſen war übel beſtellt; es fehlte an ſtändigen, beſoldeten Beamten, an Controle, an einem geregelten Geſchäftsgang. Aus allen dieſen Gründen war eine Reorganiſirung des Staatsweſens, eine feſte Ordnung in der Verwaltung unumgänglich nöthig geworden.

Das Jahr 1405 iſt ein klimateriſches in der Verfaſſungsgeſchichte der Stadt Straßburg zu nennen. In demſelben fand die Reviſion der Stadtordnung ſtatt, die bisher ungedruckt und, ſo zu ſagen, unbekannt im Stadtarchiv ſich befand und durch deren Veröffentlichung Herr Profeſſor Schmoller ſich die größten Verdienſte um die elſäſſiſche Literatur erworben hat. Ganz neue Aufſchlüſſe und Einblicke in jene mittelalterliche Periode gewährt uns dieſes intereſſante Schriftſtück, das der Verfaſſer als erſten Anhang zu ſeiner

Monographie herausgiebt; er resümirt durch ein kurzes Summarium jeden Paragraphen, was die Uebersicht und das allgemeine Verständniß des Documentes wesentlich erleichtert. Aus dieser Urkunde entnehmen wir die successiven Veränderungen und Vervollkommnungen der Straßburger Constitution vom Jahre 1405 an bis 1482, wo sie ihre vollendete Gestalt erhielt. Folgende Punkte sind die wichtigsten: Im Patriziat findet eine Scheidung statt; von 1419 an theilen sich die „Geschlechter" in gehorsame und widerspenstige; die getreuen Constofler, 89 Familien, bleiben im Verband des neuen Staatslebens, die anderen ziehen aus und fallen dem Landadel und den Fürsten zu. Das war eine politische Nothwendigkeit, hervorgerufen durch die neue Sachlage. Der Ammeister behält äußerlich Ehren und Würden, wie auch der große Rath und die Schöffenversammlung, allein im Staatsmechanismus entsteht, neben der wechselnden Regierung ein beständiges Regiment, das im Grunde im Besitz der Gewalt ist, und alle Angelegenheiten der Stadt leitet. Es sind dies die drei geheimen Stuben der Dreizehner (XIII), Fünfzehner (XV) und Einundzwanziger (XXI). Der Ursprung der Dreizehner fällt ins Jahr 1392; da wurde, in kriegerischen Zeiten, eine Commission von neun Mitgliedern, die sog. Neuner ernannt, die das Kriegswesen zu leiten hatten, und zwar unabhängig vom großen Rathe. Aus derselben heraus entwickelte sich mit der Zeit ein ständiges Regierungscollegium, bestehend aus 4 Constoflern, 4 Altammeistern und 4 Handwerkern und dem regierenden Ammeister. Dieses Collegium, dessen Mitglieder lebenslänglich ernannt waren und dem der jeweilig amtirende Stättmeister präsidirte, hatte die Befugnisse, man erlaube mir einen modernen, aber adäquaten Ausdruck, eines Ministeriums des Aeußern und des Krieges. Ein Dreizehner konnte in jedes beliebige Amt der kleinen Republik, als Ammeister, Stättmeister oder Rathsherr gewählt werden, ohne deshalb seine Stelle zu verlieren. Nur die Kammer der Fünfzehner war ihm verschlossen. Dieses städtische Verwaltungscollegium entstand im Jahre 1433 und entsprach einem inneren Bedürfniß. Wohl waren Ordnungen und Gesetze in der Stadt; Niemand aber controlirte, ob dieselben auch treu gehandhabt würden, denn der frühere Rath übte zugleich mit der gesetzgebenden auch die vollführende Gewalt aus. Eine Art Staatsrath, ein oberster Gerichtshof war demnach nothwendig geworden. Aus dieser Idee entsprang die Entstehung der Fünfzehnerkammer, die, in vollständiger Trennung von der bestehenden Verwaltungsbehörde, kein Mitglied aufnehmen sollte, das ein öffentliches Amt bekleidete. Dieses Collegium bestand aus 5 Constoflern und 10 Handwerkern und ergänzte sich selbst; nur wer 33 Jahre zurückgelegt hatte, durfte darin sitzen; die Mitglieder waren lebenslänglich ernannt und bildeten eine weitere Abtheilung des beständigen Regiments. Die Fünfzehner waren die Wächter des Gesetzes und die Bürgen

der Verfaſſung; ſie ſchlugen auch die neuen Geſetze vor und beriethen ſie durch und wurden ſo nach und nach die Geſetzgeber Straßburgs. In der Folge erweiterte ſich ihre Competenz und alle inneren Angelegenheiten der Stadt waren ihnen unterſtellt, ſo daß ſie, als Ergänzung des Dreizehnercollegiums, ein Miniſterium des Innern bildeten.

Herr Profeſſor Schmoller fügt als zweiten Anhang ſeiner gediegenen Abhandlung die bisher ungedruckte Ordnung der Herren, der Fünfzehn, aus dem Jahre 1433, bei. Das Original derſelben exiſtirt zwar nicht mehr, dafür ſtanden aber dem Herausgeber drei Copien aus dem 16. und 17. Jahrhundert zur Verfügung. Die erſte befindet ſich im Straßburger Stadtarchiv und trägt die Jahreszahl 1660; die zwei anderen ſind in der werthvollen Heitz'ſchen Sammlung enthalten, die den Grundſtock der alſatiſchen Abtheilung der Univerſitäts- und Landesbibliothek von Straßburg bildet. In dieſem „Brief", wie er in der Urkunde genannt wird, ſind alle Attribute und die Competenz dieſer Kammer auf das Genaueſte und Sorgfältigſte aufgezeichnet.

Ein drittes Collegium entſtand zu Straßburg in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das war dasjenige der Einundzwanziger (XXI). Der Urſprung dieſer Körperſchaft war folgender: In einem Berichte, der im Straßburger Stadtarchiv ſich vorfindet, und den Herr Profeſſor Schmoller in ſeinen archivaliſchen Forſchungen vorgefunden hat, ward auseinandergeſetzt, wie ungünſtig die jährliche Erneuerung des Raths auf den Geſchäftsgang wirke, da viele Rathsherren der öffentlichen Angelegenheiten unkundig wären, darum ſei es rathſam, den Rath jährlich nur zur Hälfte zu erneuern. So dauerte das Rathsmandat zwei Jahre. Zugleich kam die Sitte auf, daß in allen wichtigen Fällen der Rath nach ſeinen „alten Freunden" ſchickte, um dieſelben zu befragen. Dieſe „alten Freunde" waren ein Ausſchuß verdienſtvoller und ſtaatskundiger Männer, die urſprünglich den Münſterbau zu beaufſichtigen hatten. Sie waren für fünf Jahre gewählt; wer wieder gewählt wurde, der wurde als lebenslängliches Mitglied dieſes Rathes der „Alten" angeſehen. Die Zahl der Einundzwanziger ſchwankte oft zwiſchen 20 und 30; die meiſten unter den Dreizehnern und Fünfzehnern waren in dieſer Kammer, die alſo, genau genommen, eine Verſchmelzung der Mitglieder des „beſtändigen Regiments" war. Keine wichtige Angelegenheit wurde ohne Zuziehung der XXI ausgeführt und beſchloſſen und dieſelben beſaßen die wirkliche Staatsgewalt, die der große Rath nur nominell ausübte. „Räth und XXI" iſt auch die gewöhnliche Eingangsformel der alten Straßburger Rathsbeſchlüſſe und Verordnungen.

Mit der Entſtehung und Conſolidirung der drei geheimen Stuben, die das beſtändige Regiment bildeten, war zu Straßburg das Werk der Ver-

Digitized by Google

faſſung. das 1482 vollendet iſt, abgeſchloſſen. Nach Außen hin vertreten Ammeiſter, Stättmeiſter und Rath die Stadt, nach Innen üben die eigentliche geſetzgeberiſche und vollziehende Gewalt die drei angegebenen Rathscollegien aus.

Hand in Hand mit dieſem Aufbau der Conſtitution nach Oben, ging auch eine ſchärfere Abgrenzung der Aemter und ihrer hierarchiſchen Abtheilung nach unten. In der Juſtiz und innern Verwaltung entſtanden gleichfalls Neuerungen von ebenſo großer Bedeutung und Wichtigkeit als die conſtitutionellen Reformen. Zunächſt erlangte die Stadt Straßburg, die die Eingriffe der Weſtphäliſchen Vehmgerichte ſtandhaft zurückgewieſen hatte, die Vergünſtigung, daß das Dreizehnercollegium als delegirtes Organ des Reichskammergerichts von Speyer functioniren durfte. Die Criminaljuſtiz behielt ſich der große Rath vor, die Civiljuſtiz ging in den meiſten Fällen auf den kleinen Rath und die drei ſtädtiſchen Niedergerichte über. Gegen 1433 entſtand auch ein eigenes Polizeigericht, die ſog. Siebenzüchtiger, deſſen Mitglieder „ſieben erbare man“ waren, welche die Stadtpolizei unter ihrer Aufſicht hatten. Unter ihnen ſtanden die zwei Siebenerknechte, die nebſt den Ammeiſterknechten gefürchtete Perſönlichkeiten in der Stadt waren. Die Siebenerknechte waren die Chefs der ſubalternen Polizei; unter ihnen und den Ammeiſterknechten ſtanden die Thurmhüter, die Wächter und die Söldner der Stadt.

Auch in der Verwaltung fanden von 1405 an große Verbeſſerungen ſtatt. Wohl finden wir in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einzelne ſelbſtändige Verwaltungsbehörden, wie die Dreier vom Pfennigthurm, den Kaufhausverwalter, den Lohnherrn, den Rentmeiſter u. a. m., allein die Competenzen derſelben ſind nicht genau beſtimmt. Von 1405 an wird das anders, es wird die Stadtverwaltung eine geordnete und geregelte. Die Amtleute d. h. Beamte der Stadt werden beſoldet und müſſen jede Woche ihren Koſtbrief, das heißt ihr Ausgabebuch, vorlegen und ein Buch über ihre Einnahmen führen; ihre eigenen Gehälter werden fixirt, die vielfachen Aenderungen im Dienſtperſonal hören auf. Die wichtigſten ſtädtiſchen Aemter im 15. Jahrhundert waren: die Dreier vom Pfennigthurm, die das Finanzweſen der Stadt unter ihrer Aufſicht hatten, der Lohnherr, der über das ſtädtiſche Bauweſen geſetzt war, der Kaufhausverwalter, der über das Steuerweſen die Aufſicht führte, unter ihm ſtanden die ſog. Umgelter und Zoller, die aber mehr von den Dreiern abhingen; die Münzherren, die Stallherren, welche die Einkommenſteuer einzogen, die Zinsmeiſter, der Armbruſtmeiſter und der Kranichmeiſter bekleideten gleichfalls einflußreiche Stadtämter. Schließlich erwähnen wir noch die Stadtſchreiber, deren Anſehen vom J. 1500 an bedeutend wuchs.

So gestaltete sich der Organismus der Straßburger Verwaltung zu einem lebensvollen, festgegliederten Ganzen, dessen Theile harmonisch in einander griffen und zusammenwirkten. Daß diese Reform der Verfassung und Verwaltung auf alle Zweige und Gebiete des öffentlichen Lebens einen tiefen und heilsamen Einfluß ausübte, liegt auf der Hand. Wie das Zunftwesen in Straßburg insbesondere davon berührt wurde, schildert der Verfasser in kurzen Zügen. Die Zünfte waren sowohl im großen als auch im kleinen Rath und in den drei Rathscollegien vertreten; darum wurde die Autonomie der einzelnen Zunft in politischen Dingen immer beschränkter. Von 1441 an werden die Zunftordnungen revidirt und dem Rathe vorgelegt, und die Zünfte müssen diese revidirten Ordnungen beschwören. Künftighin soll keine Zunft mehr Steuern erheben und Schulden machen, ohne Wissen und Willen des Raths. Die Fünfzehnerkammer übte dazu noch eine Controle über die Zünfte aus und bildete in streitigen Fällen die Recursinstanz. Ferner wurde die Zahl der Zünfte in Straßburg von 28 auf 20 herabgesetzt. Die Zunft bekam auch, vom 16. Jahrhundert an, eine ganz andere Gestaltung als früher; sie streifte ihren politischen Charakter immer mehr ab, um dem gewerblichen Platz zu machen. Das 16. Jahrhundert sah in Folge der Entdeckung des Schießpulvers, der Erfindung der Buchdruckerei und dem Gebrauch des Compasses neue Industriezweige und Gewerbe entstehen. Die gewerbliche Thätigkeit der Zunft entwickelt sich immer mehr; das Lehrlings- und Gesellenwesen, die Jahre der Wanderschaft, die Verfertigung von Meisterstücken bilden von nun an die Hauptstadien und Elemente des Zunftwesens. Die Hauptwirkung dieser Umgestaltung war die Entstehung eines tüchtigen Mittelstandes, der in behaglichem Wohlstand lebte, ohne sich um der Fürsten Händel viel zu bekümmern und die edlen Künste des Friedens pflegend.

Wenn wir, am Schlusse der gediegenen Abhandlung des Herrn Professor Schmoller angelangt, nochmals die socialen und politischen Verhältnisse des alten Straßburg überblicken, so ergiebt sich für den Geschichtsforscher, wenn er den harmonisch gegliederten Organismus des damaligen Straßburger Staatswesens sich vergegenwärtigt, das Bild einer idealen Republik, wie dieselbe Plato beschrieben hat und wie Erasmus in seinem bekannten Briefe in einer begeisterten Lobeserhebung sie geschildert. Denique videbam monarchiam absque tyrannide, aristocratiam sine factionibus, democratiam sine tumultu, opes absque luxu, felicitaten absque procacitate. Quid hac harmonia cogitari potest felicius? Utinam in hujusmodi rempublicam, divine Plato, tibi contigisset incidere! hic nimirum, hic licuisset illam tuam civitatem verefelicem instituere.

Freilich wirkten auch bedeutende Persönlichkeiten, wie ein Geiler von Kayserßberg, ein Jakob Wimpfeling, ein Sebastian Brant, ein

Jakob Sturm von Sturmeck, ein Martin Butzer, ein Wolfgang Capito und Andere mit, um Straßburg im Zeitalter des Humanismus und der Reformation auf die Höhe zu bringen, die es erreicht hat. Daß aber solche Männer auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich vorfanden, die neben den materiellen Wohle der Stadt auch treue Pfleger ihrer geistigen Güter waren, das ist ein Segen der alten Zeit, die dem Patrizierstand in der Stadtverwaltung noch eine Stelle ließ und dem Bügerthum dadurch edle Kräfte zuführte. Daß auch durch gelehrte Anstalten, wie das Thomasstift eine war, das geistige Leben reiche Nahrung erhielt, ist ein bekannte Thatsache. Die Väter der Stadt hatten Sinn für höhere Bildung und Geistesarbeit; aus diesem Sinn ist das Gymnasium und die Hochschule Straßburgs hervorgegangen, die als deutsche Universität im Jahre 1871 in verjüngter Gestalt wieder erstanden ist und in anderer Form die Traditionen der Vergangenheit und die Arbeiten früherer Jahrhunderte fortsetzen will.

Somit wären wir am Schlusse der gediegenen Monographien von Professor Schmoller angelangt. Drei Punkte wollen wir aus denselben noch hervorheben. Wir erhalten einmal dadurch ein Bild von dem mittelalterlichen, bisher in mystisches Dunkel eingehüllten Straßburg, das an Klarheit und lebendiger Anschaulichkeit wenig zu wünschen übrig läßt; zum Andern bekommen wir über die Entstehung und die Competenz der drei Rathscollegien der XIII, XV und XXI die bestimmtesten Aufschlüsse. Viel ist über diesen Gegenstand schon geschrieben worden; im Allgemeinen war der Mechanismus derselben auch bekannt; viel unklare Vorstellungen herrschten aber darüber, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die alten Ordnungen derselben nicht gehörig bekannt waren. Das ist aber das dritte und nicht das geringste Verdienst des geehrten Verfassers, daß er zwei der wichtigsten Urkunden des alten Straßburg, die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433 veröffentlichte. Dieselben werfen ein ganz neues Licht auf die mittelalterliche Periode der Straßburger Geschichte. Möchten wir, und das ist der Wunsch, mit dem wir schließen, noch recht oft mit ähnlichen Abhandlungen aus der Feder des Straßburger Nationalökonomen erfreut werden! Möchte jede Rectoratsrede der Straßburger Universitätslehrer einen solchen Beitrag zur gründlichen Kenntniß der elsässischen Geschichte liefern, wie die beiden angezeigten Schriften, die einen ehrenvollen Platz in den Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker einnehmen.

In der ersten angezeigten Monographie von Prof. Schmoller „Straßburgs Blüte u. s. w. im XIII. Jahrhundert" heißt es S. 28, es sei ein Ruhm der Stadt gewesen, Leute in ihrem Dienst gehabt zu haben, wie den

Dichter Gottfried, den Stadtschreiber von Straßburg. Das giebt uns Veranlassung von einer kleinen historischen Schrift zu sprechen, die den gelehrten Straßburger Forscher, Professor Carl Schmidt, zum Verfasser hat. Derselbe hat kürzlich die kritische Frage untersucht: Ist Gottfried von Straßburg (der Dichter) Straßburger Stadtschreiber gewesen? Seit Hermann Kurz, der bekannte Literarhistoriker, in Pfeiffer's Germania, sich in diesem Sinne ausgesprochen hatte, galt es als unumstößliche Thatsache, daß Gottfried von Straßburg Stadtschreiber gewesen war. Worauf aber gründet sich die Voraussetzung von Kurz? Auf zwei Urkunden von 1207, welche König Philipp von Straßburg aus dem Markgrafen Azzo von Este ausstellte. In diesen beiden Documenten, die Kurz nach Lunig (Codex Italiae diplomaticus) citirt, kommt unter den Zeugen, die dieselben unterschrieben haben, Godefredus Rodelarius de Argentina vor, das gewöhnlich auf Gottfried von Straßburg bezogen wird. Das Rodelarius wird dabei als synonym von Rotularius aufgefaßt; Rodel ist aber die deutsche Form des lateinischen rotulus. Rodelarius oder Rotularius könnte aber möglicherweise, obwohl es sonst selten in dieser Form vorkommt, gleichbedeutend mit Schreiber sein. Nun aber erhebt sich eine eigenthümliche Schwierigkeit; der gelehrte Muratori, der diesen Text am ersten im Jahre 1717 veröffentlichte, hat die Lesart Radelarius; daraus hat Lunig Rodelarius und später Grandidier Stadelarius, den Stadeler, den Aufseher der bischöflichen Scheunen gemacht. Um sich aus diesem Chaos von Lesarten eine Gewißheit zu verschaffen, hat Professor Schmidt Nachforschungen im Archiv von Modena angestellt; aus denselben geht hervor, daß die Originale beider Urkunden zwar nicht mehr existiren, dagegen aber eine Copie aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; in derselben steht aber weder Radelarius, noch Rodelarius, noch Rotularius, noch Stadelarius, was alles falsche Lesarten sind, sondern Godefridus Zidelarius de Argentina. Professor Schmidt ist geneigt das Zidelarius als einen adeligen Geschlechtsnamen anzunehmen, um so mehr, als um jene Zeit zu Straßburg mehrere Ritter vorkommen, die den Namen Cidelarius führen. Aus der ganzen Beweisführung des gelehrten Straßburger Geschichtsforschers geht zur Genüge hervor, daß die Annahme, Gottfried von Straßburg sei im Jahre 1207 Stadtschreiber gewesen, historisch nicht begründet ist. Zu den angeführten, mehr formalen Gründen kann man unsers Bedünkens auch den Umstand hervorheben, daß die Anfänge des Straßburger Rathes erst in das Jahr 1212 gehen, und daß zu jener Zeit, wenn überhaupt damals ein Stadtschreiber zu Straßburg existirte, derselbe damals keineswegs zu den bedeutenden Persönlichkeiten der Stadt gehört haben wird, wie dieses später der Fall war. Schließlich bemerken wir zu der angegebenen gehaltvollen Broschüre von Prof. Schmidt, daß auch die

beiden Wappen merkwürdig sind, die die Decke derselben zieren. Dasjenige auf der Vorderseite stellt sechs flache Hände oder Ritterhandschuhe dar, drei oben, zwei darunter, die dritte ganz unten, in Form eines umgekehrten Dreiecks; es ist das Wappen, das Herr Dietrich, dictus Cidelarius, Vogt zu Dossenheim im J. 1246, in seinem Siegel führte. Das andere Wappen, auf der Rückseite der Decke, welches das ex-libris des Herrn Professor Schmidt ist, stellt das Sigillum burgensium Argentinensis civitatis dar, und ist das älteste Straßburger Stadtwappen.

Die letzte Schrift, die wir hier besprechen wollen, ist eine bibliographische Rarität, die ein verdienstvoller Augsburger Sammler, Herr A. F. Butsch, das Glück hatte aufzufinden und das Verdienst, neuerdings herauszugeben. Herr Butsch hat der historischen und wir können sagen, speciell der elsässischen Literatur, denselben Dienst geleistet, wie Professor Carl Schmidt aus Straßburg durch die Herausgabe der Nova Germania von Thomas Murner. Von dem Straßburger Räthselbuch, das in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts erschien, (Herr Butsch setzt dessen Ursprung in das Jahr 1505) existirte ein Exemplar auf der früheren, im Jahre 1870 untergegangenen Bibliothek von Straßburg. Der Titel der alten Schrift, die ohne Vorrede und Zeitangabe zu Straßburg erschien, ist folgender: Wölchem an Kürzweill thet zerrinden (mangeln) Mag woll diß büchlin durchgrynden. Er findt darin vil kluger ler. Von Rettelsch (Räthseln) gedicht und vil nuwer mer. Getruckt zu Straßburg. 24 Blätter in 4. Das Exemplar von Herrn Butsch ist eines der äußerst seltenen der ersten Auflage, denn von diesem Räthselbuche, das ein sehr gelesenes Volksbuch gewesen zu sein scheint, erschienen viele Nachdrücke. In einer Einleitung giebt der gelehrte Herausgeber einige interessante Notizen über das Räthselbuch, sowie einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen und die Bedeutung des Räthsels überhaupt.

Wenn wir nun zum Inhalt dieses Räthselbuches, das wohl eines der ältesten in Deutschland sein dürfte, übergehen, so finden wir darin 336 Räthsel vor. Dieselben sind, bis auf die 22 ersten, in gewisse Rubriken eingetheilt, nämlich: Von Gott (23 — 35). Von den Heyligen (36 — 42). Von dem Gebet (43 — 50). Von Wasser (51 — 65). Von dreck (66 — 91). Von vogeln (92 — 104). Von Fischen (105 — 110). Von hunden (111 — 212). Von den Handtwerken (213 — 241). Von dem Hymmell (242 — 255). Von dem erdtreich und Landen (256 — 264). Von den Menschen (265 — 325). Von den Buchstaben und schrifft (326 — 366).

Diese Rubriken haben unter sich keinen innern Zusammenhang; in manchen kommen Räthsel vor, die zu der Inschrift in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen, wie z. B. von den Hunden. Was nun die Form des Räthsels anbetrifft, so wird daßselbe gewöhnlich eingeleitet durch

das Wort: Rot (Rathe), oder auch Ein frag oder auch Item, darauf erfolgt die Antwort. Meist ist die Frage in Reime gefaßt, die Antwort hingegen nie. Die meisten dieser Räthsel scheinen im Elsaß selbst entstanden zu sein und waren wohl mehr oder weniger Witzworte aus dem Kloster- und Volksleben entnommen, wie ja in älterer Zeit mehr gesunder Humor als jetzt in allen Schichten der Gesellschaft zu finden war. Es ist also eine Sammlung von solchen Redensarten in Form von aufgegebenen Fragen, der wir in diesem Straßburger Räthselbuche begegnen. Einige dieser Räthsel sind wirkliche bons mots, andere drollige Späße, mitunter kommen auch, worin es bekanntlich unsere Väter nicht so genau nahmen, triviale und schmutzige Ausdrücke und Vergleichungen vor. Der Dialekt, in dem diese Räthsel geschrieben sind, ist der alemannische, alt elsässische, von dem sich im Elsaß bis auf den heutigen Tag Spuren erhalten haben, z. B. Dottenlad (Sarg), noch jetzt sagt man im Elsaß an vielen Orten Todtenbaum, Karch ist noch heute der landesübliche elsässische Ausdruck für Karren oder Wagen; desgleichen sagt man noch Kiffel für Kiefer, Morn für Morgen, Strell für Kamm, Zehre für Essen, Weckolter für Wachholder u. s. w. Ein uralter Straßburger Euphemismus, Sprochhus für Abtritt, kommt auch in dieser Räthselsammlung vor. Der Herausgeber derselben fügt dem Büchlein ein Wortverzeichniß bei, in welchem er die schwierigen Ausdrücke erklärt. Bei einem Worte Feysten, Räthsel 120, hat er dies zu thun unterlassen. In sprachlicher Beziehung bemerken wir jedoch, daß hie und da auch ein anderer Dialekt als der alemannische, nämlich der fränkische vorkommt. So z. B. sind hot für hat, hon für haben, keine elsässischen Sprachformen, denn im Elsaß sagt man wie früher, so jetzt noch het für hat und hen für haben.

Auch in culturhistorischer Beziehung hat das Büchlein seinen Werth. Es weiht den Leser in manche Sitte und alte Volksanschauung ein, und deutet uns an, wie man in Städten und Klöstern, im Haus und auf dem Markt, dachte, fühlte und redete.

Schließlich sei noch hervorgehoben, daß der Herausgeber dieser Räthselsammlung an Herrn Karl J. Trübner in Straßburg, bei welchem auch die Schmoller'schen Abhandlunden erschienen sind, einen intelligenten Verleger gefunden hat. Eine bibliographische Seltenheit wird jedoch die Straßburger Räthselsammlung von 1505 auch ferner bleiben, da die gegenwärtige Auflage des Büchleins nur 100 Exemplare beträgt. Julius Rathgeber.

Deutſcher Glaube und Brauch bei Ausſaat und Ernte.

Wir befinden uns mit dem Folgenden wieder einmal auf dem Gebiete des alten Glaubens und der alten Sitte, von denen jener auch als Aberglaube bezeichnet wird, und die beide mehr oder minder ein Nachhall der Zeiten ſind, wo die Deutſchen noch Wuotan, den Himmelsgott, Donar, den rothbärtigen Wetterherrn, und die fruchtſpendende Erdmutter verehrten, die in den nördlichen Gauen Herke, Frick oder Holda, im Süden Perchta hieß. Veranlaßt werden wir zu dieſen Betrachtungen dadurch, daß wieder einmal die Ernte im Gange und nahezu vollendet iſt. Langſamen Schrittes ſtieg ſie vom Süden nach Norden und hier bei uns wieder von der Ebene nach dem Gebirge hinauf — in Thüringen von der Goldnen Aue bis nach Oberhof, wo im Winter der Schnee zwölf Fuß hoch liegt, und von den Feldern um Stadt Ilm bis zum Knie des Schneekopfs über Manebach, wo wir dieſes Jahr in der Mitte des September noch Weizen und Hafer einbringen ſahen.

Auf den Aeckern ſchnitten Senſe und Sichel den weißen Roggen, um dann auch den röthlichen Weizen und die borſtige Gerſte — die älteſte Getreideart auf deutſchem Boden, nach welcher einſt Fro, der Erntegott, den goldborſtigen Eber zum Attribut bekam — von rüſtigen Armen geſchwungen, darniederzulegen. Wir ſahen die Schwaden fallen, die Garbenbinderinnen ihre Mandeln ſchichten, die Erntewagen hochgethürmte Fuder der Scheune zuführen. Was die nicht faßte, bildete unter freiem Himmel mächtige Mieten und Feime. Ueber das Stoppelfeld hin aber ging mit den Vögeln die Schaar der Dorfarmen, die gleich jenen nicht ſäet und doch ernährt wird, zu beſcheidener Nachleſe. Allenthalben, im Blachfeld wie in den Bergthälern, hören wir jetzt bereits den taktmäßigen Fall der Flegel und das Schnurren und Klappern der Maſchinen, die das Korn zu neuem Brote dreſchen.

In den Gärten und auf den Gemüſebeeten überm Zaune draußen verwandelten ſich inzwiſchen die Blüthendolden der Stock- und Laufbohnen in Schotenbündel, ſchwoll der Krautkopf, ſträubten Braunkohl und Grünkohl ihren krauſen Federbuſch und reifte neben der Rübe — auch einer der älteſten Speiſen der Deutſchen — die Knolle der Kartoffel, die jener erſt ſeit anderthalb Jahrhunderten an die Seite getreten iſt. Weiterhin ſchlugen zur Freude der Hausfrauen Flachsbreiten im Winde ihre blauen Wellen, rankte ſich hochaufſtrebend der Hopfen um ſeine Stangen, nahmen in den Wipfeln des Obſtgartens Apfel und Pflaume allmählich die Farben der Reife an, und rötheten

ſich am Spalier der Hauswand die Wangen der Pfirſiche. Nicht lange, und auch die Rebe wird ihre Frucht an den Winzer abgegeben haben, auf die Arbeit der Tenne wird die Arbeit der Kelter folgen, und die Ernte wird vollendet ſein.

Der Segen kam wie vor Alters von oben. Im Uebrigen erntet jeder, wie er gepflügt und gedüngt, gejätet und gegoſſen hat. Der Landwirth mit modernen Grundſätzen, mit Entwäſſerungsröhren und Berieſelungsgräben, mit Knochenmehl, Düngeſalz und Guano auf dem Lande fährt außer dem Segen des Himmels auch den Segen der Wiſſenſchaft in ſeine Vorrathshäuſer. Der Bauer alten Glaubens findet nur, was ſeine Väter fanden, wenn ſie fleißige Pfleger von Feld und Garten waren und dabei die Bräuche nicht vernachläſſigten, mit denen uraltes Herkommen ihnen das Gedeihen ihrer Saat zu fördern gebot.

Auch der Altgläubige hat ſeine „Wiſſenſchaft“ bei der Bereitung ſeines Ackers, bei der Ausſaat und bei der Sicherung derſelben vor feindlichen Mächten. Er hat ſeine Bauernregeln, ſeine Rockenphiloſophie, ſeine Schwend- und Loostage. Er weiß, daß zum Säen des Getreides und zum Pflanzen von Hackfrüchten gewiſſe Zeiten gewählt und andere vermieden werden müſſen. Er ſäet, wenn es irgend möglich, ſeinen Roggen am Gründonnerstage oder an Sanct Urban (25. Mai), ſeine Gerſte und ſeinen Hafer am Tage Benedict (21. März), ſeine Erbſen am Gregorstage (12. März), ſeine Linſen an Jacobi und Philippi (1. Mai), ſeine Wicken am Kilianstage (8. Juli), ſeinen Buchweizen, „damit er nicht zu lange blüht“, bei abnehmendem Monde. Alles, was in der Marterwoche geſäet wird, kommt gut fort; dagegen wird aus dem vom 1. bis 7. April Geſäeten mehr Unkraut als Frucht. Großväterlicher Regeln eingedenk, hütet der ländliche Tagewähler ſich, derlei Arbeit an Galli oder Michaelis vorzunehmen, desgleichen ſind die Mittwoch und der Sonnabend dabei ausgeſchloſſen. Nicht leicht wird er an den Tagen Tiburtius oder Olympia Dünger auf ſein Feld fahren oder im Krebs Rüben oder Kohl pflanzen.

Dieſe Regeln ſind ziemlich allgemein gültig unter dem altgläubigen Landvolk im deutſchen Norden. Andere gelten nur in der oder jener Landſchaft. Wenn der erſte Acker beſäet wird, ſetzt man in Oſtfriesland, Weſtphalen und Schleſien einen Spaten an das Ende desſelben und macht den erſten Wurf kreuzförmig herum — ein Gebrauch, der in chriſtlicher Zeit entſtanden, aber auch eine verdunkelte Erinnerung an den Hammer Donar's ſein kann, deſſen Rune die Kreuzform hatte. In Schwaben ſtreut der altgläubige Bauer zuerſt eine Handvoll Samen im Namen Gottes des Vaters, dann eine in dem des Sohnes und zuletzt eine in dem des heiligen Geiſtes aus — in der Urzeit wird man dabei vermuthlich die drei höchſten Götter

angerufen haben. In Heſſen nimmt man zu Säetüchern Leinwand, zu welcher ein Mädchen unter ſieben Jahren das Garn geſponnen hat. In Schleſien und der benachbarten Oberlauſitz ſowie in Mecklenburg herrſcht hier und da noch die Sitte, ſich beim Säen der Gerſte drei Körner unter die Zunge zu legen und dieſelben nach vollendeter Ausſtreuung der übrigen in drei Ecken des Feldes in die Erde zu ſtecken, wozu man eine Zauberformel mit dem Namen der Dreifaltigkeit murmelt. Während des Säens ſelbſt aber darf kein Wort geſprochen werden. Das ganze Verfahren ſoll die Saat vor Vögelfraß ſchützen. Aehnlich macht man es in Lauenburg mit dem Weizen und in Heſſen und der Mark mit den Erbſen. Der Weizen wird im Harz vor Schaden bewahrt, indem man den Samen vor dem Ausſtreuen ſtillſchweigend auf den Kopf hebt und dann ſpricht: „Weizen, ich ſetze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Treſpe und Brand.“ Vor Hagelſchaden ſichert der Bauer der Wetterau ſeine Felder durch Kohlen vom Oſterfeuer oder durch blühende Zweige von Erlen, Pappeln oder Weiden, die am Palmſonntage in der Kirche geweiht worden ſind, und die man darauf in den Acker ſteckt. Vor Bezauberung durch „böſe Leute“ ſtellt man das Getreide in ganz Mitteldeutſchland, namentlich in Schleſien, Sachſen und Thüringen, dadurch ſicher, daß man eine Eule an das Scheunenthor nagelt. Wieder dem Aberglauben in der Wetterau gehört die Meinung an, nach welcher man ſich eine reiche Ernte verſchafft, wenn man drei Kornähren an den Spiegel ſteckt und dazu die drei heiligſten Namen ausſpricht. Stirbt in Franken und Heſſen eine Hausfrau, ſo müſſen ſämmtliche Sämereien im Gehöft durcheinander gerührt werden, weil ſie ſonſt nach der Ausſaat nicht aufgehen.

Glückverheißende Saatzeiten für den Lein, der nächſt dem Getreide im Leben des Ackerbauers die wichtigſte Rolle ſpielt, ſind dem altgläubigen Oſtpreußen der zweite Juni, dem Märker der Tag Mariä Bekleidung, dem Mecklenburger „der hundertſte Tag“ (von Neujahr oder von Lichtmeß an?), anderen Norddeutſchen der Gründonnerstag oder der Sanct Ezechielstag (10. April). Im Mai geſäet giebt er, wie die Bauern um Königsberg meinen, ſchlechte Leinwand. Hanf muß man am Marcustage (24. April) ſäen, dann geht er gut auf, doch darf man an dieſem Tage kein Fleiſch eſſen, auch muß Neumond ſein, wenn das zutreffen ſoll. Im Lauenburgiſchen gewinnt ſich die Braut reichen Flachsſegen, wenn ſie ſich, bevor ſie zur Trauung an den Altar geht, eine Riſt Flachs um das linke Bein bindet; denn „der Flachs wird dadurch vom Pfarrer mitgeſegnet.“ Um den Flachs recht lang werden zu laſſen, ſpringt die Hauswirthin des Schleſiers und des Märkers, der auf alte Satzung hält, in der Faſtnacht beim Tanz im Kruge, ſo hoch ſie kann. Zu gleichem Zwecke muß im Harz am Faſtnachtstage, in Oſtpreußen am Gründonnerstage die älteſte Jungfer des Hauſes rückwärts vom Tiſche ſpringen. Der Mecklen-

burger aber weiß ein anderes erprobtes Mittel zur Erlangung einer guten Flachsernte: er steckt beim Säen eine Harke in das Feld, damit der Flachs sich daran ein Beispiel nehme und ebenso hoch zu werden strebe, wie der Harkenstiel. Wieder andere Wege zu demselben Ziele schlägt der Landmann in Thüringen ein, indem er beim Ausstreuen der Leinsaat möglichst weit ausschreitet, an beiden Enden des Leinfeldes große Büsche von Hollunder, der in der Heidenzeit ein heiliger Baum war, aufpflanzt, und auf dem besäeten Acker ein paar frische Eier ißt. An einigen Orten herrscht auch der Gebrauch, daß die ganze Familie, damit der Flachs recht wohl gerathe, am Himmelfahrtstage Milch und Semmel verspeist.

Mit ähnlichem Zauber düngen und pflegen die Altgläubigen ihre Gemüsebeete und Obstgärten. Nach der Sitte der Väter steckt der Schlesier seine Bohnen am Tage Christian (14. Mai), der Wetterauer die seinen am Gründonnerstage, „damit sie nicht erfrieren". Damit sie aber recht reichlich tragen, steckt sie der letztere immer in ungrader Zahl. Die Erbsen müssen in Westpreußen und der Mark bei abnehmendem Monde gesäet werden; denn sonst blühen sie, sagt man, zu lange; Kürbisse sind nach mecklenburgischer und lauenburgischer Bauernregel am Abend vor Himmelfahrt zu stecken, wenn das Fest mit der großen Glocke eingeläutet wird, da nach der Erfahrung der alten Leute ihre Früchte dann sehr groß werden, Gurken aus demselben Grunde und „weil ihnen dann der Frost nichts anhaben kann", nach schlesischem und wetterauischem Volksglauben am Abend vor Walpurgis. Kohl muß man, wofern er gedeihen soll, am Gründonnerstage, wenn zur Kirche geläutet wird, pflanzen, sagt man unter den Landleuten der Wetterau, und ihn drei Freitage nach einander behacken, fügt der lauenburgische Bauer hinzu. Kartoffeln dürfen, wie man im Meklenburgischen meint, nicht an einem Tage gesteckt werden, der im Kalender mit dem Zeichen des Steinbocks markirt ist, weil sie in diesem Falle sich nicht gut kochen; dagegen ist zu rathen, sie bei weichem, d. h. südlichem oder südwestlichem Winde zu pflanzen, da sie dann leicht aufplatzen.

Der heilige Karl, dessen Tag der 28. Januar ist, herrscht über Weinstöcke und Obstbäume, und deshalb darf der, welcher diese nicht eher verschnitten hat, nicht versäumen, dies an diesem Tage zu besorgen. Der heilige Blasius, dem der 3. Februar geweiht ist, gil' als specieller Schutzpatron der Obstbäume, darum soll man die Versetzung der letzteren an diesem Tage vornehmen. Wer seine Apfel- und Birnbäume auf Fastnacht beschneidet, der sichert sie nach einem andern Aberglauben vor Raupen und die Früchte vor Würmern. Die am 19. Februar gepflanzten Bäume, sagt wieder eine andere Regel des Volkes in verschiedenen katholischen Landstrichen, stehen unter der Obhut der heiligen Susanna. Ganz allgemein herrscht der Gebrauch, die Obstbäume in

den heiligen zwölf Nächten oder Loostagen, d. h. vom Weihnachtsabend bis zum Abend des Dreikönigstags, durch Umwinden mit Strohseilen fruchtbar zu machen. In Schlesien erstrebt man den gleichen Zweck dadurch, daß man am Sylvesterabend in ihre Zweige hinein schießt, in Mecklenburg steckt man an demselben Abend ein Geldstück in einen Spalt ihrer Rinde. In Hessen wird ein junger zum ersten Male tragender Baum fruchtbar gemacht, wenn man seine Früchte von einem noch auf dem Arme getragenen Kinde oder mindestens von einem Kinde unter sieben Jahren abpflücken läßt. In der Altmark bewirkt man dasselbe, wenn man die Aepfel oder Birnen in einen recht großen Sack pflückt und einige davon am Baume läßt. Werden in Schlesien die ersten Früchte gestohlen, so trägt der verstimmte Baum ganze sieben Jahre nicht mehr. Wenn in der Wetterau auf einem Gehöft der Hofhund stirbt, so muß man ihn unter einem Obstbaum des Gartens begraben, da derselbe dann sehr reichlich trägt, eine Regel, die auch in Schlesien gilt.

So ist denn die Zeit der Pflege von Feld und Garten vergangen. Mancherlei andere Regeln, oft sinnreich, bisweilen sinnlos, hatte der Altgläubige noch zu beobachten; denn groß ist in den Kreisen, wo die Rockenphilosophie der guten alten Zeit noch das Regiment führt, das Kapitel von dem, was man soll und nicht soll. Er hat sie befolgt, treu und sorgfältig, wie es ihm gelehrt worden, wenn auch nicht mit dem vollen Glauben an sie wie seine Väter. Der gewissenhaft angewandte Zauber hat seine Wirkung gethan, die gewissenhafte Arbeit mit Pflug und Hacke noch bessere, der Himmel mit Sonne und Regen, je nach des Jahres Art, die beste. Die Ernte ist da, um den Arbeitern ihren Lohn zu reichen, und auch sie ist mit einem Kranze von Bräuchen umgeben, die in Süddeutschland und Norddeutschland im Wesentlichen verwandt sind und hier wie dort mehr oder minder deutlich auf die Zeit zurückweisen, wo man noch Wuotan und der Erdmutter Herke opferte.

Wir heben von diesen Sitten der Erntezeit vor allem die hervor, die sich auf die Behandlung bezieht, welcher der letzten Garbe auf dem Stoppelfelde zu Theil wird. Die älteste Gestalt dieses Gebrauches finden wir in Norddeutschland. In Mecklenburg und der Mark läßt man (ließ man wenigstens noch vor einigen Jahrzehnten) bei der Roggenernte einen Theil des Getreides, der oben zusammengebunden wird, auf dem Felde stehen. Um diesen Getreidebüschel, den man mit Bier besprengt, sammeln sich nach vollbrachter Arbeit die Schnitter, nehmen die Hüte ab, richten die Sensen aufwärts und rufen:

„Wode, Wode
Hal dinem Päre nu Foder,
Nu Distel unde Dorn
Tom andern Jahr beter Korn."

Der Büſchel heißt der „Fergodentheel“, d. iſt Fro Woden's oder Herrn Wuotan's Antheil, die Ceremonie wird der „Erntefegen“, der Schmaus, der dann den Knechten und Tagelöhnern gegeben wird, „Wodelbier“ genannt. Wir haben hier alſo ganz offenbar ein Opfer und ein Gebet vor uns, bei welchem Wuotan, der alte Himmelsgott und Erntefpender, ſogar noch genannt wird, und bei dem auch die heidniſche Libation nicht fehlt. Sehr ähnlich iſt der im Lippeſchen und Heſſiſchen noch hier und da vorkommende Gebrauch, nach welchem die Schnitter die letzte Garbe, durch die ſie einen blumenbekränzten Stab geſteckt, umtanzen und, dazu an die Senſen ſchlagend, „Wauden! Wauden! Wauden!“ rufen. Ebenfalls ganz deutlich haben wir das altdeutſche Heidenthum vor den Augen, wenn noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Erntearbeiter im Schaumburgiſchen, unmittelbar nachdem die letzte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begoſſen, ſich entblößten Hauptes um jene, den „Waulroggen“, ſammelten und tanzend eine alte Weiſe ſangen, welche hochdeutſch lautet:

„Wode, Wode, Wode!
Himmelsrieſe weiß, was geſchieht,
Immer nieder vom Himmel ſieht.
Volle Krüge und Garben hat er,
Auch im Wald wächſt's mannigfalt.
Er iſt nicht geboren und wird nicht alt.
Wode, Wode, Wode!“

Aus Süddeutſchland gehört eine bayeriſche Sitte hierher, nach welcher die ſtehengelaſſenen Roggenhalme zu einer Menſchengeſtalt zuſammengebunden und mit Blumen geſchmückt werden. Vor dieſer Puppe, welche „Oswald“ (vielleicht der Aſenwalter, der Götterherrſcher) heißt, fallen die Mäher auf die Knie und beten: „Heiliger Oswald, wir danken dir, daß wir uns nicht geſchnitten haben.“ In Franken, Schwaben und wieder im norddeutſchen Weſtphalen iſt der Gott noch mehr verblaßt, die Auszeichnung der letzten Garbe aber geblieben. In Franken heißt das geſchmückte Aehrenbündel der „Olle“ und man umtanzt es mit dem Reim:

„O heiliger Sanct Mäha,
Beſcher über's Jahr mea!
So viel Köppla, ſo viel Schöckla,
So viel Aehrla, ſo viel Jährla.“

In der Gegend von Schwäbiſch Gmünd und Ulm kniet der Bauer, bevor er die Winterfrucht ſchneidet, mit ſeinen Leuten auf freiem Felde nieder und betet fünf Vaterunſer und einen Glauben. Auf dem letzten Acker aber läßt man an einer vorher ſchon bezeichneten Stelle einige Halme ſtehen, ſteckt

in ihre Mitte eine kleine Birke oder Pappel, an die man jene mit bunten Bändern befeſtigt, und betet dann vor ihr knieend wie vorher. An einigen Orten bleibt dieſe kleine Garbe, die der „Mockel“ heißt, auf dem Stoppelacker ſtehen, anderwärts wird ſie zuletzt abgehauen, um das letzte Fuder zu ſchmücken. Von einer uns vorliegenden großen Anzahl weſtphäliſcher Ernteſitten theilen wir nur einige beſonders charakteriſtiſche mit. Wenn in den Dörfern Deckbergen und Kleinbremen das Korn abgemäht iſt, werfen die Schnitter unter dem Rufe: „Waul, Waul, Waul!“ ihre Mützen in die Höhe. In der Umgebung von Borgloh, Biſſendorf und Gesmold bindet man, wenn der Roggen abgemäht iſt, zwei Garben mit einem Strohſeil zuſammen, ſodaß ſie eine Puppe bilden, die man darauf am Ende einer Mandel aufſtellt, wonach alle Schnitter und Binderinnen herzukommen und jubelnd „De Aule, de Aule!“ rufen. Bisweilen wird auch da, wo das beſte Korn ſteht, ein Baum aufgepflanzt, worauf man die um ihn herumliegenden Halme zu einer größeren Garbe um ihn zuſammenbindet, welche „de Olle“ heißt. Dieſe Garbe fällt zuletzt der Großmagd zu, während bei Iſerlohn die jedenfalls ältere Sitte herrſcht, jene Garbe, die hier ebenfalls „de Olle“ genannt wird, an dem Baume hängen zu laſſen, ſodaß ſie die Erinnerung an das alte Ernteopfer bezeichnet. Iſt bei „de Olle“ an Wuotan als den „Alten“ zu denken, von dem das Schnittergebet der ſchaumburgiſchen Bauern ſprach, ſo haben wir in dem Namen „de Greaute Meaur“, wie die letzte Garbe in den Dörfern bei Unna, und in der Bezeichnung „Herkelmaie“, wie ſie in der Nachbarſchaft von Werl heißt, einen Nachhall an die Erntemutter und Erdgöttin Herke zu vermuthen, die, wie bemerkt, in andern deutſchen Landſtrichen Frick, Frau Holle oder Perchta genannt wurde und unter dieſem Namen noch hie und da ſpukt.

Eine wichtige Rolle ſcheint ehedem bei den Ernteſeſten als Opfer oder Hauptgericht beim Schmauſe der Hahn geſpielt zu haben. In Schwaben iſt davon nur ein Hahnenſchlagen und der Ausdruck „Schnitthahn“, mit dem man zu Leutkirch den ſonſt in ſchwäbiſchen Landen „Sichelhenke“ genannten Ernteſchmaus bezeichnet, und dem das ſchweizeriſche „Krähhahn“ entſpricht, übrig geblieben. In weſtphäliſchen Gegenden begegnen wir neben Aehnlichem auch deutlicheren Ueberbleibſeln der alten Feier. Bei Recklinghauſen heißt der Ernteſchmaus „Bauthahn“, in Oſterwiek, Koesfeld und Horſtmar „Stoppelhahn“. Zu Kohlſtädt am lippeſchen Walde ſetzt man bei der Einfuhr des Getreides auf das letzte Fuder einen vergoldeten Hahn, der allerlei Frucht im Schnabel trägt und nachher meiſt am Hauſe aufgehangen wird, und ähnlich verfährt man in der Gegend von Warburg, wo der mit Flittergold überzogene Hahn in einer Blumenkrone, und zu Varßen bei Pyrmont, wo er in

einem Kranze zu ſitzen pflegt. Anderswo erinnert nur eine im Erntekranz angebrachte Hahnenfeder noch an ihn.

Von andern Gebräuchen der Getreideernte können wir hier nur die beiden heſſiſchen erwähnen, nach welchem man die erſten Halme von einem Kinde unter fünf Jahren ſchneiden und das erſte Strohſeil zu den Garben von einem Kinde unter ſieben Jahren winden läßt und die erſte gebundene Garbe Nachts zwölf Uhr durch die hintere Scheunenthür hinauswirft; ſie iſt „für die Engel vom Himmel" und heißt der „Erntеſegen."

Mit dem Getreide fuhr der Bauer der alten Zeit ſeine Hauptnahrung, mit dem Flachs ſeine Hauptkleidung in die Scheune, und ſo hat die Ernte des letzteren ebenfalls manchen alten Zug bewahrt. Dieß iſt namentlich in Norddeutſchland der Fall. Zu Riemke bei Bochum band man früher nach beendigter Ernte, wenn der Flachs ins Waſſer gelegt wurde, in eins der Bunde ein Butterbrot, welches man den „Fretboden" nannte. In Frankenau legt man noch jetzt in das Bund drei Wieſenblumen und eine Sichel. Butterbrot und Blumen ſind wohl ein Opfer für die Göttin Frick oder Holle, die dem Flachsbau vorſtand, während die Sichel, wie alles Eiſen im Aberglauben, vor böſem Zauber ſchützen ſollte. In einigen weſtphäliſchen Orten ferner herrſcht die Gewohnheit, demjenigen, der zuletzt mit dem Reinigen ſeines Flachſes zu Stande kommt, eine mit „Scheve", d. h. mit Flachs- oder Hanfabfall, ausgeſtopfte Puppe, die der „Schevekerl" heißt, vor die Thür zu ſtellen. Wer ſeinen Flachs zu ſpät ſchwingt, dem wird eine ähnliche Figur, die nach der Schlepbrake, dem Werkzeuge der Schwingenden, das „Schlepwif" genannt wird, am Abend heimlich vor das Haus geſetzt.

Intereſſanter und poetiſcher ſind die ländlichen Feſte, die ſich in einzelnen einſam liegenden Weilern der Bergzüge am Niederrhein, vorzüglich im Bergiſchen und Siegenſchen, erhalten haben, die ſogenannten „Schwingtage", an denen die Bäuerinnen des Ortes ſich gemeinſam der Zubereitung des geernteten Flachſes unterziehen. Nachdem die Stengel durch abwechſelndes Einweichen und Trocknen mürbe geworden ſind, in der letzten Hälfte des October, finden ſich die Frauen und Mädchen des Dorfes in einem der größeren Höfe desſelben zuſammen. Zuerſt werden die Stengel auf der Breche oder dem Flachsäuel, einer ſehr einfachen Maſchine, wo zwei in einandergreifende gezähnte Holzſcheeren ſie faſſen und zermalmen, bis auf den zähen Baſt gänzlich zerrieben. Dann wird dieſer Baſt bündelweiſe in dem Einſchnitt eines aufrechtſtehenden Bretes, des ſogenannten Schwingſtocks, vermittelſt der Schwinge, eines dünnen fächerartigen Schlägels, von den daran noch feſtſitzenden Stengelbrocken, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Klopfen in die einzelnen Faſern zertheilt. Zwanzig, ja bisweilen doppelt ſo viele Frauen verſammeln ſich zu dieſer Verrichtung unter freiem Himmel oder auf

der Scheuntenne. Jede führt außer ihrem Geräth und Werkzeug einen Schatz alter Lieder mit sich, und wenn die Arbeit einmal im Gange ist, schallen zu dem taktmäßigen Geklapper der Schwingen Jauchzen und Gesang vom Morgen bis in die Nacht hinein. In einzelnen Pausen werden eigenthümliche Gerichte und Getränke gereicht, bisweilen auch alte Spiele vorgenommen, worauf es wieder an die Arbeit geht — nichts von alledem geschieht nach Zufall oder Belieben, Alles nach dem Herkommen und bestimmtem Ritus, als wenn es, wie einst, im gewissen Sinne einer heiligen Handlung gälte.

Nachdem die Schwingerinnen sich vor ihren Schwingstöcken in Reihen geordnet haben, die klappernde Arbeit ihren Anfang genommen hat und die Zungen durch den reichlich gespendeten Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches mit folgender Strophe anhebt:

„Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Ober'm Lindenbaum, da geht er auf.
Blumen im Thal, Mädchen im Saal!
O Du tapfre Rose!"

Das blaue Blümelein ist die Flachsblüthe. Die Strophe wird so viele Male wiederholt, als Sängerinnen vorhanden sind, und jede Wiederholung bezeichnet das Haus einer derselben als Aufgangsstelle des Mondes. Dann folgen die andern hergebrachten Lieder, die alle in Moll gehen, meist rasch bewegt sind und gewöhnlich erotischen Inhalt haben oder einen Balladenstoff behandeln. Manche unter denselben mögen mehrere hundert Jahre alt sein, wenn man nach den wenigen Reimen, die sie haben, und nach den Alliterationen, mit denen sie durchwebt sind, schließen darf. Dahin gehört u. A. die Ballade: „Zu Engelheim ein Lindenbaum", die nur an zwei Stellen Reime hat und die bekannte Geschichte von Eginhard und Emma, ohne die Liebenden zu nennen, erzählt. Andere alte und merkwürdige Schwingtagslieder sind: das vom „Abendreuter" (Abenteurer), einem Grafensohne aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang in aller Welt sucht und sie zuletzt als Dienstmagd in einer Schenke am Rheine findet, dann das vom Pfalzgrafen Heinrich dem Wüthigen, der seine Gemahlin erschlug, und das von der unschuldig gehenkten und schließlich wieder zu Ehren gebrachten Magd zu Frankfurt, die der Dichter der Ballade am Galgen von Engeln behütet und mit Speise und Trank versehen werden läßt. So folgt ein Lied dem andern, bald wird ein ernstes, bald ein heiteres angestimmt, bis wieder ein auf den Flachs bezügliches beginnt. Die Schwingerinnen singen dann gewöhnlich:

„Es flog eine weiße Taube
Wohl aus dem Lindenbaum,
Sie flog wohl über Grünhaide
Vor Edelkönigs Haus.
Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümelein.
Die jüngſte Königstochter
Soll ſpinnen ein Fädchen fein."
U. ſ. w.

Nach dieſem Liede, welches meiſt in die erſten Stunden des Nachmittags fällt, verläßt die Geſellſchaft plötzlich ihre Schwingſtöcke und eilt hinaus vor das Gehöft auf einen Erdhügel oder eine künſtliche Erhöhung über dem Boden, wo dann Alle, gegen Morgen gewendet, mit erhobenen Händen dreimal aus voller Bruſt aufjauchzen. Was das zu bedeuten hat, weiß Niemand zu ſagen. „Es iſt von Alters her ſo gebräuchlich" erhält der danach Fragende zur Antwort. Vielleicht rief man in der Urzeit den Namen der Erdmutter aus, die dem Bau und der Verarbeitung des Flachſes vorſtand; denn möglicherweiſe iſt hiermit in Verbindung zu bringen, daß ehedem am Niederrhein auch in der Walpurgisnacht jenes dreimalige Aufjauchzen nach Oſten hin Sitte war, daß man in Weſtphalen bei den ländlichen Feſtlichkeiten, mit denen der Frühling begrüßt wurde, dreimal den Namen Herke zu rufen pflegte, und daß die Schwingfeſte früher nur am Freitage abgehalten wurden, welcher jener Göttin des ſaatengebährenden Erdenſchooßes, des Flachsſegens und der Spinnkunſt geweiht war.

Wieder in das Gehöft zurückgekehrt, beginnen die Frauen und Mädchen ihr Schwingen und Singen von Neuem, und das geht ſo lange fort, bis ſich am Abend die jungen Männer des Ortes und der Nachbarſchaft einfinden, um an dem nun folgenden Tanze theilzunehmen und zuletzt ihr Schätzchen nach Hauſe zu geleiten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geſchah es dabei, nach dem Zeugniß eines alten Predigtbuches, daß „die Dorfburſchen einen Pferdeſchädel mit Katzendärmen überſpannten und neben dem Hackebret darauf ſchnurrten zu teufliſchem Hallo und Hopſa."

Bei der Arbeit der Schwingtage ſowie ſpäter beim Tanze wird ein nur bei dieſer Gelegenheit übliches Getränk, ein Gemiſch aus Wein oder Honigwaſſer mit Anisbranntwein, worin Pfefferkuchen zerweicht iſt, herumgereicht. Die herkömmlichen Gerichte dazu ſind Mehlkuchen und Hirſebrei. Jenes Getränk, „Kümpchen" genannt, wird, da es breiartig dick iſt, mit Löffeln genoſſen, und zwar will das Herkommen, daß die Mädchen ihre Burſchen damit füttern. Sie halten dabei jede ihr Schüſſelchen auf dem Schooße, ihr Schatz

Digitized by Google

kniet vor ihnen und wird von der Hand seiner Liebsten vermittelst des Löffels gespeist.

Das Uebermaß des Genusses dieser berauschenden Suppe führte bei mehr als einer jener Zusammenkünfte zu Unfug und blutigen Raufereien während des Heimwegs der Paare, indem man den Raub der Sabinerinnen nachahmte. So geschah es, daß die Kirche gegen die Schwingfeste zu eifern begann, und daß seit Anfang dieses Jahrhunderts auch die weltlichen Behörden mit Verboten und Strafen dagegen einschritten. Auf diese Weise ist die ursprünglich allenthalben am Niederrhein verbreitete Sitte auf der Ebenen allmählich verschwunden, und selbst in den Bergen kommt sie nur an wenigen Orten noch vor.

Die deutsche Sprache in der Provinz Preußen.

Lange hat es gedauert, ehe das Amtssprachen-Gesetz verkündigt worden ist. Die Erklärung dieser Verzögerung liegt nahe. Nicht daß die himmelschreienden Proteste, die Massenpetitionen der Polen, zum Theil sogar an die allerhöchste Stelle gerichtet, bei unseren Staatsmännern einen beunruhigenden Eindruck hervorgerufen und sie zum Zaudern bewogen hätten. Mit einer solchen Erklärung können sich eben nur die polnischen Nationalitätseiferer schmeicheln. Der wahre Grund der verzögerten Publication des Gesetzes liegt offenbar darin, daß mit ihm gleichzeitig die Königliche Verordnung, welche die vorläufigen Ausnahmen von der Anwendung des Gesetzes enthält, erscheinen mußte. Da eine solche Verordnung Gesetzeskraft besitzt, so durfte sie nicht übereilt werden, sondern es mußten ihr die genauesten Ermittelungen über das unzweifelhafte Bedürfniß des ferneren amtlichen Gebrauchs der fremden Sprachen in den vorherrschend undeutschen Landestheilen vorhergehen, damit die Würde des Gesetzes nicht durch nachträgliche Zusätze oder Abänderungen geschädigt würde.

Dafür, daß wir auf das Gesetz etwas warten mußten, erhalten wir durch dasselbe auch werthvolle und zuverlässige Auskunft über die Verbreitung und Machtstellung der Staatssprache in den gemischt-deutschen Grenzgebieten, welche einigen Ersatz dafür gewährt, daß die statistischen

Aufnahmen ſich ſeit dem Jahre 1861 nicht mehr auf die Sprache des Volkes erſtreckten. Selbverſtändlich würde man vollkommen irregehen, wollte man annehmen, daß in allen Gemeinden, bei denen es ferner nicht mehr geſtattet iſt, in den Gemeindeverſammlungen, in den Gemeindevertretungen und Schulvorſtänden anders als deutſch zu verhandeln, die deutſche Sprache die ausſchließliche oder auch nur die vorherrſchende der Bevölkerung ſei. Aber ſo viel darf man annehmen, daß in allen nicht als Ausnahmen aufgeſtellten Gemeinden, Amtsbezirken, Kreiſen u. ſ. w. das Deutſche *mindeſtens* von der Mehrzahl der Bevölkerung *verſtanden* und von der Mehrzahl der Gebildeten, denen naturgemäß die Leitung der genannten Verſammlungen gebührt, auch *geſprochen* wird.

Prüfen wir mit dieſem Maßſtab in der Hand die amtsſprachlichen Feſtſtellungen der Königlichen Verordnung vom 28. Auguſt d. J., ſo ergiebt ſich, daß der deutſche Vaterlandsfreund mit ihren Ergebniſſen zufrieden ſein kann. Was namentlich den wundeſten Theil des Staates, die Provinz Poſen betrifft, ſo erſehen wir aus ihnen, daß die deutſche Sprache dort in allen Städten in vorſtehend charakteriſirter Weiſe eingebürgert iſt und die Herrſchaft ausübt mit Ausnahme von acht kleinen Neſtern, welche ſich nur durch ihr ererbtes Stadtrecht von unbedeutenden Dörfern unterſcheiden. Die Hälfte von ihnen, Powidz, Mieltſchin, Grabow und Mixſtadt, liegt an der ruſſiſchen Grenze; Dubin, Kröben, Scharfenort und Opalenitza zerſtreut in den weſtlicheren Kreiſen. Auffallend iſt nur, daß ſich unter dieſen polniſchen Neſtern auch eine Kreisſtadt, Kröben, befindet, wobei zu bemerken, daß es dieſen Rang nur ſeiner Lage in der Mitte des Kreiſes verdankt, während ſich die anſehnlichen rein deutſchen Städte Bojanowo und Rawicz wegen ihrer Lage an der Kreisgrenze dazu nicht eignen.

Ungünſtiger ſtellt ſich freilich das Verhältniß bei den Landgemeinden. Ihnen wird der amtliche Gebrauch der polniſchen Sprache auf fernere 5 Jahre geſtattet; von den 26 Kreiſen der Provinz in den 15 ganzen Kreiſen: Mogilno, Wregrowitz, Gneſen, Adelnau, Buk, Koſten, Schrimm, Wreſchen, Pleſchen, Schildberg, Krotoſchin, Kröben, Poſen, Schroda und Samter, ferner in Theilen der Kreiſe Inowrazlaw, Chodſcheſen, Frauſtadt, Bomſt und Obornik. Wer da weiß, wie zahlreich und bedeutend die deutſchen Sprachinſeln auch in den 15 Kreiſen ſind, welche ganz Ausnahmen von der Strenge des Geſetzes bilden, wird vielleicht hin und wieder Anſtoß nehmen, daß dort nicht die deutſchen Gemeinden Ausnahmen von den Ausnahmen bilden. Dieſes Bedenken läßt ſich indeß leicht dadurch heben, daß darauf aufmerkſam gemacht wird, daß die Königliche Verordnung die Anwendung der polniſchen Sprache in den mündlichen Verhandlungen der Schulvorſtände, Gemeindevertretungen und Gemeindeverſammlungen nicht *anbefiehlt*, ſondern nur neben der deutſchen

„gestattet.“ In den rein oder der Zahl nach überwiegend deutschen Gemeinden der ganzen Provinz Posen sind ohne Zweifel die genannten Verhandlungen schon bisher deutsch geführt worden, es wird darin also nicht noch jetzt für wenige Jahre ein Rückschritt gethan oder auch nur erstrebt werden. Es kommt dazu, daß die deutschen Landgemeinden in den Gegenden mit wenig Ausnahmen von lutherischen sogen. Hauländern abstammen und wegen dieser ihrer Confession sehr gute Preußen und eifrige Deutsche sind im Gegensatz zu ihren katholischen Stammgenossen, die sich polnisches oder sei es auch römisches Nationalbewußtsein willig beibringen lassen, wenn es ihren Caplänen so gefällt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Provinz Preußen, namentlich auch in Westpreußen, welches von den Reichsfeinden noch immer als ein ganz polnisches Land in Anspruch genommen wird. Zu unserem Erstaunen finden wir in der Königlichen Verordnung in der ganzen großen Provinz, also einschließlich des katholischen Ermland und des protestantischen Masuren, nur 22 Landgemeinden und diese nur im Kreise Thorn als Ausnahmen von der sofortigen Anwendung des Amtssprachengesetzes aufgeführt. Es ist erklärlich, daß von einer fünfjährigen Ausnahmsstellung polnischer Gutsbezirke in der Verordnung in keiner Weise die Rede ist; die Anwendung der Staatssprache hängt dort immer lediglich von dem Belieben des Gutsherrn ab, dem das Gesetz keinerlei Fügsamkeit schuldet. Unser Erstaunen über das angeführte Ergebniß der Ermittelungen der Behörden gründet sich am meisten darauf, daß die beiden an den Kreis Thorn im Osten angrenzenden Kreise Straßburg und Löbau, welche nach der statistischen Aufnahme vom Jahre 1861 (S. die Sprachkarte des preußischen Staates von Richard Boekh) bedeutend größere Flächen als mit Polen besetzt zeigten, als der erstere, gegenwärtig nicht in einer, nicht in der abgelegensten Landgemeinde das Bedürfniß der vorläufigen Fortdauer der polnischen Amtssprache hat. Da wir nicht annehmen können, daß die Bedürfnißfrage von den Behörden so verschieden aufgefaßt und entschieden worden ist, so muß das Deutschthum in jener Gegend Westpreußens seit 1861 mit verschiedener Stärke Fortschritte gemacht haben. Auch läßt sich das sehr wohl erklären. Von allen Ständen hält keiner, wie an allem Altüberlieferten, so auch an der angestammten Sprache fester, als der bäuerliche Grundbesitzerstand, und zwar um so mehr, je wohler er sich befindet und je fester er deswegen sitzt. In diesem Zustande befinden sich aber die polnischen Bauern des thorner Kreises, bei ihnen findet die deutsche Sprache deswegen um so schwerer Eingang, als sie in solcher Lage das Eindringen von Deutschen in ihre Mitte gewöhnlich zu verhindern wissen. Der Boden der Kreise Straßburg und Löbau besitzt dagegen nicht die gleiche Güte wie dort, er ist mehr sandig und steinig. In solcher Lage sitzen Bauern über-

haupt, namentlich auch die polnischen, nicht so fest, sondern sie sind eher geneigt, ihr Glück auf einem neuen Grundstück zu versuchen. Bei solchem Umherziehen kommen sie dann selbst eher in die Lage deutsch zu lernen, und zugleich hört die Schwierigkeit für deutsche Bauern auf, die Abgeschlossenheit polnischer Gemeinden zu durchbrechen. Dieser Zustand herrscht wahrscheinlich in den genannten beiden Kreisen, ihm dürfte also die rascher fortschreitende Germanisation in ihnen zuzuschreiben sein.

In dem südlichen breiten, aber schwachbevölkerten Grenzstreifen Ostpreußens, in welchem das Polnische die allgemeine Volkssprache ist, in Masuren, wird durch die Königliche Verordnung gar kein Bedürfniß desselben als Amtssprache anerkannt. Das ist bei bei dem Mangel an polnischem Nationalbewußtsein und bei der Anhänglichkeit des Volkes an den Staat sehr erklärlich. Dagegen müssen wir aus eigner, ganz neuer Wahrnehmung bezweifeln, daß in ganz Oberschlesien bei einer polnischsprechenden Bevölkerung von rund 800,000 Einw. nirgends, selbst nicht in den abgelegensten Gemeinden der Kreise Rosenberg, Lublinitz, Tarnowitz, Groß-Strehlitz u. s. w. das Bedürfniß des einstweiligen Fortgebrauchs der polnischen Sprache in den Gemeindeversammlungen u. s. w. vorhanden sein soll. Die polnische Bevölkerung des platten Landes ist nirgends in Preußen in so ausgedehnten Flächen unvermischt anzutreffen, wie in einem großen Theile Oberschlesiens. Auch hat die Kenntniß der deutschen Sprache unter ihr durch die Bemühungen der katholischen Geistlichkeit unter der Aegide des Ministers von Mühler seit 25 Jahren Rückschritte gemacht. Allerdings würde diese gesetzliche Nichtanerkennung des polnischen Sprachbedürfnisses in ganz Oberschlesien die bündigste Abweisung der meuterischen Wühlereien der polnisch-ultramontanen Presse und einiger nationalfanatischer Sendlinge sein. Doch darf man eine solche Demonstration nicht als entscheidenden Grund der Staatsregierung für die besagte Entscheidung über die Bedürfnißfrage annehmen, er wäre ihrer nicht würdig, vielmehr darf man voraussetzen, daß die Frage im Regierungsbezirke Oppeln ebenso reinsachlich geprüft und entschieden worden ist, wie in allen andern Landestheilen.

Einen Beweis von der Objectivität der Prüfung giebt die Gewährung der fünfjährigen Frist für die mündlichen Verhandlungen sogar einer Kreisvertretung; es ist diejenige von Hadersleben in Schleswig, sie darf vorläufig noch ferner dänisch verhandeln. Sonst haben die Dänen dieses Recht noch in den ländlichen, besonders den kleinen Communal-Versammlungen und Vertretungen in den Kreisen Hadersleben, Apenrade, Sonderburg, in zwei östlichen Hardesvogteien des Kreises Flensburg und in einem Kirchspiel des Kreises Flensburg. Daraus erhellt, daß die deutsche Sprache in Schleswig seit der preußischen Besitznahme des Landes keine erheblichen Fortschritte gemacht hat,

denn bis zu den genannten Gebieten wurde schon im Jahre 1848 die deutsche Sprachgrenze gezogen. Hätten damals die Schleswig-Holsteiner gesiegt und einen eignen Kleinstaat zu Stande gebracht, so hätte sich die Germanisation von Nordschleswig rasch und leicht vollzogen. Bis dahin waren die Dänen im Süden der Königsau durchaus nicht dänisch, sondern schleswig-holsteinisch gesinnt, die amtliche Sprache, z. B. auf dem Landtage des Herzogthums, war nicht dänisch, sondern plattdeutsch, (hochdeutsch. D. Red.) welche achtungswürdige Sprache der alten Hansa als Landessprache galt und zur Vermittelung der Germanisation diente. Die Stimmung der schleswigschen Dänen änderte sich, als anderthalb Jahrzehnte hindurch das Deutsche, das Hoch- wie das Platt-Deutsche, von den Inseldänen in der Landschaft mit Gewalt unterdrückt wurde. Als dann die Preußen kamen, mit denen die Schleswiger sich durch keine geschichtlichen Erinnerungen verbunden fühlten, da brach das Gefühl der Verwandtschaft mit den Skandinaviern jenseits des Belts und der Königsau bis in die untersten Volksschichten durch. Jederman sind die Kundgebungen der Anhänglichkeit an Dänemark bekannt, die seit 1866 ununterbrochen von den Nordschleswigern ausgehen, es erübrigt also, weiter auf sie einzugehen. Daß sie aber mit der feindseligen Abwehr der deutschen Sprache verbunden sind, das ergiebt sich aus der Königlichen Verordnung. Man ersieht aus ihr zugleich, daß die Kenntniß der Sprache des Staates in keinem Landestheile so wenig verbreitet ist, wie in Nordschleswig.

Ein ganz anderes Ergebniß zeigt die Verordnung in der nordöstlichen Ecke Ostpreußens, in Preußisch-Litauen. Die Sprachkarten von 1848 (z. B. eine von Kiepert) und die älteren (Bernhardy) zeigen das ganze große Gebiet von Nimmersatt bis Angerburg und bis zur russischen Grenze bei Goldapp als von der litauischen Sprache eingenommen mit Ausschluß von zwei deutschen Sprachinseln am Pregel und einer kleinen um Memel. Die Boeckh'sche Karte von 1861, allerdings die erste und einzige, welche auf genauen amtlichen Ermittelungen beruht, zeigt die Litauer im Süden des Pregels und in einem breiten Streifen nördlich von dem Strom fast ganz verschwunden, und der Rest der Landschaft erscheint durch deutsche Sprachparzellen so zernagt und zerfressen, wie eine Schiffsplanke durch den Bohrwurm. Dennoch findet man neben dem Kreise Heydekrug auch die Kreise Memel, Niederung und Tilsit noch mit sehr ansehnlichen rein litauischen Strecken bedeckt. Heute nun liegt das Bedürfniß des ferneren amtlichen Gebrauchs der Volkssprache nach der Königlichen Verordnung nur in den Landgemeinden des Kreises Heydekrug und das auch nur mit Ausnahme von vier Amtsbezirken vor. Daraus ergiebt sich ein besonderes rasches Vorschreiten der deutschen Sprache und das baldige Aussterben der litauischen in Preußen.

Es bleibt nur noch eine kleine Ecke fremden Sprachgebiets zu beleuchten übrig, die von dem belgiſchen Wallonenlande im Süden von Aachen und Eupen nach Preußen vorſpringt. Sie enthält nur die einzige Stadt Malmedy. Ihr wurde noch vor wenigen Jahren der Vorwurf gemacht, daß ſie ganz und gar nur die franzöſiſche Sprache pflege, daß dort in der Familie, wie in den Verhandlungen des Gemeinderaths und anderer örtlichen Körperſchaften nur ſie angewendet werde und daß auch die Geſinnung der Bürgerſchaft franzöſiſch ſei. Ob dem noch jetzt ſo iſt, wiſſen wir nicht; aber wir erſehen aus der Königlichen Verordnung, daß der Bürgerſchaft keinerlei amtlicher Gebrauch der fremden Sprache ferner geſtattet iſt, wohl aber den Landgemeinden im Süden und Oſten, aber nicht im Norden der Stadt. Es geht aus der Verordnung zugleich die merkwürdige Thatſache hervor, daß auch die walloniſchen Landgemeinden an der belgiſchen Grenze ihre localen Angelegenheiten nicht in walloniſcher, ſondern in franzöſiſcher Sprache verhandeln. Dieſem Mißbrauch hätten unſeres Erachtens die preußiſchen Behörden ſchon längſt ſteuern ſollen.

Werfen wir noch einen Rückblick auf das Geſammt-Ergebniß unſerer Unterſuchung, ſo finden wir, daß die deutſche Sprache unter den fremden Völkerbruchſtücken an den Grenzen Preußens in Schleswig und im Bezirk Aachen kaum merkliche, in Poſen ſehr erhebliche, in Oſt- und Weſtpreußen, ſowie unter den in der Königlichen Verordnung unerwähnt gebliebenen Wenden der Lauſitz reißend ſchnelle Fortſchritte gemacht hat. Ueber Oberſchleſien enthalten wir uns des Urtheils. Ewart Kattner.

Der alte Förſter Grau.

(Aus einer Familienchronik.)

In Kirchditmold, einem Dorfe, das eine halbe Meile weſtlich von Kaſſel am Fuſſe des Habichtswaldes liegt, hatte im vorigen und in dieſem Jahrhundert die altheſſiſche Förſterfamilie Grau ihren Sitz. Ein Oberförſter dieſes Namens, welcher dort das noch heute ſtehende Förſterhaus baute, ſtarb in demſelben vor Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges und hinterließ eine Wittwe mit zwei unmündigen Knaben, welche der damalige Landgraf von Heſſen, Wilhelm VIII., auf ſeine Koſten erziehen ließ. Als dieſelben herangewachſen

waren, traten ſie beide frühzeitig in das heſſiſche Jägerbataillon, damals „Jägercorps“ genannt, welches nur aus gelernten Jägern, meiſt Söhnen von Forſtbeamten, beſtand und ſich durch ſeine Tapferkeit im ſiebenjährigen Krieg, bei der Erſtürmung des von Franzoſen beſetzten Frankfurt (1792) und in dem gegen die franzöſiſche Republik geführten ſog. Brabanter Krieg (1793 und 94) rühmlich hervorgethan hat. Beide Brüder Grau verheiratheten ſich dann mit den beiden einzigen Töchtern des Oberförſters Böttger zu Kirchditmold, des Nachfolgers ihres Vaters, und der ältere von ihnen wurde in Folge deſſen Adjunct ſeines Schwiegervaters und ſpäter, nach deſſen Tod, Oberförſter zu Kirchditmold. Als ſolcher hat er in der Geſchichte der heſſiſchen Jägerei eine gewiſſe Berühmtheit erlangt; zahlreiche, noch jetzt im Munde des Volkes fortlebende Anecdoten geben davon Zeugniß, welch' eine populäre Geſtalt der „alte Oberförſter Grau“ im Heſſenlande war. Er war ein großer ſtattlicher Mann von ſchönen Geſichtszügen, nach Leib und Seele das Muſter eines alten Heſſen von echtem Schrot und Korn.

Kurz nach der Verheirathung beider Brüder brach der ſiebenjährige Krieg aus. In dieſem gehörte bekanntlich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zu den wenigen Bundesgenoſſen des großen Preußenkönigs, welche dieſem in ſeinem heldenmüthigen Kampf gegen das verbündete Europa beiſtanden. Durch den Ausbruch des Krieges wurden beide Brüder als junge Förſter gezwungen, wieder in das heſſiſche Jägercorps einzutreten, und in dieſem machten ſie den ganzen ſiebenjährigen Krieg, unter Führung des tapferen Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, von Anfang bis zu Ende mit, während ihre beiden Frauen in dem elterlichen Förſterhaus zu Kirchditmold verblieben. Aus den Kriegsereigniſſen jener Zeit heben ſich hauptſächlich drei Begebenheiten heraus, bei welchen die Gebrüder Grau eine Rolle ſpielten.

Die Franzoſen hatten ſich in den Beſitz von Kaſſel geſetzt und auf dem nahegelegenen Kratzenberg ein verſchanztes Lager angelegt. Ihre Vorpoſten lagen in dem Dorfe Kirchditmold, deſſen Friedhof von ihnen befeſtigt worden war. Eines Abends lagerte auf dem dortigen Förſterhof um ein mächtiges Bivouakfeuer eine franzöſiſche Grenadier-Compagnie, und der Hauptmann derſelben ſaß gerade mit dem Schwiegervater der Gebrüder Grau, dem Oberförſter Böttger, beim Schach. Da machten plötzlich die heſſiſchen Jäger, von dem benachbarten Dorf Hohenkirchen herkommend, den Verſuch, Kirchditmold zu überrumpeln, wobei die Gebrüder Grau die ortskundigen Führer abgaben. In dunkler Nacht überſtiegen die Jäger die Hecken des am äußerſten Ende des Dorfes gelegenen Förſterhauſes und griffen die auf dem Hof liegenden, völlig argloſen Franzoſen, ohne einen Schuß zu thun, mit aufgepflanztem Hirſchfänger an. Ein wildes Handgemenge beginnt, in welchem der franzöſiſche Hauptmann mit der Mehrzahl ſeiner Leute niedergeſtochen wird.

Während ſich das Gefecht von dem Förſterhof in das Innere des Dorfes, namentlich nach dem befeſtigten Friedhof hin fortwälzte, blieben die beiden Brüder Grau zurück und pochten ungeſtüm an die Thüre des verrammelten Förſterhauſes. Nachdem ſie auf ihren wiederholten Zuruf endlich von den Ihrigen drinnen an den Stimmen erkannt worden waren, öffnete ſich die Thüre, und es traten ihnen ihre beiden jungen Frauen, jede mit einem kleinen Kinde auf den Armen, entgegen; dieſe Kinder hatten kurz nach dem Ausmarſch der jungen Männer das Licht der Welt erblickt. Man braucht das Entzücken eines ſolchen Wiederſehens nicht weiter auszumalen. Doch daſſelbe ſollte nur wenige Minuten dauern, denn die Franzoſen hatten aus ihrem Lager Verſtärkungen erhalten und drängten die heſſiſchen Jäger wieder aus Kirchditmold hinaus. Noch einmal umarmten die Brüder Grau Weib und Kind — dann waren ſie mit ihren Kameraden wieder im Dunkel der Nacht verſchwunden, und die jungen Frauen mit ihren Eltern lauſchten zitternd und zagend auf das Knallen der Schüſſe, das ſich mehr und mehr in der Ferne verlor.

Am andern Morgen bot der Forſthof einen ſchauerlichen Anblick dar. Derſelbe war ganz mit todten Franzoſen bedeckt. Unter ihnen befand ſich auch die Leiche des Hauptmannes, von welcher der Oberförſter zum Andenken ein Crucifix mit Roſenkranz ablöſte, das jener als Amulet unter der Uniform um den Hals getragen hatte.

Einige Jahre ſpäter, während deren ſich die beiden jungen Männer und ihre Frauen nicht geſehen hatten, ſtanden die Franzoſen und die allirten Truppen des Herzogs von Braunſchweig wieder in der Gegend von Kaſſel ſich feindlich gegenüber. Letztere hatten wieder ihr Lager auf den Höhen des langgeſtreckten, waldigen Bergrückens, des ſog. Brandes, bei dem Dorf Hohenkirchen; ihr Befehlshaber, Herzog Ferdinand, hatte ſein Hauptquartier in dem landgräflichen Luſtſchloß Wilhelmsthal bei Mönchehof. Im Förſterhaus zu Kirchditmold lag ein franzöſiſcher General im Quartier, welcher von jenem oben erzählten Wiederſehen der Gebrüder Grau und ihrer jungen Frauen Kenntniß erhalten hatte. Derſelbe war ein menſchenfreundlicher Mann, ein ritterlicher Franzoſe beſten Schlages. Er erbot ſich, die erforderlichen Schritte zu thun, um wieder einmal ein Zuſammentreffen zwiſchen den beiden jungen Männern und ihren Frauen zu ermöglichen. Er ſchrieb daher an den feindlichen Befehlshaber, den Herzog von Braunſchweig, und bat für die beiden Frauen mit ihren Kindern um einen Geleitsbrief in das allirte Lager. Dieſer wurde bereitwilligſt gewährt, und der franzöſiſche General ließ darauf in ſeinem Wagen unter Bedeckung die Frauen und Kinder nach den feindlichen Vorpoſten bringen. Durch dieſe hindurch gelangten ſie glücklich zu ihren Männern, die von dieſem unerwarteten Beſuch nicht weniger überraſcht

wurden, als damals bei dem nächtlichen Ueberfall Kirchditmolds ihre Frauen. Und eben so sicher und wohlbehalten kehrten letztere wieder zurück zu ihren Eltern nach Kirchditmold. Fürwahr, ein schönes, wohlthuendes Bild echter französischer Galanterie inmitten all der Greuel, welche die Franzosen sonst während des siebenjährigen Krieges im westlichen Deutschland und ganz besonders in Hessen verübt haben.

Das dritte erwähnenswerthe Ereigniß bezieht sich auf das für die Tapferkeit der Hessen rühmliche, aber ihnen leider sehr ungünstige Gefecht bei Sandershausen, einem Dorfe nahe bei Kassel (23. Juli 1758). Eine Compagnie hessischer Jäger, in welcher die Gebrüder Grau standen, hatte die Aufgabe, die Franzosen an dem Uebergang über eine Schiffsbrücke zu hindern, welche diese in der Aue über die Fulda geschlagen hatten. Die Jäger hatten sich auf dem rechten Fuldaufer hinter den Hecken der dortigen Gärten versteckt. Ihr Hauptmann, welcher den Feind in einen Hinterhalt locken wollte, hatte ihnen befohlen, nicht eher zu schießen, als bis die ersten Franzosen die Schiffsbrücke passirt hätte und ganz nahe heran wären; dann sollten sie ihnen über das Kreuz halten, d. h. über die Stelle, wo sich die weißen Bandeliere der Patronentasche und des damals noch nicht auf dem Rücken, sondern an der linken Seite getragenen Schnappsackes kreuzten. Als nun die Franzosen die Brücke überschritten hatten und in einen Hohlweg eindrangen, wurden sie aus unmittelbarer Nähe von den hessischen Jägern, von denen ohnehin jeder seines Mannes sicher war, so heftig beschossen, daß sich die Todten in dem Hohlweg aufthürmten und das Vordringen der Franzosen völlig ins Stocken gerieth. Plötzlich ertönt für die Jäger das Signal zum Rückzug. Eine Abtheilung französischer Reiterei war oberhalb der Aue durch die Fulda geritten und drohte den Jägern in den Rücken zu fallen. Bei diesem Rückzug erhielt der jüngere der beiden Brüder Grau einen Schuß ins Bein, und als er seinem Bruder zurief, er möge ihn um Gotteswillen nicht liegen lassen, hoben ihn dieser und einige Kameraden auf und trugen ihn auf ihren Büchsen in das erste Bauernhaus des Dorfes Bettenhausen, wo er Schutz und Verpflegung fand. Unterdeß zogen sich die übrigen Jäger auf den Sandershäuser Berg, wo ihr Hauptcorps stand, zurück und nahmen an dem weiteren Verlauf dieses für die Hessen so verhängnißvollen Gefechtes Theil, bei welchem schließlich mehrere Hundert dieser Tapfern nach verzweifelter Gegenwehr von der Uebermacht der Franzosen in die an jener Stelle sehr tiefe Fulda gesprengt wurden und ertranken.

Noch in seinem hohen Alter gedachte der spätere Oberförster Grau mit soldatischem Stolz der Heldenthaten, welche die hessischen Jäger in diesem Gefecht verrichtet. Er war bereits pensionirt, als eines Tages, in der westfälischen Zeit, der König Jerome mit seiner Gemahlin Katharina, der Tochter

des Königs von Württemberg, eine Spazierfahrt nach Kirchditmold machte. Der König hatte von dem originellen Oberförſter ſo viel erzählen hören, daß er begierig war, denſelben perſönlich kennen zu lernen. Der königliche Wagen hält vor dem Förſterhaus, der alte Oberförſter wird herausgerufen und über ſeine Erlebniſſe von der Königin befragt; dieſe verdolmetſchte dann ſeine Antworten dem König Jerome, der bekanntlich die Sprache ſeiner geliebten Unterthanen nie gelernt. Bei dieſer Gelegenheit kam der alte Oberförſter Grau auch auf das Sanderhäuſer Gefecht zu ſprechen, und hierbei gerieth das heſſiſche Soldatenblut ſo in Wallung, daß er, ohne zu bedenken, mit wem er ſprach, ausrief: „Majeſtät, da haben wir Jäger aber die Franzoſen ſo zuſammengeſchoſſen, daß die Todten haufenhoch gelegen haben.“ König Jerome, dem auch dieſe Aeußerung überſetzt wurde, lachte darüber und ließ den alten Oberförſter fragen, wie lange er als Förſter gedient hätte, und welche Penſion er bezöge. Letztere erſchien dem König ſo geringfügig, daß er ſie hinfort aus ſeiner Schatullkaſſe verdoppelte.

Trotzdem blieb Grau ſtets ein guter Heſſe. Seinen weidmänniſchen Zorn erregte es, wenn ſein Sohn, welcher ſein Nachfolger im Amt geworden war, in den Waldungen des ſog. Leibgeheges ſtarke Hirſche von 16 oder 18 Enden einfangen mußte, welche dann bei den Parforcejagden in der Aue bei Kaſſel zu Tod gehetzt wurden. Die Königin Katharina, welche ſelbſt eine große Liebhaberin der Jagd war, ließ ſich außerdem durch ihren Stallmeiſter vier Sechzehnender ſo dreſſiren, daß ſie mit ihnen Schlitten fahren konnte.

Der Oberförſter Grau war übrigens kein Forſtmann nach heutiger Art, ſondern ein Jäger alten Schlages, wie man ſie damals nur kannte. Denn in jener Zeit „ſtudirte“ man nicht, wie heutzutage, „Forſtwiſſenſchaft“, ſondern man „erlernte“ zunftmäßig bei einem bewährten Jäger die „Jägerei“ und erhielt nach überſtandener Lehrzeit, wie bei jedem Handwerk, einen ordnungsmäßigen Lehrbrief, durch welchen man die Berechtigung erlangte, in das militäriſche Jägercorps aufgenommen zu werden. In demſelben blieb man, bis man eine Anſtellung als Förſter fand. Vor einer ſolchen fand eine Art Examen ſtatt; dieſes wurde aber nicht vor einer hochgelehrten Prüfungscommiſſion, ſondern ſehr einfach vor dem jedesmaligen Oberförſter von Kirchditmold abgelegt, welcher damit beauftragt war, die Qualification ſämmtlicher heſſiſchen Förſter feſtzuſtellen. Das Verfahren bei dieſer ſog. Prüfung muß ein ebenſo praktiſches als kurzes geweſen ſein; denn in der Regel war die ganze Sache binnen einer Stunde abgemacht. Der Geprüfte erhielt dann ein Zeugniß und legte dieſes dem Oberforſtcollegium vor, worauf er in die ſog. Verſorgungsliſte aufgenommen wurde und ſeine Anſtellung als Förſter abwartete. —

Bis in ſeine ſiebziger Jahre hatte Grau ſein Amt treulich verwaltet

und war kurz vor der westfälischen Zeit in Pension getreten. Die französische Wirthschaft war ihm, als einem guten, alten Hessen in innerster Seele verhaßt und er dankte Gott, daß er unter derselben nicht mehr zu dienen brauchte. Mit wahrem Jubel begrüßte er daher den Umschwung des Jahres 1813. Freilich mußte er diesen Jubel zunächst theuer bezahlen. Denn der auf dem Schlachtfelde viel erprobte, alte Kriegsheld mußte noch die Schmach erleben, daß im Herbst 1813 von Kosaken sein Haus geplündert und er selbst von den Unholden mißhandelt wurde. Auf seine Beschwerde wurde vom russischen General von Winzingerode, welcher vormals hessischer Jäger-Hauptmann gewesen war und den Oberförster Grau von jener Zeit her sehr wohl kannte, sofort von Kassel aus eine Abtheilung Husaren aufgeboten, um die Marodeure einzufangen und zu bestrafen.

Als im November 1813 Kurfürst Wilhelm I. nach Hessen zurückkehrte, war der alte Oberförster Grau einer der ersten, welche ihm auf Wilhelmshöhe ihre Aufwartung machten. Da der Oberförster Grau ein sehr hohes Alter erreichte, so besuchte ihn der Kurfürst zuweilen und fragte ihn einst, wie er es anfange, daß er immer an Geist und Körper so frisch und rüstig bleibe. Der Oberförster war ein starker Raucher. Indem er nun dem Kurfürsten seine tägliche Lebensweise schilderte, bezeichnete er die verschiedenen Abschnitte des Tages (Aufstehen, Kaffeetrinken, Frühstück, Mittagsessen u. s. w.) jedesmal mit den Worten: „Dann mache ich mir eine Pfeife an", so daß der Kurfürst, welcher selbst nicht rauchte, endlich zu ihm sagte: „Aber mein lieber Oberförster, er thut ja den ganzen Tag nichts als Pfeifen anmachen." Der Kurfürst blieb ihm stets gewogen und nahm ihn sich gewissermaßen zum Muster, indem er hoffte ein ebenso hohes Alter zu erreichen, als der Oberförster Grau zu Kirchditmold. Doch starb Kurfürst Wilhelm I. vor letzterem im Jahre 1821, 78 Jahre alt, während Grau 1823 in dem hohen Alter von 93 Jahren zu Kirchditmold verschied. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere, wie schon erwähnt, sein Amtsnachfolger in dem Forsthaus zu Kirchditmold geworden war. Dieser Sohn spielte in dem Aufstand der Hessen im Jahre 1809 insofern eine Rolle, als er beschuldigt wurde, den Aufruhr in dem zu seinem Bezirk gehörigen Dorf Dörnberg mit angestiftet zu haben. Er wurde in Folge dessen verhaftet und in das Kastell abgeführt, welches mit Gefangenen aus allen Ständen überfüllt war. Während mehrere Führer des Aufstandes durch das westfälische Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und auf dem sog. Forste erschossen wurden, saß der Förster Grau, den Tod immer vor Augen, längere Zeit in dem Kastell. Seine Schwester, eine durch Schönheit und Entschlossenheit ausgezeichnete Frau, welche an einen Kasseler Bürger verheirathet war, that auf Wilhelms-, oder wie es damals hieß, Napoleonshöhe einen Fußfall vor der Königin Katharina und bat um Gnade

für ihren Bruder. Auch die Gunſt, welche ſich ſein alter Vater durch die oben erzählte Unterredung bei dem König Jerome erworben hatte, mochte dazu beitragen, daß der Sohn endlich freigelaſſen und ſogar in ſeine Stelle als Förſter zu Kirchditmold wieder eingeſetzt wurde.

Leonhard Müller.

Literatur.

Größenwahn. Vier Kapitel aus der Geſchichte menſchlicher Narrheit. Mit Zwiſchenſätzen. Von Johannes Scherr. Leipzig, Verlag von E. J. Günther. 1876.

Ein widerwärtiges Buch ſowohl nach ſeinem Inhalt, wie nach ſeiner Tendenz und nicht minder nach ſeiner Sprache. Von den vier Kapiteln behandelt das erſte eine Epiſode aus dem Treiben der bekannten myſtiſch-pietiſtiſchen Schwärmerin Eva v. Buttlar, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Wittgenſteinſchen mit einigen männlichen Spießgeſellen muckeriſche Thorheiten verbunden mit geſchlechtlichen Ausſchweifungen trieb, das zweite die Geſchichte der Wiedertäufer von Münſter, das dritte (vor einigen Jahren ſchon beſonders erſchienen) wieder eine Muckergeſchichte, die der wahnſinnigen Margaretha Peter von Wildisbuch welche, nachdem ſie in religiöſer Ueberſpanntheit ihren Anhang zu greuelvollem Morde veranlaßt, ſich zuletzt ſelbſt von ihm kreuzigen ließ. Das vierte Kapitel (ebenfalls ſchon abgedruckt und zwar in der Gartenlaube) erzählt die Geſchichte der Commune von 1871. Die Zwiſchenſätze beſtehen bis auf den letzten, der uns damit bekannt macht, daß der Verf. Herrn Gutzkow für einen bedeutenden und verdienſtreichen Schriftſteller hält, in Späßen, denen nicht viel mehr fehlt als der Humor. Baſis und Tendenz des ganzen Buches iſt ein ſelbſtgefälliger Peſſimismus, an deſſen Echtheit wir übrigens keinen Augenblick glauben, von dem wir vielmehr annehmen, daß der Verfaſſer ihn zur Schau trägt, weil er damit geiſtreich, originell und intereſſant auszuſehen meint. Was damit nicht erreicht wird, muß die Wahl des Stoffes und die ſchamloſe Hervorhebung blutig-wollüſtiger Greuel wie in Nr. 1, 2 und 3 thun. Die Sprache des Herrn Scherr endlich erinnert an den Ton der Schenken, in denen die ſchweizeriſche Demokratie ſich trifft. Wortbildungen wie „Opportunitätsgeſindel", „Dünkeltobſucht", „Hypotheſenwind", „Stinkjude", „erdiebsfingern", „unheilige Geſindelſchaft"

„Menſchenſpülicht“ ſind noch lange nicht die ſchlimmſten. Daß der Verfaſſer bei manchen ſeiner Bemerkungen und Urtheile im Grunde Recht hat, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, nur ſalbadert er ſich immer in arge Uebertreibung hinein, und auch, wo er etwas Bekanntes und Anerkanntes vorbringt, muß er es in dem Gemiſch von Pomp und Rohheit ſagen, von dem er offenbar wähnt, es ſei die Sprache des großen Mannes. Auch er leidet, wie uns dünkt, am Größenwahn, aber es ſcheint, daß das Publicum ihn verdorben hat, indem es das Bramarbaſiren des Polyhiſtors für echte ſittliche Entrüſtung hielt, während es doch nichts anderes als der Geſchäftsſtil eines literariſchen Vielſchreibers war.

Gründerproceſſe. Eine criminalpolitiſche Studie von Juſtinus Moeller. Berlin, J. Springer. 1876.

Erklärt ſich mit heißer Entrüſtung und in bilderreicher Sprache gegen die Anwendung des Betrugsparagraphen (§. 263) des neuen deutſchen Strafgeſetzbuchs auf das Treiben der Gründer. Das Reſultat, zu dem er nach allerlei Tiraden gegen Staatsanwälte und Delatoren der Preßpiratenſchaft gelangt, iſt ungefähr folgendes: Die Gründungsſeuche iſt eine Krankheit der Zeit; ſie iſt nicht die Urſache, ſondern nur eins der Symptome der Ungeſundheit unſeres wirthſchaftlichen Organismus; ſehr viele Gründer haben in gutem Glauben gehandelt, ſie hielten ihr Verfahren für erlaubt, und ſo darf man ſie nicht als Betrüger behandeln. „Die Heranziehung des Betrugsparagraphen in die Therapie des Gründungsweſens iſt eine im höchſten Grade gefährliche Maßregel. Sie öffnet dem gewerbsmäßigen Denuncianten-thum Thür und Thor, züchtet den ſtraſloſen Meineid und trifft mit dem Schuldigen ein Heer von Unſchuldigen, deren einziges Vergehen allein darin beſteht, daß ſie einer Wahnvorſtellung ihrer Zeit ſich kritiklos hingegeben.“ Welche Phraſen! Ob ſich die Staatsanwälte und die Richter wohl an dieſen ſentimalen Propheten kehren und ſich fürchten werden „Märtyrer zu ſchaffen?“ Wir denken, nicht, und werden uns jedes Mal freuen, wenn wieder einen der Schwindler der letzten Jahre für die „Wahnvorſtellung“, ſtraflos ſchwindeln zu dürfen, die gebührende Strafe trifft.

Dante Alligheri's Göttliche Komödie überſetzt von Karl Witte. Dritte Ausgabe, 2 Bände. Berlin, Decker, 1876.

Dieſe Ueberſetzung, die zuerſt im Säcularjahre von Dante's Geburt erſchien und ſchon damals das Lob großer Sinntreue und ungemeinen Wohlklangs verdiente, hat in dieſer neuen Geſtalt, die ſie durch vielfache Aenderungen gewonnen hat, einen nicht unweſentlich höhern Werth erlangt, ſo daß wir ſie, obſchon ſie des Reimes entbehrt und nur die fünffüßigen Jamben des Originals wiedergiebt, für die beſte Uebertragung deſſelben erklären

möchten, die gegenwärtig im Deutschen existirt. Eine ziemlich große Anzahl von Stellen hat der Uebersetzer diesmal anders aufgefaßt und wiedergegeben, als früher. Noch häufiger ist es ihm gelungen, sich ohne Schaden für die Verständlichkeit den Worten des Urtextes mehr anzuschließen als in den ersten Ausgaben, und eben so oft hat er, ohne die Treue zu beeinträchtigen, eine Wendung gefunden, die den Gedanken des Dichters klarer hervortreten läßt oder dem Verse mehr Wohlklang verleiht. Auch die Erläuterungen, die im zweiten Bande folgen, sind vielfach erweitert worden und tragen so noch mehr zum Verständniß des Textes bei. Namentlich ist dies bei denen zur Hölle und zum Fegefeuer der Fall, wo der Verfasser Scartazzini's Commentar benutzen konnte.

Wir knüpfen daran die Anzeige, daß auch von der im gleichen Verlag erschienenen Uebersetzung von Thomas Moore's „Lalla Rukh", deutsch von Dr. Alexander Schmidt, und von Volney's „Ruinen", deutsch von Dr. August Peters, Verlag von Kühlmann in Bremen, neue Auflagen oder Ausgaben erschienen sind.

Allgemeine Weltgeschichte von Theodor Flathe. Mit 5 Stammtafeln und einer tabellarischen Uebersicht. Leipzig, J. J. Weber, 1876.

Der Verfasser des besten Buchs über die Geschichte Sachsens giebt uns hier in gedrängter Uebersicht und in geschmackvoller Darstellung einen Abriß dessen, was wir über das Leben der verschiedenen Zweige der Menschheit nach den neuesten Forschungen wissen, wobei er auch nach Möglichkeit die Culturgeschichte berücksichtigt. Das Alterthum ist auf 74, das Mittelalter auf 72, die neue Zeit, deren Geschichte bis auf die Beendigung des letzten Carlistenaufstandes fortgeführt wird, auf 149 Seiten abgehandelt. In welchem Geiste der Verfasser die neuesten Ereignisse in Deutschland bespricht, mag uns sein Schlußwort sagen: „Stark genug, den Frieden nach allen Seiten zu gebieten, bildet das Deutsche Reich den Schwerpunkt der europäischen Politik. Mit seiner Begründung ist eine neue Periode der geschichtlichen Entwickelung angebrochen, in welcher das deutsche Volk, bisher nur um seine geistigen Errungenschaften von andern bewundert, auch als Nation seine Stärke in Beschützung jedes Rechts, in Bekämpfung jeden Unrechts" zu bewähren haben wird — und bewähren wird, fügen wir hinzu, so lange es sich nicht selbst untreu wird, und so lange die Männer, die es jetzt leiten, oder Geistesverwandte nach ihnen, an seiner Spitze stehen.

Druckfehlerberichtigung.

In der Ueberschrift zum Artikel von Eiwart Kattner S. 67 muß es heißen: Die deutsche Sprache in den Provinzen Preußens (statt in der Provinz Preußen).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Mythe von Wilhelm Tell.

I.

Tell und Geßler in Sage und Geſchichte. Nach urkundlichen Quellen von E. L. Rochholz. Heilbronn, Verlag von Henninger 1877.

Daß die Erzählung von Tell's Apfelſchuſſe und der Ermordung des Vogts Geßler durch ihn in allen Stücken auf einer Mythe der ariſchen Urzeit beruht, iſt ſchon längſt behauptet, ſeit geraumer Zeit von der ernſten Sagenforſchung und Geſchichtsſchreibung anerkannt und nur von Wenigen noch heute beſtritten. Gleichwohl iſt das vorliegende Buch mit ſeiner überaus gründlichen, bisweilen gar zu gründlichen und in Folge deſſen breiten Behandlung des Gegenſtandes willkommen zu heißen. Niemand kann nach den Ausführungen dieſer mit ebenſo viel Fleiß als Scharfſinn gearbeiteten Monographie noch ernſthaft und mit gutem Gewiſſen meinen, daß ein Tell und ein Geßler, wie ſie in den alten ſchweizeriſchen Tellſchauſpielen leben, und wie Schiller ſie uns vorgeführt, jemals als geſchichtliche Perſonen exiſtirt haben, und die Schweizer können ſich dazu Glück wünſchen, da der Anfang ihrer Freiheit jetzt nicht mehr durch einen Meuchelmord befleckt iſt. Da unſerer Erfahrung nach auch unter Leuten von ſonſt guter Bildung die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in Betreff der Tellsſage und deren Ergebniſſe weniger als wünſchenswerth bekannt ſind, ſo glauben wir nichts Ueberflüſſiges und Unnützes zu thun, wenn wir einen ausführlichen Auszug aus der erſten und einige Reſultate der zweiten Hälfte der Rochholz'ſchen Schrift folgen laſſen. Zu jenem möge im Voraus bemerkt ſein, daß die Sage von dem Apfelſchuſſe vor einem tyranniſchen Herrſcher auch im Völkerkreiſe der Kelten und zwar unter den Kymren von Wales vorkommt.

Das Ergebniß unſeres Buches lautet: Die Namen Tell und Geßler ſind geſchichtlich unvereinbar. Jener bezeichnet eine den verſchiedenſten Völkern ſchon im frühen Mittelalter bekannte Naturmythe, dieſer aber erſcheint erſt

Digitized by Google

in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und gehört lediglich dem Schweizerkanton Aargau an. Aus den Urkunden der Familiengeschichte der schweizerischen Geßler geht hervor, daß kein einziger derselben die Rolle, welche die Sagen von Tell ihnen zuweisen, gespielt, kein einziger einen Tell zum Gegner gehabt hat, kein einziger von einem Tell oder einem ähnlichen Schützen getödtet worden ist. Ueberdieß aber charakterisirt sich die ganze Sage von vornherein als ungeschichtlich. „Alle Züge dieses Ereignisses", sagt H. Gelzer, „spielen in das Land der Wunder. Gelingen in Allem, was der Held unternimmt. Er vollbringt glücklich den Apfelschuß, er allein rettet das Schiff im Sturme, er hindert es mit einem einzigen Stoß an der Landung, er erlegt ungefährdet den Tyrannen. Daß alle diese Züge, von denen jeder einzeln schon des Wunderbaren genug hat, sich noch so rasch folgen, daß sie so in ein einziges Drama verknüpft sind, verräth für Jeden, der mit der Eigenthümlichkeit der Sagenbildung vertraut ist, daß hier ebenfalls die Hand der Sage gewaltet hat."

Der Kern des Naturmythus, aus dem sich die Sage von Tell und Geßler entwickelt hat, wird in den Volksfesten dargestellt, die in der Zeit von den Fasten bis Pfingsten den Sieg des Lichtes über das Dunkel, des Sommers über den Winter feiern, und von denen Rochholz eine große Anzahl beschreibt, die früher an verschiedenen Orten der Schweiz abgehalten wurden. Sieben Burgen des Winters müssen nach altindischem Glauben gebrochen werden — die sieben Wintermonate von Oktober bis Mai — und zwar müssen sie mit Pfeilen beschossen werden, welche die Sonnenstrahlen des Lichtgottes versinnbilden. Symbolische Handlungen der Art kommen vielfach vor. Das ursprünglichste Verfahren dabei schildert uns Geiler von Kaisersberg in den Mumelspiel seiner Heimath bei Schaffhausen, dem er 1352 beiwohnte. Man baute hier aus Bäumen und Reißig eine „Weihnachtsburg", die dann von den Nachbarn belagert, mit Pfeilen und Bolzen aus Rübenschnitzen beschossen und schließlich erstürmt wurde, worauf die Bauern sich zusammensetzten und „eine ehrbare Freude mit einander hatten." Anderswo trat der Winter als „Wilder Mann", als Bär, als Drache, als Räuberbande, als Landesfeind u. d. auf, um schließlich überwunden und vernichtet zu werden. Ueberall war der Grundgedanke: nach langwierigem Kampfe zwischen dem winterlichen Tyrannen und dem Helden Lenz erliegt jener den Sonnenpfeilen, die dieser auf ihn abschießt.

Dieser Naturmythus, der allen arischen Völkern gemeinsam war, hat dann in sehr alter Zeit schon ethischen Gehalt gewonnen und ist zuletzt, gleich manchem andern, zu einem angeblich geschichtlichen Ereignisse geworden, mit dem andere Züge aus Naturmythen sich verschmolzen. So ist die Befreiung vom Winter zur Befreiung von der Herrschaft eines grausamen Men-

ſchen und drückenden politiſchen Zuſtänden geworden, ſo verwandelte ſich der zunächſt überhaupt als ſiegender Held gedachte Frühling in einen gefeierten, ſtets treffenden Bogenſchützen, und ſo iſt u. A. der Apfelſchuß in die Sage gekommen, bis dieſelbe unter verſchiedenen Völkern ariſchen Stammes und zwar ſchon Jahrhunderte vor der Zeit, in die man Tell und Geßler verſetzt, mehr oder minder die Geſtalt angenommen hatte, in der ſie dieſe beiden zu Helden hat. In Folgendem geben wir nach Rochholz Beiſpiele ſolcher der Tellsſage zeitlich weit vorausgehender Erzählungen.

Sarpedon, ein griechiſcher Heros, wurde als Kind zum Schußziele hingeſtellt und ihm ein Ring von der Bruſt geſchoſſen, eine That, welche die Erwerbung der Krone von Lykien zur Folge hatte. Alkon von Kreta ſieht, wie ſein kleiner Sohn Phaleros von einem Drachen überfallen und umſtrickt iſt, nimmt Bogen und Pfeil, zielt durch die Umringelungen und trifft über dem Kopfe des Knaben in den Rachen des Ungeheuers. Der perſiſche Dichter Farid Uddin Attar erzählt in ſeinem 1170 verfaßten Gedichte „Die Sprache der Vögel“: „Ein König hatte einen Lieblingsſclaven, dieſem legte er einen Apfel auf den Kopf, ſchoß darnach mit Pfeilen und ſpaltete den Apfel ſtets, der Sklave aber war während deſſen vor Furcht krank.“

Die nordiſche Wilkinaſage berichtet: Wieland, der kunſtreiche Schmied, wurde vom Schwedenkönige Nidung gefangen genommen, ſeiner Schätze beraubt, angehalten, als Knecht für die königliche Schatzkammer zu arbeiten, und, als man ſein Entweichen zu fürchten begann, gelähmt. Er entwich ſpäter doch vermittelſt der goldnen Flügel, die er ſich in der Stille geſchmiedet hatte. Inzwiſchen hatte er ſeinen Bruder Eigil, den berühmteſten Bogenſchützen, von ſeiner Gefangenſchaft benachrichtigt, und dieſer erſchien an Nidungs Hofe. Er wurde dem Anſcheine nach gut aufgenommen; denn ſein Ruf war hier wohlbekannt, allein er mußte ſchwören, des Bruders Schmach nicht rächen zu wollen, und hatte alsbald eine Probe ſeiner Bogenfertigkeit abzulegen, indem er ſeinem dreijährigen Sohne Orendel einen Apfel vom Haupte ſchießen ſollte, den Nidung eigenhändig dem Kinde auf's Haupt legte. Der Schütze ſollte weder zur Rechten noch zur Linken, noch über den Apfel weg, ſondern allein nach letzterem zielen und nur einen Pfeil abſchießen. Den Knaben zu treffen war ihm nicht verboten, weil man wußte, daß er dies ſchon ſelbſt zu vermeiden bemüht ſein werde. Eigil verweigerte erſt den Schuß, unterzog ſich aber, als man ihm mit dem Schickſal ſeines Bruders drohte, dem Befehle. Doch nahm er nun drei Pfeile aus dem Köcher, worauf er den einen an die Sehne legte und den Apfel mitten durchſchoß. Dieſer Meiſterſchuß iſt lange geprieſen worden, auch der König bewunderte ihn ſehr. Doch richtete er bald die Frage an den Schützen, wozu er drei Pfeile aus dem Köcher genommen habe, da ihm doch nur erlaubt worden ſei, einen zu verſchießen.

Eigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem ersten getroffen hätte, so waren die beiden andern euch zugedacht.“ Die Umstehenden meinten, er habe wie ein Biedermann gesprochen, auch der König nahm seine Rede gut auf und reihte ihn unter seine Mannschaft ein. Als Wieland dann, nachdem er die Tochter des Königs betrunken gemacht und geschändet und dessen beide Söhne ermordet hatte, entfloh, und Nidung von der höchsten Schloßzinne herab verhöhnte, gebot der König Eigil, nach ihm zu schießen. Eigil that, wie ihm geheißen, und traf nach Verabredung mit seinem Bruder eine Blase, die dieser mit dem Blute der Königssöhne gefüllt und sich unter den linken Arm gebunden hatte, so daß der grausame König sehen mußte, wie das Blut seiner Kinder zum zweiten Male floß. Er starb bald darauf vor Kummer. Wieland aber floh heim nach Seeland.

Diese Erzählung kam, nach dem ausdrücklichen Berichte der Wilkinasage, aus dem Munde deutscher Männer aus Münster, Soest und Bremen an reisende Skandinavier, wurde von diesen gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aufgezeichnet und gelangte später in ihrer altnordischen Fassung nach Deutschland zurück, weshalb man sie gewöhnlich für skandinavischen Ursprungs hielt. Ihre deutsche Herkunft aber wird nicht blos durch das Obige bezeugt, sondern auch durch Hunderte altgeschichtlicher Personen- und Ortsnamen, von denen Rochholz eine Anzahl anführt. Nicht nur die Wielande und Eigilone, auch der heute befremdlicher klingende Name der Geschlechter Orendel treten in oberdeutschen Urkunden frühzeitig und reichlich auf. Der Mythus vom Schützen Eigil ist also in uralter Zeit nicht blos in Niederdeutschland, sondern auch am Rhein und Main, an der Donau und am Bodensee und ebenso auch in der Schweiz bekannt gewesen.

Verwandt hiermit, aber der schweizerischen Tellsage noch näher stehend, ist die Erzählung vom Schützen Toko, die wir in der Historia danica des Saxo Grammaticus antreffen. Saxo schrieb im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts und verlegt die erwähnte Erzählung in das zehnte. Er erzählt:

Ein Krieger Toko hatte einige Zeit in des Dänenkönigs Harald Blauzahn Diensten gestanden, durch seine Leistungen die seiner Gesellen überboten und sich damit viele Neider gemacht. Als er nun einmal bei einem Gelage, schon etwas angetrunken, sich brüstete, er sei ein so geübter Schütze, daß er den allerkleinsten Apfel, draußen auf einen Stock gesteckt, mit dem ersten Schusse herabholen wolle, brachten die Horcher dies Wort dem König zu Ohren und dieser war grausam genug, des Mannes vermessene Rede zu dessen Söhnleins Lebensgefährdung zu mißbrauchen. Er befahl, statt des besagten Stockes solle Tokos Kind, dieses theuerste Pfand der Vaterliebe, als Ziel hinausgestellt

werden, und wenn der Prahler den Apfel auf des Söhnleins Haupte nicht mit dem ersten Pfeile durchbohre, so habe er mit seinem Leben sein freches Reden zu büßen. Nun holte Toko den Sohn herbei, stellte ihn mit dem Gesichte gegen das Ziel und sprach ihm Muth ein: unverwandten Hauptes und unbeweglich müsse er das Schwirren des heranfliegenden Pfeiles erwarten, das geringste Zucken könnte den sichersten Schuß vereiteln. Er nahm hierauf drei Pfeile aus dem Köcher, legte den ersten auf die Sehne und traf den Apfel. Hätte er gefehlt und den Knaben ins Haupt getroffen, so wäre der Mord auf den Vater gefallen, und man hätte den Schützen dem Erschossenen nachgeschickt. Vom Könige alsdann befragt, wozu er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da doch sein Heil nur auf einem Schusse gestanden habe, erwiederte Toko: „Um an dir das Fehlgehen des ersten mit der Schärfe der beiden andern zu rächen; denn nicht blos die Unschuld soll gestraft werden, und deine Gewaltthätigkeit soll nicht ungerochen bleiben.“ Mit diesem freimüthigen Worte gab er zu verstehen, daß ihm allerdings der Titel des Tapfern, dem Könige aber eine herbe Rüge gebühre.

Allein vergebens hatte Toko diese für sein Vaterherz gefährlichste Klippe nun umfahren, bald darauf brach ein ebenso schweres Gewitter über ihn los. König Harald pflegte nämlich jener Fertigkeit sich zu berühmen, mit denen die Finnen ihre verschneiten Gebirge auf Schneeschuhen durchfahren. Als nun Toko auch hierin seine Geschicklichkeit derjenigen des Königs gegenüberzustellen wagte, wurde er abermals beim Worte genommen und mußte die Probe seiner Behauptung beim Felsen Kolla bestehen. Doch auch diesmal hatte er, wie der Erfolg bewies, nicht eitel geredet. Er bestieg die Höhe jener Meeresklippe, hatte nichts als seinen Leitstab, schnürte die glatten Schrittplatten an die Sohlen und fuhr dann mit reißendem Rutsch in die Tiefe. Das bloße Erblicken der grausigen Abgründe würde Jeden noch vor Beginn des Wagnisses außer sich gebracht und mit völliger Stumpfheit geschlagen haben; er aber, auf abschüssigem Fels mit Blitzesschnelle hinabsausend, blieb beherzt und wußte mit sicherer Hand den steuernden Leitstab zu führen. Zwar gingen die schwachen Schneeschuhe an dem scharfen Gestein in Stücke, und er selbst war nahe daran, ins Meer zu stürzen, dennoch erreichte er glücklich das Gestade und wurde von einem Schiffe aufgenommen. Als man hernach die Trümmer der Schneeschuhe auffischte und dem König überbrachte, hielt ihn dieser, der nichts weiter erfuhr, für todt.

Inzwischen war Harald in seiner Grausamkeit gegen die Unterthanen soweit gegangen, Menschen mit Ochsen zusammenspannen zu lassen. Darüber empörten sich die Dänen, des Königs Sohn Sweno trat auf die Seite des Volkes und wurde auf den Thron erhoben, Vater und Sohn rückten gegeneinander zu Felde, unter Sweno's Truppen stand Toko. Während man

zwiſchen beiden Heeren über einen Waffenſtillſtand unterhandelte, erging ſich Harald im nahen Walde, und als er hier eines Bedürfniſſes wegen hinter einem Gebüſch ſich niederließ, wurde er von Toko überraſcht und von dem nach Rache lechzenden Manne mit einem Pfeilſchuß tödtlich verwundet. Die Seinigen brachten ihn nach Julin, wo er bald darauf verſchied.

Man ſieht, daß hier alle Hauptpunkte mit der Sage vom ſchweizeriſchen Tell zuſammentreffen: der Schuß nach dem Apfel auf dem Haupte des Kindes, das Bereithalten mehrerer Geſchoſſe von Seiten des Schützen, deſſen freies Wort an den grauſamen Gebieter, der wagehalſige Rutſch vom Felſen, der in der Schweiz zum wagehalſigen Sprunge wird, und der Fall des Bedrängers durch die Hand des Bedrängten. Mit Harald's Sohn Sweno, der die Waffen gegen den eigenen Vater kehrt, iſt Johann Parricida zu vergleichen. Der König bringt dadurch, daß er Menſchen und Ochſen zuſammenſpannt, ſein Volk zur Empörung, in der Chronik des Weißen Buches, die Tell's zuerſt gedenkt, bewirkt der Vogt Landenberg dasſelbe, indem er dem Melchthal die Ochſen vom Pfluge nehmen und ihm ſagen läßt, „püren (Bauern) ſolten den pflüg zien.“ Harald wird hinter einem Gebüſch erſchoſſen, Etterlin's Chronik läßt den Landvogt von Tell „zuo Küßnach in der holen Gaſſen hinder eynem poſchenſtuden“ getödtet werden.

Altnordiſche Abarten der Eigil- und Tokoſage ſind die von Eindridi und Heming. Eindridi verſpricht dem norwegiſchen König Olaf Tryggwaſon († 1030), ſich taufen zu laſſen, wenn er ihn in drei Künſten: Schwimmen, Bogenſchießen und Meſſerwerfen überträfe. Da Eindridi's Geſchicklichkeit als Schütze bekannt iſt, ſo beſtimmt der König, daß ſie vom Kopfe eines Knaben, den jener ſehr liebt, eine Tafel herabzuſchießen verſuchen ſollen. Man läßt nun dem Knaben die Augen verbinden und das Tuch von zwei Männern an den Enden feſthalten, damit er vor dem heranſchwirrenden Pfeile nicht zuſammenzucke. Darauf ſchießt der König zwiſchen Kopf und Tafel durch. (Nach andern ſtreifte er den Knaben, ſo daß er blutete.) Eindridi dagegen unterläßt auf Bitten der Mutter und Schweſter desſelben den Schuß und erklärte ſich für beſiegt. In der andern, ebenfalls in Norwegen ſpielenden Sage beſucht der König Harald Hardrade Sigurdſon († 1066) einſt Aslak, einen reichen Bauer auf der Inſel Torg, und fordert dort deſſen Sohn Heming zum Wettſtreit im Bogenſchießen auf. Als er ſieht, daß er dieſem dabei nicht gleichkommt, zwingt er ihn bei Verluſt des Lebens, deſſen Bruder Biörn eine Haſelnuß vom Kopfe zu ſchießen. Der Schuß gelingt. Als Harald aber dann einen Kriegszug gegen England unternimmt, ſtellt ſich Heming auf die Seite der Engländer und bezeichnet in der Schlacht bei Stamfordbridge den König durch einen abgeſchoſſnen Pfeil ſo genau, daß ein anderer Schütze denſelben erkennt und tödtlich verwundet.

Wieder der ſchweizeriſchen Sage ähnlicher iſt die von dem Holſteiner Henning Wulf, einem reichen Bauer zu Wewelsflet in Stormarn, der 1472 bei einer Empörung der Marſchleute gegen König Chriſtiern deren Anführer geweſen war. Geſchlagen und flüchtig, verbarg er ſich in einem Sumpfe und wurde hier durch ſeinen Hund, der ihm nachgelaufen war, verrathen. Vor den König geführt, ſollte er hingerichtet werden. Doch ließ Chriſtiern, da er wußte, daß Wulf ein trefflicher Schütze ſei, deſſen einziges Söhnlein herbeiholen und befahl dem Vater höhniſch, demſelben einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen; gelänge dies, ſo ſollte der Empörer frei ſein. Wulf holte ſeinen Bogen, legte auf, nahm zugleich einen zweiten Pfeil zwiſchen die Zähne und that glücklich den Schuß. Auf die Frage des Königs nach der Beſtimmung des zweiten Pfeils erfolgte die uns ſchon bekannte Drohung, worauf der König den Schützen in die Acht erklärte und Wulf landflüchtig werden mußte. Sein Beſitz wurde mit Beſchlag belegt, heißt heute noch das Königsland und mußte als ſolches früher ſchwere Abgaben tragen. Dieſelbe Sage iſt auch zu Nienborſtel im Kirchſpiel Hohenweſtedt localiſirt, und zwar da, wo ehedem ein Schloß ſtand. Der Schütze mußte hier ſeinem Sohne eine Birne vom Kopfe ſchießen.

Ebenfalls ein Abſenker der allen dieſen Erzählungen und auch der Schweizerſage zu Grunde liegenden Mythenwurzel aus der Urzeit iſt die altengliſche Ballade von William of Cloudesly, einem Nachfolger Robin Hood's, der, wie dieſer mythiſche Geächtete im Sherwood Foreſt, als Wilddieb in einem Walde bei Carliſle lebte, ſich endlich ergab und auf die Bitte der Königin begnadigt wurde. Um dem Könige einen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit zu geben, erbot er ſich von freien Stücken, ſeinem einzigen ſiebenjährigen Sohne auf einer Entfernung von hundertundzwanzig Schritten einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen, vollbrachte das Wagſtück und wurde dafür in die Königliche Leibgarde aufgenommen.

Noch ferner als die zuletzt erwähnte Sage ſteht der Erzählung vom ſchweizeriſchen Tell die Mythe vom Rieſen Töllö oder Töll, die an den Küſten und auf den Inſeln Eſthlands verbreitet iſt, aber aus Schweden ſtammt. Sie hat mit jener allerdings den Namen des Helden, ſonſt aber nur den Weitſprung über Waſſer und Fels, und Anklänge an die ſchließliche Entrückung in einen Berg und den Zauberſchlaf gemein, den Tell im Axenberge ſchläft. Die beiden Treffſchüſſe nach dem Apfel und nach dem Vogte und die beſtandene Seefahrt im Sturme fehlen ihr. Aber dieſe ihr bei den Inſelſchweden mangelnden Züge treffen wir, wenn auch an einen andern Namen geknüpft, bei den angrenzenden Finnen, ſowie bei deren Nachbarn, den Lappen, an. Im ruſſiſchen Karelien wurde dem Sprachforſcher Caſtrén Folgendes erzählt:

Einſt machten finniſche Grenzbewohner einen Streifzug nach dem Dorfe Alajärwi, und nachdem ſie dasſelbe geplündert, wollten ſie einen von ihnen gehaßten und lange ſchon verfolgten Greis gewaltſam mit fortſchleppen. Während ſie ihn nun längs des einen Ufers eines Sees hinführten, folgte ihnen auf dem andern ſein jüngſter zwölfjähriger Sohn Lähonnen Tiitta und ſtieß fortwährend die Drohung aus, er wolle ſie alleſammt niederſchießen, wenn ſie den Vater nicht in Freiheit ſetzten. Die Räuber waren jedoch nicht gewillt, dieſer Drohung Folge zu geben, ſie verhöhnten den Knaben nur und verfuhren um ſo grauſamer mit dem Vater. Allein der Knabe ließ ſich nicht abſchrecken, und die Feinde verſprachen ihm endlich, ſeinem Begehren unter der Bedingung zu willfahren, daß er vom entgegengeſetzten Ufer aus durch einen Pfeilſchuß den Apfel zerſpalte, den ſie dem Vater auf den Kopf legen würden. Der Knabe ging in der That auf dieſen gefährlichen Verſuch ein, und der Vater gab ihm dabei folgenden Rath: „Erhebe deine Hand, ſenke die andere; denn die Gewäſſer des Sees ziehen den Pfeil an.“ Der Sohn that hiernach, und ganz gegen die Erwartung der Feinde traf der Pfeil richtig ſein Ziel, der Apfel fiel in zwei Stücken vom Haupte des Vaters herab, und dieſer wurde aus ſeiner Gefangenſchaft befreit.

Eine andere Tradition erzählt von einer Finnenſchaar, die ſengend und brennend weit und breit im ruſſiſchen Karelien hauſte. Um ſo viel als möglich vor dem plündernden Feinde zu retten, hatten die Bewohner des Landes ihre Schätze vergraben und ihr vorräthiges Getreide theils dem Viehe vorgeworfen, theils auf den Schnee geſtreut, woraus ihnen ſpäter eine gute Ernte erwuchs. Auf dieſem Raubzuge überraſchte der Feind einen Karelier Lähonnen Tiitta in tiefem Schlafe. Durch den Lärm aufgeweckt, ſprang dieſer von ſeinem Lager auf, ergriff Bogen und Köcher, warf die Beinkleider über den Arm und entfloh ſolchergeſtalt den Verfolgern. Er war ein ſchneller Läufer und würde ſich wohl durch die Flucht gerettet haben, doch nöthigte ihn die ſtrenge Kälte des Winters, an ſeine nackten Beine zu denken. Als er daher einen kleinen Vorſprung erreicht hatte, blieb er ſtehen, um die Hoſen anzuziehen, allein kaum hatte er das eine Bein bedeckt, als die Feinde ihn einholten. Voll Muth und Geiſtesgegenwart ſpannte er nun ſeinen Bogen, richtete ihn bald auf den einen, bald auf den andern der herankommenden Verfolger und rief dabei: „Hüte dich, ich ſchieße dich nieder!“ Durch dieſe Liſt brachte er eine ſolche Verwirrung unter den Gegnern hervor, daß er wieder Gelegenheit zur Flucht und zum Ankleiden fand, worauf er in die Tiefe der Wälder verſchwand. Die Räuber ſetzten dann ihren Streifzug fort und gelangten nach Verübung vieler Gewaltthaten an die Ufer des Sees Tuoppajärwi. Von hier wünſchten ſie nach Pääjärwi zu fahren, und da ſie des Weges unkundig waren, zwangen ſie einen Bauer in Kiisjoki, ihr Boot aus

Ziel zu lenken. Auf dem Wege, den sie einschlagen wollten, befindet sich der große Wasserfall von Nieka. Als sie in der Nähe der Stromschnelle oberhalb desselben waren, steuerte der Bauer hart am Ufer hin, sprang plötzlich auf eine über das Wasser hervorragende Felsplatte und stieß im Sprunge das Fahrzeug in den Fluß hinaus. Die Feinde vermochten das Boot nunmehr nicht zu lenken oder in seinem Treiben aufzuhalten, und die Strömung führte sie in den brausenden Wasserfall hinab. Später las man an dessen Fuße vierzig Mützen auf.

Der gefeierte Held, welcher finnisch Laurukäinen, lappisch Laurukadsch heißt, hatte in Lappland, das ihm trefflich bekannt war, oft den russischen Landesfeinden als Wegweiser gedient und sie in dieser Eigenschaft bei Fahrten über Ströme und Seen ins Verderben zu führen gewußt. Einst hatten sie ihn zum Steuermann den Patjoski abwärts genommen. Als sie in die Nähe einer Stromschnelle gekommen waren, band Laurukäinen ihre sieben Boote zusammen und ermahnte die Russen, unter das Verdeck zu kriechen, damit sie beim Anblick des furchtbaren Wasserfalles nicht in Schrecken geriethen. Ohne eine Hinterlist zu ahnen, unterwarfen sich die Feinde diesem Rathe. Nun aber steuerte jener die Boote dicht am Lande hin und rettete sich auf eine vortretende Klippe, während die Russen in dem Falle umkamen.

Die Uebereinstimmung der Sage höchst verschiedenartiger und räumlich weit von einander entfernter Völker ist also vorhanden, und die dänische Tokosage steht der schweizerischen vom Schützen Tell am Nächsten. Diese Erscheinung aber erklärt sich nach Rochholz auf dem Wege literarhistorischer Betrachtung. Das Werk des Saxo Grammaticus, welches die Tokosage enthält, ist zwar erst 1514 im Druck erschienen, hat aber ohne Zweifel schon lange vorher in den Klosterbibliotheken handschriftlich cursirt und den Annalisten zu Auszügen gedient. Solche Auszüge machte 1431 der stralsunder Mönch Thomas Gheysmer, und dessen Werk gelangte, wiederum auszugsweise, 1480 zu Lübeck in niederdeutscher Uebersetzung zum Druck. Ist nun das Weiße Buch, wie bemerkt, diejenige schweizerische Chronik, welche die Geschichte von Tell zuerst bringt, um 1476 geschrieben, so liegen zwischen ihm und der gedruckten Tokosage nur vier Jahre, und diese hat aller Wahrscheinlichkeit zufolge auf die Gestaltung jener Geschichte literarischen Einfluß geübt. Diese Wahrscheinlichkeit wird aber zur Thatsache, wenn wir mit Rochholz auf die Streitfrage über die Abkunft des Schweizervolkes eingehen, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert von den Gelehrten der Cantone aufs hitzigste verhandelt worden ist.

Bei Gelegenheit des „Alten Zürichkrieges", einem Streite zwischen Zürich und Schwyz, bei welchem die Stadt Zürich österreichische Besatzung einnahm und der Belagerung durch die Eidgenossen trotzte, erwachten unter dem gegen-

seitigen Parteihasse alte Stichwörter über die angebliche Herkunft aus der Fremde, mit welcher die Bewohner der Urschweiz sich zu brüsten pflegten. Den nächsten Anlaß dazu gab der Landschreiber von Schwyz, Johann Fründ, mit seiner 1441 erschienenen Tendenzschrift „Vom Herkommen der Schwyzer." In derselben erzählte er: Eine Hungersnoth hatte 6000 Schweden und 1200 Friesen genöthigt, mit Weib und Kind die Heimath zu verlassen und neue Wohnsitze aufzusuchen. Sie schlugen sich tapfer durch und kamen in die damals noch unbewohnten Alpen, wo sie sich in der Gegend des Pilatus mit Erlaubniß des Grafen von Habsburg, dem das Land gehörte, niederließen. Unter ihren drei Häuptern Switerus, Remus und Wadislaus vertheilten sie sich in die Landschaften Schwyz, Uri und Unterwalden-Hasli. Nach ihrer alten Heimath Suetia nannten sie die neue Suitia. Bald wurden sie als tüchtige Kriegsleute vom Papst und Kaiser gegen die durch einen abtrünnigen Priester verführten Römer zu Hülfe gerufen, zogen mit des Gothenkönigs Alarich Heere nach Rom, eroberten die Stadt, erschlugen die Heiden und ernteten großen Ruhm. Statt des ihnen angebotenen Soldes verlangten sie in ihrem Lande steuerfrei und einzig dem Kaiser unterworfen zu sein, und da sie zum Schutze des Glaubens aufgebrochen waren, begehrten und erhielten sie ein rothes Banner mit dem Zeichen des Kreuzes. Mit dieser Geschichte, die ohne Zweifel aus dem 9. Buch der dänischen Chronik Saxo's abgeleitet ist, war der Anfang der Schwyzer Freiheit in das fünfte Jahrhundert hinaufgerückt und unmittelbar an das römische Reich geknüpft. In diesem Sinne schrieb der Stand Schwyz während des erwähnten Streites mit Zürich an die Reichsstände, um deren Parteinahme für Oesterreich abzuwenden, und bald faßten die Fabeleien Fründ's in den Waldstätten allenthalben Wurzel. Vergebens schrieb der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin in seiner 1450 vollendeten, dem Herzog Albrecht von Oesterreich gewidmeten Schrift „De nobilitate et rusticitate" dagegen. Sein Werk wimmelt von schimpflichen Anklagen und beleidigenden Anekdoten gegen die Urkantone, und in Betreff der Einwanderungssage behauptet es, die Schwyzer seien Abkömmlinge der unter Karl dem Großen in die Alpen deportirten heidnischen Sachsen und noch ebenso roh und unchristlich, wie ihre Urväter. Ihren Namen trügen sie von dem blutigen Schweiße, den sie in fremden Kriegsdiensten geschwitzt, und deshalb habe ihnen jener Kaiser die rothe Fahne zum Banner gegeben. Dem Grafen von Habsburg, der ihnen Wohnsitze eingeräumt, hätten sie übel gedankt, indem sie seinen Vogt zu Lowerz erschlagen, sein Schloß zerstört hätten, von der Herrschaft abgefallen seien und eine Eidgenossenschaft gestiftet hätten, der die Nachbarn in Uri und Unterwalden dann beigetreten seien. Kurz, ihre ganze Geschichte sei eine Kette von Empörungen und Freveln.

So heftig nun damals und noch später beide Gruppen der schweizerischen Parteischriftsteller einander befehdeten, sind sie doch beiderseits einig über die bald schwedische, bald cimbrische, bald nordsächsische oder friesische Abstammung der Schweizer, und diese bleibt von da an der Knotenpunkt ihrer chronistischen Erzählungen. Hielten sie nun selbst an dieser fabelhaften Abkunft aus dem Norden fest, und stellten sie dieselbe in den Vordergrund der Volksgeschichte, so mußten sie mit nicht geringerer Vorliebe auch nach der nordischen Heldensage, wo sie sich schicklich darbot, greifen und auch diese in ihre Berichte verflechten. Darin liegt der augenfällige Grund, weshalb in der Tellsage die Züge der skandinavischen Tokosage wiederkehren. Dieß ist ein so nothwendiges Wechselverhältniß, daß es schon im vorigen Jahrhundert eingesehen und — freilich erfolglos — öffentlich ausgesprochen worden ist.

Warum aber die von Hemmerlin vertretene, mit mehr Gelehrsamkeit, als sie sein Gegner besaß, verfochtene Ansicht von der sächsischen Abstammung der Schwyzer nicht durchdrang und die Fründ'sche das Feld behauptete? Einfach deshalb, weil Hemmerlin's Vaterstadt in jenem Kriege unterlag, weil das antihelvetische Element besiegt war und Fründ's schwedisch-urhelvetische Märchen nun um so lebendiger in den Glauben des Volkes, ja, wie Rochholz an vielen Beispielen nachweist, in das Staatsrecht der Ländercantone übergehen konnten.

Wie verhielt sich nun hierzu die spätere schweizerische Geschichtsforschung? Größtentheils ging sie in den alten Geleisen fort. Doch steht der Wandersage schon Stumpf (Mitte des sechzehnten Jahrhunderts) zweifelnd gegenüber, wenn er sie „eine argwöhnische Historie, wo die Irrthümer nicht zu zählen", nennt. Desgleichen schwankt Tschudi (um 1570). Entschiedeneren Urtheils ist der gelehrte Baseler Anton Heinrich Pantaleon, der erste Schweizer, welcher (um 1566) Saxos Tokosage zum Zwecke geschichtlicher Vergleichung ins Deutsche übersetzt hat. Sehr deutlich endlich spricht Iselin in seinem Lexikon (Basel, 1728) sein Mißtrauen in die Wahrheit der Sage von Tell aus, wenn er sagt: „Wie viele neue Scribenten auch dieser Geschicht Meldung thun, so kann man gleichwohl nicht mit Stillschweigen übergehen, daß erstlich solche in keinem gar alten Geschichtsschreiber gefunden werde, und fürs andere, daß Olaus Magnus und aus dem noch andere eine ganz gleiche Begebenheit von einem gewissen Tocho erzählen, die sich zur Zeit des dänischen Königs Harald und also viel hundert Jahre, ehe noch die Schweitzer von österreichischen Landvögten gedränget wurden, solle ereignet haben und doch der vorerzehlten Geschicht des Wilhelm Tellen ganz gleich ist, sodaß schier nicht zu zweifeln, daß die eine Erzehlung aus der andern hergenommen sei."

Die Antwort der altgläubigen Schule faßt sich in folgenden Satz zusammen, den Johannes von Müller geerbt und auf die Seinigen weiter

vererbt hat. „Es verräth (so sagt M. im 1. Bd. der Schweizergeschichte) eine geringe Erfahrung in der Geschichte, von zwei Begebenheiten eine zu leugnen, weil in einem andern Land oder Jahrhundert ihr eine ähnlich war.“ Die beiden von M. hier gesetzten Aehnlichkeitsfälle haben sich seitdem auf viele Gleichheitsfälle vermehrt, und einem Historiker, welcher dieselben heute noch ignorirt, wird mit dem besten Rechte vorgeworfen werden dürfen, er vernachlässige und verachte die wissenschaftliche Erfahrung. Seit dem sechsten Jahrhundert lebt der Apfelschütze Eigil in deutschen noch vorhandenen Liedern und sein Meisterschuß, ein Gemeingut der indogermanischen Familie, findet sich in Persien und Skandinavien, in England und Holstein, Verwandtes sogar bei Esthen, Finnen und Lappen. Wie lange vorher, ehe es eine Schweiz gab, mußte also die Sage zu Völkern gedrungen sein, die heut zu Tage so weitläufig mit einander verwandt sind und so fern von einander wohnen. Und wie wenig ehrlich verfährt dann der Historiker, der, wie Müller, im Stillen an keinen geschichtlichen Tell glaubt, ihn aber in seinem Geschichtswerke mittelst eines Haufens erfundener Urkunden als wirklich und wahrhaftig am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts existirt habend darzustellen versucht? Müller hatte 1785 einem Freunde geschrieben, bezüglich der Begebenheit mit Tell sei er mit sich selber noch nicht im Reinen und werde sich mit guter Manier aus der Sache zu ziehen suchen. Im folgenden Jahre erhielt er von einem andern ihm befreundeten Geschichtsforscher der Schweiz einen Brief, in dem es heißt: „Ich bin mit Ihnen vollkommen gleichstimmig, die Geschichte des Apfels als unzuverlässig anzusehen.“ Dieselbe unwahrhaftige Rolle spielt der seinerzeit viel gepriesene Geschichtsschreiber auch in Betreff der Einwanderungsfrage. Er hatte dieselbe im ersten Bande seiner Schweizergeschichte nicht nur mit allerlei historischen Sophismen, sondern auch mit den abenteuerlichsten Mitteln der Sprachforschung verfochten. Die „Nationalsprache“ der gegenwärtigen Haslithaler, sagte er dort, sei zwar nicht schwedisch, aber auch nicht deutsch, und der Urstamm ihrer Wörter könnte wohl in ein Idiotikon gesammelt werden, lasse sich aber — wer müßte über solch Gerede nicht lächeln — nicht mehr errathen. Vor anderthalbtausend Jahren hingegen hätten die durch einander wandernden Völker des Nordens einander noch nicht so sprachfremd geworden sein können. Die Meinung Hemmerlin's, die Einwohner der Waldstätte seien Abkömmlinge heidnischer Sachsen, die von Karl dem Großen erst in das Innere des Frankenlandes und dann in die Alpen verpflanzt worden seien, finde ebenfalls Unterstützung durch die auffallende Aehnlichkeit, welche die Sprache des gemeinen Mannes in einigen Schweizerthälern mit der Volkssprache auf dem — Thüringer Walde habe. Daß dem Geschichtsschreiber der Schweiz diese abgeschmackten Einfälle nicht ernst waren, bewies er in seinem Briefwechsel mit dem Historiker v. Pfister, von dem er als Erwiderung

auf ſeine ſoeben mit getheilten Phantaſien die folgende Zuſchrift erhielt und unter lebhafter Zuſtimmung entgegennahm: „Die beſondere Frage von der Einwanderung der Schweizer hoffe ich näher erörtern zu können. Die Hauptſache beruht auf dem Beweis, daß das ganze ſwebiſche und alemanniſche Volk überhaupt nicht vom Norden her eingewandert, ſondern von jeher in dieſen Sitzen geweſen. Der zweite Beweis muß zeigen, daß die Colonien, deren die alten Lieder gedenken, in Sprache und Stammesart von den Alemannen gar nicht verſchieden ſind, und daß das Mutterland, aus dem ſie ausgewandert ſind, nach der Beſchreibung kein anderes ſein kann als Schwaben oder höchſtens Thüringen."

Der Beweis, daß die Bewohner der Urcantone keine Scandinavier und ebenſowenig Niederſachſen ſind, iſt längſt nicht mehr zu führen. In den Waldſtätten aber ſteht die Frage immer noch auf dem Flecke, der ihr durch den Einfluß der Müller'ſchen Schriften angewieſen worden iſt; denn, wie Rochholz ſagt, „das conſervative Herkommen, die ihm dienende Obrigkeit und die dieſen beiden wiederum dienſtbare Preſſe ſind hier die drei Gewalten, welche den hiſtoriſchen Aberglauben pflanzen und erhalten." „Seitdem die Populärſchriften in Form von Volkskalendern, Volksbibliotheken, Schulbüchern u. d. die untern Klaſſen ausbeuten, ſind alttraditionelle (aber unrichtige, vor einigen Jahrhunderten zu beſtimmten Zwecken erfundene und in Umlauf geſetzte) Geſchichtsanſchauungen auch unter dem Theile des Volkes verbreitet, der ſonſt nicht lieſt. Als in den zwanziger Jahren die beiden Sprachforſcher Schmeller und Schottky die deutſchen Gemeinden bei Verona und Vicenza bereiſten, um deren Abkunft und Mundart kennen zu lernen, erklärten ihnen die Bauern jener iſolirten Dörfer: „Bir ſaind Cimbarn" — wir ſind Cimbern. Aehnliches mag man jetzt auch in den Waldſtätten meinen. Wenigſtens hat ſie Zſchokke in „Des Schweizerlandes Geſchichten" zu Cimbern gemacht und dieſe Abſtammung aus der Aehnlichkeit dortiger Geſchlechtsnamen mit ſkandinaviſchen erweiſen zu können geglaubt — als ob es in der Zeit, in welche jene vermeintliche Wanderung verlegt wird, ſchon Geſchlechtsnamen gegeben hätte."

Mit gutem Rechte ſchließt Rochholz dieſen Theil ſeiner Unterſuchung mit den Worten:

„Wenn nun auch der Mythus von Toko-Tell ein echter iſt, ſo ſind doch die Vereinigung zweier mythiſchen Geſtalten und Schickſale zu einem ſpeciell helvetiſchen Zwecke, ferner die Uebertragung einer vorzeitlichen Sage auf eine chronologiſch fixirte ſchweizeriſche Begebenheit (den die Freiheit begründenden Aufſtand um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts), ſodann das Hereinziehen der gothiſchen und der longobardiſchen Wanderſage auf das winzige und viel ſpäter bevölkerte Gebiet am Vierwaldſtätter See zuſammen

nichts anderes als ein gewaltthätiges Machwerk rathender und verroſteter Gelehrſamkeit, mithin das ſchnurgerade Gegentheil echter Volksſage."

Im nächſten Artikel werden wir dem intereſſanten Buche bei der Löſung einiger weiteren mit der Tellſage verknüpften Fragen folgen, ſehen, wie der Geßler derſelben nie exiſtirt hat, und über ihre Entſtehung weitere Aufſchlüſſe gewinnen.

Eine Reiſe in Angola.

Von Herman Soyaux.*)

An einem Sonntagmorgen im Monat März des Jahres 1875 blickte die Sonne noch nicht über die nahen Berge, als die deutſche Caſſadje-Expedition in Dondo, einer kleinen Stadt Angolas, ca. 152 engl. Meilen von der Küſte des atlantiſchen Oceans entfernt, zum Aufbruch in das Innere Afrikas bereit ſtand. — Es war eine recht ſtattliche Karavane, die ſich dort unter den erſten Waldbäumen nahe der Kipakallabrücke verſammelte; ſie beſtand aus dem Major von Homeyer, Dr. Pogge und dem Schreiber dieſes, als Mitgliedern der Expedition, Herrn Kapitain Alexanderſon, einem Deutſchen aus Dondo, der uns begleitete, und Major Marques, Chef des Preſidios und der Militairgewalt von Dondo.

Zu Trägern des Gepäckes und unſerer Hängematten (der Droſchken Weſt-Afrikas) hatten wir ca. 60 Neger und außerdem noch einige Soldaten als Bedeckung und Zuchtruthe für unſere Träger und die Bewohner der zu durchziehenden Landſtrecken. —

Unſer Ziel war M'pungo an Dongo, einer der noch vorhandenen portugieſiſchen Militairpoſten, ungefähr 210—220 engl. Meilen von den Geſtaden des Atlantic entfernt gelegen. Die portugieſiſche Colonie Angola beſaß in früherer Blüthezeit des Mutterlandes viele ſolcher befeſtigter Plätze im Inneren, die den Zweck hatten, den Handel zwiſchen „Weiß und Schwarz" zu ſchützen und die quer durch den Afer führenden Wege offen zu halten. Durch die Bereicherungsſucht jedoch und die Grauſamkeit der jeweiligen Commandeure ſolcher Militairpoſten wurden Aufſtände der Eingeborenen veranlaßt, die

*) Der Verfaſſer nahm als Botaniker an der deutſchen weſtafrikaniſchen Expedition Theil und verweilte zwei Jahre im „ſchwarzen Erdtheil." D. Red.

erfolgreich zu bekämpfen die Regierung zu ſchwach war und in Folge deren ſie die am weiteſten ins Innere vorgeſchobenen Plätze verlor. Allmählich wird die europäiſche Macht an die Küſtenränder zurückgedrängt und über kurz oder lang wird der eherne Griffel der Geſchichte das Aufhören einer portugieſiſchen Provinz Angola zu verzeichnen haben. Einer der jetzt ſchon zu den am fernſten in den Oſten vorgeſchobenen Militairpoſten iſt M-pungo an Dongo. Der Beſtimmung des Vorſtandes der afrikaniſchen Geſellſchaft zu Berlin gemäß ſollten wir dort oder noch weiter im Innern eine Hauptſtation gründen, von der aus wir unſere Excurſionen, Vorſtöße und endlich die Expedition — nach jetzt oft gebrauchtem Ausdruck — quer durch den Continent auszuführen hatten. —

Man reiſt in Angola entweder in der von zwei Negern an einer elaſtiſchen Stange getragenen Hängematte oder auf dem Reitochſen. Die letzteren treten jedoch erſt in den Bergen auf, wo kühlere Lüfte wehen und ſaftigere Gräſer wachſen, auf unſerer Tour ungefähr 170 engl. Meilen weiter im Innern. — Unſer perſönliches Transportmittel beſtand daher noch bei Dondo nur in der Hängematte oder Tipoja nach portugieſiſcher Bezeichnung.

Verläßt man die Stadt auf dem Wege nach M-pungo an Dongo, ſo beginnt man nach 4 Meilen Marſch in die Berge zu ſteigen, wo ſtellenweiſe Kletterpartien bevorſtehen, welche die Hängematte nutzlos machen. —

Vor uns die Träger mit kräftigen Schultern und belaſtet mit dem für die Reiſelage nöthigſten Gepäck (beſtehend in Eßwaaren und Wäſche), hinter uns ein Theil der für die ganze Expedition beſtimmten Waaren kamen wir an den Fuß des Gebirgszuges, der, parallel dem Küſtenrande laufend, teraſſenförmig nach dem Innern zu höher und höher anſteigt. — Schon der erſte Hang, im Oſt-Süd-Oſten von Dondo, fällt ſehr ſteil ab, und es iſt ein hartes Stück Arbeit, die abſchüſſige Höhe, die an ihrer Oberfläche ſcharfkantiges Geſchiebe trägt, in der ſchon fühlbar heißen Morgenſonne zu erſteigen. Nach über ¼ſtündigem Marſche iſt der Gipfel erreicht und die kleine Mühe findet Belohnung in der herrlichen Ausſicht, die man von dort genießt. Meilenweit ſchweift das Auge der Küſte zu über die Ebene, die nur von ſanftwelligen Hügelzügen, den Dünenbildungen, durchfurcht und von den Silberbändern des Coanza und des ſich mit ihm unterhalb Dondos vereinigenden Mukeſa (oder Makoſa) durchwunden iſt, welcher letztere ſeine Quelle in der Nähe von Pungo an Dongos hat. — Dem Innern zu iſt der Blick großartiger noch und erhabener, aber auch Beſchwerlichkeiten verſprechend. Bergzug thürmt ſich auf Bergzug, eine Kuppe überragt die andere, und in nebelgrauer Form ſcheinen die Gebirgsrücken in die Wolken zu ragen. Doch ſolch eine Perſpective ſpornt, und vorwärts geht es friſch und hoffnungsvoll.

Digitized by Google

Schon hier auf verhältnißmäßig geringer Höhe ist der Einfluß der letzteren auf die Reinheit und Temperatur der Luft merklich; — um so angenehmer fühlbar, als gerade in Dondo wahrhaft pestilenzialische Dünste wallen. Wer Dondo kennt, kennt die Hölle auf Erden. Machtloses Ankämpfen gegen ewiges Fieber, Rheumatismus und Ruhr — und dafür — im guten Falle: — einige Pfennige Geldes, im schlimmeren: der Tod, sind das Loos des dort vegetirenden Europäers. Die Epitheta der Stadt sind: „Des weißen Mannes Sarg"; „Des Weißen Grabstein"; „Der Bratofen"; „Die Hölle Angolas"! — Um das durch sumpfige Ausdünstungen bedingte malariareiche Clima zu illustriren, führe ich an, daß selbst dem in der portugiesisch-angolensischen Armee dienenden Neger zwei Jahre der Dienstzeit als dreie angerechnet werden. — Ich selbst verließ dieses Paradies des Todes noch sehr geschwächt und matt durch Dyssenterien und Fieber; wie wohlthuend empfand ich da die kräftigende Luft der Berge! Je weiter wir marschirten und je höher wir stiegen, desto reiner wurde sie und desto mächtiger wirkte sie auf den erschlafften Körper ein. Wie duftig Gold strömte sie in meine Brust und ein Gefühl herrlichster Freiheit machte mich glücklich. —

So wohl mich fühlend, benutzte ich auch auf besser passirbaren Wegestrecken nicht die Hängematte, sondern ging stets zu Fuß, hier und da nach reizenden Blümchen mich beugend oder ein zartes Gras pflückend. — Schon hier nämlich tritt der schilfartige, Jagd- und Viehzucht vereitelnde verfilzte Graswuchs der Küstensteppe etwas weniger stark auf und die Landschaft, wenn nicht von parkartig geordnetem Baumwuchs bestanden, erhält einen wiesenartigen Ausdruck. Weite Flächen sind mit niedrigeren, schönfarbigen und feingegliederten Gräsern bedeckt, zwischen denen besonders asterähnliche Blüthen und reichgefärbte Schmetterlingsblumen hervorlugen. — Hier und dort steht auch der ehrfurchtgebietende, seiner Frucht wegen hochgehaltene Colanußbaum mit Tausenden von braunen Blüthen bedeckt, oder ein Gummibaum, die Banyane, die in einem einzigen Exemplar, durch zahllose Luftwurzeln, die, Stämmen ähnlich, das mächtige, Schatten spendende Astgerüste tragen, oft einen große Flächen bedeckenden Hain bildet. — Das niedrige, locker über die tieferen Steppen verstreute Gesträuch besteht aus Vertretern der in jenen Ländern an Menge auffallenden Lorberform mit immergrünem, dunkelglänzendem Blatt und bedeckt mit thalergroßen, goldgelben myrtenähnlichen Blüthen. Auch hier zeigt der Baobab seine barocke Stammform und die elfenbeingelbe Blüthe, der Baumwollenbaum seinen im Alter buchenähnlichen Habitus; auch hier verschönern Palmen und Bananenbüsche die Landschaft und in Nähe und Ferne schweift der erstaunte Blick über Mais-, Maniok-, Kaffee- und Zuckerplantagen.

Um 9 Uhr Vormittags machten wir in der Nähe eines Bächleins mit faſt milchtrübem Waſſer im Schatten einer dicht belaubten Tamarinde Halt, um unſern Leib durch einige von Dondo mitgenommene kalte Speiſen zu ſtärken und um die übrigen zurückgebliebenen Träger zu erwarten. Lange ſaßen wir jedoch nicht beim mundenden Mahl, denn ein Heer großer, gelber Termiten, welches über uns und unſere Speiſen herfiel, trieb uns eiligſt in die Flucht. Um 1½ Uhr Mittags erreichten wir das erſte Negerdorf Kumbo, deſſen Einwohner natürlich, ſobald ſie Wind davon bekommen, daß portugieſiſch-angolenſiſche Landesvertheidiger die Gegend unſicher machten, ſich unſichtbar gemacht hatten. Das Dorf ſchien ausgeſtorben und nur eben ſtehen oder liegen gelaſſene Geräthe ließen auf kurz vorher dageweſene Bewohner ſchließen. Endlich erſchien eine alte Frau mit einigen Kindern, zitternd und heulend vor den Major Marques geführt. — Der Prozeß war kurz; da die Frau — die Gattin des verlangten Dorfherrn — den Aufenthaltsort deſſelben nicht angeben konnte oder wollte, wurden ihre Kinder auf Marque's Befehl gebunden und als Sclaven betrachtet. Faſt ſchon unterwegs mit unſerer kleinen menſchlichen Beute kam der Dorfherr, um ſeine Kinder und Unterthanen zu befreien. Durch Unwiſſenheit unſerer Führer waren wir in ein Dorf gekommen, deſſen Fürſt nicht, wie Marques es vorausgeſetzt, von unſerem Kommen benachrichtigt war. — Wir brachen daher nach der unerquicklichen Scene, welche die Willkürherrſchaft der portugieſiſchen Beamten und die Werthloſigkeit des Menſchenlebens in Afrika recht ins Licht ſtellt, wieder auf, um in das auf unſerer Route verzeichnete Dorf zu gelangen; nur wenige Minuten ſpäter und wir hatten unſer Ziel, ein Nachbardorf, erreicht. — Von hier, durch Raſt und Nahrung geſtärkt, wieder abmarſchirend, langten wir nach Sonnenuntergang ſchon bei faſt vollſtändiger Dunkelheit in Dombo, dem Hauſe eines einzeln lebenden Portugieſen, an. Leider war dort, wie immer auf unſeren Reiſen, wenn wir nicht des Coanza mächtige Waſſerader berührten, nur weniges und dazu noch dicktrübes Waſſer vorzufinden. Vor dem Hauſe wurde das Nachtlager hergerichtet; nachdem die letzten der ſaumſeligen Träger angelangt, wurde das Gepäck zuſammengeſtaut, wurden nicht weit davon unſere eiſernen Reiſebetten gebrauchstüchtig gemacht. Kaum jedoch mit dem Arrangement für die Nacht fertig, begann die Arbeit von Neuem, da ein ſtark drohender Regen uns zwang, Alles ins Haus zu bringen. In dem einzigen Raum deſſelben, zwiſchen unſeren Blechkoffern, Proviantſäcken und Hängematten bereiteten wir unſer Nachtmahl. Das trübe Waſſer wurde gekocht, durch ein leinenes Tuch filtrirt und ihm eine genügende Portion Thee, portugieſiſchen Weines (vinho de pasto) und etwas Zucker zugeſetzt. Dazu verzehrten wir etwas Schiffsbrod und um uns doch etwas Europäer zu fühlen, ſteckten wir uns eine der damals noch vorhandenen Cigarren an.

Der Regen hatte nun aufgehört und die kühlere Luft, die Sternennacht lockten uns ins Freie hinaus. Wieder ſtellten wir unſere Reiſebetten vor der Thür auf und warfen uns des kräftigenden Schlafes harrend hinein. — Bald verriethen nur das glimmende Feuer und bisweilen aufſteigende Rauchwölkchen der Cigarre, daß wir noch nicht entſchlafen. Da lag ich nun unter dem Tropenhimmel einer lauen Nacht; träumeriſch ſah ich der wirbelnden Säule des Rauches nach, der ſich bald in der kühlen Luft verlor, und mein Blick traf die tiefdunkele Himmels-Kuppel, überſäet mit der Unzahl glanzvoller Sterne. Des Orion Bild bewunderte ich, das Siebengeſtirn, die Magelhaen'ſchen Wolkenſchleier und das liedgefeierte Kreuz des Südens. Es war lange Zeit Sitte oder eigentlich Manie, dieſem letztgenannten Sternbild den Preis der Schönheit zuzuerkennen und ſelbſt noch Humboldt ſprach von ihm in glühenden Worten. Ich muß jedoch, die Schönheit des Kreuzes immerhin würdigend, geſtehen, daß anderen Sternbildern der Vorrang zukommt. Das Kreuz iſt nicht von regelmäßiger Form und einer ſeiner Sterne bei nicht ganz klarem Wetter ſeiner geringen Größe wegen nicht zu ſehen; Ida Pfeiffer ſoll die Erſte geweſen ſein, die das Bild etwas nüchterner betrachtete, und der gewiß ſchwärmeriſche, phantaſiereiche Maximilian von Mexiko ſchloß ſein Urtheil dem ihrigen an. — So ſchön die Nacht war, ſo glanzvoll die Sterne von unnahbaren Fernen leuchteten, ſo forderte doch auch der Körper ſein Recht; das Feuer des duftenden Krautes und der Augen erloſch allmählich und bald entſchlief ich, leider nicht unbeläſtigt von den bei Regenluft ihren Eifer verdoppelnden Moskiten. — Schon vor 5 Uhr am nächſten Tage wieder munter, kamen wir doch wegen der Saumſeligkeit unſerer Träger vor $5\frac{1}{2}$ Uhr nicht vom Platze. Wegen dieſer Bequemlichkeit der Träger ſcheint es geboten, die Hülfe der Militairbegleitung zu benützen. Wer jedoch das portugieſiſch-angolenſiſche „Heer" aus eigener Anſchauung und durch Umgang mit demſelben kennt, wird ſich vor ihm hüten. Uebrigens richtet auch zweckgemäßes, hauptſächlich conſequentes Benehmen beim Neger oft mehr aus, als die größte Machtentfaltung. — Von Dombo abmarſchirt, campirten wir in der Mittagszeit in Mi-panda, der Niederlaſſung eines viehhandelnden, alten Portugieſen, auf deſſen Weiden wir die fetten Ochſen graſen ſahen, die ſpäter als ſpindelmagere Thiere auf dem Markte (Kitanda) Loandas, der Hauptſtadt Angolas, verkauft werden. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends erreichten wir, auf dem Wege dorthin verfallene und verlaſſene Dörfer paſſirend und vorbei an Ueberreſten von Bauten aus portugieſiſcher Blüthezeit, Angola Calunga, wo uns die etwas emancipirte, wirklich forſche ſchwarze Herrin des Dorfes in höchſt cordialer Weiſe empfing. Angola Calunga liegt ſchon weit hinein in den Bergen und geſtattet nur einen kurzen Fernblick, der im Kreiſe von den Contouren der Bergzugsrücken gegen den Horizont beſchränkt wird. Erheb-

Digitized by Google

lich kühler treten die (Cocos- und Oel-) Palmen auf; nicht, wie in den niederen Ebenen, in ganzen Hainen, sondern vereinzelter und nur, wenn eine Schlucht einen Blick in die Tiefe gestattet, stößt das Auge auf die Palmenhaine, von denen der Nordländer glühend träumt — träumt! denn was sind selbst seine kühnsten Phantasiegebilde gegen diese üppigen Kinder einer maßlos kraftvollen Natur. —

Es marschirt sich äußerst angenehm auf jenen Höhen, zwischen den wallenden Gräsern, die wegen ihrer nicht allzustarken Höhe den wehenden Zug frischer Luft die Wange des Wanderers angenehm umfächeln lassen. Ein angenehmes Bild für das Auge des Naturfreundes, die thautropfenbesäeten Wiesenlandschaften im frischen Grün und Blüthenschmuck der Regenzeit; der Flügelschlag der schwirrenden Lerche erinnert an die Morgenspaziergänge durch die Culturen der nordischen Heimath, ebenso die gaukelnden Falter, die jede nectarreiche Blüthe umflattern, sie berauben und sie treulos verlassen. Und in all' diesem Ruhe und Friede athmenden Naturleben der — Mensch! Der weiße und der schwarze, der letzte mit dem Eigenthumsbewußtsein an sein Land und ächzend unter dem Joch des ersten! Welches Ende, wenn der Neger nicht periodisch und vereinzelt, sondern stets dem Bewußtsein seines Rechtes Ausdruck gäbe?! Und trotz der Seltenheit der energischen Erhebungen des Negers in Angola wird er doch schließlich seinen ärgsten Feind unter den Weißen, den Portugiesen verjagen; das beweist die allmähliche, doch stetige Verkleinerung des in portugiesischen Händen befindlichen Landes. Mir gestatten die Umstände nicht, in diesen Zeilen näher auf die politischen und culturgeschichtlichen Verhältnisse Angolas einzugehen, nur einen Blick will ich eröffnen, der die Berechtigung beweist, Portugal in Angola ein trauriges Prognostikon zu stellen: Angola wird hauptsächlich von Deportirten — und Missionären civilisirt!

Das Dorf Angola Calunga verließen wir am 3. Tage unserer Reise um 5 Uhr früh und erreichten nach kurzem Marsche Kiboakata. Kiboakata ist eine sogenannte Patrouille, das heißt ein Platz, in welchem ein beständiger Militairposten liegt, um für die Instandhaltung des „Heerweges" zu sorgen, Steuern für die Regierung einzutreiben und auf eigene Rechnung und Gefahr zu rauben und zu plündern. Bezeichnend ist die Thatsache, daß von allen Wegen in der Provinz, die für gewöhnlich von Militair beschritten werden, sich die Dörfer der Eingeborenen meist tiefer ins Land zurückgezogen haben. — In der Patrouille trafen wir auch einen Transport von Gepäck an, den wir schon vor längerer Zeit unter Militairbedeckung von Dondo aus voran geschickt hatten. Es kam uns das sehr zu Statten, da wir aus den hier vorgefundenen Vorräthen unser Hauptnahrungsmittel, den Reis, der durch Zurückbleiben des betreffenden Trägers verloren war, entnehmen konnten. — Nach

längerer Raſt, welche für die bevorſtehende ſtarke Tour von Nöthen war, marſchirten wir um 12½ Uhr von Kiboakata ab nach Dumbo a Pepe. Der Weg dorthin iſt zwar durch das ſchluchtenreiche Terrain beſchwerlich, aber reich an entzückend ſchönen Landſchaftsbildern. So trat ich, wegen meiner körperlichen Leichtigkeit den anderen Herren eine gute Strecke voraus, auf eine Fels-Conſole, von der ich zur Rechten Hunderte von Fußen tief in die Ebene hinabſah. Lang dehnte ſich das Thal des gewundenen Coanza-ſtromes vor mir aus, bedeckt mit Urwäldern, Palmenhainen und Steppen; hie und da zeigten Culturfelder und aufſteigende Rauchſäulen den Wohnort von Menſchen an. Hindurch rauſchte der mächtige Waſſer-Lauf; breit, bildet er dort Inſeln und Fälle, deren Brauſen man auf weite Entfernungen vernimmt. Die eine dieſer Inſeln, eine kahle Felsformation erhebt ſich hoch noch über das Niveau meines Ausſichtspunktes. Steil und ſchroff, wie von Giganten dort aufgethürmt, ragt ſie aus dem ſchaumſprühenden Flußwaſſer in die ſchwindelnde Höhe und zeigt auf ihrer Spitze ſo wunderbare Formen, daß ich an eines der alten Bauwerke der Portugieſen, deren Ruinen von den Zeiten Pombal's predigen, erinnert wurde. In der That hatte die Natur durch Sturm und Regen die oberen, am leichteſten angreifbaren Partien ſo durchfreſſen und zerwaſchen, daß ſie einer großartigen Kirchenruine mit Bogenfenſtern, Kapellen, Thürmen und Erkern auf das Täuſchendſte ähnlich ſahen. Die Schwarzen erzählen wunderſame Sagen über dieſe Felſeninſel, wunderbar ernſt und melancholiſch; auch ſprechen ſie davon, daß dort oben beim Eindringen der Weißen die Gebeine ihrer verſtorbenen Könige verborgen worden ſeien, um ſie nicht durch weiße Hände beſudeln zu laſſen. — Wohl eine halbe Stunde bewunderte ich die prachtvolle Landſchaft, die durch die Naturruine einen ſo eigenen Reiz erhielt; nur das Murmeln meiner Träger, die ſich nach dem Nachtquartier und ihrer täglichen Ration agua ardente, welche ſie in dieſem Fall matabicho (frei: Trinkgeld) nennen, ſehnten, entriß mich meinem Entzücken und eilig ging es weiter; da jedoch verabredet war, daß wir in Dumbo a Pepe vereinigt einziehen wollten, gebot ich Weile und um 6½ Uhr rückten wir in das große Dorf. Der Herr desſelben, ein einflußreicher und tüchtiger Mann, war von unſerem Kommen bereits benachrichtigt geweſen und hatte ſein Möglichſtes für unſere Bequemlichkeit gethan. Bald ſaßen wir beim Scheine einiger Lichter und der Bivouakfeuer unſerer Träger um einen Tiſch unter rieſigem Affenbrodtbaum. Unſer Wirth hatte einen Hammel ſchlachten laſſen, deſſen Fleiſch theils als „beaf", theils mit Reis gekocht, uns vortrefflich mundete und auch des Weines wurde nicht geſpart. — Dumbo a Pepe, oder mit ſeinem portugieſiſchen Namen Don Francisco beſaß eine ſehr einnehmende Perſönlichkeit. Zu ſeiner ſchönen, ebenmäßigen Figur beſaß er ausnehmend kleine Füße, feingeformte Hände

Digitized by Google

und ein interessantes, kluges Gesicht, welches von dem in Europa als allgemein angenommenen Negertypus nichts weiter besaß, als die allerdings etwas aufgeworfenen Lippen. Seine Hautfarbe war ein schönes Schwarzbraun. Seinen Körper umgab eine kleidsame Uniform, da er Capitain in der „ersten" Linie der portugiesisch-angolensischen Armee war. In San Paolo de Loanda erzogen, ist er in gesellschaftlichem Benehmen jedem courfähigen Europäer ebenbürtig, und an Tactgefühl Manchem von uns überlegen. Er ist angestammter Herrscher eines kleinen Reiches, das er im Verein mit seinen Makotas, den Aeltesten des Volkes, im Dienste der Krone Portugals verwaltet. Er giebt sich Mühe, die Lichtseiten europäischer Cultur seinem Lande zu Gute kommen zu lassen und versucht viele unserer Institutionen dort einzuführen; — freilich nicht immer mit Erfolg, denn nach seinen Klagen war es ihm bisher unmöglich gewesen, die dort so nothwendige Pockenimpfung durchzubringen, alle seine Versuche scheiterten an der Ungläubigkeit und dem Aberglauben seines — Senates.

Um 10 Uhr, müde gemacht durch den anstrengenden Marsch durch die Berge, begaben wir uns zur Ruhe, und zwar diesmal in einem Lehmhause. Es sollte jedoch eine schlaflose Nacht werden; denn kleine Fliegen — „Gnitzen" — trieben zu unendlichen Schaaren ihr blutsaugerisches Handwerk, so daß ich rauchend und lesend die Zeit bis zum Tagesanbruch verbrachte. Schon der erste Strahl der Sonne traf mich weit draußen in der Steppe, die das Dorf umgiebt. Fernher tönte mir das Rauschen eines der Loanzakatarakte zwischen das Jubellied der erwachenden Vogelwelt, und siegreich verjagte das goldene Gestirn jenen Erlkönigschweif, der unheimlich dicht und gespenstig über dem Flusse lag. Thauschwer senkten die „Schmuckgräser" ihre feinen Aehren nieder, eine Welt kleinen, geschäftigen Lebens vor dem Blick des schonungslosen Menschen und noch viel schonungsloseren Sammlers verbergend. Ein Brillantenmeer streute der Sonne Strahl über die Welt, üppig umschmeichelte er die verwetterte Stirne der altersgrauen Berge und von den zarten Blättchen der Acacien sog er wollüstig den feuchten Kuß der Nacht. Auch der Mensch erwachte; von einem Baum, auf den ich, um gute Rundschau zu halten, geklettert war, sah ich im Dorf Rauchwolken häufiger werden, als die von den Nachtfeuern, und Töne menschlicher Stimmen drangen an mein Ohr. Langsam schlenderte ich nach Haus, — langsam, denn heute war Zeit dazu, da wir einen Tag der Rast in Dumbo a Pepe zubringen wollten. Schon fand ich meine Collegen, unsere Reisebegleiter und unseren Wirth wieder unter dem großen Baobab, schnell war der Morgenthee bereitet und plaudernd rückten wir zusammen. Unsere Träger hockten fröstelnd um ihre Feuer, die sehnigen Gestalten in ein dünnes Kattunstück vollständig eingehüllt, wortkarg und still, bis ein matabicho —

ein Gläschen Rum — ihre Lebensgeister rege machte. Die Sonne wurde wärmer und belebender und auch die Bewohner des Dorfes selbst wurden mehr und mehr sichtbar; in respectvoller Ferne standen sie in kleinen Gruppen vereint, um die seltenen Gäste, nämlich uns, zu sehen. — Auch wir zeigten nicht geringe Wissens- oder Neugierde und fragten nach tausenderlei, so daß Don Francisco mir durch sein au fait-bleiben und seine schnellen Antworten wahrhafte Bewunderung abnöthigte. —

Unserem schattigen Sitze, der von gigantischen, candelaberförmigen Euphorbien umsäumt war, gegenüber sahen wir ein größeres Haus schon halb in Trümmern. Es war die Wohnung des verstorbenen Dumbo a Pepe, das große Reichthümer an Silber geborgen haben soll, die natürlich in die Hände der weißen Herren fielen. Nach alter Sitte wohnt der jetzige Fürst in einer kleinen Strohhütte, da er, so lange der Sitz seines Vorgängers steht, sich kein eigenes Haus bauen darf. Wenn auch die Prüfungszeit, in der er entbehren lernen soll, wegen der leichten Bauart nicht allzulange währt, so ist doch der Grund zu diesem Gebrauche anerkennenswerth. — Die Erzählungen von den Schätzen des todten Herrschers gab Gelegenheit, von den Reichthümern, besonders den mineralischen, der Provinz zu sprechen. Sie sollen in der That groß sein, und überall hört man von früheren, in der Glanzzeit der Portugiesen bebauten Silberminen, die jetzt verfallen sind. — In unser Gespräch klangen plötzlich wunderbare Töne, tief und voll, mächtig dröhnend und auch in sanfteren Schwingungen an unser Ohr dringend. Es war ein Concert, welches Don Francisco veranstaltet hatte. Die Künstler waren vier Neger und die Instrumente, welche sie executirten, waren die Marimbas. Außer der vierſaitigen Geige der M-balundus im Innern der Provinz Bengella und der achtſaitigen Harfe der M-pongwes in den Gabunländern sah ich bei Negern kein vollendeteres Instrument. Die Marimba besteht aus zwei Halbbögen elastischen Holzes, die durch zwei Schnüre in stärkere oder geringere Spannung versetzt werden können, um verschiedene Klangfärbungen hervorzubringen. Quer über die Innenseite der beiden Holzbögen sind vierundzwanzig bis dreißig schmale Brettchen harten Holzes befestigt, unter welchen eben so viele hohle Flaschenkürbisse, zwischen die beiden parallelen Holzbögen gebunden, nach der Außenseite derselben hängen. Die hohlen Schalen geben die Resonanz zu den Tönen, welche durch Schlagen vermittelst zweier an Stäbchen befestigter Gummistücke auf die Brettchen hervorgebracht werden. — Diese Marimba erinnerte mich an unsere Holzharmonika, nur ist der ersteren Ton voller, mächtiger und packender und kann mehr modulirt werden. Die Fertigkeit der vier Spieler war bewundernswerth. Vor ihren auf dem Boden stehenden Instrumenten hockend, bearbeiteten sie, allerdings in „negerhafter", übermäßig hitziger Art und

Digitized by Google

Weiſe mit ihren in Summa acht Gummitrommelſtäben die Brettchen, im beſten, fehlerloſeſten Enſemble und feſt im Tacte bleibend. Häufig erklangen Soli, bis mit kräftigem Zuſammenwirken die drei Begleiter einfielen. Nie hörte ich unmelodiſche Diſſonanzen und die ſonſt bei Negermuſiken ermüdende Wiederholung einzelner Partieen fiel hier fort. — Es iſt übrigens eigenthümlich und wohl der Bemerkung werth, daß gerade die beiden, ihrer muſikaliſchen Leiſtungen wegen berühmten Stämme Weſt-Afrikas, die vorerwähnten M-balundu und die M-pongwe, wilde kriegliebende Cannibalenvölker ſind. Befährt man den Ogowai, ſüdlich vom Gabun, ſo kämpft man oft am Tage erbittert gegen dieſelben Neger, die man Nachts bewundert und lieb gewinnen lernt, wenn ſie am Ufer, um die Lagerfeuer hockend, ihre tiefernſten Melodien auf der Harfe ſpielen.

Nach Beendigung des originellen Concertes war mehr und mehr Leben in unſere Träger und die Bewohner des Dorfes gekommen und fröhlich begannen ſie ſingend ihre Tänze, die Hände zum Tacte zuſammenſchlagend. Ihre Tänze erinnerten oft an unſeren Contretanz. Aus zwei gegenüberſtehenden Partien treten Solotänzer in der Mitte ſich gegenüber, allein oder umſchlungen, die wunderbarſten, oft obſcönſten Bewegungen ausführend, die von den Uebrigen mit ſtets improviſirten Liedern begleitet werden. Oft auch bewegen ſich die ganzen Parteien auf einander zu, tanzen zuſammen und wechſeln vielleicht die Plätze, oder auch einzelne Tänzer zeigen für ſich ganz allein ihre Künſte, ſich auf demſelben Fleck bewegend, mit den Füßen rutſchend, die Beine verrenkend und heftig geſtikulirend. Der erſte Macota Don Francisco's, berauſcht durch unſere Freundlichkeit — oder Freigebigkeit, gab uns eine Vorſtellung zum Beſten. Gewandt und zierlich tanzte er mit komiſch wirkender Grandezza in ſeinen Bewegungen, wie von einem Schatten begleitet und nachgeahmt vor ſeinem hinter ihm tanzenden Diener. — Nach dem Schauſpiel der Tänze füllten wir den Reſt des Tages durch kleine Spaziergänge durch das Dorf und die Pflanzungen aus, die Lehmhäuſer unter den Grasdächern muſternd, Sitten und Bräuche belauſchend, und einen kleinen Blick über Flora und Fauna uns verſchaffend. — Die Nacht nach dieſem trotz der Raſt etwas angreifenden Tage ſchliefen wir köſtlich, weil ungeſtört von Moskiten, ſo daß wir friſch und geſtärkt am nächſten Morgen früh unſere Schritte weiter gen Pungo an Dongo lenken konnten. Unſer Weg führte jetzt in den an ausgedehnteren Hochebenen reichen Diſtrict obigen Namens, und zwar ſchlugen wir unſer erſtes Nachtquartier nach beſchwerlichem Tagmarſch im Dorfe des Fürſten (im portugieſiſchen „soba“ ſo viel als der „Obere“) Muta auf. Auch er war Officier, Lieutenant in der „zweiten Linie“ des Angola-Heeres und für bewieſene Tapferkeit mit — einem Glas-Orden decorirt. — Unſer Major von Homeyer, der einen Theil des Tages den ihm von Don

Francisco angebotenen Reitochsen benutzt hatte und ziemlich zerschlagen in Muta ankam, machte den alten weißhaarigen Soba durch das Geschenk einer preußischen Infanterieuniform ganz närrisch vor Freuden, und wir hatten später wirklich das Vergnügen, den Mann in dienstlichen Angelegenheiten zu Pungo an Dongo in preußische Uniform geknöpft zu treffen. Nach ebenso anstrengendem Marsch erreichten wir am Abend des sechsten Reisetages Kiongo, in dessen Nähe wir den sich unterhalb Dondos mit dem Coanza vereinigenden Mukesa als ziemlich breiten Bach überschritten. — Kaum hatten wir dort vor dem Hause eines Mulatten campirt, als sich der Besuch eines Weißen einstellte, der sich zwischen unserem in Reihen aufgestellten Gepäck umher drückte, die Menge desselben — so schien es — bewundernd, hie und da die Festigkeit eines Blechkoffers oder eines Sackes untersuchend und mit heiliger Scheu unsere Waffen anstarrend. Ohne uns den Zweck seines Kommens und seiner Gepäckrevision — es konnte ja ein Beamter der Geduld lehrenden Alfandega (Zoll-Behörde) sein — mitzutheilen, war der Besuch so unbemerkt und plötzlich, wie er gekommen, auch wieder verduftet. — Wie uns mitgetheilt wurde, sollte das eines jener ihrer Würde so gänzlich vergessenden Subjecte sein, die sich mit spitzbübischen Negern zusammenthun, um vorüberziehende Weiße, deren Waffenmacht nicht furchtgebietend genug ist, zu plündern. Bei uns schien der gute Mann eines besseren belehrt zu sein, denn wohl nur die Aussicht, statt Beute etwas bleierne Erfrischung zu erhalten, hat ihn von seinem Versuch zurückgehalten. — Unser Wirth steckte augenscheinlich mit dem Weißen unter einer Decke, hatte aber später, obgleich er wußte, daß wir nicht blind gewesen seien, doch die wahrhaft pyramidale Frechheit, uns seine Dienste als — Führer ins „unbekannte Innere" anzubieten.

In welch „treffender" Weise wir dem liebenswürdigen Mischblut dankten, darf sich der Leser in ziemlich lebhaften Farben ausmalen. — Die Nacht in Kiongo überraschte uns mit einem echt tropischen Regen; doch schlief ich so fest, daß mich erst das im Bette selbst angesammelte Wasser erweckte. Flugs ging es mit Zurücklassung der Betten ins Haus, wo wir den Rest der Nacht auf Matten gelagert an der Erde zubrachten. Die fühlbare Folge dieses Nachtlagers in Kiongo war ein Tage währendes höchst unangenehmes — „Jucken." — Am frühen Morgen vor die Thür tretend, sah ich eine „Idylle", die sich mir unauslöschlich eingeprägt hat: „Mutterglück!" Eine Negerin nährte ihr auf dem Schooß liegendes, nein, strampelndes Kind, indem sie einen ziemlich steifen Maismehlbrei händevoll in den Mund des Kindes hineinstrich und dann nach Art des Wurststopfens unserer Hausfrauen die Dosis mit dem Daumen in den Hals hinunterschob. Ob das Kind um sich schlug, schrie und weinte, oder vielmehr wegen Luftmangels nur krampfhafte Anstrengungen dazu machte, war der Frau Mama ziemlich gleichgültig. — Der Regen

Digitized by Google

währte noch bis Mittag fort, so daß wir eine Parforcetour zu machen hatten, wollten wir den Endpunkt unserer Reise, Pungo an Dongo, noch heute erreichen. Der Weg dorthin führte auf den ersten zwei Dritteln der Strecke durch kleine Schluchten, über Bäche, Hügel und Berge bis er bei einer Felswand bei Kaxanda vorbei auf eine große Ebene führt. Beim ersten Blick über dieselbe blieb ich wie festgebannt am Flecke stehen. Ein solches Panorama war mir bisher noch nicht geboten. Ueber eine unabsehbare Ebene glitt mein Blick, und nur leise machte sich am östlichen Horizont ein Rahmen blauer Bergrücken bemerkbar. In Mitten aber der mit Steppen und Gebüsch parkähnlich bedeckten Fläche liegt Pungo an Dongo. Eine Welt von Felsblöcken erhebt sich dort, gigantisch auch im kleinsten ihrer Theile. Altersgraue Steinkolosse bis zu Höhen von ca. 400 Fuß steigen aus dem grünen Grunde auf, einen Raum von fast drei viertel deutschen Meilen einschließend. Riesenfels neben Riesenfels, sich gegenseitig stützend, drängend und überragend, schluchtenbildend und auf den Gipfeln Naturgärten tragend, wie sie die Künstlerphantasie nicht schöner und reicher zu schaffen vermag. Die Steinmassen erdrückten mir fast das staunende Auge, wenn nicht Flora ihre Kinder lieh, die Zeugen der Ewigkeit durch Schmuck von Grün und Blüthe dem Menschengeiste faßbar zu machen. — Zu den beiden Seiten der dichtgedrängten Steinmasse erheben sich zwei große, hohe Blöcke, bis ca. 250 Fuß ansteigend. Die Zeit von Jahrtausenden schliff sie beide zu Wartthürmen ähnlichen Gebilden und so sieht Pungo an Dongo wie eine Veste aus, in der Götter sich bargen, vor dem Drängen von Titanen. Der scheidenden Sonne Gold umstrahlte den Horst der Felsen, die unser Ziel umschlossen und ich mußte, scheidend von dem Anblick hinunter in die Ebene steigen. Nur kurz war die Spanne Zeit, in welcher mein Auge auf unserem künftigen Heim ruhte, aber solch' ein Bild macht geistige Entbehrungen und körperliche Leiden vergessen, die nur als Folie dienen für das Erhabene, das sich in solchen Momenten unvergeßlich der Seele einprägt.

Geflügelten Schrittes eilten wir den Felsen zu, schon weit draußen von einem schnell umkehrenden, ochsenreitenden Späher des Militairchefs von Pungo an Dongo empfangen. Um 7 Uhr Abends gelangten wir auf einem der drei einzigen in den Kessel führenden, beschwerlichen Fußpfade auf die Lavastraßen, die hie und da hohl unter unseren Tritten in die feuchte Dunkelheit hallten. Wenige Minuten später öffnete uns der Lieutenant „Francisco Velloza Carlo Esmeraldo Castel-Branco" sein Haus mit ächt romanischer Liebenswürdigkeit. Jetzt konnten wir endlich wieder einmal sagen, wir sind — daheim!

Das stolze Felsennest ist mir die liebste meiner Reiseerinnerungen; nicht allein wegen seiner Naturschönheiten, sondern auch eines Mannes wegen,

den ich dort kennen lernte. Es war ein Neger, José Gonsalvez de Azevedo, der von seinem Vater die Künste des Schreibens und Lesens erlernte und dann, sich selbst überlassen, sich allein fortbildete. Jahrelang reiste er im Innern in Handelsinteressen, lernte die Sprachen meistern, Menschen beurtheilen und sammelte einen Schatz von Erfahrungen über Sitten und Gebräuche verschiedener Negerstämme. Er ist der einzige gebildete Schwarze, der ein günstiges Urtheil über seine Brüder fällte, der Einzige von den Manchen, die ich kenne und die — eine natürliche Erscheinung — über ihre Rassen-Genossen den Stab brechen. Er allein behauptete, daß die Bildungsfähigkeit des Geistes und des Charakters des Negers ihm unzweifelhaft sei und entschuldigte viele Schwächen und Laster desselben damit, daß sie häufig von den „hochstehenden Weißen" mitgebracht seien. „Gehe weiter ins Land," sagte er mir einst, „so wirst Du Stämme finden, die weder unmittelbar, noch mittelbar mit Weißen in Berührung traten; das sind erst Neger, wahr und original; beurtheile sie und Du wirst günstiger urtheilen. Ihr Weißen wollet Licht verbreiten durch Missionäre, die sich die Männer Gottes nennen und es nicht sind! O, wie sie Liebe im Munde haben und unsere Kinder hungern lassen und schlagen; wie sie Mäßigkeit predigen und in Fülle leben; wie sie den Rum ein Teufelswerk nennen und den Wein lieben; wie sie gegen unsere Frauen eifern und — o! die saueren Trauben und die Füchse!" —

In der That, wo, wie es in ganz Angola der Fall ist, verfeinerte Cultur und unaffectirte Natürlichkeit nahe zusammentreffen und je schärfer die Contraste zwischen Civilisation und Ungeschliffenheit hervortreten, da gewinnt häufiger die Letztere das Wohlwollen des Beobachtenden; am grellsten treten solche Contraste in der Gestalt des Menschen auf!

Was schmeichelt dem prüfenden Auge mehr, die Figur jenes Weißen, der seinen Leib in womöglich — oder meistens! — unordentliche Kleider gezwängt, dort etwas gebeugt, mit gelblichem, schlaffen Gesicht und müdem, krankheitsmatten Ausdruck vor sich hinstarrt — oder jener broncefarbene Bursche mit dem Gluthblick im schwarzen Auge, der seinen schlanken Körperbau in ein luftig Gewand gehüllt, ein kleines Füßchen und eine schmale Hand durch die Falten blicken läßt und, reizende Grübchen in den Wangen, beim Lächeln die herrlichsten Perlenzähne zeigt? —

Wer ringt Dir Achtung ab, jener „Weiße", der sich selbst vergessend, den vor ihm stehenden Sclaven maßlos zornig mit seinen Fäusten ins Gesicht schlägt, oder der Bestrafte, der starr, wie erzgegossen, mit Selbstbeherrschung, ohne Zucken eines Muskels, ohne Thräne ruhig die verdienten oder unverdienten, doch immerhin grausamen Schläge ins Antlitz erhält?

Digitized by Google

Aus dem Elsaß.

Options- und Schulfrage. — Universität. — Kaiserbesuch.

Kürzlich hat eine etwas energische Maßregel der Regierung die Gemüther für einige Zeit in lebhafte Aufregung und Spannung versetzt, glücklicherweise — wie es scheint — ohne nachhaltige Wirkung. Ich meine die polizeiliche Ausweisung einiger minderjähriger Schüler in mehreren Städten des Elsasses, so namentlich in Straßburg, Colmar, Pfalzburg u. a. — die in Folge der Option oder der Entlassung aus dem diesseitigen Staatsverbande nach Frankreich ausgewandert sind, um dort ihren Studien obzuliegen und nur alljährlich zur Zeit der Herbstferien, womöglich in der französischen Pensions-Uniform, für einige Wochen in die frühere Heimath zu Eltern oder Anverwandten zurückkehren.

Die Regierung betrachtet diese jungen Leute als Elemente, die ihre in Elsaß-Lothringen gebliebenen Altersgenossen schon durch ihr bloßes Erscheinen zur Unzufriedenheit veranlassen und der Verwaltung als solcher zur Zeit nur als unbequeme Factoren gelten können, und wendet deshalb die etwas strengen Bestimmungen des hier noch in Geltung befindlichen französischen Fremdengesetzes vom 3./11. Dezember 1849 auf sie an. Die Sache hat offenbar ihre zwei Seiten und kann verschieden beurtheilt werden, je nach dem Standpunkte, den man dabei von vorn herein einzunehmen für gut findet. Der Standpunkt der Regierung ist klar und entschieden. Sie muß mit äußerster Behutsamkeit darüber wachen, daß die junge Generation, die sie ganz und voll für sich d. h. für das Deutschthum zu erziehen die Absicht hat, vor jeder Berührung mit Elementen bewahrt bleibe, deren Erziehung nach ganz den entgegengesetzten Principien geleitet wird.

Schon aus diesem allgemeinen Gesichtspunkte der nationalen Erziehung läßt sich, abgesehen von Einzelumständen, die an und für sich strenge und peinliche und wohl auch für die reichsländische Verwaltung unter den abnormen Verhältnissen, wie sie sich in den letzten drei Jahren gezeigt haben, nothgedrungene Maßregel rechtfertigen. In dieser Hinsicht ist darauf hinzuweisen, daß in der genannten Periode 1873—76 die Zahl der Entlassungsgesuche für Minderjährige unter 17 Jahren, denen bekanntlich nach dem Gesetze über den Erwerb und Verlust der Landes- und Staats-Angehörigkeit die Entlassung nicht verweigert werden kann, wobei aber in der Mehrzahl der Fälle die Absicht, die betr. jungen Leute der Dienstpflicht zu entziehen, nur zu klar zu Tage tritt — daß, sage ich, derartige Entlassungsgesuche sich in den letzten drei Jahren in fast geometrischer Progression vermehrt haben.

Die Regierung will nun diesem Unwesen und offenbaren Mißbrauch der Auswanderungsfreiheit der elsaß-lothringenschen Schuljugend zur rechten Zeit einen Damm entgegensetzen. Sie characterisirt daher jene Maßregel als eine wesentlich präventive für zukünftige Fälle, als eine „Warnung" im Interesse der Eltern der Minderjährigen, die sich vergeblich darüber beklagen, wenn ihren großjährig gewordenen Söhnen in der Zukunft absolut alle und jede Einwirkung auf die Regelung der Verhältnisse ihres Geburts- und Heimathlandes versagt bleibt, alle Stellen mit eingewanderten Altdeutschen besetzt werden u. dergl., wenn eben diese Söhne schon in jungen Jahren dem Stammlande den Rücken kehren und ihre Ausbildung statt in deutschen Erziehungsanstalten, deren das Land zahlreiche und vorzügliche besitzt, in der Fremde suchen, wo sie im Princip ja doch nur zur Verachtung, um nicht zu sagen zum Haß gegen ihr neues deutsches Vaterland erzogen werden.

Dazu kommt noch ein Punkt, der dabei noch viel schwerer ins Gewicht fällt und auch bei Erlaß jener Ausweisungen von officiöser Seite hinlänglich betont worden ist. Nach dem herrschenden Landesrechte kann der Minderjährige nach der diesseitigen Entlassung, die mit dem Zeitpunkte der Einhändigung der Entlassungsurkunde sofort den Verlust der deutschen Staats- und elsaß-lothringischen Landesangehörigkeit zur Folge hat, ein selbständiges Domizil in Frankreich nicht erwerben; denn er behält bis zu seiner Großjährigkeit gemäß art. 108 code rév. sein gesetzliches Domizil bei seinen Eltern oder Vormündern. Nun wird aber jede Entlassungsurkunde eo ipso nach 6 Monaten ungültig, wenn der Entlassene nicht innerhalb dieser Frist seinen Wohnsitz nach dem Auslande verlegt hat, oder doch wenigstens den Beweis liefert, daß er eine anderweite Nationalität erworben hat. Wie soll der nach Frankreich ausgewanderte Minderjährige, der ja noch keine volle Rechts- und Handlungsfähigkeit in juristischer wie bürgerlicher Hinsicht hat, diesen Beweis liefern? Unmöglich. Liefert er ihn aber nicht, so wird er gemäß §. 11 des Reichs-Militärgesetzes vom 2. Mai 1874, bei dauerndem Aufenthalte im Reichslande trotz des Verlustes der deutschen Staatsangehörigkeit in militärischer Beziehung so behandelt, als ob er nicht ausgewandert wäre, und dem deutschen Heere einfach eingereiht. In sonstiger Hinsicht aber ist das Verhältniß ein ganz sonderbares. Deutscher ist der Minderjährige nicht mehr; denn er hat seine Entlassung genommen. Franzose kann er nicht werden, da er dort als Minderjähriger keinen selbstständigen Wohnsitz haben und die französische Nationalität nicht erwerben kann. So wenigstens die hier seit einigen Monaten in Brauch gekommene Interpretation des Ober-Präsidiums der betr. Paragraphen des Gesetzes über den Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit. Die Entlassung schwebt also einfach in der Luft; sie ist nach 6 Monaten ein nichtiger Act geworden,

und die betr. Urkunde wird in den Registern der Verwaltung als ungültig gestrichen.

Das sind allerdings sehr rigorose Bestimmungen. Aber die Verwaltung wird antworten: Ita lex scripta est! Und außerdem werden die Eltern der Minderjährigen vor Aushändigung des Auswanderungsscheines ausdrücklich und speziell auf alle diese Bestimmungen und vornehmlich auf §. 11 des Reichsmilitärgesetzes aufmerksam gemacht. Sie haben's sich also selbst zuzuschreiben, wenn in Zukunft unheimliche Folgen über sie und ihre Kinder hereinbrechen. Warum lassen sie die jungen Leute nicht im Lande, wo sie doch selber bleiben und entziehen sich auf diese Weise selber die nothwendige Stütze im Alter u. s. w.?

Uebrigens haben auch aus allgemeinern Gesichtspunkten diese massenhaften Auswanderungen junger intelligenter Elsaß-Lothringer nach Frankreich zu den angegebenen Zwecken zur Zeit absolut keinen Sinn mehr — es müßte denn die immerhin erklärliche Furcht vor der allgemeinen Wehrpflicht, oder eine allerdings sehr schwer erklärliche Scheu vor dem höhern Unterricht in den deutschen Schulen sein. Für letztere fehlt aber jegliche Berechtigung — daß das Elsaß in Bezug auf den höhern Unterricht seit den 70er Jahren sehr erhebliche Fortschritte in puncto der allgemeinen Bildung und intellectuellen Freiheit gemacht hat, wird nachgerade jetzt — mögen auch über das niedere Unterrichtswesen im Reichslande die Stimmen noch so getheilt sein — von den Vernünftigen und Einsichtigen offen zugestanden. Bezüglich der Gymnasien und Realschulen ist hier — abgesehen von zahlreichen Privatäußerungen — auf eine sehr anerkennende Besprechung der diesjährigen Prüfungs-Resultate in der städtischen Realschule in Straßburg im „Elsässer Journal" hinzuweisen, sowie auf eine gelegentliche Correspondenz eines Bürgers aus Waffelnheim an dasselbe Blatt, — zwei „Stimmen aus dem Volke", die seiner Zeit von der Tagespresse mit Recht als Zeichen des unzweifelhaft nahen „Fiat lux" in diesem Punkte registrirt worden sind.

Gleiche Anerkennung wird der Straßburger Universität, die am 16. ds. Mts. ihre Vorlesungen wieder eröffnen wird und deren Lectionsplan namentlich in der philosophischen Facultät ungeheuer reichhaltig ist, nicht bloß von der elsässischen, sondern auch von der französischen Presse gezollt. So verglich kürzlich die „Opion nationale" den frühern jämmerlichen Zustand dieser Universität, die von der franz. Regierung wirklich äußerst stiefmütterlich behandelt wurde, mit dem jetzigen Flor derselben in jeder Hinsicht. Sie schließt den etwas sentimentalen Artikel mit den bezeichnenden Worten: „Hier verbergen die Deutschen nicht ihre Absicht, aus Straßburg das zu machen, was Bonn so lange gewesen ist: Ein Vorposten deutschen Geistes gegen Frankreich!" Allerdings.

So veröffentlicht gerade in diesem Augenblick ein kleines, aber nicht ohne maßgebenden Einfluß im Ober-Elsaß vegetirendes Blatt, die „Affiches Alsaciennes", eine Reihe von Artikeln über die Straßburger Universität, die dem betr. französischen Correspondenten augenscheinlich als ein großes Wunder- und Kunstwerk erscheint, ähnlich der astronomischen Uhr auf dem Münster und die er daher nicht umhin kann, über alles Lob erhaben zu finden. Nun! Das muß denn auch füglich sogar ein Blinder sehen, daß die Opfer, welche die deutsche Regierung für die elsaß-lothringische Landes-Universität und die damit in Verbindung stehenden Institute gebracht hat, ziemlich bedeutende sind, daß es noch täglich ihr eifrigstes Bestreben ist, die Straßburger Universität zu einer Hochschule ersten Ranges zu machen, und daß die Lehrstühle dieser Hochschule ein Kranz von Gelehrten ziert, die mit den Besten ihrer Zeitgenossen kühn in die Arena des wissenschaftlichen Wettkampfes treten dürfen. — —

Gestatten sie mir zum Schluß noch mit ein paar Worten bei dem wichtigsten und historisch denkwürdigsten Ereignisse zu verweilen, welches sich seit den Tagen von Weißenburg und Wörth in der letzten Woche auf elsaß-lothringischen Boden ereignet hat, nämlich bei dem Besuche des deutschen Kaisers und seines erlauchten Sohnes und Erben, dessen die erstgenannte Stadt vor allen Städten des elsässischen Gau's gewürdigt worden ist. Es ist schon jetzt unzweifelhaft, daß diese persönliche Erscheinung der beiden Träger und Repräsentanten deutscher Einheit, deutscher Macht und Größe auf die Elsässer, namentlich auf die ländliche Bevölkerung einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat. Auch ging aus allen Veranstaltungen bei den Weißenburger Festen zur Genüge hervor, daß der Kaiserbesuch, wenn auch nicht ein heißersehntes Freudenfest, wie für den übrigen schwäbischen Volksstamm, so doch ein wichtiger Gedenktag für die Elsässer gewesen ist, der höchstwahrscheinlich nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung und auf die von Tag zu Tag zunehmende Einsicht, Verständigung und Versöhnung bleiben wird. *μ.*

Das Kranzsingen im Mittelalter

von Friedrich Uwinger.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß sich fast alles mittelalterlich bürgerliche Leben mehr in der Oeffentlichkeit wie in umschlossenen Räumen

concentrirte. Man ſah die Straßen und Plätze gleichſam als die erweiterten, an ſich meiſt engen, niedrigen, viel Licht entbehrenden Wohnungen an und betrieb daſelbſt, wenn es nur irgend die Witterung erlaubte, die Mehrzahl der Gewerbe, wie heute noch in Italien und im Orient; ſelbſt Käufe wurden hier notariell abgeſchloſſen, Amtshandlungen verſchiedener Art vorgenommen und Urtheile gefällt.

Waren die Geſchäfte des Tages beendet, ſo hörte das öffentliche Leben damit noch nicht auf. Der Arbeit folgte Luſt und Genuß. Dort genügte ein behagliches Ausruhen auf der Bank vor dem Hauſe, — hier ſaß der ältere Bürger vor den Thüren der Zunftſtube, ſchwatzte klug beim Kruge Wein oder Bier, mitunter zog er auch ein Würfel- oder Brettſpiel vor. Das junge Volk wurde ſehr zeitig ins Bett geſteckt, denn am andern Morgen begann die Schule um 5 Uhr und der Magiſter beſtrafte die zu ſpät kommenden hart. Für die erblühte Jugend kamen nun aber die ſchönſten Stunden. Wie ſie heraushuſchten aus den Häuſern und ſich Freunde und Freudinnen zuſammenſchaarten, die neueſten Neuigkeiten mittheilend! Wie ſelbſtverſtändlich dirigirten ſie ſich ſämmtlich einem Punkte zu. Einen Magnet gab es, der ſie alle gleichmäßig anzog, — und dieſer Magnet war die Linde auf dem freien Platz, die in keiner Stadt, ſelbſt keinem Dorfe, fehlen durfte. Die Linde, der Baum voll Würde und Anmuth, voll Stärke und Zartheit, der Baum der Liebe und der Lieder, war ſchon in mythologiſcher Vorzeit der Liebling unſerer Voreltern; ſelbſt ſchon Aphrodite hatte ihn ſich zu ihrem Heiligthum auserwählt. Unter ihren ſchattigen Zweigen verſammelte ſich gar zu gern die muntere Jugend zu Scherz, Spiel, Tanz und Geſang, denn in den erſten Zeiten des Mittelalters kannte man die ſpäter üblichen Tanzhallen noch nicht. Steinerne oder hölzerne Bänke waren gewöhnlich um den Baum angebracht und der friſche oft recht anmuthige Blüthenkranz der jungfräulichen Bürgertöchter gruppirte ſich auf denſelben. Die Burſchen ließen nicht lange auf ſich warten, bei manchem mochte wohl ſchon die goldne Zeit der erſten Liebe eingezogen ſein und ſo manches Herzenspaar dieſe Stunden des fröhlichen Beiſammenſeins den Tag über erſehnt haben. Es fehlte nicht an einzelnen beliebten Perſönlichkeiten, welche die Spiele arrangirten, eins durfte aber niemals dabei fehlen — der Geſang. Dort unter der Linde wurde das eigentliche Volkslied gehegt und gepflegt und ihr haben wir es mit zu danken, daß ſich auch noch in unſern Tagen, Jung und Alt, Reich und Arm an den alten Weiſen erfreuen kann. — Ganz beſonders war das ſogenannte Kranzſingen beliebt. Der friſche Blumenkranz auf dem langwallenden Haar iſt von jeher der ſchönſte Kopfſchmuck der Jugend geweſen und ſtand im Mittelalter im hohen Anſehen. Wie heute die Tänzerin ihrem Tänzer eine Schleife giebt, ſo geſchah es damals mit dem Kranze, die

Digitized by Google

Jungfrau nahm ihn vom Scheitel und reichte ihn dem, welchen ſie auszeichnen wollte, — aber nicht umſonſt, er mußte ſich denſelben verdienen. Im Wettgeſange traten Beide an ſolchen Abenden auf. Die Jungfrau inmitten der ſie umgebenden Geſpielinnen, forderte dazu mit zierlichen Worten die jungen Männer heraus und einer derſelben nahm den Kampf an. Er wendet ſich an das Mädchen und bittet in Verſen um den Kranz. Dieſe giebt ihm nun ein oder mehrere Räthſel zu löſen und macht hiervon die Gewährung der Bitte abhängig. Der Urſprung dieſes Spieles führt uns in das früheſte germaniſche Alterthum zurück. Die auf uns gekommenen Dichtungen der älteren Edda bringen uns ſchon Wettgeſpräche, ſo verſucht z. B. im Vafthrudnisliede ſelbſt Odhin unter dem Namen Gangrad ein Wettgeſpräch mit dem vielwiſſenden Rieſen Vafthrudnir. Auch die Räthſel ſind ein uralter, vielbeliebter Theil unſerer Poeſie, welcher ſowohl mit dem ganzen Sinne des germaniſchen Volkes als auch mit der Eigenthümlichkeit ſeiner Dichtungen zuſammenhängt. Der Zug des Räthſelhaften, das Streben, die innerliche Anſchauung und Empfindung über irgend etwas in ein Gleichniß zu verbergen, das die Thatſache und die Meinung davon zugleich ausdrückt, zeigte ſich vielfach. Die ganze altnordiſche Poeſie iſt ſchon voll von Räthſeldichtungen, — iſt doch die Art der Skalden im Denken und Reden ein ſtetiges Räthſelfinden und Räthſelaufgeben. Dasſelbe findet auch bei den Angelſachſen ſtatt. Aber auch in der innerdeutſchen Poeſie tritt uns Ende des 12. Jahrhunderts die Räthſelpoeſie entgegen und war jedenfalls auch dort ſchon früher vorhanden. Das Kranzſingen lehnte ſich allem Vermuthen nach an derartige alte Dichtungen und bildete ſich erſt mit der Zeit zu der Form aus, wie wir ſie im Mittelalter antreffen. — Einige dieſer Kranzlieder haben ſich uns erhalten, das nachfolgende iſt einer alten Handſchrift entnommen.*) Der Sänger tritt hierbei mit der Bitte vor:

„Gott grüß' euch hübſche Jungfrau fein
Möcht euer Roſenkränzlein mein doch ſein;
Ach ſo greift höflich und fein
Mit eurer ſchneeweißen Hand
Auf euer oberſtes Haarband
So will ich es legen in einen Schrein
Und es euch ſagen zu Ehre
Daß es von der ſchönſten Jungfrau wäre."

Das Mädchen iſt nun zwar nicht abgeneigt, dies zu thun, ſie giebt ihm aber erſt nachſtehendes Räthſel mit den Worten auf:

„Hübſcher junger Knab', auf meines Vaters Giebel
Sitzen der Vöglein ſieben;

*) Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland für das Jahr 1839.

Weß die Vögelein geleben,
Könnt' ihr mir das ſagen,
So ſollt ihr mein Kränzlein von hinnen tragen."

Der Sänger entgegnet:

„Der erſt' gelebt eurer Jugend,
Der andere eurer Tugend,
Der dritt' eurer ſüßen Aeuglein Blicke,
Der viert' eures Gutes,
Der fünft' eures Muthes,
Der ſechſt' eures ſtolzen Leib's,
Der ſiebent eures reinen Herzen Schreins!
Zart' Jungfrau gebt mir das Kränzlein, es iſt an der Zeit
Oder fürbaß mir verſagen
Mit hübſchen Worten und daran nicht verzagen."

Ein anderes dieſer Räthſel lautet:

„Sänger, ſo merk' mich eben,
Ich will dir eine Frag' aufgeben:
Was iſt höher wie der Gott?
Und was iſt höher denn der Spott?
Und was iſt weißer denn der Schnee?
Und was iſt grüner denn der Klee?
Kannſt mir das ſingen oder ſagen,
Das Kränzlein ſollſt du gewonnen haben,
Darum will ich jetzt ſtille ſtehn
Und den Sänger zu mir her laſſen gehen."

Letzterer erwidert:

„Du haſt mir eine Frag aufgegeben,
Die gefällt mir wohl und iſt mir eben.
Die Kron' iſt höher, wie der Gott,
Die Schand' iſt größer denn der Spott,
Der Tag iſt weißer, denn der Schnee,
Das Märzenlaub iſt grüner denn der Klee.
Die Frag' hab' ich dir thun ſagen,
Das Kränzlein ſollſt du verloren haben!"

Es kam auch wohl vor, *) daß der Sänger, wenn er den Kranz nun endlich erhalten hatte, was oft erſt nach einer langen Reihe von zu löſenden Räthſeln geſchah, denſelben auch zu vertheidigen hatte. Ein andrer Sänger trat dann auf und legte ihm ebenfalls Räthſel vor. Löſte er ſie nicht, verlor

*) Deutſche Volkslieder geſammelt von L. Uhland. Bd. 1. S. 9.

er den Kranz wieder. Auf dieſe Weiſe bildeten dieſe Lieder eine fortlaufende Kette und das junge Volk konnte ihrer nicht müde werden.

Mitunter ging das Kranzſingen direct in den Tanz über. Große Vorbereitungen waren hierzu nicht nöthig. — Geige, Leier, Pfeife, Trommel oder Tambourin fanden ſich bald, doch ein geſungenes Lied that ganz dieſelben Dienſte. Vortänzer und Vortänzerin begannen und die ihnen nachfolgenden Paare wiederholten den Refrain des Liedes. Arm in Arm geſchlungen, bewegten ſich dann ganze Reihen, nach dem Takte der Melodie, die Straßen herab und hinauf, ſchlangen ſich um die Brunnen und bildeten auf den Plätzen tanzende, jubelnde Kreiſe.

Sowohl das Kranzſingen wie dieſe Tänze ſind in ihrer Eigenthümlichkeit längſt aus dem Volke verſchwunden und nur in Schweden hat ſich noch ein Reſt hiervon bis auf unſere Tage erhalten. In dem mehr oder minder großen Kreiſe der Tanzenden ſteht ein junger Mann oder ein Mädchen und windet einen Blumenkranz. Die Tanzenden ſingen:

„Das Mägdlein ſteht hier mitten im Tanz
Und pflückt ſich Roſen wunderfein.
Es windet d'raus den ſchönſten Kranz
Wohl für den Herzgeliebten ſein".

Das Mädchen ſetzt darauf einem Burſchen den Kranz auf und die andern ſingen:

„Komm' du mein Geliebter her
Den ich mir hier auserſah
Willſt du dies und wohl noch mehr
Reich die Hand und ſprich ein Ja."

Das Paar tanzt in dem Kreiſe herum und das Spiel beginnt von Neuem. — *)

Als die Entſittlichung im Mittelalter immer mehr und mehr zunahm, überwucherte ſie leider auch dieſe einfachen, bis dahin nur harmloſen Volksſpiele, wie man ſie in ihrer Urſprünglichkeit doch nur nennen konnte. Aus dem Kranzliede wurde ein mit den unſittlichſten Zweideutigkeiten angehäufter wüſter Geſang und die Tänze verletzten in ihrer rohen Weiſe den Anſtand dergeſtalt, daß die Behörden dagegen einſchreiten mußten. Eine tief eingewurzelte Volksſitte iſt aber ſehr ſchwer auszurotten. So war es auch hier: Kanzel, Geſetz und Reichstagsbeſchlüſſe konnten wenig dagegen thun. Die Alten drückten nur zu gern ein Auge zu, ihrer eignen Jugend dabei gedenkend und trotz aller Verbote erhielten ſich dieſe Vergnügungen faſt bis in die Neuzeit hinein. Was aber der Kraft des Geſetzes unmöglich wurde zu zer-

*) Weinhold, die deutſchen Frauen im Mittelalter S. 381.

ſtören, that langſam mit leiſer Hand die Zeit ſelbſt in ihrem ſteten Wechſel. Je mehr ſich das allgemein ſtädtiſche Leben von der Oeffentlichkeit in die Häuſer und in bedeckte Räume zurückzog, im gleichen Maße verſchwanden Spiel und Tanz von den Straßen und Plätzen und ließen ſich in Wohnungen und Säle einengen. Die Plätze unter der Linde ſind verwaiſt, doch bergen ſie ein gutes Stück Sittengeſchichte alter Zeit, welches uns Bilder lauteſten Jubels und ausgelaſſener Freude vor unſere Seelen zu zaubern im Stande iſt.

Literatur.

Weil's mi freut, Gedichte in oberbairiſcher Mundart von Karl Stieler (Stuttgart, Meyer und Zeller, 1876). —

Schon in ſeinen „Bergbleaml'n", der erſten Gedichtſammlung, die Karl Stieler in oberbairiſcher Mundart herausgab, hat der Verfaſſer dieſer neuen Dialektdichtungen große Formgewandheit, feine dichteriſche Empfindung und reichen Farbenſinn, namentlich für den Localton des bairiſchen Gebirgs bekundet. Es darf nicht Wunder nehmen, daß die vorliegende Sammlung, die in Jahren herangewachſen iſt, dieſe Vorzüge in noch höherem Grade aufweiſt, als die frühere. Denn der faſt unbekannte Autor der „Bergbleaml'n" iſt inzwiſchen einer der erſten deutſchen Feuilletoniſten geworden; eine Reihe illuſtrirter Prachtwerke, welche vorzügliche Naturſchilderungen und Volksſtudien enthalten, nennen Karl Stieler als den Verfaſſer des Textes, ſo „Aus deutſchen Bergen", „Rheinfahrt", „Italien" und das eben begonnene Prachtwerk „Elſaß-Lothringen" (Stuttgart), das wir noch eingehender beſprechen werden. Beſonders lobenswerth ſcheint uns in der vorliegenden Sammlung, daß der Verfaſſer ganz frei von Sentimentalität das Leben und Treiben ſeiner Gebirgsbewohner darſtellt und die Gebirgsidyllen, die ihm in die Feder kommen, nirgends verhimmelt. Was geſittete Literarhiſtoriker, die im Dunſte großer Städte aufgewachſen ſind, mit Jeremias Gotthelf auf immer verfeindet, die göttliche Grobheit ſeiner Buben und Meitſcheni und der Dunſt der Emmenthaler Viehſtälle, der überall in ſeinen Romanen zu Hauſe iſt, das mag dieſen zartbeſaiteten Nerven vielleicht auch Stieler's „Was mi freut" unleidlich machen. Wir unſrerſeits ſtimmen dagegen dem Verfaſſer durchaus bei, wenn er in der Vorrede „über Ziele und Grenzen der Dialektdichtung" ſagt: „Das erſte Erforderniß, das man an dialektiſche Dichtungen ſtellt, iſt

die Echtheit . . die Echtheit der Ausdrucksweiſe und der Denkweiſe. In jedem Gedicht ſoll wirklich der Bauer denken, nicht wir ſelbſt. Die typiſche Geſtalt des Bauers gewinnt nicht dadurch an Feinheit, daß man nur hier und da ſeine äußere Grobheit beſchneidet. Laßt ihn doch, wo es der Fall einmal erfordert, ſo grob ſein als er wirklich iſt, aber erinnert euch, daß er auch noch mehr iſt als ein Grobian. Vergeßt nicht, daß auch ſein Leben Stunden hat, deren tiefe Herzenslaute vielleicht noch mächtiger ſind, als das Empfinden unſerer geſchulten Seele und daß auch dieſe Laute ein Recht haben, in der wahren volksthümlichen Dichtung zum Ausdruck zu kommen." Wir finden dieſen Naturlaut der Volksſeele etwas poetiſcher ausgedrückt in dieſen Gedichten, als wenn ſich die Bauern à la Berthold Auerbach in ſalonfähigen ſpinoziſtiſchen Redensarten unterhalten. Leſen wir z. B. das Gedicht „Der Muſikant." Ein Tanzmuſikant hat einen kranken Buben zu Haus: er weiß nicht, ob er ihn noch lebendig antrifft, wenn er heim kommt. Während der Vater den Luſtigen aufſpielt, verſcheidet das Kind. Die Mutter erzählt ihm von den letzten Augenblicken des Knaben:

„Grad allweil d'Handln' ausgſtreckt hat er
Und nix als g'fragt: Wo iſt der Vater?
G'wiß zehnmal bin i ganga ſchaugen." —
Der Vater fahrt ſich über d'Augen.

Die Leich', die war am Sunntag fruh,
Und trauri ſchaut der Vater zu;
Er legt ſein' Kranz hin — und auf d'Nacht
Hat er halt wiader Muſik g'macht.

So ernſt wie dieſes ſind wenige Gedichte der Sammlung. Aus den allermeiſten ſpricht der geſunde Volkshumor, auch bei den trübſten Stimmungsbildern. So läßt ſich der ſterbende Mann noch einmal einen Stecken von der Frau reichen:

„„Du muaßt ja ſterben, da brauchſt kein Stecken"".
„Ja extra deßz'weg'n", ſagt der Mann,
„Daß i di' no'mal hauen kann".
Dös war a guter Mann, a guter,
Sagt ſie, aber a boshaft's Luder.

Der ſterbende Michel dagegen ſagt zur Frau:

„An Mann, den brauchſt ja dengerſcht — und
Na heirath'ſt — halt an — Sepp von Gmund"
„„O mei"", flennt ſie, daß es ſ'ganz z'ſprengt,
„„An den, da hab i aa ſchon denkt!""

Die berechtigte Eigenthümlichkeit der polizeilichen Ehehinderniſſe, die Baiern ſich in den Verſailler Verträgen reſervirt hat, ſpricht ſich in der Anrede aus, die der Pfarrer an die Brautleute hält, die von ihm copulirt ſein wollen:

„Die kennt ma ſchon, die Leut, die junga“
So ſagt der Pfarrer, „ſeids nur ſtaad“ (ſtill)
Ihr zwei habt's aa ſchon 's Gloria g'ſunga
Boneh, daß 's nur noch z'ſammg'läut hot“.

Mehr in das Gebiet der Schnadahupfeln gehören die folgenden Reime:

Vom Buſſeln.

Geh, gib mir a Buſſel
Mein Schatz, ſagt der Bua
Denn blos grad zum Anſchaugn
Da biſt nit ſchön gnua.

Geh gib mir a Buſſel
Und mach koa ſo G'ſchicht
I druck ſchon die Aug'n zua
Damit's Niemand ſicht.

Geh gib mir a Buſſel
1 Buſſel — was thut's?
Es gibt ja nix beſſers
Als wie ebbes Guts.

A Grauſen.

Der Bua möcht gern a Buſſel hab'n
Und weil holt ſie nit mog,
So flucht er z'letzt: Mir grauſet vor
Dein Buſſel, wenn i 's ſag.

Geh Bua, ſagt ſie, thu nit ſo red'n
Und bleib mir nur ſchön draußt;
Dir grauſet's aa wie's d'Bettelleut'
Vor'n Kronenthaler grauſt.

Und regnen und regnen
'S geht All's aus Loam
I gloub, unſer Herrgott
Der is nit dahoam.

Mit die vorzüglichſten Sachen verdanken wir dem Kampf mit den Schwarzen, an welchem der Verfaſſer durch ſeine politiſchen Correſpondenzen wie durch ſeine gelegentlichen Reden im oberbaieriſchen Dialect, die er den Bauern in den allerſchwärzeſten Wahlkreiſen hält, jahraus jahrein ſeinen redlichen Theil hat. Hier beruht vollends Alles, was die kleine Sammlung an politiſchen Liedern enthält, auf unmittelbarſter unverſchönerter Wirklichkeit. Da ſchildert zunächſt ein würdiger Dechant aus der guten alten Weſſenbergiſchen Zeit den Zelotismus der jungen Hetzkapläne: „Die reden daher, daß 's mi ganz reißt, ſo g'ſcheid und ſo vermeſſen, daß d'moanſt ſie haben den heili'n Geiſt mit ſammt die Federn g'freſſen.“ Ebenſo zutreffend bezeichnet dann ein Bauer den politiſchen Standpunkt ſeiner Gemeinde: ja liberall — dös ſind wir Alle, blos wählen thun ma (wir) ſchwarz. Zu ſolcher Gemeinde paßt „der dumme Kandati“, der zum Abgeordneten gewählt wird „und weil er ſonſt nix werden kann, ſo wähl'n mer'n halt a mal, den Mann.“ Zu dieſer Gemeinde paßt aber auch vortrefflich das Treiben der Schwarzen ſelbſt. „Die g'heime Wahl“ enthält dieſes Treiben: „Zu mir is der Her Pfarrer komma und ſagt, i ſoll den Zettel nehma und ſagt zu mir (und dem daneben) iſt uneröffnet abzugeben! Denn ſo ſteht's im Geſetz amal, und drum is dös a g'heime Wahl. I hätt ſchon ſo gern einig'ſchaugt, aber jetzt hab i im net traut, wer drob'n (drinn) ſteht — i woaß nit. No mein, i denk — es wird ſchon oaner ſein.“ Ein anderer Bauer kennt den Namen ſeines Kandidaten

Digitized by Google

noch gar nicht; aber er tröſtet ſich: „I denk, ſie bringen uns ſchon oan am Sunntag aus der Fruhmeß hoam.“ Hans endlich bleibt nicht ungerührt bei dem Vorwurf, daß er jetzt mit den Schwarzen gehe: „Wo niemand leſen kann und Schreiben, da habn's am beſten ihner Treiben. So ſchaug Di nu a weni uma, bei Enk (Euch) ſan doch die mehrern Dumma.“ Aber auch dafür hat Hans einen Troſt: „Ja ja, dös glaub i ſelber bald, die Dümmern ſan mir ſcho, aber die mehrern ſan mer do(ch).“ Auf ſolchen Dörfern iſt dann der Wirth neben dem Pfarrer die Ortsvorſehung. Von ganz beſonderer Klugheit muß aber natürlich der Wirth ſein, bei dem die Schwarzen am Montag und die Liberalen am Sonntag kneipen und beide ihn plagen bei den Wahlen: „Gel, bei uns wählſt mit.“ Das plagt ihn in der That ungeheuer. Endlich hat ers heraus:

Dös nachſtmal, wenn's jetzt wieder kemma,
Da will i mich in Obacht nehma
Und da wird's aufgeſchrieb'n ganz akt'rat,
Wieviel Maß Bier daß jeder hat,
Die Schwarzen und die Liberalen,
Wieviel daß ſ' trinken und daß ſ' zahlen.
Dös wird ganz haarſcharf außizählt,
Wer mehra hat — mit dem wird g'wählt.

In die lichteren Kreiſe Oberbaierns iſt dagegen wohl der hübſche Wortſtreit zu verlegen, den verſchiedene Arbeiter über „den Bismarch“ halten. Der Fuhrknecht meint, der Kanzler wäre ein guter Fuhrmann geworden. Der Maurerſepp hätte ihn am liebſten als Maurer geſehen, da er ſein Meiſterſtück mit Niederreißen der „alten Hütten“ bereits abgelegt „und hat uns hing'ſtellt a ſchön's Haus.“ Der Zimmermann ſagt: „der hat aa drumbaut noch an Zaun, daß d' Spitzbub'n ſich nit einitraun.“ Der Jagerhans meint: „A Jager hätt er werden ſollen, weil er allweil an (den) Punkten trifft. Der Hausknecht aber ruft:

Was beſſer iſt — dös beſt i's g'wiß:
Daß er der Bismarch wor'n is.

Dieſe Proben mögen genügen. Sie beweiſen, daß nicht allemal ein politiſch Lied ein garſtig Lied iſt. B.

Neue Auflagen von Bädeker's Handbüchern für Reiſende: 1) Südbaiern, Tirol und Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain und Küſtenland, 17. Aufl., 2) die Rheinlande, 19. Aufl., 3) Süddeutſchland und Oeſterreich, 17. Aufl.

Ueber Natur, Inhalt, Werth dieſer Reiſeführer zu ſprechen, iſt überflüſſig, allerſeits ſind ſie bekannt und geſchätzt, und Jeder betrachtet es als ſelbſtverſtändlich, daß die neuen Auflagen ſorgfältig durchgeſehen und dem Bedürfniß des Publikums angemeſſen verändert und ergänzt ſind. Auch hier iſt nichts unterlaſſen, was geeignet war, die rothen Bücher auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Bei Nr. 1 ſind die Pläne und Special-Kärtchen nach dem

neueſten Material und des Verfaſſers eigener Erfahrung berichtigt, die Höhenangaben in Metern mit Berückſichtigung der neuen öſterreichiſchen Militärmappirung revidirt, die Entfernungen entweder in Kilometern oder, auf Gebirgsſtraßen, in Gehſtunden angegeben. Das Letztere gilt auch von Nr. 2 und 3, als deren weſentlichſte Bereicherung die kunſthiſtoriſchen Beiträge erſcheinen, welche Profeſſor Anton Springer geliefert hat. Außer einer Reihe kleiner Notizen ſind von demſelben viele der den kunſthiſtoriſch intereſſanteren Städten beigegebenen einleitenden Bemerkungen und insbeſondere die überſichtlichen Hinweiſe auf die bedeutendſten Bilder, welche bei den großen Gemäldegallerien in Wien, München, Frankfurt u. ſ. w. der Aufzählung der einzelnen Nummern vorausgehen.

Ruſſiſche und baltiſche Charakterbilder aus Geſchichte und Literatur von Julius Eckardt. Leipzig, 1876. Verlag von Duncker und Humblot.

Eine Umarbeitung der „Baltiſchen und ruſſiſchen Culturſtudien“ desſelben Verfaſſers, bei der einzelne Stücke ganz weggeblieben und für ſie andere hinzugekommen ſind. Der Inhalt beſteht jetzt aus folgenden Aufſätzen: Philipp Wigel, der deutſche Nationalruſſe. — Die altgläubigen Sectirer in Oeſterreich, Rußland und der Türkei (den Leſern d. Bl. bekannt) — P. M. Leontjew und die ruſſiſche Preſſe, — die „neue Formel der Civiliſation“, — Iwan Turgenjew und ſeine Zeitgenoſſen, — Ernſt Gideon von Loudon, — Eine livländiſche Spukgeſchichte, — Albert Hollander und Ferdinand Wolter. Die letzteren drei Abtheilungen haben wohl nur locales Intereſſe, d. h. für Livländer. Die Biographie Loudons dagegen und der Aufſatz über Turgenjew, desgleichen die Charakteriſtik Leontjews und der neueren ruſſiſchen Journaliſtik und vielleicht auch die Philipp Wigels, des wunderlichen und excentriſchen Verfaſſers der in den vierziger Jahren vielgenannten Flugſchrift: „La Russie envahie par les Allemands“, der zu den Führern der national-ruſſiſchen Reaction gegen den deutſchen Einfluß im Czarenreiche zählt, werden allgemein mit Intereſſe geleſen werden. Wenn wir abrechnen, daß der Verfaſſer bisweilen den Perſönlichkeiten, die er characteriſirt deshalb, weil ſie baltiſche Deutſche ſind, eine höhere Bedeutung beizulegen ſcheint, als ſie wirklich beſitzen, und daß ihm mitunter locale Streitigkeiten erheblich wichtiger erſcheinen, als uns und vermuthlich vielen Andern, ſo beſitzt er einen guten hiſtoriſchen Sinn, und da ſich damit eine reſpectable allgemeine Bildung und das Talent, lesbar zu erzählen verbinden, ſo werden die meiſten der zuletzt genannten Partien ſeines Buches auch für das größere Publicum eine willkommene Lectüre ſein. Endlich aber hat auch das kritiſche Eſſay: „die neue Formel der Civiliſation“ entſchieden Anſpruch auf Beachtung

von Seiten des deutſchen Publicums. In den vierziger Jahren machte Herr von Haxthauſen die Kreiſe der moskauer Slavophilen, die von der ruſſiſchen Weltherrſchaft träumten und nur noch nach dem neuen Princip, der neuen Idee ſuchten, deren Träger der zu jener berufene Stamm nach Hegel ſein mußte, mit der Entdeckung bekannt, daß dieſe Idee in Rußland bereits in dem Gemeinbeſitz der Bauern gefunden ſei. 1848 wurde die Lehre von der welterlöſenden Kraft des Gemeindebeſitzes und ſeiner Bedeutung für die künftige ſlaviſche Weltherrſchaft von Alexander Herzen als „neue Formel der Civiliſation“ verkündet. Sie ſollte „das belebende Princip des ruſſiſchen Volkslebens“ und die Grundform der ruſſiſchen Geſellſchaft ſein. Die Lehre von dem gleichem Anſpruch Aller an den Grund und Boden, von der Nothwendigkeit einer Verwandlung des perſönlichen in das Gemeindeeigenthum ſollte das Zeichen ſein, unter dem der ruſſiſche Stamm zu ſtreiten und über das zu unterwerfende weſtliche Europn zu ſiegen berufen wäre. Tauſende und aber Tauſende glaubten das. Der Verfaſſer aber weiſt nach, daß die Einrichtung des Gemeindebeſitzes, an der das Emancipationsgeſetz von 1861 nichts geändert hat, indem die Volksgewohnheit die ihr gebotene Möglichkeit, die Dorfmark zu zerſchlagen und den Einzelnen als Erbbeſitz zuzutheilen, unbenutzt gelaſſen hat, erſtens nicht ſehr alt iſt und zweitens keineswegs die vortheilhafte Wirkung auf das Volk hat oder gehabt hat, die Haxthauſen ihr nachrühmt. Im Gegentheil, die ruſſiſche Regierung hat, geſtützt auf zahlreiche übereinſtimmende Gutachten, dieſes Syſtem, das noch vor wenigen Jahren als nationales Palladium verherrlicht wurde, uneingeſchränkt verurtheilt, und das Gewicht der practiſchen Erfahrungen, auf welche dieſes Urtheil ſich ſtützte, war ſo groß, daß die Vorkämpfer des Communeſyſtems wenigſtens für den Augenblick zu ſchweigen für gerathen hielten. Der Wahn, daß das Inſtitut des ungetheilten Gemeindebeſitzes eine univerſale, für die Zukunft des geſammten Europa und ſeine Civiliſation in Betracht kommende Bedeutung habe, daß der urſprüngliche Zuſtand der ruſſiſchen Ackerbauer ſich mit den letzten Zielen der öconomiſchen Entwickelung Weſteuropas berühre, und daß die Ruſſen von der Nothwendigkeit des perſönlichen Eigenthums, der ſich jedes nach voller Entfaltung ſeiner wirthſchaftlichen Kräfte ringende Volk zu unterwerfen hat, ausgenommen ſeien — alle dieſe Wahnvorſtellungen ſind zernichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

Felix Dahn's „Kampf um Rom".

Mag man über den historischen Roman der Gegenwart urtheilen wie man will, soviel wird man zugestehen müssen, daß die Entwickelung der ganzen Gattung wie die günstige Aufnahme ihrer Haupterscheinungen ein gutes Zeugniß ablegt für das Erwachen des historischen Sinnes. Und in der That haben Werke wie Scheffels „Ekkehard" oder Ebers „Aegyptische Königstochter" Kreisen, die einer streng historischen Darstellung wenig Geschmack abgewinnen und lebendige Anschauungen längst vergangener Epochen und Menschen gegeben, lebendigere vielleicht, als ihnen Geschichtswerke vermittelt haben würden. Daraus vor allem ist es sicher zu erklären, wenn Männer von der wissenschaftlichen Bedeutung Felix Dahn's Ergebnisse strenger Forschung im Gewande der Dichtung einem größeren Publikum nahe zu bringen versuchen. Allbekannt und in der Hauptsache auch anerkannt sind Dahn's Arbeiten über die Geschichte der germanischen Stämme während und nach der Völkerwanderung in seinen „Königen der Germanen" und seinem „Procopius von Cäsarea." War er also stofflich vorzüglich ausgerüstet für eine poetische Darstellung aus dieser Zeit, so hatte er seine dichterische Begabung längst durch eine Reihe von Gedichten epischen Inhalts, wie durch seine Dramen und seinen culturhistorischen Roman „Sind Götter?" dargethan. Beides, umfassende Sachkenntniß und poetisches Talent, wird auch in seinem neuesten Werke „Ein Kampf um Rom" Niemand vermissen und seine überaus günstige Aufnahme — der erste Band erlebte in wenigen Wochen die dritte Auflage — sprach für die gelungene Lösung des schwierigen Problems, ein modernes Publikum für Verhältnisse, Personen und Ereignisse zu erwärmen, die durch die Kluft von 1300 Jahren weniger noch als durch ihre innere Fremdartigkeit von ihm getrennt sind.

Sein Stoff freilich: der Untergang des ostgothischen Reiches in Italien, hat dem Dichter diese Lösung wesentlich erleichtert. Keine Volksgeschichte des

angehenden Mittelalters ſteht uns näher, als dieſe gothiſche. Wir kennen die Sprache, die Verhältniſſe, die Geſchicke der Oſtgothen genauer als die irgend eines germaniſchen Stammes, und welche großartige Tragik liegt doch in dieſem Geſchick! Eine Herrſcherkraft erſten Ranges, ein hochbegabter Volksſtamm ſcheitern an dem unmöglichen Verſuche, in dem alten Culturlande Italien, inmitten eines an Zahl und Bildung ungleich überlegenen, durch Sprache und Religion von den Einwanderern getrennten Volkes, ohne Zuſammenhang mit der germaniſchen Heimath, im Kampfe mit dem alten Culturſtaate von Byzanz ein Reich zu gründen und zu behaupten mit wenigen Hunderttauſenden kriegeriſcher Landbauern, denen nur zweierlei eine kurzdauernde Ueberlegenheit gab, die friſche Volkskraft und die kriegeriſche Tüchtigkeit, und denen das ungewohnte Klima und der Luxus des Südens dieſe einzigen Bürgſchaften ihrer Exiſtenz raſch genug entzog.

Kommt von vornherein menſchliche Theilnahme dieſem Todeskampf eines ganzen Volkes entgegen, ſo wird ſie noch dadurch wachſen, daß wir hier die Ereigniſſe genau zu verfolgen vermögen. Inſofern war F. Dahn günſtig genug geſtellt; war doch ſeine Hauptquelle jener Procopius von Cäſarea, der unter den Hiſtorikern der byzantiniſchen Zeit unbeſtritten den erſten Rang einnimmt. Aber wenn die größere Handlung bis ins Einzelne hinein bekannt iſt, über das innerſte Weſen der Handelnden erfahren wir doch nur wenig; beruht ja unſere Kenntniß lediglich auf dem Berichte des Vertreters *einer* Partei, der Byzantiner; in das Seelenleben der Gothen hineinzuſehen, ſie zu begreifen in ihren Entſchlüſſen und ihren Motiven, uns mit *einem* Worte ihre Helden menſchlich nahe zu bringen, das iſt uns aus den hiſtoriſchen Darſtellungen allein faſt unmöglich. Ein um ſo weiteres Feld eröffnet ſich hier dem Dichter. An die äußere Handlung war er weſentlich gebunden, Menſchen von Fleiſch und Blut zu ſchaffen — in den hiſtoriſchen Schranken — das war faſt ausſchließlich *ſein* Werk. Sehen wir, wie er ſich mit beiden, mit den äußeren Thatſachen und mit den Perſonen abgefunden hat.

Der Todeskampf des oſtgothiſchen Reiches umfaßt die ganze Zeit vom Tode Theodorichs bis zur Schlacht am Veſuv, von 526 bis 552. Ein ſo langer Zeitraum läßt ſich im Rahmen eines Romans unverkürzt nicht darſtellen. Dahn hatte alſo die Wahl, entweder eine Epiſode herauszugreifen oder das Ganze in ſeiner Darſtellung auf kürzere Zeit zuſammenzudrängen. Er hat das Letztere gewählt, er hat, wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt, die Länge des Zeitraums „verſchleiert.“ In der That fehlen in ſeiner Dichtung genauere Zeitangaben faſt ganz und ſeine Helden erſcheinen am Ende nicht weſentlich älter, als am Anfange. Es wird nicht zu läugnen ſein, daß dadurch eine gewiſſe Unklarheit hervorgerufen wird. Eine nothwendige Folge des Verfahrens war aber vor allem, daß er ſich ſehr ſtarke Abweichungen von

Digitized by Google

der Wirklichkeit geſtatten, eine Menge Thatſachen einfach ſtreichen mußte. So werden die Jahre nach Vitiges Untergange, die damals einander raſch folgende Erhebung zweier Könige, des Erarich und Ildibald, übergangen; Beliſar erſcheint nur einmal in Italien ſtatt zweimal; zu Totilas Zeit wird Rom nur einmal belagert und genommen, die Entſatzverſuche Beliſars, der Verluſt der Stadt an die Byzantiner, ihre abermalige Einnahme durch die Gothen und ihre endgiltige Eroberung durch Narſes, für alles dies iſt bei Dahn kein Platz. Andere Abweichungen, wie das Erſcheinen Alboins neben Narſes, der Abzug der letzten Gothen auf einer nordiſchen Flotte u. a. m. ſind mehr nebenſächlich. Sicher muß auch dem Romandichter eine gewiſſe Freiheit in der Behandlung eines hiſtoriſchen Stoffes erlaubt ſein, ob aber eine ſo große, wie ſie ſich Dahn genommen, das iſt doch zweifelhaft, wenn nun einmal die Dichtung ein treues Bild der Ereigniſſe geben ſoll. Eine ganze Reihe von Aenderungen hängt außerdem mit Dahn's Darſtellung der handelnden Perſonen aufs Engſte zuſammen.

In der Auffaſſung ihrer Handlungen ſowohl, als ihrer Charaktere, war er viel weniger beengt; innerhalb des gegebenen, aber ziemlich weiten Rahmens hat er ſich frei bewegen können, und er hat dieſe Freiheit benützt, um die Schickſale wie ſelbſt das perſönliche Weſen der Einzelnen oft ſelbſtändig zu geſtalten, überlieferte Züge tiefer zu begründen und weiter auszuführen, ganz neue hinzu zu erfinden, und eben darin hat er unleugbar eine große poetiſche Kraft entfaltet. Er hat es verſtanden, in die große Tragödie eine Reihe perſönlicher Tragödien einzuflechten, beſonders auch das Intriguenſpiel meiſterhaft zu ſchildern, die Charaktere der Hauptperſonen ſcharf und lebendig herauszuarbeiten.

Eine Reihe von Beiſpielen mag dies näher begründen. Gewaltig, noch im Leben faſt zur ſagenhaften Geſtalt geworden, tritt Theodorich auf, nur einmal, und zwar an ſeinem Todestage. Er ſtirbt mit der peinvollen Erkenntniß, daß er umſonſt gearbeitet, daß Niemand nach ihm das Reich halten könne, aber nicht die Erinnerung an den Tod des Symmachus und Boethius peinigt ihn, wie die Ueberlieferung meldet — „ſie waren Verräther" — ſondern die Ermordung ſeines germaniſchen Gegners Odoaker; für dieſe That, fürchtet er, werde das göttliche Strafgericht ſein ganzes Volk treffen. Breiter entfaltet ſich die Darſtellung ſeiner Tochter und Nachfolgerin Amalaſwintha. Sie erſcheint, wie ſie war, verwälſcht, dem eignen Volke abgewendet und den Romanen hingegeben; ſo wird ſie zum Verbrechen — der Ermordung ihrer gothiſchen Hauptgegner — angetrieben, das ihr die letzte Zuneigung des eignen Volkes raubt und doch die Römer nicht gewinnt, ſchließlich von den Gothen entſetzt, von ihrer Feindin Gothelindis, der Gemahlin Theodahads, ins Verderben gelockt, aber zur Erkenntniß ihres Frevels gekommen, warnt

Digitized by Google

ſie zuletzt noch ihr Volk vor dem Verrathe Theodahads. — Sehr ſelbſtändig ſchildert ſodann Dahn Perſönlichkeit und Charakter des Vitiges, der Beliſar erliegt. Wir wiſſen wenig von ihm, bei Dahn wird er zu einem lebendigen Menſchen: ein tapfrer Krieger, ſchlicht gerade, unfähig zur Liſt, ohne Ehrgeiz, auch ohne beſondere Begabung, aber voll Entſchloſſenheit. Er lebt, ehe er König wird, in glücklichſter Ehe mit Rauthgundis, die Dahn frei erfunden, aber höchſt ſympathiſch dargeſtellt, auf einem Gute bei Florenz, ſelbſt freilich meiſt am Königshofe, wo man von ſeiner Ehe kaum etwas weiß; nach Theodahads Entſetzung erhebt ihn die Volksverſammlung zum König und verwickelt ihn damit in einen furchtbaren perſönlichen Conflikt. Denn da die entſchiedenen Anhänger des Königshauſes der Amalungen nur Mataſwintha, den letzten Sproß des alten Stammes, die Tochter Amalaſwinthas, als Königin anerkennen wollen, ſo zwingen ihn, um Spaltung zu verhüten, ſeine Anhänger, ſein geliebtes Weib zu verſtoßen; er thut es, im Innerſten gebrochen, aber in der Brautnacht erklärt er Mataſwintha, ſie ſei ſeine Königin, nie werde ſie ſein Weib, und legt zwiſchen ſich und ſie das blanke Schwert. Da erwacht in dem tödtlich beleidigten Weibe der Haß um ſo grimmiger, als er nur die umgewandelte Liebe iſt; denn Mataſwintha hat, ohne zu wiſſen, daß er vermählt, in Vitiges, ſeitdem ſie denken kann, das Ideal eines Mannes verehrt. Unmittelbar am Ziele ihrer heißen Wünſche zurückgeſtoßen, verſchmäht, kennt ſie ſeitdem kein anderes Intereſſe, als Vitiges zu vernichten; als er Rom belagert, verräth ſie jeden ſeiner Pläne; als er in Ravenna eingeſchloſſen iſt, zündet ſie die Getreideſpeicher an und vernichtet ſo die letzte Hoffnung der Gothen, die Stadt zu halten. So erlebt ſie den Triumph, Vitiges geſtürzt und gefangen in den Händen der Byzantiner zu ſehen. Aber ſchon quält ſie die Reue, und als der byzantiniſche Prinz Germanus um ſie wirbt, da giebt ſie ſich ſelbſt den Tod. In Vitiges' Gefängniß aber tritt ſein treues Weib Rauthgundis; ſie verſchafft ihm die Mittel zur Flucht, ſie entkommt mit ihm, doch verfolgt von den byzantiniſchen Reitern finden ſie beide in den Wellen des Po ihren Tod. — Das Ganze iſt faſt vollſtändig Dahn's Eigenthum; Rauthgundis hat er ganz erfunden; von Mataſwintha iſt nur bekannt, daß ſie, mit Vitiges, aber *gegen* ihren Willen, vermählt, in der That verrätheriſch handelte und dann, nach ſeinem Sturze wirklich das Weib des Germanus wurde. Abweichend von der Wirklichkeit wird auch das Ende des Vitiges erzählt.

Auch bei der Schilderung Teja's, des letzten Königs der Gothen, hat die hiſtoriſche Ueberlieferung Dahn wenig geboten: Teja führt den letzten Heldenkampf ſeines Volkes heldenmüthig durch und fällt, das iſt im Grunde Alles, was wir von ihm wiſſen. Bei Dahn erſcheint er als eine düſtere Geſtalt, in früheſter Jugend unſelig, da er ſeine Geliebte unwiſſentlich getödtet, ein entſchiedener Peſſimiſt — nur die blinde, eiſerne Nothwendigkeit

regiert die Welt, es giebt keinen Gott —, überzeugt von dem unvermeidlichen Untergange seines Volkes, aber entschlossen, das Furchtbare edel zu tragen und edel zu sterben, seine Trauer ausströmend im Liede. So ringt er überall mit, ein eiserner Held und kämpft als König die letzte Heldenschlacht am Vesuv, in der er fällt.

Sein Gegenpart und doch sein Freund ist Totila, der „Sonnenjüngling", der „Siegfried" der Gothen, ein Idealist durch und durch, voll menschlich warmer Empfindung, voll Güte und Humanität, von Allen geliebt, auch von den Italienern, und doch von den Gegnern gefürchtet als ein unwiderstehlicher Held. Er hofft Römer und Gothen zu versöhnen, das Reich Theodorichs wieder zu eröffnen. Es ist symbolisch für diese Hoffnung, daß er eine Römerin, Valeria liebt. Aber wie das ganze Volk, so verfolgt auch ihn das düstere Schicksal, so nahe er auch zuweilen seinem politischen und seinem persönlichen Ziele zu sein scheint: Valeria, früh dem Kloster geweiht, dann durch die Erbauung eines solchen von diesem Gelübde gelöst und doch selbst sich nicht gelöst fühlend, bleibt von dem Geliebten durch den Krieg getrennt. Dann siegt freilich Totila, er nimmt Rom, er residirt im Capitol; sein Gedanke scheint realisirt, der Stunde seiner Verbindung mit Valeria ganz nahe gerückt zu sein, da zieht mit Narses das Verderben heran; Totila fällt und jenes Kloster Valerias bei Taginä wird seine Ruhestätte.

So treten die Hauptvertreter der Gothen als lebendige Menschen hervor, deren Schicksale im vollsten Maße die Theilnahme herausfordern. Und das ist, wie die Ueberlieferung nun einmal ist, ganz wesentlich Dahn's Verdienst. Reiches Material auch für die Darstellung des Persönlichen, boten ihm seine Quellen für die byzantinische Seite, aber auch hier gebührt ihm die detaillirtere Ausführung. Justinian schiebt er einigermaßen in den Hintergrund, um so bedeutsamer tritt die Kaiserin Theodora hervor, das lasterhafte, gewissenlose, intriguante, frömmelnde Weib, doch nicht ohne einen Zug von Größe in ihrer unbezähmbaren Herrschsucht und ihrer unbeschränkten Herrschaft über Justinian. So wie Dahn sie schildert, war sie sicher in Wirklichkeit. Auch Belisar scheint im Ganzen wohl, wie er war, ein tapfrer Haudegen, der einzige Held von Byzanz, ehrlich und geradezu — vielleicht zu ehrlich —, eben deshalb dem Intriguenspiel nicht gewachsen, in Ungnade gestürzt durch schnöde Hinterlist und von der Blendung nur gerettet durch seinen Nebenbuhler Narses. Mit der Darstellung dieses letzteren hat Dahn unserer Meinung nach ein Meisterstück geliefert. Wie deutlich tritt er uns entgegen, der kleine, kranke, epileptische Mann, der nur an der Krücke geht und von seiner Sänfte aus die Schlachten leitet, dabei voll hohen Selbstbewußtseins, voll rücksichtsloser Offenheit selbst dem Kaiser, und was noch viel gefährlicher, auch der Kaiserin gegenüber, und doch beiden unentbehrlich durch

sein Feldherrntalent und seine diplomatische Kunst, dabei nicht ohne Sinn für Heldengröße: er rettet Belisar und ehrt Teja. — Ein ganz besonders gelungenes Characterbild scheint uns auch das zu sein, das Dahn von Procop, dem Geheimschreiber Belisars und Historiker des Gothenkrieges, entwirft. Hier hat er freilich weniger frei erfunden, als vielmehr aus seinen Werken den Charakter des Schriftstellers erschlossen und den so gewonnenen Rohstoff kunstvoll modellirt zum plastischen Gebilde. So mag er gewesen sein, dieser Byzantiner; an sich ein trefflicher Mensch, aber ein Sohn seiner Zeit und Nation, von ihren Schwächen und Fehlern nicht frei und sich dessen auch bewußt, ein Verehrer Belisars und Bewunderer der Gothen, ein Verächter seiner Landsleute und Feind der Kaiserin, dabei vorsichtig geschmeidig, unterthänig, zu schwach, um ganz ehrlich, und zu ehrlich, um ganz Höfling zu sein. Dem entsprechen seine Werke: er schreibt den gothischen Krieg gewissermaßen officiös, aber für ein byzantinisch-officiöses Werk zu ehrlich; er läßt sich deshalb von der Kaiserin als Buße die Pflicht auferlegen, die Bauwerke Justinians in den Provinzen zu schildern, oder was dasselbe ist, mit Lob zu überschütten, und er rächt sich für diesen Zwang, indem er die „Geheimgeschichte" schreibt, jene Lästerchronik des byzantinischen Hofes, die kaum ihres Gleichen hat.

Neben den historischen Figuren, von denen wir eben die wichtigsten zu charakterisiren versuchten, steht noch eine ganze Reihe frei erfundener Gestalten auf gothischer Seite: außer der schon erwähnten Rauthgundis, Adalgoth und Gotho, Harald und Haralda, besonders aber der alte Waffenmeister Theodorichs, Hildebrand, für den allerdings die Figur der Heldensage vorlag, der Hauptführer der streng gothischen Partei, noch Heide durch und durch, in allen Kämpfen bewährt und sie alle überlebend, bis er mit nach dem Norden zieht. Die bedeutendsten poetischen Mittel aber hat Dahn verwendet in der Darstellung des Cethegus Cäsarius. Damit tritt zwischen Gothen und Byzantinern die dritte Macht auf, die Italiener. Dieser Römer, der für die Wiederherstellung der Weltherrschaft von Rom aus kämpft, betrachtet sich selbst als Nachkomme Cäsars, vor dessen Statue ihm der verwegene Gedanke aufsteigt, an den er sein Leben setzt, und in der That hat der erste Monarch Roms wohl zu diesem Bilde des „letzten Römers" gesessen, so weit dieser auch hinter dem Vorbilde zurückbleibt, denn Cethegus ist ein Mann schneidig und biegsam wie Stahl, alles, auch die schlechtesten Mittel: Heimtücke, Verrath, Mord unbedenklich daransetzend an die Durchführung seines Planes, in jeder Intrigue Meister, jeden Gegenspieler durchschauend und jeden übertrumpfend, die Menschen beherrschend und leitend mit dämonischer — ja sagen wir es offen — mit übermenschlicher, oft unbegreiflicher Macht, zu Boden gerungen immer wieder aufschnellend, und doch auch kämpfend, wie

ein Held und fallend wie ein Held. Keiner der andern Mitſpieler greift ſo unaufhörlich und ſo nachdrücklich in die ganze Handlung ein, als er. Er bildet die Verſchwörung der Römer in den Katakomben zum Sturze der gothiſchen Herrſchaft, er gewinnt trotzdem Amalaſwinthas Vertrauen, wird ſo Präfect von Rom, bewaffnet die Römer, verdirbt Amalaſwintha, indem er ſie zum Morde der drei Gothen treibt, hilft ſie dann ſtürzen, tödtet ihren Sohn Athalarich, der ihm plötzlich zu ſelbſtändig gegenüber tritt. So hat er die gothiſche Herrſchaft ins Wanken gebracht; aber eben als er die Frucht ſeiner Mühe ernten, Rom und Italien zu ſelbſtändiger Erhebung gegen die Gothen fortreißen will, da mißlingt dies: die Byzantiner landen früher als er erwartet. Trotzdem weiß er ſich in dem Beſitze eines großen Theils von Rom und namentlich des Capitols neben Beliſar zu behaupten, ja er reißt ſodann den Ruhm der Vertheidigung Roms faſt allein an ſich. Um Beliſar zu beſeitigen, verwickelt er ihn vor Ravenna in die Intrigue gegen Vitiges, durch welche dieſer bewogen wird, Beliſar die oſtgothiſche Krone abzutreten, ohne daß der Byzantiner allerdings die ernſte Abſicht hätte, ſie anzunehmen, verdächtigt ihn dann in Conſtantinopel, bewirkt ſeine Abberufung und ſeine eigne Ernennung zum Statthalter Italiens. Er ſcheint am Ziele. Da kreuzt Totilas Erhebung ſeinen Plan, er unterliegt im Kampfe um Rom und entkommt mit Mühe verwundet nach Byzanz. Doch dort erwirkt er ſeine Abſendung mit einem neuen Heere und beginnt ſein Spiel von vorn. Da findet der Italiener ſeinen Meiſter an dem Byzantiner Narſes: er ſieht ſich unter ſeinen Befehl geſtellt, überwacht, gehemmt, ſchließlich des Hochverraths an Juſtinian angeklagt. Geſcheitert mit ſeinen Plänen, verlaſſen von Allen, die ihm die liebſten ſind, von ſeinem Adoptivſohne Julius Montanus, der ſich ſchaudernd von dem düſtren, blutbefleckten Manne abgewendet, von Procop, der dem Jugendfreunde die Freundſchaft kündigt, nur noch begleitet von ſeinem treuen Sclaven den Mauren Syphax, ſucht und findet er den Tod am Veſuv.

Einen reinen Eindruck bringt freilich dieſer Charakter, auf deſſen Ausmalung Dahn ſo ganz beſondere Sorfalt verwendet, nicht hervor. Man kann Cethegus bewundern, aber ſich nicht für ihn erwärmen, dazu iſt er zu ſehr Dämon, ſind ſeine Mittel und Wege zu gewiſſenlos. Ja man wird auch Bedenken erheben müſſen gegen die Möglichkeit nicht nur einzelner Züge, ſondern des ganzen Charakters in jener Zeit. Man getraut den geſunkenen Italienern des 6. Jahrhunderts eine ſolche Natur nicht zu und kann ſie ihnen nicht zutrauen, wie ſie denn auch in Wirklichkeit nicht eine entfernt ähnliche Geſtalt aufzuweiſen haben.

Auch gegen die Charakteriſtik der Dahn'ſchen Helden überhaupt wird ſich vom hiſtoriſchen Standpunkte aus gar Manches einwenden laſſen. Am wenig-

ſten gegen die Byzantiner: ſie ſind uns verſtändlicher, weil ſie einer hochentwickelten Culturwelt angehören, und klarer, weil wir poſitiv mehr von ihnen wiſſen. Bei den Gothen verbindet ſich mit unſtreitig Echtem auch ſehr Modernes. Echt iſt ihre gewaltige Leidenſchaft, ihr unerſchüttertes Heldenthum, ihre Heldenfreundſchaft und Heldentreue. In Scenen, wo dieſe Züge hervortreten, weht etwas von der Luft der Nibelungen. Modern dagegen muß man ohne Weiteres die ſtarke Betonung und ſentimentale Ausmalung der Liebesverhältniſſe nennen, namentlich aber das Hervortreten der Reflexion, die z. B. in Teja ſich geradezu bis zum philoſophiſchen Peſſimismus ſteigert. Man darf hier dreiſt behaupten: wir wiſſen nicht, wie die Gothen in derlei Dingen empfunden haben, aber ſo wie Dahn es darſtellt, haben ſie keinesfalls empfunden.

Eine nicht geringere Schwierigkeit hatte der Dichter in der Geſtaltung der Sprache ſeiner Helden zu überwinden, eine Schwierigkeit freilich, der man bei jedem hiſtoriſchen Romane mehr oder weniger begegnet. Die Sprache ſoll die Farbe der Zeit tragen und doch uns nicht gar zu fremdartig anmuthen. Sicherlich war es nun im vorliegenden Falle leichter, Italiener und Byzantiner annähernd wahrheitsgetreu reden zu laſſen, als Germanen. Von jenen ſteht uns eine ausgebreitete Literatur zur Verfügung, von dieſen ſo gut wie nichts, woraus ſich auf ihre Ausdrucksweiſe ſchließen ließe. Dahn hat ſich dadurch zu helfen verſucht, daß er die Gothen beſonders eine durchaus poetiſche Sprache reden läßt, in kurzen, ſcharfen, oft epigrammatiſch zugeſpitzten Sätzen, und in der That iſt mancher ſeiner Dialoge meiſterhaft, von dramatiſchen Leben erfüllt, den Leſer athemlos fortreißend von Wendung zu Wendung. Aber man hat nicht den Eindruck, ſo wenig wie bei Freytags „Ingo" —: ſo können die Perſonen wirklich geſprochen haben; man empfindet die Sprache faſt ſtets als ein idealiſirt und oft verkünſtelt poetiſche, ſelten als recht der Zeit und dem Volke entſprechend.

Laſſen ſich ſo manche Bedenken gegen die hiſtoriſche Treue in der Zeichnung der Charaktere und in der Sprache nicht abweiſen, ſo wird um ſo rückhaltloſer die wunderbare Beherrſchung des Materials in allem, was die Zuſtände jener Epoche betrifft, anzuerkennen ſein. Hier verfügt Dahn, wie zu erwarten, mit ſouveräner Sicherheit über zahlloſe Einzelheiten und ſo detaillirt muß er in ſich das Bild dieſer Verhältniſſe reflectirt haben, daß ſeine Darſtellung mit feſſelnder Lebendigkeit und Anſchaulichkeit wirkt. Wie oft iſt ein römiſches Gaſtmahl in ſeinem raffinirten Luxus, ſeiner Sinnenluſt, ſeiner aus Frivolität und feinſter geſellſchaftlicher Bildung wunderbar gemiſchten geiſtigen Athmoſphäre dargeſtellt worden. Und doch hat Dahn in ſeinem Gaſtmahl gerade ein unübertreffliches Meiſterſtück geliefert, ſo anſchaulich in allem Detail, ſo wahrhaft dramatiſch in ſeinem Dialog und in

Digitized by Google

der Handlung, daß man die Personen und ihre Umgebung vor sich zu sehen, sie reden zu hören glaubt. Sehr characteristisch tritt auch die Kirche in ihrer Herrschsucht, ihrer Verweltlichung, ihrer feingespitzten Intrigue, bei ihm hervor, und höchst anziehend schildert er sodann den byzantinischen Hof in seinem Luxus, seiner Frömmelei, seinem Intriguenspiel, diesen Hof, an dem man, wie Narses der Kaiserin in's Gesicht zu sagen wagte, an einem Worte sterben kann, mag man es gesagt oder nicht gesagt haben. Malerisch entfaltet sich ebenso die Buntheit des byzantinischen Heeres, dieser Musterkarte aller Nationen der Welt. Mit wenigen Strichen versteht es endlich der Dichter, indem er uns auf den Hof eines gothischen Gutsbesitzers (Vitiges) in der Nähe von Florenz führt, auf's Wirksamste die Innigkeit und das tief empfundene Glück germanischen Familienlebens auf dem Gegensatze zwischen Gothen und Römern, der unhaltbaren Stellung der ersteren inmitten einer feindlichen romanischen Bevölkerung, zu contrastiren. Ein erquickender Friede ruht auf diesem Bilde, es ist eine tief poetische Idylle, aber eine Idylle auf dem Hintergrunde einer düsteren Tragödie.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß das Werk, trotz nicht leicht wiegender Bedenken gegen manche Elemente in der Darstellung der Personen und Zustände, wie in der Behandlung der Sprache, eben in diesen einen nicht gewöhnlichen poetischen Werth besitzt. Hinsichtlich der Composition des Ganzen und der Darstellungsweise bleibt derselbe noch zu erörtern. Für die erstere müssen wir zunächst festhalten, daß Dahn die Einheit des Ganzen nicht in einer Person, sondern im Volke der Gothen sucht, daß also der Held des Romans nicht die oder jene Einzelfigur, sondern das ganze, glänzend vertretene Volk der Gothen ist. Giebt man die Statthaftigkeit einer solchen Auffassung zu, so mangelt es dem Werke durchaus nicht an der jedem Kunstwerke nothwendigen Einheit, und man hat dann nicht nöthig, Cethegus Cäsarius zum Helden zu machen, der doch eben gar nicht das Volk, um dessen Schicksal es sich handelt, vertritt und auch persönlich nicht die Sympathien erwecken kann, die dem Helden zukommen; dann sieht man in ihm nur einen Gegner, dessen Bedeutung die Schwere des Kampfes für die Gothen steigert. Dem entsprechend werden auch die Byzantiner nicht durch eine Alles überragende Hauptfigur repräsentirt, sondern durch mehrere, wesentlich gleich wichtige Persönlichkeiten, denn Volk kämpft hier gegen Volk, und wenn die Italiener factisch nur von Cethegus vertreten werden — die übrigen Römer sind Nebenfiguren, nur der künftige Papst Silverius bedeutet etwas mehr — so entspricht das nur den Verhältnissen: Cethegus hat eben kein Volk hinter sich, der Kampf um Rom ist *sein* Kampf, nicht der Kampf der Italiener.

In Bezug auf die Compoſition wird nun ohne Frage die Expoſition, die etwa den erſten Band füllt, den ungetheilteſten Beifall beanſpruchen dürfen. Sie iſt durchaus ein Meiſterſtück. Man ſieht das Verderben von allen Seiten heranziehen, unaufhaltſam, unerbittlich, eine dumpfe Schwüle ruht auf dem Ganzen, bis der Blitz der byzantiniſchen Kriegserklärung ſie durchbricht. Nur wenige der Gothen ahnen das drohende Verhängniß: in dunkler Nacht ſchwören Hildebrand und ſein Bruder, Totila, Teja nach altheidiſchem Brauche ſich zu den Kampf aufzunehmen bis zum Aeußerſten. Derweilen bildet Cethegus mit dem Prieſter Silverius die römiſche Katakombenverſchwörung gegen die Gothen. Da ſtirbt Theodorich, Alamaſwinthe folgt ihm, vertraut in ihrer Verblendung dem Todfeinde Cethegus Rom an, vernichtet — auf ſeinen Rath! — durch die Ermordung ihrer drei Hauptgegner die letzten Sympathien der Gothen. Einen Moment noch ſcheint es, als ob der junge Athalarich, ihr Sohn, ſich ermannen, die Herrſchaft an ſich nehmen werde: er fällt durch Cethegus. So ſind Oſtgothen und Italiener ſcharf einander gegenübergeſtellt und die Sympathien von Anfang an für die Germanen geſichert, deren Schutzgeiſt in Theodorich im verhängnißvollſten Augenblicke ſtirbt, deren Königin ſie verräth, gegen welche eine römiſche Verſchwörung mit Hinterliſt und Mord im Dunklen ſchleicht, deren ſchlichtes reines Familienleben, wie es im Hauſe des Vitiges ſich entwickelt, im ergreifendſten Gegenſatze ſteht zu der Schwelgerei und dem Sinnentaumel der vornehmen römiſchen Welt, wie ſie beim Gaſtmahle erſcheint. Zugleich entfaltet ſich nun in ſeinem Glanze und ſeiner Verderbniß der Hof von Byzanz; wir werden in den Rath Juſtinians, in das geheime Cabinet Theodoras eingeführt, wir ſehen, wie hier jene Pläne zum Verderben der Gothen geſchmiedet werden, und unſere Theilnahme für das unglückliche Volk, das ſolchen Gegnern erliegen ſoll, ſo unwürdigen und doch ſo überlegnen, wird noch höher geſteigert.

Dieſer glänzenden Expoſition entſpricht jedoch der weitere Verlauf der Handlung nicht völlig. Zu maſſenhaft drängen ſich die Thatſachen auf den verſchiedenſten Schauplätzen, die Zahl der handelnden Perſonen wird faſt verwirrend groß, ſo ſicher auch Dahn jeder einzelnen ihre Stellung anzuweiſen, ſo kunſtvoll er die Fäden zu entwirren weiß; das Schickſal der meiſten endlich geſtaltet ſich ſo tragiſch, daß eine düſtere Färbung ſich mehr und mehr über das Ganze legt. Der Schluß, der Kampf am Veſuv und der Abzug der Gothen auf einer normanniſchen Flotte, iſt äußerſt effectvoll, aber mehr phantaſtiſch als poetiſch. Umſonſt ſucht man nach einer ſittlichen, poetiſchen Rechtfertigung dieſes Ausgangs; man iſt verſucht, mit dem Schickſale zu grollen, deſſen ehernen Gang ſoviel Heldenkraft und Edelſinn nicht aufzuhalten vermochte, und kommt beinahe zu der Anſicht, daß Teja mit ſeiner Ver-

Digitized by Google

zweiflungsphiloſophie Recht habe und daß ſein finſtrer Peſſimismus die Philoſophie des ganzen Werkes ſei. Uns ſcheint, hier hat Dahn doch der Geſchichte Unrecht gethan. Das Gothenvolk hat in Wirklichkeit tragiſcher geendet, als er es enden läßt; bei ihm erliegt es nur übermächtigen, äußeren Gewalten, thatſächlich iſt es ebenſo gut an ſeiner inneren Schwäche zu Grunde gegangen, mit einem Worte an dem Mangel eines geſchloſſnen, einheitlichen Nationalgefühls. Die gothiſche Nation war ſchon in der Auflöſung begriffen, vom Einfluſſe römiſcher Cultur zerſetzt, als Byzanz ſie angriff. Das Alles entwickelt Dahn in ſeinen „Königen der Germanen"; in ſeinem Romane tritt dies Moment nur etwa bei Amalaſwintha und Theodahad, alſo nur am Anfange und ganz vereinzelt hervor, ſonſt gar nicht, und damit fehlt die tragiſche Schuld der Gothen, die ihren Untergang als die Sühne derſelben erſcheinen ließe.

Ueber die Mängel der Compoſition hilft nun aber in der That die Darſtellung meiſt hinweg. Sie iſt überaus anſchaulich, packend, in den Dialogen von dramatiſcher Kraft, in den Schilderungen großer Scenen von plaſtiſcher Schärfe, in der Intrigue von bewunderungswürdiger Feinheit. Man leſe z. B. die Schilderung von Theodorich's Tode, die Verſchwörung der gothiſchen Patrioten bei Ravenna, die Verhandlungen im Kriegsrathe Juſtinians, die Intriguen des Cethegus gegen Amalaſwintha und Athalarich, und man wird dieſem Urtheile beiſtimmen. Auf der andern Seite iſt nicht zu verkennen, daß der Verfaſſer bisweilen der Phantaſie und dem Glauben ſeiner Leſer etwas zuviel zumuthet. So lebendig z. B. die Beſchreibung des erſten Zuſammenſtoßes der Gothen und Byzantiner vor Rom oder des gothiſchen Sturmes auf Rom gehalten iſt, es iſt kaum möglich, ſich bei dem raſchen Wechſel der Schauplätze ein klares Bild zu machen, und zugleich legen dieſe Helden Proben von Ausdauer und Körperkraft ab, die über das Menſchenmögliche hinausgehen. Zu bewundern bleibt freilich auch hier die wahrhaft üppige Phantaſie des Dichters, die immer neue Situationen zu erfinden weiß, aber er hat ihr doch etwas zu ſehr die Zügel ſchießen laſſen.

Wir kommen zum Schluſſe. Unzweifelhaft iſt der Roman ein Werk von nicht gewöhnlicher Bedeutung, im Einzelnen voll wunderbarer Schönheiten, ſtets feſſelnd durch die Anſchaulichkeit und das pulſirende Leben ſeiner Darſtellung, die auch über manche hiſtoriſch nicht unbedenkliche Dinge hinweghelfen. Wenn der Eindruck doch kein ganz harmoniſcher, befriedigender iſt, ſo liegt das weniger in der zu großen Ausdehnung, als in dem überſchwänglichen Reichthume der Handlung und in der allzugroßen Zahl der Perſonen, nicht weniger am Schluſſe. So vielen Erfolg man deshalb dem Buche auch wünſchen mag, wir möchten doch zweifeln, daß es in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt dauernde Bedeutung gewinnen werde.

Die Mythe von Wilhelm Tell.

II.

Schritt vor Schritt zerstört Rochholz nach dem Glauben an den Hauptheldeu der Tellsage und dessen Schicksale auch eine Anzahl von Fabeln, die sich auf Nebenpersonen und Nebendinge beziehen, um dann nochmals auf jene zurückzukommen. Wir können hier seiner weitschichtigen und nicht recht gut geordneten Beweisführung nur gelegentlich und in der Kürze folgen und geben in Betreff der meisten Punkte, die er behandelt, nur die Ergebnisse, zu welchen er gelangt.

Die alten Chroniken der Schweiz erzählen nach dem Vorgange des im vorigen Abschnitte genannten Hemmerlin, der beiläufig von einem Tell und einem Geßler noch nichts weiß, über die Ursachen des Aufstandes der Schwyzer Folgendes: „Ein Graf von Habsburg, der natürliche Herr der Schwyzer, hatte auf einem gewissen Schlosse im Lowerzer See einen Burgverwalter als Vogt des ganzen dortigen Thales, der von zwei Brüdern aus Schwyz erschlagen wurde, weil sie glaubten, er stehe zu ihrer Schwester in einem verdächtigen Verhältnisse. Als der Graf sie darum strafen wollte, verbanden sich mit ihnen zunächst zwei Verwandte, diese vier weiter sich mit zehn, letztere wiederum sich mit zwanzig, endlich alle Bewohner der Thalschaft, kündigten ihrem Herrn den Gehorsam auf und zerstörten das Schloß, dessen Reste man noch heute im See gewahrt. Darauf bemächtigten sich auch die benachbarten Unterwaldner, während ihr Gebietsherr, der Edle von Landenberg, in der Christnacht in der Kirche war, seines Schlosses Sarnen, zerstörten dasselbe, vertrieben den Landenberger und verbanden sich mit den Schwyzern. Ihrem Beispiele folgten die Luzerner, Berner, Zuger und endlich auch die Urner, die unter der Aebtissin von Zürich standen.

Aus der Darlegung unsrer Schrift ergiebt sich aber, daß jenes „Schloß" im Lowerzer See ein 1315 von den Schwyzern zur Abwehr Herzog Leopolds erbauter Thurm war, und daß dieser Thurm seinen Namen Schwanau erst durch die Chronisten des fünfzehnten Jahrhunderts empfangen hat, die ihn dem 1333 unternommenen Kriegszuge der Straßburger gegen das rheinische Raubschloß Schwanau entlehnten, die Ermordung eines angeblichen Zwingherrn daran knüpften und damit einem Wunsche des schwyzer Kantonalstolzes entsprachen. Am Neujahrstage 1308 hatte nämlich der Sage zufolge Uri die Vogtsburg Zwing-Uri (die nie existirt hat) und ebenso Unterwalden die Burg von Sarnen gebrochen. Sollte nun Schwyz sich den Beiden ebenbürtig anschließen, sollte es den Bund der drei Länder, aus dessen Befreiungswerk die Eidgenossenschaft erwuchs, thatsächlich mit begründet haben, so mußte es ebenfalls und zu gleicher Zeit eine Zwingburg zerstört haben, und

dieſe iſt eben Schwanau. Das echte Schwanau war ein Raubſchloß des Grafen von Geroldseck, eine Stunde oberhalb Straßburg gelegen. Deſſen Zerſtörung war eine Großthat des oberrheiniſchen Bürgerthums, an der nicht nur die Uferſtädte, ſondern auch Bern, Freiburg und Luzern ſich betheiligten, da die Räuberburg die Rheinſchifffahrt ſtörte und ſo auch den Handel der Binnenſchweiz beeinträchtigte, die ihre Waaren und Tranſitgüter zu Baſel verlud.

Die heutige Volksvorſtellung kennt drei Telle und verſteht unter dieſen Namen die drei Männer aus den Waldſtätten, welche mit einem Gefolge von dreiunddreißig Gleichgeſinnten am Neujahrstage 1307 oder 1308 auf der Wieſe am Rütli berathend zuſammentraten und ſich hier einen gegenſeitigen Eid für die Freiheit der drei Länder zuſchwuren. Jene drei werden darum auch die drei erſten Eidgenoſſen genannt. Sie heißen heute: Walter Fürſt von Attinghauſen aus Uri, Wernher Stauffacher von Steinen in Schwyz und Arnold Melchthal von Unterwalden ob dem Kernwald. Ihrem Dreibunde wird als deſſen heroiſcher Obmann Tell vorgeſetzt, allein um nach eignem Belieben handeln zu können, ſchließt er ſich freiwillig von jener Berathung aus und bringt dann durch ſeine That den Aufſtand ans Ziel.

Bei den älteren Chroniſten herrſcht weder über dieſe Dreizahl noch über die Namen der Telle Uebereinſtimmung. Einige nennen nur Tell, Stauffacher und Melchthal, andere fügen noch Kuno ab Altſellen Nid dem Wald hinzu, wieder andere Uli von Gruob Ob dem Wald. Das Seltſamſte iſt, daß man zu dieſem mythiſchen Viervereine den hiſtoriſchen Walter Fürſt nicht wählte, ſondern an deſſen Stelle ſogar amtlich den ſagenhaften Tell ſetzte. Bei ſolchem Schwanken der Quellen geſchah es, daß in Schillers Tell Walter Fürſt von Attinghauſen ſogar in zwei Perſonen zerfallen iſt, in den Freiherrn Wernher von Attinghauſen und in den Walter Fürſt. Auch da wird der Bund geſchloſſen, ohne daß jener Freiherr davon weiß, ja er ſtirbt inzwiſchen mit den Worten: „Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen, ja dann bedarf es unſerer nicht mehr.“

Dasſelbe Wachsthum und Schwinden macht ſich auch in der Zahl der Landvögte und der gebrochnen Zwingburgen bemerklich. Getödtet werden der Geßler in Küßnacht, der Wolfenſchießen auf Rotzberg und der Schloßvogt auf Schwanau. Der vierte iſt Landenberg zu Sarnen, der ſich durch die Flucht rettet. Zu ihren vier zerſtörten Burgen kommt noch Zwing-Uri hinzu. Ebenſo hat man dem Ereigniſſe vier Kapellen gewidmet, die bekannten drei Tellskapellen und die Stauffacherskapelle zu Steinen.

Auch der Kanton Graubünden hält ſich berechtigt, ſeine beſonderen drei Telle aufzuſtellen und dieſen die republikaniſche Conſtituirung des Bündnerlandes zuzuſchreiben: Peter von Pultingen, Abt von Diſentis, Hans Brun,

Herr von Räzüns und Graf Hans von Hohensax, und nachdem dieser Schematismus durch Chroniken, Denkmäler, Schauspiele und Lieder dem Volke zum politischen Glaubenssatze gemacht war, bildete ihn dasselbe weiter aus und parodirte ihn zu revolutionären Zwecken. Im Bauernkriege von 1653 stellte sich das gegen Luzern empörte Entlebuch unter drei eingeborne Bauernobersten und nannte sie als Vorkämpfer und Rächer des gekränkten Volksrechtes die drei Tellen, Diese waren: Hans Emmenegger von Schüpfheim, Christen Schybi von Escholzmatt und Kaspar Steiner, Sigrist zu Emmen in der Grafschaft Rothenburg. Auch das aargauer Freienamt hatte an jenem Aufstande theilgenommen und zwar unter drei Führern, die bei ihren Leuten die Telle, bei den Gegnern aber die Regentenfresser hießen.

Im Hintergrunde aller dieser Dreiheiten steht der alte Heidenglaube an die Fortdauer seiner mythischen Volkshelden, welcher meint, daß dieselben in einen Berg entrückt und in Zauberschlaf versunken, hülfreich wiederkehren werden, wenn das Vaterland in Noth ist. Im Seelisberg dicht hinter dem Rütli schlafen nach dem Volksglauben seit Jahrhunderten die drei Telle, um in Zukunft die Freiheit noch einmal zu retten. Im Axenberg sitzt der Schütze Tell, von dem der Volksglaube Aehnliches erwartet. Um luzernisch Dietwil an der Reuß heißt es, wenn man in den Bergen Rothhorn und Enzifluh ein dumpfes Donnern, Kanonenschüssen ähnlich, vernimmt, Prinz Karli exercire darin mit seiner Armee und werde, sobald der Antichrist erscheine, herauskommen und ihn schlagen, wobei Gelehrte und Belesene an Karl den Großen denken; während das Volk vielmehr den Erzherzog Karl, den aus der Kriegsgeschichte der neunziger Jahre noch immer erinnerlichen Gegner Napoleons, im Sinne hat, durch dessen momentan glückliche Operationen die damalige Schweiz, früher französisch gesinnt, schnell gut österreichisch geworden war. In Tirol verbreitete sich 1848 auf die Nachricht hin, daß die Oesterreicher in Italien eine Niederlage erlitten hätten, das Gerücht, der Sandwirth Hofer lebe im Berge zu Ilsingen oder in der Sarner Scharte und werde das Volk abermals aufbieten. Verwandte Sagen finden wir unter allen germanischen Völkern und ebenso unter den Slaven. Wir erinnern an den Kyffhäuser und an den Untersberg, sowie an den Berg Blanik, in welchem der Czechenheld Zdenko von Zasnink auf einer Steinbank schläft, um einst wiederzukommen. Die Erklärung dieser Erzählungen ist nach Rochholz einfach folgende. In der Urzeit wohnten die Menschen in den Höhlen der Berge, und in solchen bestatteten sie auch ihre Todten. Daher die alte Redensart, in den Berg, in den Hügel gehen für Sterben. Die verstorbenen Stammväter, Helden und Fürsten sitzen oder liegen daher nach der Volksvorstellung im Berge. Den ältesten Germanen wohnten selbst die Götter in den Bergen, wovon wir in dem „Alten“ des Tannhäuserliedes, der offen-

bar Wuotan ist, einen Nachhall haben. Jeder einzelne Stamm hatte so seinen besondern Götter- und Heldenberg und sein eigenes Schlachtfeld, auf das der schlafende Gott oder Held einst heraustreten sollte zum Entscheidungskampfe und zur endlichen Herbeiführung des Weltfriedens.

Wo diese Sage sich gliedert und von drei Tellen zu erzählen weiß, ist sie ein Sproß jener Trinitäten und Triumvirate, in welche sich die Götter- und Königsgeschlechter, die Stammväter und Helden der Heidenzeit auszubilden pflegten. Den Grund sucht Rochholz in der Dreizahl selbst, welche die erste Vereinbarung der zwei zu einem und demselben Zwecke ist und an den Wahlspruch des politisch aus drei Gliedern bestehenden graubündener Landes „omne trinum perfectum“ erinnert. Die Begleiter der beiden indischen Aethergottheiten Indra und Rudra sind die Ribhus, deren Name im Indischen selbst als Sonnenstrahlen übersetzt ist, und die zugleich treffliche Bogenschützen sind. Aus ihrer Schaar ragen drei Brüder durch ihre Thaten besonders hervor: Ribhus, Vibhva und Vayas. Ihnen entsprechen, wie Kuhn nachgewiesen hat, genau die von der germanischen Mythe gefeierten Brüder Wieland, der ein kunstreicher Schmied, Slagfidhr, welcher der befiederte Pfeil, und Eigil, der ursprünglich die scharfdurchdringende Pfeilspitze ist. Sie sind Söhne des Riesenkönigs, Gewitterherrn und Bootbauers Wato, der seinerseits eine Hypostase Wuotans ist, und vermählt mit den drei Walküren Schwanenweiß, Schneeweiß und Allweis. Eigil muß, wie wir sahen, seinem dreijährigen Sohn auf König Nidungs Befehl einen Apfel vom Kopfe schießen. Das altenglische Volkslied besingt die drei vereinten Schützen Adam Bell, Clym of the Clough und William of Cloudesly. Sie sind Wilddiebe, haben einen Trabanten des Königs erschossen und sollen, endlich gefangen genommen, zum Galgen geführt werden. Doch darf William (man vergleiche diesen Vornamen mit dem Wilhelm Tells) auf dem Wege zum Tode vor dem Könige noch einen Meisterschuß thun, schießt seinem Sohne auf 120 Schritte einen Apfel vom Kopfe und befreit damit sich und seine beiden Gefährten. Die aus Skandinavien weiter nach Nordosten wandernde Sage hat sich mit den Schweden im Meerbusen von Riga auf der Insel Oesel niedergelassen, wo die drei Riesenbrüder Töll oder Tell, Leigre und Neider hausen. Der mythische Held bei den zunächst angrenzenden Esthen ist Kallewipoeg, der zwei Brüder ähnlichen Wesens Alewipoeg und Sulewipoeg hat. Die Sage wird dann von den Esthen zu deren einstigen Nachbarn, den Lappen, übergegangen sein, in deren Mythe der riesentödtende Held Paiwiö mit zwei Söhnen Wuolabba (Olaf) und Isaak die herkömmliche Dreiheit bildet. Die Sicherheit Isaaks im Gebrauch von Pfeil und Bogen ist so groß, daß er eine Flußäsche trifft, wenn sie den Kopf über das Wasser erhebt. Seinen besten Schuß thut er im Kampfe gegen die räuberischen Russen. Einer von deren Häuptlingen ist

ſo unbeweglich in ſeinen Panzer geſchnallt, daß ihm ſein Knecht die Mahlzeit in den Mund ſtecken muß. Als er nun eben einmal gefüttert werden ſoll, erlauert ihn Iſaak, der Schütze, und während der Knecht jenem die Gabel zum Munde führt, kommt der Pfeil des Gegners gepflogen, trifft die Gabel und treibt ſie dem Ruſſen in den Hals.

Eine halbe Stunde oberhalb Altorf im Canton Uri, am Eingange des Schächenthales liegt das uralte, von Urkunden ſchon um die Mitte des neunten Jahrhunderts erwähnte Dorf Bürglen. Hier bezeichnet auf einer anmuthigen Höhe eine kleine mit Scenen aus Tells Leben bemalte Kapelle die Stelle des Hauſes, in welchem dieſer Schützenheld gewohnt haben ſoll. Nicht weit davon ragt ein epheuumſponnenes Thurmfragment empor, einſt, als das untere Land von Uri noch zum Züricher Frauenmünſterſtift gehörte, der Sitz des herrſchaftlichen Hausmeiers. Nach der Pförtnerin aber, die in den letzten Jahren hier ſtationirt war, hätte hier Tells Schwiegervater, der edle Ritter von Attinghauſen gewohnt. Dem Fremden kam dieſe Belehrung ſeltſam vor, dem Einheimiſchen nicht. Auch im urdemokratiſchen Uri giebt man viel auf vornehme Herkunft und Verwandtſchaft, und ſo hatten ſchon die älteſten Schweizerchroniken ſämmtliche beim Rütlibunde Betheiligte zu Adeligen gemacht, und die ſpätere Zeit hat dies geglaubt. Selbſt der vielbeleſene Marſchall Fidel von Zurlauben verunſtaltete ſeine Schriften durch grobe Beiſpiele ſolcher dem Emporkömmling anhaftenden Großmannsſucht und erfand für Tell und Melchthal ein adeliges Wappen. Mit derſelben thörichten Denkweiſe hat man für Längſtverſtorbene Grabſteine nachgemacht und für rein mythiſche Namen Glasgemälde kirchlich nachgeſtiftet, wie deren eins für Stauffacher und deſſen Frau Herlobig in der Kirche zu Art und ein anderes für Schrutan Winkelried in der Abtei zu Engelberg zu ſehen war. „Man iſt aber bei derlei antiquariſchen Spielereien nicht ſtehen geblieben; denn um einen unerweislichen Perſonennamen oder eine vorausgeglaubte Thatſache der hiſtoriſchen Ungewißheit zu entziehen, hat man ſich auf das Gebiet der geſchichtlichen Diplomatik gewagt, Urkunden geſchmiedet, hiſtoriſche Inſchriften erſonnen und ſelbſt Kirchenbücher in Namen und Zahlen gefälſcht, alles dies in der gewöhnlichen Meinung, ein ſpießbürgerlicher Eigendünkel ſei ſchon Nationalſtolz, dieſen aber weiter auszubreiten ſei ein tugendhafter und patriotiſcher Zweck, welcher die gewählten Mittel des Betrugs heilige.“ Fälle der Art kamen namentlich in Bürglen vor, wo man zum Beweiſe, daß in dieſem angeblichen Wohnorte Tells wirklich einmal ein Held dieſes Namens gelebt, Documente künſtlich ſchuf und amtlich zur Geltung brachte, ſo daß ſelbſt Johannes v. Müller ſich imponiren und mit Unterdrückung ſeines beſſern Wiſſens zu der Aeußerung verleiten ließ: „Gewiß hat dieſer Held im Jahre 1307 gelebt und an den Orten, wo Gott für das Glück ſeiner Thaten

Digitized by Google

gedankt wird, solche Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstätte gethan, durch die dem Vaterlande Vortheil erwachsen." Die Geschichte dieser Fälschung aber ist nach Rochholz folgende:

„Der Berner Pfarrer Uriel Freudenberger hatte über die historischen Schwächen der Tellengeschichte einen kleinen Aufsatz verfaßt und denselben 1752 durch seine Freunde in der katholischen Schweiz (Haller und den Luzerner Staatsmann Felix v. Balthasar) dem Urner Pfarrvikar Johannes Imhoff zu Schaddorf unter dem gutmüthig lautenden, aber ironisch gemeinten Ansinnen in die Hand spielen lassen, man möge den geschichtlich unbewanderten Opponenten mittelst der in Uri so reichlich vorhandenen Tellenurkunden kurzweg widerlegen. Die Intrigue war richtig vorberechnet; denn die erbetnen Documente waren wirklich auch in Uri so wenig vorhanden, daß Imhoff erst sieben Jahre nachher eine Reihe inzwischen aufgesammelter Schriftstücke zu übersenden vermochte, welche sich auf den ersten Blick als höchst abenteuerliche und erfolglose Bagatellen erwiesen. Sogleich auf diese nichtigen Papiere hin veröffentlichte Freudenberger seine Brochüre „Guillaume Tell fable Danoise" (1760). Sie mußte ebenso rasch in mehrern Cantonen obrigkeitlich confiscirt und verbrannt, ja durch dieselben Männer öffentlich widerlegt werden, durch deren Hand vorher jener Schriftenaustausch nach und von Uri gegangen war. Nun aber fielen diese neuesten Apologeten Tells ernstlich und zwangsweise in diejenige Rolle zurück, welche Freudenberger vorher nur scherzhaft gespielt hatte; denn auch sie suchten, um die „Fable Danoise" zu widerlegen, in Uri alsbald weiter nach beweisenden Documenten und erhielten solche ebenfalls zugeschickt, aber siehe da, dieselben waren nicht weniger Träume und Fälschungen, als die vorher von Imhoff übersandten." Sie ließen die, welche sie in gutem Glauben benutzten, krassen Unsinn als schlagende Beweismittel behandeln, wie dies namentlich v. Balthasar passirte, als er in seiner „Schutzschrift für Wilhelm Tell" das Zeugniß der sogenannten Klingenberger Chronik anrief, indem er sagte: „Der verstorbene Herr Landamman Püntener (aus Uri) hat emsig verschiedene Archive durchsucht, um die Beweise für das Dasein Tells aufzufinden, und fand unter Anderem in einer alten Klingenberger Chronik folgende Worte: Wilhelmus Tello, Uraniensis libertatis propugnator, cum suis liberis Guilielmo et Gvaltero, natu minimo, vixit anno 1307. Ejus Stemma nondum extinctum est. Fuit post belli quietem Meyerus in Burgla ecclesiae Thuricensis jure, et Walthero (!) Furstii ab Attingkhusa, sui antesignani, gener aegregius; uterque in bello Morgartensi anno 1315." (Wilhelm Tell, der Vorkämpfer der Freiheit Uris, hat mit seinen Söhnen Wilhelm und Walther im Jahre 1307 gelebt. Sein Stamm ist noch nicht erloschen. Nachdem auf den Krieg Ruhe gefolgt war, wurde er Verwalter zu Bürglen für die Kirche

zu Zürich und berühmter Schwiegersohn von Walther Fürst von Attinghausen, seinem Rottenführer. Beide haben an dem Kriege zu Morgarten theilgenommen im Jahre 1315. — Dieser Satz ist die Quelle jener Berichterstattung, mit welcher die obengenannte Pförtnerin auf der Bürglener Thurmruine die Fremden zu empfangen pflegte.

„So viele Angaben diese Stelle macht", sagt Rochholz hierzu, ebenso viele Zeugnisse plumper Unwissenheit trägt sie zur Schau. Allerdings war das Bürglener Meieramt ein Lehen der Aebtissin des Züricher Frauenmünsterstiftes, aber keine einzige der Züricher Schriften, die über dieses Bürglener Patronatsrecht handeln, kennt einen Meier Namens Tell; erstlich einen „Meyerus" nicht, weil ein solcher in der Amtssprache des Züricherstifts stabil und ausschließlich „villicus" betitelt war, und sodann einen Tell nicht, da dieser Personenname selbst in den vier Archiven und in sämmtlichen Ehe-, Tauf- und Todtenbüchern der Urkantone gleichfalls mit keiner Sylbe zu finden ist. Auch würde die Textstelle „ecclesia thuricensis", wenn sie echt sein sollte, zu lauten haben „monasterium abbatiae thuricensis". Besonders aber ist das „ejus stemma nondum extinctum est" im Munde eines gleichzeitigen Schriftstellers ein Widersinn und weist auf eine Zeit hin, wo die Urner Näll sich Täll nannten, aber schon dem Aussterben nahe waren." Woher nahm aber Püntener die ganze lateinische Stelle? Aus der Klingenberger Chronik kann er sie nicht abgeschrieben haben; denn erstens ist das Sammelwerk, welchem man fälschlich den Namen einer Chronik der Thurgauer Edeln von Klingenberg beigelegt hat, deutsch abgefaßt, und anderseits ist es eine Züricher Stadtgeschichte, die im österreichischen Interesse geschrieben ist, schon aus diesem Grunde von einem „Vorkämpfer der Freiheit Uri's" nichts enthalten kann und in der That auch, wie der von Anton Henne besorgte Abdruck jetzt bezeugt, den Namen Tells, des Befreiers, nirgends erwähnt. Püntener muß also sein Citat in einer ähnlich beschaffnen auf die Klingenbergische sich berufenden Chronik gefunden haben, und unsere Schrift weist nach, daß dies diejenige seines Ahnen Johann Püntiner gewesen ist. Letzterer, der in den Jahren 1441 bis 1468 abwechselnd als Landesstatthalter und Landammann zu Uri in der Regierung gestanden, den alten Zürichkrieg mitgemacht und dabei eine Wunde davon getragen hatte, war der Verfasser einer „Chronica miscella", welche 1799 beim Brande des Fleckens Altorf ein Raub der Flammen geworden sein soll. Obwohl dieselbe also nicht mehr existirt, kennt man sie doch nach ihrem Inhalte zur Genüge, theils durch ältere Chronisten, welche gemeinsam aus ihr geschöpft haben, ohne sie zu nennen, theils durch die neueren Geschichtsschreiber der Urkantone, denen sie noch vorlag und zu Auszügen diente. Sie alle beweisen, daß ihr Original eine fabelhafte Geschichte der Urzeit enthalten hat,

die ganz in dem Geſchmacke der Alles durcheinander würfelnden, von Mönchen geſchriebenen altdeutſchen Weltchroniken verfaßt war. Püntiner führte u. A. den Urſprung ſeiner Urner auf den Gothenkönig Alarich zurück und läßt ſie Rom erobern und von dem durch ſie geretteten Papſte ihr Landesbanner erhalten, was im Jahre 398 geſchehen und in der Chronik des Kloſters Seedorf bei Altorf zu leſen ſei.

So wurde durch Schriften, die ihre Quellen nicht in der Volksſage hatten, dem Volke eine Erfindung beigebracht, die dann von demſelben erſt wieder auf ſeine Wege vervielfältigt worden iſt. Und die Forſcher, die ſich auf ſolche Erzählungen als auf echte und wahre Volksſagen verließen, bedachten nicht, daß jede mündliche Ueberlieferung, die durch viele Jahrhunderte hindurch etwas weitertragen und fortpflanzen ſoll, immer nur an einzelnen Begebenheiten und Umſtänden haftete, alſo niemals ſich auf eine politiſch zuſammenhängende Geſchichte ausdehnte. Tell aber wurde ja gerade zum Mittelpunkte der Geſchichte vom Befreiungskampfe der Urſchweiz gemacht.

Kehren wir nun zu den angeblichen Urkunden zurück, und fragen wir, ob dieſelben ebenfalls Bekanntſchaft mit den Püntinerſchen Angaben verrathen, ſo iſt darauf mit Ja zu antworten, und zwar kennen ſie nicht blos die oben citirte lateiniſche Stelle, ſondern auch deren Verwerthung zu einer Reihe von Urkundenfälſchungen im Streite über die Exiſtenz eines Tell. Imhoff meldet nämlich, im Todtenbuche der Kirchengemeinde Schaddorf ſtehe geſchrieben: „Wilhelm Tell, Walter, ſein jüngſter Sohn, Walter de Tello, Cuni ſein Sohn.“ Ebenſo ſtehe im Todtenbuche der Gemeinde Attinghauſen: „Im Jahre 1675 iſt verſchieden Anna Margaretha Tell. Im Jahre 1684 iſt verſchieden Johann Martin Tell, der letzte ſeines Stammes, ultimus stemmatis.“ Endlich ſei in der „copia libri vitae in Altorf et Seedorf anno 1360 renovata“ zu leſen: „Familiarum priscarum ejusdem gentis liberae conditionis nomina: der Fürſt, 1307, 1315, der Telle, 1307.“ Alle dieſe dreiſt auftretenden Angaben ſind aber von Eutych Kopp als Schwindel und Täuſchung nachgewieſen worden. Die angeblich aus dem Seedorfer Jahrzeitbuche entnommenen Namen und Daten kommen dort nicht vor und ſind nichts als Auszüge aus der Chronik Tſchudis unter den betreffenden Jahren. Das Schaddorfer Todtenbuch enthält nirgends den Namen Tell, zeigt aber, daß der Name Walter de Tello eine Umänderung des Namens Walter de Trullo iſt, der vorher an dieſer Stelle ſtand. Eine ähnliche Fälſchung findet ſich im Attinghauſener Todtenbuche, wo der Name eines Johann Martin Näll, und die Namen ſeiner Töchter in Tell umgewandelt worden ſind, und der von Imhoff behauptete Zuſatz „ultimus Stemmatis“ nicht zu finden iſt. Dieſe Koppſchen Nachweiſe ſind in den Waldſtätten nothgedrungen anerkannt worden. Hauptmann Müller aus Altdorf, der eifrige Forſcher in

Digitized by Google

der Tell betreffenden Literatur, hat in der 1854 in seiner Vaterstadt abgehaltenen Versammlung des Fünfortischen Geschichtsvereins zugestanden, daß man in den Kirchengemeinde-Registern der ganzen Thalschaft dem Namen Tell nirgends begegne; er habe sich von den stattgehabten Unterschiebungen des Namens Tell an Stelle des Namens Näll im Attinghausener Kirchenbuche durch eigne Besichtigung desselben überzeugt.

Das Weiße Buch läßt den vom Landvogte Geßler verhörten Tell zur Entschuldigung seines Ungehorsams sagen, wenn er witzig wäre, so hieße er nicht der Tell, mit andern Worten, wäre er bei Verstande, so würde man ihn nicht den Tell nennen. Die späteren Chronisten Etterlin und Tschudi schrieben dieses Wort unverändert nach, und das Urner Tellenspiel, welches unter obrigkeitlicher Protection auf dem Altorfer Marktplatze aufgeführt wurde, drückt diesen Mangel an Verstand bei dem Nationalhelden deutlich aus. Schiller, der an der Albernheit des Heros künstlerischen Anstand nehmen mußte, läßt den Befragten antworten: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell." Einen ähnlichen Ausweg hatte bereits Spreng versucht, indem er gesagt, Tell habe gegen den ihn ausfragenden Landvogt Verrücktheit vorgeschützt und sei eben wegen dieser frechen Verstellung verurtheilt worden, auf das eigne Kind zu schießen. Täll oder Telle, von talen, einfältig oder kindisch thun abzuleiten, bedeute einen Narren. Habe doch auch Odysseus, um nicht mit nach Troja ziehen zu müssen, sich wahnsinnig gestellt und unter dieser Maske Roß und Rind zusammen vor den Pflug gespannt, als aber dann Palamedes ihm seinen Sohn Telemach vor den Pflug gelegt, sei der Vater gezwungen gewesen, vorsichtig neben dem Kinde vorbeizuackern und so seine Verstellung selbst zu entdecken. An solche mythische Züge müsse man sich erinnern, wenn man die Glaubwürdigkeit der Geschichte von Tell deshalb bestreite, weil der Landvogt unmöglich so unvernünftig gewesen sein könne, dem Blödsinnigen einen Kindesmord zu gebieten. So weit Spreng. Den wichtigeren Einwurf, daß Tell dann in blos vorgeschütztem Blödsinn noch unvernünftiger als der Landvogt handelt und den anbefohlnen Schuß wirklich thut, übergeht er, da es ihm nur um den Beweis zu thun ist, daß der Name Tell kein Geschlechts-, sondern nur ein Beiname gewesen. Mit dieser Behauptung stehen wir aber bei jenen verspäteten Namenssagen, die erst dann auftauchen, wenn der ursprüngliche Sinn eines historischen Namens bereits erloschen ist.

Richtig ist, daß Tell die Bedeutung Thor, Geistesschwacher, Alberner hat. Daß solche Prädicate nicht zu einem Nationalhelden, nicht zum Mitbegründer der Eidgenossenschaft passen, liegt auf der Hand. Die sagenausbildende Ueberlieferung empfand diesen Mangel und half sich einigermaßen damit, daß sie dem Geistesschwachen gleichsam Vormünder gab, die sogenannten drei Tellen:

Staufacher, Walter Fürſt und Arnold Melchthal. Während dieſe drei zuſammen auf dem Rütli ſich berathen und den Schweizerbund ſtiften, ſchließt Tell ſich ſelbſt von ihrer Verſammlung aus, legt ſich in der hohlen Gaſſe auf die Lauer und ſchießt aus dem Verſteck den Landvogt vom Pferde. Die Sage bleibt bei alledem mangelhaft, aber dieſe ihre Mangelhaftigkeit erklärt ſich, wenn wir mit Rochholz auf ihren Grund zurückgehen und ihre Entwickelung verfolgen. Ihr Kern und Keim iſt das Erliegen des Winterrieſen vor den Pfeilen des Frühlings. Indem dieſe Naturmythe ſich in eine Thatſache mit ethiſchem Inhalt verwandelte, verlor ſie ihr einheitliches Weſen und nahm bedenkliche und unvereinbare Züge an. „Der Tyrann erliegt dem meuchelmörderiſchen Pfeilſchützen, ohne daß ein Zweikampf zwiſchen beiden vorausgegangen wäre. Der Meiſterſchütze hat das ihm geſteckte Ziel bereits getroffen, er läßt jetzt den zweiten Pfeil, der dem Vogte für den Fall eines Fehlſchuſſes zugedacht iſt, im Goller und bekennt, für wen er beſtimmt geweſen. Dennoch thut er wenige Stunden nachher den meuchleriſchen Schuß. Dieſe feige That ſucht nach einer Entſchuldigung, aber die vorgebrachten Gründe reichen nicht aus. Der Mord geſchieht ja nicht aus Nothwehr; denn der Schütze iſt bereits frei, er iſt auch keine vom Landesgeſetze gebilligte Blutrache; denn nicht das Kind, ſondern der Apfel iſt getroffen. Was bleibt alſo bei ſolchem Morde Anderes übrig, als die Rachethat eines in ſeinem Blödſinn zur Unzeit gereizten Thoren.“ So iſt die Dümmlingsſage in die Tellſage gekommen, und zwar durch das Volksgewiſſen, welches eine ſittlich nicht zu rechtfertigende That wenigſtens erklärt ſehen wollte, und der Volksmund hat aus ſeinem Wortvorrath den redenden Beinamen Tell dazu gegeben. Einen Narren zum Nationalhelden, einen Meuchelmörder zum Begründer der Freiheit zu machen, iſt dem Volke nie eingefallen. Dieß war den regierenden Herren und deren Chronikſchreibern vorbehalten, ſeitdem dieſe den ſchweizeriſchen Nationalſtolz gepachtet hatten. „Sie, die nun ſelbſt die Tyrannen im Lande ſpielten, ließen in Tell das Recht des Tyrannenmordes verherrlichen. Tſchudi, bald dieſer Magnaten Werkzeug, bald ihr Mitregent, kam dem bekannten Moralſyſtem des Jeſuiten Buſenbaum zuvor und vertheidigte in ſeiner Chronik den Fürſtenmord offen. Viel klüger, ſagt er, würden die Eidgenoſſen gethan haben, ſich mit den fünf Mördern des Kaiſers Albrecht zu verbünden, ſtatt ſie von ſich zu weiſen. Sei es doch der Ermordete geweſen, welcher den drei Ländern die Beſtätigung ihrer Freiheiten verweigert habe, ſodaß ſie alsdann von Oeſterreich angegriffen und zur Schlacht bei Morgarten gezwungen worden ſeien. Darum habe es nachmals die drei Länder auch zu reuen begonnen, daß ſie ſich des Herzogs Johann und ſeiner Mitverſchwornen nicht angenommen und ihm nicht geholfen hätten, der doch ſo treulich an ihnen gehandelt und ihnen vorhergeſagt habe, wie es

ihnen ergehen würde. Solche erdichtete Gedanken waren es, die Tſchudi den Waldſtätten in den Mund zu legen die politiſche und hiſtoriſche Frechheit hatte. Die Folgen dieſer Sophiſtik ließen nicht auf ſich warten. Schon ſieben Jahre nach dem Tode des Chroniſten, im Jahre 1579 erſchien zu Baſel das Urner Tellenſpiel in neuer Auflage und trug jetzt, trotz der in der damaligen Schweiz ſchon ſcharf gehandhabten Büchercenſur, auf dem Titelblatte das herausfordernde Motto:

„Tyrannen und ein Hund, der tobt,
Wer die erſchlägt, der wird gelobt."

Tell war von nun an der obrigkeitlich autoriſirte Tyrannenſchlächter, und in dieſem ſeinem Amtsgeſchäfte ein Verbrechen zu ſehen, galt jetzt ſelber ſchon als eins. Knieend und mit dem Strick um den Hals mußte der Zuwiderredende Abbitte thun."

Ueber die zweite Hälfte des Rochholz'ſchen Buches, die ſich vorzüglich mit Geßler beſchäftigt, müſſen wir uns kurz faſſen. Geßler iſt eine geſchichtliche Perſönlichkeit, aber freilich eine ganz und gar andere als die, welche uns die Tellsſage vorführt. Im Jahre 1314 erkaufen Johannes Geßler und deſſen Söhne Gotteshausgüter, welche der Luzerner Stiftsalmoſenei zinspflichtig ſind. Dieſe Höfe, Brüggtal und Bergiswil, ſind Eigenthum des Luzerner Leodegarſtiftes und liegen, der erſte innerhalb des Luzerner Pfarrkreiſes in der Richtung gegen das Dorf Ebikon, der zweite im Bezirke des Hofes zu Küßnach, wo er Sonderrechte beſaß. Den Eigenthümer dieſer Höfe, den Vater Johannes Geßler, kennt man urkundlich ſeit dem 13. Januar 1309. Er iſt ein unfreier Bauer aus aargauiſch Meienberg, nimmt aus der Hand des Habsburger Adels Zinsgüter im Eigenamte und im Freiamte in Pacht, und kauft ſie von Frohndienſt und Vogtsſteuer los, kommt als Pferdehändler mit Herzog Leopold dem Aelteren in Verkehr, leiht demſelben hundert Pfund Pfennige, erhält ſtatt deren Rückzahlung den Titel eines herzoglichen Küchenmeiſters und ſtirbt als ſolcher 1315. Sein älteſter Sohn Heinrich vermehrt das väterliche Erbe, wird Ritter, hält ſich vorübergehend am Hofe zu Wien auf und vertritt da die Anſprüche der Stadt Luzern. Dieß iſt jener Geßler, aus deſſen Namen die ſchweizeriſchen Chroniſten ein Mittel zu fortgeſetzter Geſchichtsfälſchung gemacht haben. „War dieſer beurkundete ritterliche Diener der Herzöge von Oeſterreich dem Pfeile Tells zum Opfer gefallen, ſo ſchien damit der urkundlich nicht nachweisbare Tell thatſächlich erwieſen. Daß beide, Schütze und Erſchoſſner, nur die beiden unentbehrlichen Hälften einer und derſelben Sagencompoſition waren, ließ die argloſe Vorzeit ſich noch nicht träumen, dieß begann erſt dem vorigen Jahrhundert klar zu werden. Noch mangelten die Beweismittel. Dieſe ſind uns erſt durch Eutych

Digitized by Google

Kopps' urkundliche Forschungen beschafft worden. Nach diesen wissen wir Folgendes.

Eine Persönlichkeit Namens Hermann Geßler, die angeblich bis 1307 als österreichischer Vogt in den Waldstätten regiert hätte und dort getödtet worden wäre, existirt in der Geßler'schen Familie damaliger Zeit ebenso wenig wie später. Das demselben beigelegte Amt eines Reichsvogtes der drei Länder war damals gleichfalls noch nicht vorhanden, weil in der ganzen Zeit Albrechts, als Herzogs und als Königs, Uri und Unterwalden kein Reichsland waren, in Schwyz aber die Landesverwaltung durch Ammänner geführt wurde, über welche ein Landmann als Richter gesetzt war. Ein solcher Richter aber schließt in seiner Eigenschaft als Verweser der Vogtesgerichtsbarkeit das Bestehen eines Landvogtes neben ihm aus.

Ein Hermann Geßler von Brunegg hat bis 1307 und noch geraume Zeit später gleichfalls noch nicht gelebt, da diese Burg erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Besitz eines Geßler, Heinrich's des Zweiten dieses Namens kam, der 1403 starb.

Ein Vogt Geßler auf der Burg Küßnach ist ebenfalls eine Unmöglichkeit, da diese Schloßvogtei urkundlich von 1296 bis 1347 dem Rittergeschlechte der Eppone von Chüssinach, dann als herzogliches Erblehen dem Walter von Tottikon gehörte, hierauf durch dessen Tochter an deren Gemahl Heinrich von Hunwile und endlich am 24. August 1402 durch Kauf an das Land Schwyz kommt, ohne jemals einen Geßler zum Besitzer gehabt zu haben.

Hiermit wird, wie Rochholz sagt, „durch die Geschichtsforschung Geßler aus der Tellensage befreit, wie durch die Sagenforschung Tell aus dem Gebiete der Geschichte ausgewiesen ist. Tell wird aus dem politischen und kirchlichen Credo gestrichen, Geßler ebenso aus dem Aberglauben des Volkes und der Lesewelt. Ist Geßler der pragmatischen Geschichte sicher anheimgestellt, so ist Tell um sein Schlachtopfer gebracht, so endet die bisherige Zwillingsschaft dieser beiden Namen. Politische Bosheit eines von welschem Solde lebenden und das deutsche Stammland hassenden Magnatenthumes war es, die das Märchen vom Tyrannen Geßler auf die Bahn brachte und es durch eine welschdenkende Priesterschaft sogar kirchlich sanctioniren ließ. Dieses aufzudecken ist Aufgabe der historischen Gerechtigkeit."

Moritz Busch.

Der Miniſterwechſel in Baden.

(Correſp. aus Baden.)

Bis dieſe Zeilen in die Hand der Leſer gelangt ſein werden, ſind nahezu vier Wochen verfloſſen, ſeit das Ereigniß des jüngſten badiſchen Miniſterwechſels, welches wir nachſtehend beſprechen, ſich vollzogen hat. Innerhalb dieſer vier Wochen hat die Einbildungskraft müſſiger Köpfe und die Schreibſeligkeit ſenſationsluſtiger Correſpondenten genugſam Zeit gehabt, dem Publikum ihr Wiſſen oder auch Nichtwiſſen über das unverhofft eingetretene Ereigniß darzulegen. Die Zeit iſt nicht unbenutzt geblieben. Von dem kleinſten Localblatt unſeres badiſchen Ländchens an bis hinauf zu jenen Organen, welche für Säulen der deutſchen Preſſe erachtet werden, einer „Kreuz-Zeit.“, „Köln. Zeit.“, „Allg. Zeit.“ u. ſ. w. iſt der badiſche Miniſterwechſel reichlich beſprochen worden. Die Tagesblätter jeglicher Parteifarbe haben ihm ihre Beachtung geſchenkt, alſo daß der Demokrat wetteiferte mit dem Ultramontanen, der Nationalliberale nicht zurückſtand hinter dem Deutſch-Conſervativen. Was wir aber bei all' dieſen Darlegungen, mit wenigen Ausnahmen, faſt vollſtändig vermißt haben, das iſt die Weite und Umſichtigkeit des politiſchen Blickes, die das Einzelereigniß zu erfaſſen verſteht in naturnothwendigem Zuſammenhang einer nicht erſt ſeit kurzem gegebenen Conſtellation. Dieſes kleinliche Suchen und Stöbern nach dem Einzelgrund, der das Ereigniß zu Tage förderte; dieſes ſich Anklammern an die einzelnen Worte des fürſtlichen Handſchreibens, welches den neuen Miniſterpräſidenten in ſein Amt berufen hat; dieſes juriſtiſch ſorgfältige Bemühen, den Beweis eines nicht ſtattgehabten und nicht ſtatthabenden Syſtemwechſels aus dieſem Zweifachen zu erbringen, ſie kennzeichnen doch wohl nur den Tagespolitiker, der von der Hand in den Mund lebt. Wir wollen nicht zu dieſen gerechnet ſein. Das Einzelereigniß, wie hervorſtechend es auch ſei, iſt doch immerhin nur ein Glied, das mit Naturnothwendigkeit ſich einfügt in eine Kette, die nun einmal ſo angelegt und geplant iſt, daß ſie auch dieſes Gliedes nicht entbehren kann. Alles iſt Samen! Wer dieſes Dichterwortes bei ſeinem politiſchen Raiſonnements nicht eingedenk war, der würde nicht wehren können, daß er trotz allen Anſtrichs der Geiſtreichigkeit, den er ſich vielleicht zu geben weiß, dennoch unerbittlich zu der Zahl derer gezählt würde, deren Geſchäft in der deutſchen Sprache als Kannegießerei bezeichnet zu werden pflegt. Dagegen wird es freilich auch nicht fehlen, daß wer den Gedanken jenes Wortes auch bei Betrachtung der politiſchen Tagesgeſchichte zur Geltung bringt, von der oberflächlichen Kurzſichtigkeit oder dem böſen Uebelwollen der „Geſchichtbaumeiſterei“ bezichtigt und ſammt ſeinen Aufſtellungen mit vornehmem Lächeln bemitleidet wird.

Digitized by Google

Doch ist Solches leicht zu ertragen, um so mehr, als die letzte und höchste Instanz über Werth oder Unwerth der gesammten politischen Auffassungs- und Betrachtungsweise, wie der Auffassungs- und Betrachtungsweise eines Einzelfalles nicht durch wohl- oder überwollende Kritiker der gleichzeitigen Tage gebildet wird, sondern durch die Geschichte der kommenden Jahre.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns zur Sache selbst, indem wir zuvörderst in Kürze das Thatsächliche des jüngst stattgehabten badischen Ministerwechsels mittheilen, sodann die Ursachen des Vorgangs zu erkennen suchen. Solche Kenntniß und des Weiteren ein prüfender Blick auf das Ministerium werden ermöglichen, mit ziemlicher Sicherheit einen Schluß zu ziehen auf die politische Signatur der nächsten Zukunft unseres badischen Staatslebens.

Nachdem bereits mehrere Tage lang diesbezügliche Gerüchte in Umlauf gewesen waren, brachte am 25. September das Regierungsorgan, die „Karlsruher Zeitung" die vom 24. September datirte Mittheilung, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog unterm 21. d. M. geruht hatten, den Staatsminister Dr. Jolly auf dessen Ansuchen seines Amtes als Präsidenten des Staatsministeriums und Minister des Innern unter Vorbehaltung der anderweitigen Verwendung im activen Dienst gnädigst zu entheben. Gleichzeitig mit der Amtsenthebung wurde dem abtretenden Minister die allerhöchste besondere Anerkennung seiner langjährigen, ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste ausgesprochen unter Verleihung des höchsten Ordens der badischen Krone. Nachdem in Folge des Vorgangs auch die sämmtlichen übrigen Mitglieder des Staatsministeriums dem Großherzog ihre Aemter zur Verfügung gestellt hatten, wurde von diesem mittelst Schreibens aus Stuttgart vom 23. September der seitherige Präsident des Handelsministeriums Turban aufgefordert, die Aufgabe zu übernehmen, „auf Grundlage der bisher maßgebend gewesenen Richtung der Regierung, sowohl in Betreff der inneren Politik als auch in Bezug auf die nationalen Entwickelungsaufgaben ein freisinniges Ministerium neu zu bilden." Präsident Turban unterzog sich dieser Aufgabe. Unter Beibehaltung seines Ressortministeriums trat er als Staatsminister und Präsident des Staatsministeriums an die Spitze der Geschäfte. Der Präsident des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses, der Justiz und des Auswärtigen, v. Freydorf, wurde in den Ruhestand versetzt, indem gleichzeitig die Geschäfte des Ministeriums des Auswärtigen dem Staatsministerium zugewiesen wurden; der Präsident des Finanzministeriums, Ellstätter, blieb auf seinem Posten, desgleichen das Mitglied des Staatsministeriums, Staatsrath Nüßlin; zum Präsidenten des Ministeriums des Innern wurde Landescommissar L. Stösser ernannt und zum Präsidenten des Großherzoglichen Hauses und der Justiz Fiscalanwalt Dr. Grimm in Mannheim.

Wenn wir nun die Urſachen des ſtattgehabten Miniſterwechſels darzulegen ſuchen, ſo wird man nach dem, was wir bereits oben ausgeführt haben, nicht erwarten, daß wir mit minutiöſem Eifer irgend einen Einzelvorgang aufſtöbern, welcher die Kriſis herbeigeführt habe. Was über ſolche Einzelvorgänge von der Preſſe berichtet wurde, gehört doch insgeſammt mehr oder minder in das Gebiet der vagen Vermuthungen und Gerüchte. Abgeſehen jedoch hiervon, würde jeder Einzelvorgang, der den Rücktritt Jolly's zur Folge gehabt, nur den Moment anzeigen, in welchem der ſchon lange angehäufte Zündſtoff explodirte. Wir wollen keineswegs einen ſolchen Einzelvorgang als die nächſte, äußerlich greifbare Urſache der Kriſis von vornherein ablehnen, werden vielmehr in unſern betreffenden Ausführungen ſelbſt einen Einzelvorgang in Anſpruch nehmen. Allein derſelbe muß auf alle Fälle der Art ſein, daß er ſich organiſch in den Zuſammenhang der die Geſammtlage geſtaltenden, nicht erſt ſeit geſtern beſtehenden politiſchen Stimmungsmomente einreihen läßt, und er muß ferner ſo ſchwer in die Wagſchaale fallen, daß er für hinreichend befunden wird, ein Ereigniß von weittragenden Folgen, wie das der Rücktritt eines Miniſteriums unter allen Umſtänden iſt, in Scene zu ſetzen. Die Sache unter dieſen Geſichtspunkt gerückt, iſt nun wohl klar, daß — wir greifen nur dieſe zwei Punkte heraus — weder die von dem Großherzog gewünſchte Ernennung einer dem Fürſten naheſtehenden Perſönlichkeit zum Mitglied des Staatsminiſteriums, welcher Ernennung der Staatsminiſter widerſprochen habe, noch auch Differenzen zwiſchen letzterem und dem Großherzog bezüglich der Beſetzung der Präſidentenſtelle der Oberrechnungskammer als Einzelvorgänge die Kriſis heraufbeſchworen haben.

Wie gehen weiter und ſehen uns nach einer conſtitutionellen Nothwendigkeit oder Veranlaſſung zum Rücktritt des Miniſteriums Jolly um. Sie liegt nicht vor. Zwar iſt es kein Geheimniß, daß zwiſchen dem Miniſterium Jolly und den Führern der national-liberalen Landtagspartei, des zur Zeit abſolut ausſchlaggebenden parlamentariſchen Factors unſeres Staatslebens, ein inneres, herzliches Einvernehmen ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr beſtand, ja, man kann ſagen, nie beſtanden hat. Die ſog. Offenburger Bewegung, welche zu Ende des Jahres 1868 mit direct gegen Jolly gerichteter Spitze ihre Wogen warf, brachte eine von Beginn der Regierungsthätigkeit Jolly's an zwiſchen ihm und den Führern der nationalliberalen Partei beſtehende Mißſtimmung zum Ausdruck, und wenn auch die Mißſtimmung allmählig ihren acuten Character verlor, ſo blieb ſie doch beſtehen. Es möge hier unerörtert bleiben, worin dieſelbe ihren Grund hatte. Jolly's eminente ſtaatsmänniſche Befähigung wird nirgends angezweifelt, ſeine energiſche Hingabe an den nationalen Gedanken, ſein conſequentes Feſthalten der liberalen Principien laſſen keine Bemäckelung zu. Perſönliche

Digitized by Google

Gründe, die in etwas mitgewirkt haben mögen, können nicht in maßgebender Weise Ausschlag gegeben haben. Vielleicht, daß Jolly das, was man Fühlung mit der Kammer nennt, zu wenig cultivirte, daß er nach der Weise Bismarck's in dessen früherer Epoche etwas zu autokratisch vorging, die Landtagsmajorität als einen Factor betrachtete, der einzig in legislatorischer Hinsicht zu berücksichtigen sei, dem irgend welcher weitergehende Einfluß aber nicht zugestanden werden dürfe. Sei dem, wie ihm sei. Die Mißstimmung bestand. Sie zeigte sich insbesondere auch auf dem letzten Landtag 1875/76 und hat während desselben mehrmals eine recht unangenehme Gewitterschwüle über die Atmosphäre unseres Staatslebens verbreitet. Die schon vor dem Zusammentritt des Landtags zwischen der „Bad. Corr.", dem Organ der nationalliberalen Landtagspartei, und der officiösen „Karlsr. Zeit." zum Theil recht gereizt geführten Plänklergefechte gestalteten sich während der Landtagssession zu ernsten Scharmützeln. Und auch soweit diese nicht statthatten, lebte man stets auf dem gegenseitigen Qui vive! Es waren insbesondere die Gesetzesvorlage über die obligatorische Einführung der confessionell gemischten Volksschule, sodann das sog. Pfarrdotationsgesetz, die Discussion des Gesetzes über Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer, endlich zum Schluß des Landtags noch Erörterungen über eine Umformung der ersten Kammer, welche die gegenseitige Mißstimmung und Gereiztheit, mitunter in sehr scharfer Weise, zum Ausdruck brachten. Thatsache ist, daß bei ein und dem andern der streitigen Punkte der Staatsminister sich mehr, als ihm erwünscht war, durch den Willen des Großherzogs gehemmt sah. Indessen konnte dies an der Sache selbst nichts ändern, und auch der Umstand besserte nichts, daß die erste Kammer — ein und das andremal sogar weitgehender, als es dem Minister willkommen sein konnte — bezüglich der Differenzpunkte durchweg der zweiten Kammer frondirend entgegentrat. Aber bei alledem hat man beiderseits verstanden, sich zu vertragen; man hat gegenseitige Rücksichtnahme walten lassen, und es wurde namentlich bezüglich sämmtlicher Gesetzesvorlagen schließlich Uebereinstimmung erzielt, so daß sie ohne Ausnahme zu Gesetzen erhoben wurden, wenn auch nicht durchweg so, daß man auf beiden Seiten völlig zufrieden gestellt war. Die letzte Landtagssession hatte das Ansehen des Staatsministers nicht im mindesten erschüttert; im Gegentheil, sie hatte es, allgemeiner Meinung nach, neu gekräftigt. Auch in den wenigen Wochen, welche seit Schluß des Landtags verflossen sind, war kein Vorgang zu verzeichnen, welcher eine constitutionelle Veranlassung zum Rücktritt des Ministeriums enthalten hätte. Die auf dem Landtag votirten Gesetze erhielten eines um das andere die Sanction des Fürsten, und wie wenig man auf Seiten der national-liberalen Landtagspartei an eine Ministerkrisis dachte, oder gar sie wünschte, beweist u. A. die Thatsache, daß man dort von dem

Eintritt der Krisis auf's Höchste überrascht war und daß die „Bad. Corr." sofort den Rücktritt Jolly's auf's lebhafteste bedauerte. Nach alle dem ist es schwer verständlich, wie ein sonst mit Recht hochangesehenes Blatt, die „Köln. Zeit." sich, sogar „von gut unterrichteter Seite", aus Süddeutschland schreiben lassen konnte, der Grund des Ministerwechsels liege in der streng constitutionellen Gesinnung des Großherzogs, welcher durch Herbeiführung einer Neubildung des Ministeriums das harmonische Einverständniß zwischen Regierung und Landtag habe erhöhen wollen. Wie wäre z. B. auch mit solcher Absicht das in Einklang zu setzen, daß auf den wichtigen und einflußreichen Posten des Präsidenten des Ministeriums des Innern ein Mann berufen wurde, der auf dem letzten Landtag, hauptsächlich wegen Meinungsverschiedenheiten in der Frage der Schulgesetznovelle, als treuer Anhänger der Regierung offen aus der national-liberalen Fraction ausschied! Item, eine constitutionelle Nothwendigkeit oder Veranlassung zum Ministerwechsel lag nirgends vor.

Welches aber sind die Gründe? Die officiöse Presse hat sie bis jetzt nicht proclamirt. Ihre Proclamirung ist — die Sache rein vom Standpunkt des politischen Beobachters aus betrachtet — unseres Erachtens auch durchaus nicht nöthig, da sie dem, der die politische Strömung unseres Staats- und Hoflebens wenn auch nur seit einigen Jahren beachtet hat, klar liegen. Solchem Beachten konnte nicht entgehen, daß an höchster Stelle des Landes die vordem so frische und opferfreudige Begeisterung für den nationalen Gedanken allmählig einer Stimmung des Unbehagens gewichen war. Getragen von jener Begeisterung hatte Großherzog Friedrich, weit vorleuchtend seinen fürstlichen Vettern, hohe Opfer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt: Baden kennt keine Reservatrechte, und unser Heer ist, da ein einheitlich deutsches Heer noch nicht geschaffen ward, zufolge der Militärconvention vom 25. November 1870 Bestandtheil des preußischen Heeres. Der Name des Großherzogs Friedrich wird um solchen hochherzigen Handelns willen in der deutschen Geschichte für alle Zeiten mit größter Achtung genannt werden. Aber eine und die andere bittere Frucht der kühnen Saat konnte dem, der die Saat ausstreute, nicht erspart bleiben. Möglich, daß bei Abschluß der Militärconvention die Rücksichten auf die bis dahin gedienten badischen Militärs etwas kräftiger hätten zur Geltung kommen können, wenn man ernstlicher als es geschehen sein soll den Versuch gemacht hätte, sie zur Geltung zu bringen. Möglich, daß man unbeschadet der Verwirklichung der nationalen Idee in ein und dem anderen Stück etwas weniger rasch hätte vorgehen dürfen. Wir kritisiren es nicht. Aber die es kritisirten haben den Thron des Fürsten umschwärmt. Und was die Koryphäen der Bureaukratie, was der particularistisch gesinnte Adel, was die römisch-katholischen Würdenträger

in Frack und Sutane — was sie Alle, die der nationale Gedanke zur Seite geschleudert hat, an Stimmung des Unmuths, des Mißbehagens und der Verbissenheit in sich tragen, das haben sie dem Fürsten nahezubringen gewußt. Wir wollen kurz sein: an Stelle der opferfreudigen Hingebung an den nationalen Gedanken trat eine gewisse Zurückhaltung, ein sorgsames Hüten der noch gebliebenen Souveränität. Sodann ist es offenkundig, daß am Karlsruher Hof, wie behauptet und geglaubt wird, wesentlich in Folge des Einflusses der in dieser Hinsicht den Traditionen ihres väterlichen Hauses treuergebenen Großherzogin die kirchlich positive Richtung freundlicheren Blickes beachtet wird, als die z. Z. dominirende liberale Protestantenvereinspartei. Die Herrschaft dieser Partei, deren kirchenpolitische Principien sich seit dem Jahre 1860 immer nachdrücklicher verwirklichten, war nicht absolut beliebt. Die Wirren, welche der unausgesetzte Kampf mit der Curie zur Folge hatte, wurden unangenehm empfunden. So kam es, daß die im sog. „Kulturkampf" seit dem Jahr 1860 Landtag für Landtag durch tief einschneidende gesetzgeberische Acte energisch durchgeführte Verwirklichung freisinnigster Principien nicht mehr genehm war. Es bedarf nur der elementarsten Kenntniß psychologischer Grundgesetze, um verstehen zu können, wie sich bei solcher Stimmung eine immer schärfere Antipathie gegen den Mann festsetzen mußte, der die Seele all' dieser Bestrebungen war, dessen unbeugsame Festigkeit auch nicht das leiseste Abschwenken von der Bahn des nationalen Gedankens gestattete, dessen zähe Energie die liberalen Principien in rastlos vorwärts schreitendem Handeln unerbittlich verwirklichte. Der kühnste Vertreter des nationalen Gedankens, unter dessen Führung Baden jene opferfreudige nationale Politik befolgt hatte; der energischste Vorkämpfer der liberalen Principien, der diese, den Ultramontanismus mit scharfer Schneide bis ins innerste Mark treffend, nachdrücklichst analisirte, war nicht mehr persona grata, war dies vielleicht niemals völlig gewesen. Ein kleiner Anlaß, und die Stimmung des Unbehagens konnte zum Durchbruch kommen, namentlich einem Mann wie Jolly gegenüber, an dessen Wesen Strammheit und Energie das Characteristische ist, während eine gewisse diplomatische und höfische Geschmeidigkeit und Elasticität fehlt. Der Anlaß stellte sich ein. Es ist bekannt, daß der Großherzog zu Beginn des letzten Landtags nur nach längerem Zaudern und unter scrupulösen Bedenken — schon damals hatte eine Ministerkrisis geschwebt — die Genehmigung zur Einbringung des Gesetzentwurfs betr. der confessionellen Volksschulen in confessionell gemischte ertheilt hatte. Und ebenso ist Thatsache, daß er sich nur schwer entschließen konnte, die das Princip der confessionell gemischten Schule schärfer, als die Regierungsvorlage zum Ausdruck bringenden Aenderungen, welche die zweite Kammer an dem Gesetzentwurf vornahm, zu genehmigen. Minder bekannt

vielleicht, aber nichts deſto weniger Thatſache iſt, daß das von beiden Kammern genehmigte Geſetz einige Wochen im Kabinet des Fürſten lag, ohne die Sanction zu erhalten. Zwei Tage, nachdem ihm dieſe geworden, erhielt Staatsminiſter Jolly die Entlaſſung. Hier hätten wir den Einzelvorgang, indem ſich ganz von ſelbſt die Vermuthung nahe legt, daß der Großherzog, von dem leitenden Miniſter zur Sanctionirung des mehrerwähnten Geſetzes gedrängt, dieſe auf eine Weiſe gewährt habe, die es letzterem zur Gewißheit machte, daß die Principien der von ihm vertretenen Politik nicht durchweg die Billigung des Fürſten beſäßen und daß in Folge deſſen eine fernere erfolgreiche Bethätigung im Amte nicht mehr möglich ſei. Sind vielleicht noch, was wir keineswegs unbedingt in Abrede ſtellen wollen, ſpeziell perſönliche Fragen mit in's Spiel gekommen, ſo war der äußere Anlaß zu dem innerlich längſt vorbereiteten Ereigniß gegeben.

Dr. Julius Jolly,*) Badenſer von Geburt, trat zum erſtenmal in die größere Oeffentlichkeit, als er, damals a. o. Profeſſor an der Univerſität Heidelberg, ſich an den kirchenpolitiſchen Kämpfen der Jahre 1859 und 1860 betheiligte, insbeſondere auch als Redner auf den proteſtantiſchen Durlacher Conferenzen. Lamey berief ihn in das Miniſterium des Innern, in welches er am 2. April 1861 eintrat. Im Jahr 1866, als Baden in die unſelige Poſition gegen Preußen hineingedrängt wurde, gerieth er in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied der erſten Kammer, in welche ihn die Univerſität Heidelberg geſandt hatte, dadurch daß er die von Edelsheim geleitete antipreußiſche Politik mißbilligte, in ſcharfen Conflict mit der Regierung. Er ſchied in Folge deſſen aus dem Miniſterium und wurde unterm 25. Juni dem Verwaltungsgerichtshof als Rath beigegeben. Nach Beendigung des Krieges wurde er unterm 27. Juli 1866 von Mathy, der damals an die Spitze der Geſchäfte getreten war, als Lamey's Nachfolger zum Präſidenten des Miniſteriums des Innern berufen. Dieſes Reſſortminiſterium beibehaltend, übernahm er nach Mathy's Tode am 12. Februar 1868 als Präſident des Staatsminiſterium die Leitung der Geſchäfte, die er denn auch beibehielt, bis der 21. September 1876 ihn von ſeinem hohen Poſten abberief.

Der gleichzeitig mit Jolly abgetretene Präſident des Miniſteriums des Großh. Hauſes, der Juſtiz und des Auswärtigen, v. Freydorf, hatte, damals Rath im Juſtizminiſterium, im Jahr 1866 Jolly im Miniſterium erſetzt. Den Poſten als Präſident des Miniſteriums des Großh. Hauſes des Aeußeren hatte er ſeit dem 27. Juli 1866 inne. Später war er, wie bereits erwähnt, noch mit der Leitung des Juſtizminiſteriums betraut worden.

Jolly's hohe Verdienſte ſind unbeſtritten. Es war bedeutungsvoll, daß er, der unermüdete Vorkämpfer des nationalen Gedankens, ſofort nachdem

*) Vgl. die eingehendere Biographie über Jolly, Grenzboten 1873, Nr. 16, Bd. II. S. 81.

ſeine Ernennung zum Präſidenten des Staatsminiſteriums vollzogen war, an dem gleichen Tage das, noch unter Mathy's Auſpicien berathene Wehr- und Contingentsgeſetz als verantwortlicher Miniſter contraſignirte. Dieſe Geſetze ſchufen uns ein Heer nach preußiſchem Muſter, ſie gaben uns ein Armeecorps, das die heldenmüthigen Kämpfe bei Nuits, Belfort u. A. ſiegreich beſtehen konnte. Bekannt iſt, in welch' kühner Führung der jetzt zurückgetretene Staatsminiſter das nationale Banner vorantrug, als der Wogenſchlag des drohenden Krieges ſich brandend an den Grenzgeſtaden unſeres badiſchen Landes vernehmen ließ. Jolly's Namen unter dem Verſailler Protokoll vom 15. November 1870 iſt von den Namen der ſieben Unterzeichner derjenige, deſſen Träger nebſt Bismarck die größte innere Berechtigung beſaß, ihn unter dieſes ewig denkwürdige Aktenſtück zu ſetzen.

Nachhaltige Spuren wird das Wirken des bisherigen Premiers in unſerem innerbadiſchen Staatsleben zurücklaſſen für alle Zeiten. Die liberalen Principien wurden mit conſequenteſter Energie verwirklicht. Unter Jolly z. B. erfolgte die Verweiſung der politiſchen und der Preßvergehen vor die Schwurgerichte, unter ihm hatten mehrfache, tiefeingreifende Verfaſſungsänderungen in freiheitlichem Sinne ſtatt, das Wahlrecht zum Landtag wurde erweitert, das Geſetz über Miniſterverantwortlichkeit votirt und das Verfahren bei Miniſteranklagen geregelt, die Gemeindeordnung erfuhr eine zeitgemäße Reviſion, die Städteordnung trat in's Leben, ſchließlich gewährte noch das auf dem letzten Landtag beſchloſſene Geſetz über Einrichtung und Befugniſſe der Oberrechnungskammer eine höchſt werthvolle Bereicherung der conſtitutionellen Inſtitutionen. Den Kirchen wurde bezüglich ihres inneren Lebens durchweg freie Bewegung gelaſſen, nicht minder wurde aber auch die Staatshoheit ihnen gegenüber nachdrücklichſt zur Geltung gebracht. Das die rechtliche Stellung der Kirchen im Staat regelnde Geſetz vom 9. Oktober 1860 wurde in einigen wichtigen Punkten ergänzt und verſchärft; bereits zu Ende 1869 wurde die bürgerliche Standesbeamtung den Geiſtlichen abgenommen und die Civilehe obligatoriſch eingeführt; das Stiftungsgeſetz vom 5. Mai 1870 brachte durchgreifende Ordnung eines vielverwirrten Gebietes; das Altkatholikengeſetz vom 15. Juni 1874 kam den berechtigten Forderungen, welche in Folge dieſer Bewegung in der römiſchen Kirche zu Tagen traten, in weiſer Berückſichtigung entgegen. Wie ſehr der jetzt zurückgetretene Staatsminiſter die hohe Bedeutung der Kirche würdigte und wie ſehr er geneigt war, ſie in der Erfüllung ihrer Aufgabe zu unterſtützen, zeigte ſein ernſtliches Bemühen für das Zuſtandekommen des auf dem letzten Landtag votirten ſog. Pfarrdotationsgeſetzes. Eine ganz beſondere Fürſorge widmete Jolly der Volksbildung und Volkserziehung. Das geſammte Volksſchulweſen erfuhr eine neue Regelung, die Lehrergehalte wurden auf die entſprechende Höhe

gebracht, die dienstliche Stellung der Lehrer wurde verbessert, ein viertes Lehrerseminar wurde eröffnet, und schließlich erfolgte noch die Umwandlung der confessionellen Schulen in confessionell gemischte. Auch das Gewerbeschulwesen wurde auf gesetzliche Grundlage gestellt, und weithin bekannt ist, wie sehr der Minister seine Fürsorge der Hebung des gelehrten Schulwesen zuwendete und wie er hier in gründlicher Reformarbeit überaus Segensreiches leistete. Nicht minder auch bemühte er sich unausgesetzt und nachdrücklichst, zuweilen zum gelinden Schrecken der das Budget berathenden Landstände, um Hebung der Universitäten.

Nur einem Manne von der eminenten Arbeitskraft Jolly's war es möglich, in den ereignißvollen Jahren seines Wirkens so überaus schwierige umfassende Aufgaben zu bewältigen, nur ein Staatsmann von der hohen Begabung und energischen Festigkeit, wie sie dem zurückgetretenen Minister eigen war, konnte solch' tiefeingedrückte Spuren verdienstvollsten Wirkens hinterlassen. In der Entwicklungsgeschichte des deutschen Reiches und in der inneren Geschichte Badens wird Jolly's Namen für immer in Ehren genannt werden. Der zurückgetretene Ministerpräsident hat nicht lange im Ruhestand verharrt. Eben in diesen Tagen hat die Berufung zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ihn in den activen Staatsdienst zurückgeführt. So wichtig dieser Posten ist und so auszeichnend die Stellung, so hätten wir doch für Jolly einen anderen Platz gewünscht, einen Platz, wo seiner Arbeitskraft, Begabung, Einsicht und reicher Erfahrung, seiner parlamentarischen Schlagfertigkeit und rednerischen Gewandtheit ein reicheres, ergiebigeres Arbeitsfeld wäre zugetheilt gewesen. Das Reich ist groß und braucht manchen Mann. Dort ist noch mancher Posten, den der einstige badische Staatsminister zieren würde.

Und nun noch ein kurzes Wort über die politische Signatur, wie sie unter dem neuen Ministerium die der nächsten Zukunft sein dürfte. Unsere Ansicht bezüglich dieser Signatur ergiebt sich aus dem oben Gesagten von selbst. Ministerpräsident von Turban war ein tüchtiger Chef seines Ressortministeriums und zugleich vielleicht derjenige unter den Ministern, der mit der Landesmajorität am meisten Fühlung hatte. Als Staatsmann hat er sich noch nirgend documentirt. Der neue Präsident des neuen Ministeriums gleich Turban Abgeordneter zur II. Kammer, ist parlamentarisch bekannt durch seine Berichterstattung über das Einkommensteuergesetz und seine Vertretung des Erwerbsteuergesetzes an Stelle des damals erkrankten Abgeordneten Blum, er hat mit Recht den Ruf eines tüchtigen, thätigen und vielerfahrenen Verwaltungsbeamten. Die schneidige Energie Jolly's besitzt er wohl nicht. Dr. Grimm, nunmehriger Chef des Justizministeriums, gehört seit 1869 der zweiten Kammer an, ebenso ist er mit einem Mandat für den Reichstag

betraut und ist Mitglied der Justizcommission. Auf dem Landtag 1869/70 hat er sich durch seine glänzende Berichterstattung über das Stiftungsgesetz ausgezeichnet. Er war von Anfang an ein zuverlässiges Mitglied der nationalliberalen Fraction, als kenntnißreicher Jurist und tüchtiger Anwalt, wie nicht minder als ehrenwerther Character und fleißiger Arbeiter stets geschätzt. Finanzpräsident Ellstätter ist nicht Neuling, ebenso gehört Nüßlin dem Staatsministerium schon längere Jahre als Rath an. Das Handschreiben des Großherzogs an den neuen Staatsminister, in welchem er diesen mit der Neubildung des Kabinets beauftragte, enthält die Willenserklärung des Fürsten, daß die Richtung der Regierung, sowohl in Betreff der inneren Politik, als in Bezug auf die nationalen Entwicklungsaufgaben, die bisherige bleiben werde. Dieses Wort ist aufrichtig gesprochen, und wir sind fern davon, es deuteln zu wollen. Aber die oben dargelegten Momente eines gegen früher vollzogenen und sich vollziehenden Stimmungswechsels in den höchsten Kreisen sind damit nicht aus der Welt geschafft. Die nationale und freisinnige Politik kann bleiben und wird für die nächste Zukunft bleiben, aber an die Stelle der freudigen Hingebung und der energischen Arbeit, in der bisher die Ziele solcher Politik verfolgt wurden, kann und wird zögernde Zurückhaltung, schonende Friedensliebe treten. Wir wollen, ohne diesen Punkt von vornherein zum Prüfstein nationaler Gesinnung zu erklären, nur auf das Eine hinweisen, daß die abgetretenen Minister Jolly und v. Freydorf Vertheidiger des Reichseisenbahnsystems waren, Turban und Ellstätter, die auf ihren Posten gebliebenen Räthe der Krone, Gegner desselben. Sodann haben wir bereits oben bemerkt, daß der neu ernannte Präsident des neuen Ministeriums im Verlauf des letzten Landtags aus der national-liberalen Fraction schied, weil er mit deren energischem Vorgehen in Sachen der Einführung der confessionell gemischten Volksschule sich nicht einverstanden zeigte. Die gegnerischen Blätter führen eine zuversichtliche Sprache. Der „Bad. Beob.", das Organ unserer Ultramontanen, meint, „daß der Kulturkampf nun nicht mehr wie bisher als eigentliche Lebensaufgabe des badischen Staates betrachtet werde." Die evangelischen Orthodoxen, auch Deutsch-Conservative benannt, characterisiren das neue Ministerium als „liberal, aber gemäßigt" und schließen aus der Zusammensetzung desselben, „daß der feindliche Geist des Liberalismus gegen die christliche Kirche, wie er im letzten Jahrzehnt bei uns die Oberhand gewonnen hatte, nicht mehr mit der seitherigen Härte entscheidend in unsere Verhältnisse einzugreifen im Stande sein wird." Eine der Regierung nahestehende Zeitung aber kündigt bereits eine mehr „wirthschaftliche" Aera an. Unsere Ansicht: wir haben ein Geschäftsministerium. Aber im Hintergrund will sich bereits ein anderes zeigen. Der Schatten war vorausgeworfen geraume Zeit, ehe die Kreuzzeitung den Namen ausplauderte.

Und uns dünkt wirklich, als ob die Füße derer, die das Miniſterium Jolly begraben haben, ſchon vor der Thüre ſeien, auch das neue Miniſterium hinauszutragen. Auf alle Fälle wird die national-liberale Partei gut thun, ſich nachdrücklichſt an den Wahlſpruch des großen Preußenkönigs zu erinnern: toujours en vedette! Hr.

Literatur.

Die Lebensgeſchichte der Menſchheit. Kulturgeſchichtliche Forſchungen und Betrachtungen. Von Friedrich Freihold. Erſter Band. Jena, H. Coſtenoble, 1876.

Der Grundgedanke dieſer Schrift iſt kein neuer, er iſt die Herder'ſche Anſchauung von der Geſchichte, nach welcher dieſelbe als die Entwickelung eines aus beſtimmter Anlage hervorgegangenen Organismus aufzufaſſen iſt, und Einzelmenſch, Volk und Race nur Glieder der Alle harmoniſch zuſammenfaſſenden Menſchheit ſind, die ſo in ihrer geſammten Lebensthätigkeit als eine Perſon erſcheint. Der Verfaſſer iſt der richtigen Anſicht, daß Herder dieſen Gedanken nicht vollſtändig durchgeführt habe; wenn er ſelbſt aber nun an dieſe Aufgabe geht, ſo überzeugen wir uns ſchon auf den erſten Seiten, daß dem guten Willen nicht das genügende Vermögen zur Seite ſteht, mit andern Worten, daß er zwar ein gebildeter Geiſt und nicht ohne einen gewiſſen Scharfblick, aber immerhin ein Dilettant auf dieſem Gebiete iſt, der ſein Wiſſen in der Hauptſache aus Herder, Bunſen, Burdach und — Rotteck, zum guten Theil auch aus Th. Rohmer (!) geſchöpft hat und von den Reſultaten der neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſo gut wie keine Kenntniß beſitzt. Neben manchen guten Gedanken enthält dieſer Band daher viel Veraltetes und, wo der Verfaſſer ſelbſt vermuthet, ſchließt und vergleicht, oft Schiefes oder vollſtändig Falſches. Auch die Sprache, in der uns das vorgetragen wird, iſt mit ihrem blumenreichen Pathos die eines Laien.

Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Culturgeſchichtliche Zeit- und Lebensbilder. von H. Scheube. Erſter Band: von Ludwig dem Vierzehnten bis auf Friedrich den Großen. Berlin, 1876, Wedekind & Schwieger.

Dieſer Band giebt nach einem Rückblick auf das ſiebzehnte Jahrhundert und namentlich auf den Hof Ludwigs des Vierzehnten zunächſt Bilder aus den Tagen der Regentſchaft, wo die bekannte Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Kurpfalz beſondere Berückſichtigung erfährt, dann die Anfänge der feinen

Gesellschaft und der geistreichen Kreise in Paris, die sich um die Herzogin von Maine gruppirten, und hierauf die vornehmen quietistischen und pietistischen Gesellschaften in Westdeutschland mit ihren Damen. Ein weiteres Kapitel führt uns an die deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts und bringt Porträts u. A. von Sophie von Hannover und Sophie Charlotte von Preußen. Wieder ein anderes beschäftigt sich mit den hervorragenden Frauen aus der ersten Zeit Ludwigs des Fünfzehnten. Dann werden wir in die geistige Bewegung der damaligen französischen Gesellschaft eingeführt; die Stellung der Frauen zur Philosophie der Zeit und der Salon der Marquise von Lambert werden geschildert, Frau Fontaine-Martel geht an uns vorüber, wir blicken in die lustigen Abende bei Frau Denis und in das Neuigkeitsbureau der Madame Doublet u. d. Das nächste Kapitel zeigt uns Voltaire und seine „göttliche Emilie." Im weiteren Verlauf betrachtet der Verfasser die Geistesbildung der deutschen Frauen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und — in etwas wunderlicher Verbindung in demselben Abschnitte — die Frauenmoden unter Ludwig dem Fünfzehnten. Das Schlußcapitel endlich hat es zunächst mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seiner geschichtlichen Bedeutung für Preußen und Deutschland zu thun, bespricht dann sein Verhältniß zu seiner Gemahlin und seinen Kindern und endigt mit einem Bilde der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, der bekannten Schwester Friedrichs des Großen. Etwas Neues über den Gegenstand des Buches erfahren wir in allem dem nicht. Aber der Verfasser weiß im Ganzen hübsch zu erzählen uud lebhaft zu schildern. Nur hätte er in der Heranziehung von Personen und Verhältnissen, die nur mittelbar zu den Frauen des achtzehnten Jahrhunderts in Beziehung stehen und nur zum Verständniß der letzteren erwähnt und characterisirt werden mußten, sich kürzer fassen sollen. Was soll z. B. in Capitel 4 die breite Erzählung vom vertrockneten Lutherthum und seinen Zionswächtern, und was hat die ausführliche Characteristik des Vaters Friedrichs des Großen, der wir im Schlußcapitel begegnen, während hier von Wilhelmine von Baireuth nur auf 6 Seiten die Rede ist, in einem Buche zu suchen, das uns vor Allem Frauen schildern will?

Das Gastmahl des Trimalchio. Ein Cultur- und Sittengemälde aus der Zeit des Kaisers Nero. Nach den Satiren des Petronius von Heinrich Merkens. Jena, Hermann Costenoble, 1876.

Die Satiren des Petronius sind, wie wir den Philologen und Historikern unter unsern Lesern nicht zu sagen brauchen, ein getreues und ungemein lebendiges Bild der Sitten, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung in den Kreisen der reichen Römer herrschten, und das Gastmahl des Trimalchio ist ein Bruchstück oder eine Episode dieses culturgeschichtlichen

Gemäldes, welche erst vor etwa zweihundert Jahren in einem Mönchskloster zu Trau in Dalmatien wieder aufgefunden wurde. Der Ort der Handlung ist wahrscheinlich Neapel. Zwei junge römische Bürger, Encolpius und Ascytus, beide Industrieritter, Schmarotzer und Gauner, beide in alle Geheimnisse und Bräuche der liederlichen Gesellschaft eingeweiht, haben sich mit ihrem Liebling Giton in die Provinz auf Abenteuer begeben. Sie kommen auf ihrer Reise nach Neapel, wo sie hören, daß der Sevir (Priester) Cajus Pompejus Trimalchio, ein reicher, ungebildeter, aber eingebildeter Emporkömmling, ein Gastmahl zu geben im Begriff ist, und demselben beizuwohnen beschließen, was ihnen nicht schwer fällt, da Trimalchio offne Tafel hält. Die Beschreibung des Schmauses führt uns eine Menge seltsamer und kunstreicher Gerichte, Geräthe und Geschirre vor, die uns zeigen, in welch raffinirter Weise das Hauswesen der damaligen römischen Nabobs eingerichtet war, und die dabei geführten Gespräche der Gäste, sowie die Reden Trimalchios und sein Betragen gegen seine Frau enthüllen uns die ganze Gemeinheit und Verkommenheit der Welt, deren Typen Gastgeber und Gäste sind. In der That, die letzteren sind ihres Wirthes, dieses ordinären, großthuenden, eitlen Geldprotzen vollkommen würdig, die ganze Gesellschaft besteht aus dem Abschaum und Bodensatz der vornehmen Kreise, aus freigelassenen und reichgewordenen Sclaven, Glücksrittern, in herkömmlichen glatten Formen gewandt sich bewegenden Lumpen, die eine Auffassung der Menschen und Dinge kundgeben, welche an den gebildeten Hausknecht erinnert. So ist das Gemälde ein sehr widerwärtiges, aber von hohem Werthe für die Kenntniß vom Stande der Gesittung in weiten Kreisen des kaiserlichen Rom zur Zeit, wo Tacitus schrieb, und gewissermaßen eine Ergänzung des Inhalts von dessen Schriften. Wir bemerken noch, daß der Uebersetzung die Ausgabe der Satiren Petrons von Bücheler zu Grunde liegt, die 1871 erschien, und daß dabei u. A. eine Bearbeitung des Gastmahls von L. Storch benutzt worden ist.

Homers Odyssee übersetzt von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt a. M. Verlag von M. Diesterweg, 1876.

Die bisherigen Uebersetzungen der Irrfahrten des vielgereisten Dulders Odysseus gaben uns das Original in seinem eignen Versmaße, also in Hexametern wieder. Man konnte meinen, das wäre selbstverständlich, zumal die deutsche Sprache, wie Donner, Minkwitz und Jordan durch ihre Leistungen gezeigt haben, sich sehr wohl für dieses Metrum eignet. Die vorliegende Uebersetzung hat einen andern Weg eingeschlagen, und das Ergebniß kann nicht anders als sehr befriedigend genannt werden. Herr Schwarzschild hat die italienische Stanze gewählt, und wenn er dies bei der Ilias nicht hätte thun können, ohne der Urdichtung einen falschen Ton und ein unpassendes

Gewand zu geben, so liest sich unserer Meinung nach seine Verdeutschung in gereimten Jamben ganz außerordentlich gut und sogar besser, als die ihr vorangegangnen in Hexametern nachgedichteten. Es verhält sich eben anders mit der Odyssee als mit der strengen, gepanzerten, gewaltigen Ilias. In ihr ist die altklassische Würde und Hoheit aufs Innigste verschmolzen mit einer wunderbaren Romantik, wie wir sie selbst bei den italienischen Dichterheroen vergeblich suchen. Die sittliche Idee, welche sich durch das Ganze hindurchzieht, leidet durch die vielfach eingewebten humoristischen Episoden durchaus nicht. Die grausenvollsten Abenteuer wechseln mit den zartesten Idyllen, mit den entzückendsten Naturmalereien. Nirgends ist die Rohheit der Völker, die Grausamkeit und Wildheit der Menschen schreckensvoller, nirgends aber auch sind ihre edlen Eigenschaften liebenswerther, die Gattentreue, die Mutterliebe, die Ergebenheit alter Diener ergreifender und rührender dargestellt. Hier aber ist die romantische, auch in der deutschen Sprache so wohltönende und so natürlich klingende Stanze am Platze. Im Uebrigen ist der Uebersetzer dem Urtext (er folgt der Ausgabe von Faesi) nach Möglichkeit treu geblieben, und da er mit sehr geringen Ausnahmen vortreffliche Verse macht, können wir seine Arbeit nach allen Seiten hin empfehlen. Namentlich unter Frauen, denen der Hexameter wie der ungereimte Vers überhaupt unsrer Erfahrung nach immer unsympathisch sein wird, dürfte seine Uebersetzung Glück und für Homer Propaganda machen.

Lose Blätter und leichte Waare. Gedichte für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Freiwilligenprüfung von Woldemar Wenck. Leipzig, Verlag von B. Schlicke. 1877.

Das ist Recht, daß unser bester leipziger Gelegenheitsdichter endlich gewagt hat, mit dem Schönsten, was seine liebenswürdige Laune, seine schelmische Ironie und sein immer vergnügter und vergnüglicher Witz ihm die Jahre daher bescheerten, vor ein größeres Publikum zu treten. Er hat durchaus nicht zu fürchten, was er in den einleitenden Versen sagt, wenn er klagt:

„Wem kam nicht schmerzlich zu Gehöre
Das Loos unzähliger Tenöre?
Im trauten Zimmer, am Clavier
Glückt mancher Ton und wirkt das Beste.
Nun treiben Muth und Ehrbegier
Zur Bühne, in Concertpaläste. —
Der Raum, wie weit! Die Welt, wie kalt!
Der Ton, der Künstler — er verhallt."

Die Welt wird nicht kalt bleiben vor diesen Gedichten, sie wird sie ihrer Mehrzahl nach allerliebst finden, es wird ihr warm, traulich, im besten Sinne

gemüthlich dabei um's Herz werden, vor allen Dingen aber wird sie lachen über den gesunden Humor, der hier so gewandt dem Klavier der Sprache die unerwartetsten Klänge und Anklänge entlockt. Einige von den Scherzen, welche der Cyklus „Fröhliche Liebe" umfaßt, hätte Goethe nicht anmuthiger schaffen können. Nr. 5, „Vor der künftigen Wohnung" ist ein wahres Kabinetsstück neckischer, niedlicher Behaglichkeit. Von den Gedichten der zweiten Gruppe „Für liebe Freunde und freundliche Gelegenheiten" wird namentlich das von der Kukuksuhr, sowie das an Karl Mathy gefallen, doch wolle uns der Verfasser verzeihen, wenn wir bei letzterem die Weglassung des Epithetons „preußische" vor dem Worte Verschwörung auf dem Titel nicht nothwendig und in der Veränderung der ursprünglichen Zeilen in Strophe 6:

„Hin nach Berlin den trutz'gen Denker,
Nach Pausa hin den Mann der That"

keine Verbesserung zu finden vermögen. Ungemein komisch und originell sind in dem Kapitel „Jocus" zunächst die „Deutschlands akademischen Jünglingen" gewidmeten Verse, wo es von dem strebsamen Studirenden u. A. heißt:

„Als Glück von beträchtlicher Größe
Erkennt's auch mit Dank sein Gemüth,
Wenn er sich geöffnet die Schöße
Achtbarer Familien sieht,"

dann der „Dithyrambus auf das Relative". Ebenfalls voll schnurrige Einfälle und drollige Wendungen endlich ist „Das Buch der Jahrtausende" eine gereimte Weltgeschichte „der Nation als Lehrbuch, zum Selbstunterricht und für das Freiwilligenexamen dargereicht." Den Schluß machen eine Anzahl hübscher Räthsel. Wir empfehlen das kleine Buch als zu dem Besten gehörig, was die neuere deutsche Dichtkunst auf dem Gebiete des Schalkhaft-Anmuthigen uns geboten hat, und sind überzeugt, daß unsere Leser uns für die Empfehlung von Herzen dankbar sein werden, wenn sie die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Dichters machen.

Abhandlungen von J. G. Droysen. Leipzig, Veit und Comp. 1876.

Neun Aufsätze des bekannten Geschichtsforschers, die zur Aufhellung verschiedener Punkte in der neuen Geschichte dienen, und von denen die meisten allgemeines Interesse beanspruchen, was namentlich von den drei ersten gilt. Nr. 1 der Abhandlungen, die zugleich von allen den größten Raum einnimmt, ist ein Beitrag „zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830 und 1832", der uns die Stellung zeigt, welche die deutschen Haupt-

mächte in jener Zeit zu den Umgestaltungen in Frankreich und Belgien sowie zum Zollverein einnahmen. Nr. 2, „Preußen und das System der Großmächte" betitelt, ist der Wiederabdruck einer 1849 erschienenen Flugschrift, die durch die treffende und klare Darlegung, mit der sie schon damals das nothwendige Programm der preußischen Politik in Betreff der deutschen Frage aufstellte und entwickelte, in weiten Kreisen Sensation erregte. Die dritte Abhandlung sodann, „Zur Geschichte der deutschen Partei in Deutschland" behandelt eine Episode aus der Geschichte des Fürstenbundes und beleuchtet vorzüglich den Einfluß, den Karl August von Weimar hier übte. Der folgende Aufsatz: „Ein historischer Beitrag zur Lehre von den Congressen" führt uns in die Zeit nach dem spanischen Erbfolgekriege zurück, wo die Diplomatie an die Stelle der Entscheidung politischer Fragen durch Kriege, die Entscheidung auf Congressen zu setzen bemüht war, was mit dem Auftreten Friedrichs des Großen ein Ende nahm. Der nächstfolgende weist mit Hülfe von Pariser Documenten nach, daß der bekannte Nymphenburger Vertrag, angeblich 1741 zwischen Frankreich und Bayern abgeschlossen, niemals existirt hat, sondern eine Fälschung ist. In der sechsten Abhandlung wird die gewöhnliche Ansicht, als sei der Gedanke der Eroberung Schlesiens Friedrich dem Großen plötzlich gekommen, zurückgewiesen und dargethan, daß dieser schon vor dem Ableben des Kaisers nicht sowohl die aussichtslose jülich'sche Succession als vielmehr Schlesien, mit dem die sächsischen Könige von Polen ihre Kurlande zu verbinden wünschten, im Auge hatte, und daß er für diesen Preis Oesterreich gegen die der pragmatischen Sanction feindlichen Mächte zu unterstützen bereit war, daß man aber in Wien andere Absichten verfolgte. Der siebente Aufsatz geht wieder in etwas frühere Zeiten zurück, indem er uns mit dem im Wiener Vertrag von 1719 abgeschlossnen, von Georg dem Ersten von England angeregten Bündnisse Oesterreichs, Großbritanniens und Sachsen-Polens bekannt macht, welches auf die Bekriegung und Verkleinerung Preußens für den Fall abzielte, daß dieses der Erwerbung Mecklenburgs durch Hannover nicht zustimmen sollte — ein Bündniß, welches nach wenigen Monaten sich auflößte, als nach dem Tode Karls des Zwölften England den Beistand Preußens bedurfte, um den Frieden zu Stande zu bringen. Die beiden andern Aufsätze sind nur für Historiker von Fach bestimmt. Der eine gibt eine Charakteristik Pufendorfs, des Geschichtsschreibers Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, der andere beschäftigt sich mit der jülich'schen Erbfolgefrage, deren Phasen der Verfasser bei Betrachtung einer dieselbe behandelnden Flugschrift, des Stralendorff'schen Gutachtens, vor uns entwickelt. Alle diese Gegenstände sind mit dem Talente für Auflösung und Klärung auch der verwickeltsten und dunkelsten Fragen

behandelt, welches wir bei dem Verfaſſer der „Geſchichte der preußiſchen Politik“ immer zu finden gewohnt ſind, aber auch mit der ihm gleichfalls eigenen Trockenheit und Nüchternheit, die Menſchen und Dinge nur ausnahmsweiſe und dann nur kurz ſchildert und charakteriſirt.

Vier Jahre Culturkampf von Dr. Ferdinand Schroeder. Frankfurt a. M. Verlag von Zimmer, 1876.

Dieſe Schrift, welche das 5. Heft des erſten Bandes der „Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens“ bildet, beſpricht den vom Titel genannten Streit vom Standpunkte der Partei der ſüddeutſchen „Reichspoſt“, d. h. der proteſtantiſchen Gegner der Maigeſetze, doch in gemäßigter Weiſe, ſieht allerlei traurige Wirkungen des Kampfes der „Omnipotenz“ des Staates mit der nach dem Verfaſſer ihm gleichberechtigt nebengeordneten Kirche und prophezeit noch mehr Unheil. „Wenn die Regierung ſagt: wir können nicht einlenken; denn es handelt ſich um die Souveränetät des preußiſchen Staates, ſo werden die Biſchöfe antworten: und wir können es nicht; denn es handelt ſich um die Selbſtändigkeit der Kirche, um die Exiſtenz der römiſchen Kirche in Deutſchland. Damit kommen wir nicht weiter. Aber damit würden wir weiter kommen, wenn jeder Theil nicht zuerſt von dem andern erwartete, ſondern bei ſich ſelbſt damit anfinge, ſich des Volkes jammern zu laſſen, die Einen darum, daß es verwildert, die Andern darum, daß ihm das Brod des Lebens ſo theuer wird. Und wenn darin beide wetteiferten, dann würde kaum noch die Frage entſtehen, welcher von beiden Theilen zuerſt die Hand zum Frieden bieten ſolle.“ Wir ſagen dazu: auch damit kommen wir nicht weiter; denn das ſind allgemeine Redensarten. Der Staat verlangt, daß die Kirche ſeinen Zwecken nicht entgegentrete, daß ſie ſich nur um ſich, nur um überirdiſche, nicht um weltliche Dinge kümmere; die Kirche hat dieſem Verlangen zu entſprechen, dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt, die Macht und Gewalt in allem, was nicht zum Dogma gehört, und wenn etwas zum Dogma gemacht worden iſt; was ſtaatsfeindlich iſt, ſo hat ſie dem Staate auch dies zu opfern. Wir dulden die Polygamie der Mormonen nicht, wir dulden auch keine Mitregierung des Romanismus in ſtaatlichen Angelegenheiten. Entſteht daraus Schaden für die Kirche, ſo fällt die Schuld daran nicht dem Staate, ſondern der Herrſchſucht Roms und der Verblendung ſeiner Anhänger in Deutſchland zur Laſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Thorbecke und die Niederlande.

Es hat wenige Staatsmänner gegeben, welche einen so entscheidenden Einfluß auf das Schicksal ihres Volkes ausgeübt haben, wie Rudolph Johann Thorbecke. Nicht die Verhältnisse des niederländischen Staates zu seinen Nachbarn oder zu Europa wurden durch diesen Staatsmann bestimmend geleitet, denn Holland war nicht mehr wie in vergangenen Tagen in der Lage, Einfluß auf die Geschicke unseres Welttheils auszuüben. Aber das innere politische Leben des Volkes wurde durch Thorbecke eine Zeit lang, und zwar glücklich, beherrscht. Wir sehen an ihm ein Beispiel, wie ein Mann aus einer immerhin schlichten Umgebung, durch die Macht seiner Ueberzeugung und seiner Lehre einerseits, und die Lage der Umstände andrerseits, hervorzutreten vermag, um der Führer seines Volkes in schwieriger Zeit zu werden. Wir sehen die Aristokratie des Geistes zur Regierungsmaxime sich emporarbeiten und eine kurze Zeit zur vollen Blüthe gelangen, um dann durch den Einfluß kleinlicher, widerstrebender Sonderinteressen gelähmt und zur Seite geschoben zu werden.

Thorbecke wurde im Jahre 1798 in Zwolle als Kind bürgerlicher Eltern geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums studirte er in den Jahren 1815—17 am Athenaeum zu Amsterdam und dann bis 1820 an der Leidener Universität. Von dort ging er einige Zeit nach Deutschland, insbesondere nach Göttingen, um das Studium der Staatsrechtswissenschaften fortzusetzen. Hier wurde er mit der historischen Schule bekannt, die einen überwiegenden Einfluß auf seine spätere Entwickelung ausübte. Wieder ins Vaterland zurückgekehrt erhielt er einen Lehrstuhl an der Universität zu Gent, und nach der belgischen Revolution, zu Leiden. Diese Zeit der sich vorbereitenden und vollziehenden Trennung der südlichen von der nördlichen Hälfte der Niederlande war auch für Thorbecke eine Zeit des entstehenden Zweifels an dem bisher befolgten Regierungsprincip, an der Heilsamkeit des in seinem speciellen nördlichen niederländischen Vaterlande herrschenden Ideen. Aber er kann

ſich noch nicht losreißen von der Tradition, von dem Einfluß der aufgeregten Menge, die ſich dem Liberalismus und dem damit verbundenen Ultramontanismus der Belgier gegenüber um den König und deſſen Politik ſchaart. Der Liberalismus iſt ihm die fortgeſetzte Revolution. Er ſchreibt darüber an Groen van Prinſterer: „Man klagt, daß der revolutionäre Geiſt bei den Unterthanen noch immer nicht zum Stillſtand gekommen iſt. Aber aus welchem Grund erwartet man politiſche Gelaſſenheit, wenn die Regierung ſelbſt nach denſelben revolutionären Prinzipien handelt? Oder wie iſt es anders zu erklären, wenn die Regierung glaubt, ſich unbedingt fügen zu müſſen in das Verlangen einer eingebildeten oder wirklichen Majorität der Einwohner?“ „Ich glaube, daß es nur in wenigen Fällen für eine Regierung paßt, ſich in einen Prozeß vor dem Gericht der öffentlichen Meinung hineinſchleppen zu laſſen. Der Enthuſiasmus der Volks- und Freiheitsvertheidiger wird nicht länger anhalten, als man demſelben Aufmerkſamkeit ſchenkt.“ Aus der Correſpondenz, welche Thorbecke in den Jahren 1830—1832 mit Groen van Prinſterer geführt hat, erhellt deutlich, daß er ſich damals, wenn auch nicht ſo überzeugungsvoll, doch ganz auf dem antirevolutionären Standpunkte Groen's befand, dem dieſer bis zu ſeinem Ende treu geblieben iſt.

Der König zeigte ſich bekanntlich geneigt, den belgiſchen Liberalen Conceſſionen zu machen, um ſich mit mehr Kraft gegen die Ultramontanen wenden zu können. Thorbecke hält das für einen Fehler. Er war ein Gegner des Liberalismus; er wollte, der König Wilhelm I. ſollte ihn durch kräftige Mittel im Zaume halten; er wirft der Regierung Schwäche vor: „Sehr wünſchenswerth würde es nach meiner Meinung geweſen ſein, daß es nicht ſo weit gekommen wäre, um ſolche ſtrenge Maßregeln nöthig zu machen. Ein geringer Theil der Feſtigkeit und Strenge, die man zuletzt in vollem Maße angewandt hat, würde, frühzeitig gezeigt, vielleicht hinreichend geweſen ſein, den gewünſchten Erfolg zu erlangen.“ Aber auch in Bezug auf die Thätigkeit der katholiſchen Geiſtlichkeit hat Thorbecke ſich nicht allein damals, ſondern auch noch ſpäter gänzlich getäuſcht. Er hat dieſer Illuſion auch dann noch nicht entſagt, als ihm der Ultramontanismus, nachdem er mit Thorbecke's Hülfe zu einer herrſchenden Macht geworden war, den Rücken wandte und ihn mit Schmähungen überhäufte. In ſo fern hielt Thorbecke an dem Irrthum der Beſten ſeiner Zeitgenoſſen feſt. Hätte König Wilhelm ſich dazu entſchließen können, ſein Land in wirklich liberaler Weiſe zu regieren, ſo daß er die liberale Partei in Belgien zufrieden geſtellt hätte, vielleicht wäre die Trennung zwiſchen Süden und Norden nicht erfolgt und Belgien wäre vor der Herrſchaft der Jeſuiten behütet worden. Aber der in den Nordniederlanden herrſchende Geiſt und der autokratiſche Character des Königs konnten ſich dazu nicht verſtehen. Die Belgier klagten fortwährend über un-

rechtmäßige Behandlung und Verfassungsverletzungen seitens des Königs, der von seinen nördlichen Unterthanen in seinen Handlungen unterstützt wurde. Die Holländer klagten nach dem Ausbruch des Aufstandes über Verletzung der Verträge des Wiener Congresses. Sie drangen in den König nicht nachzugeben und die Hülfe der Großmächte zu verlangen. Dieser Ansicht war auch Thorbecke. Doch konnte er sich gleichzeitig des Gedankens nicht erwehren, daß eine Wiedervereinigung unmöglich geworden sei, wenn nicht die Regierung nach aller Kraft darnach strebe, Belgien der Dynastie der Oranier zu erhalten. Aber auch dieser Hoffnung muß er schließlich entsagen; er meint, die Großmächte seien durch das Ueberhandnehmen des revolutionären Zeitgeistes gezwungen, alle Forderungen Belgiens zu unterstützen. Endlich rückt die holländische Armee gegen die belgische, und eine französische Armee kommt der letztern zu Hülfe. Die Holländer müssen sich zurückziehen, und die Londoner Conferenz macht Friedensbedingungen, welche der König Wilhelm nicht annehmen will. „Ich glaube", schreibt Thorbecke, „wir müssen die Kosacken und die englische Flotte abwarten, die uns dazu (zur Annahme dieser Bedingungen) zwingen sollen." Man weiß, daß der König noch acht Jahre lang zum größten Schaden seines Landes und unter wachsender Unzufriedenheit der Holländer gezaudert hat.

Daß der König und die Holländer die Trennung von Belgien so langsam verwinden konnten, trotzdem sie die Unmöglichkeit der Vereinigung schon bald nach dem Aufstand im August 1830 einsahen, lag vielleicht daran, daß der König und die Königsmacher, die ihn auf den Thron gehoben, noch im Jahre 1813 von der Vereinigung aller Niederlande im Norden geschwärmt hatten. Das Volk hatte sich freilich an dieser Art von Schwärmerei in keiner Weise betheiligt.

Als die Trennung sich nun vorbereitete und vollzog, erklärten dieselben Königsmacher, daß Belgien durch den Wiener Congreß den Holländern gewissermaßen aufgedrungen worden sei, so namentlich im Jahre 1829 der Graf van Hogendorp, der eifrigste der oranischen Parteiführer des Jahres 1813, welcher nun, da die Trauben sauer wurden, behauptete, daß bei der Vereinigung „unser Wille nicht in Betracht gezogen wurde." Diese Behauptung wagte er, obwohl von demselben Hogendorp, wahrscheinlich schon im Jahre 1812 ein Memorandum ausgearbeitet, jedenfalls aber im November des Jahres 1813 dem englischen Cabinet überreicht wurde, in welchem Belgien und Theile Deutschlands für Holland verlangt wurden. Thorbecke scheint diese Thatsache damals noch nicht gekannt zu haben, aber im Jahre 1860, in Veranlassung des Erscheinens der Correspondenz Falk's (der ebenfalls 1813 zu der Erhebung Oranien's und der Vereinigung mit Belgien sehr viel beigetragen hatte) schrieb er „die Vereinigung aller Niederlande ist bis jetzt gewöhnlich betrachtet worden als

eine uns durch die Großmächte aufgedrungene Verfügung und als eine Befriedigung der Erwerbungsſucht der Dynaſtie. Sie wurde aber, ehe die Diplomatie und das Haus Oranien ſich geltend machen konnten, wenigſtens ſchon 1812, zugleich mit dem Gedanken an unſere Befreiung, durch Falk, als ſein Lieblingsplan, mit Profeſſor van Lennep verbreitet." Trotzdem iſt noch jetzt dieſe unhiſtoriſche Vorſtellung in Holland vielfach verbreitet und der „Gids" (die angeſehenſte Wochenſchrift in Holland) ſchreibt noch im Juni dieſes Jahres, daß die Reaction, die ſich in der Bildung der heiligen Allianz äußerte, an der Zuſammenſetzung des Königsreichs der Niederlande durch den Wiener Congreß ſchuld ſei. Eine derartige Vorſtellung iſt freilich in allen Theilen falſch.

Die Trennung von Belgien war alſo eine vollendete Thatſache und Thorbecke war ſeit dem Aufſtande als Profeſſor des Staatsrechtes in Leiden angeſtellt worden. Obgleich Gegner des Liberalismus, ſieht er doch die Fehler der Verfaſſung; aber ſeine Anſichten über die nothwendigen Reformen treten nur ſchüchtern und allmählich hervor. In der Stille vollzieht ſich bei ihm eine Entwickelung, die im Jahre 1839 und auch da noch nicht vollſtändig abgeſchloſſen wurde. In dieſem Jahre tritt er mit ſeinem bedeutendſten Werke: Bemerkungen zum Grundgeſetz (Aanteekening of de Grondroet), in die Oeffentlichkeit. In dieſem Werke unternimmt er eine Kritik des alten Grundgeſetzes von 1815 und liefert das Material für eine neue Staatsverfaſſung. Das Buch erregte ungeheures Aufſehen, denn es brach mit dem Beſtehenden und Trationellen, an dem die Holländer immer mit großer Vorliebe gehangen hatten. Thorbecke zeigte ſich hier als Vorkämpfer des Liberalismus und als Gegner der autokratiſchen Regierung des Königs. Manchem gebildeten Holländer war ſeit der Trennung von Belgien der Gedanke gekommen, daß die belgiſchen Liberalen in ihren Forderungen nicht ſo ganz unrecht gehabt hätten und daß Vieles faul im Staate ſei. Thorbecke hatte durch ſeine Vorleſungen bei vielen ſeiner Schüler die Theilnahmloſigkeit an der politiſchen Entwickelung des Landes verſcheucht und ihnen ſeine werdenden Ideen eingeprägt. Die Erſcheinung ſeiner „Bemerkungen zum Grundgeſetz" brachte dieſe gährenden Elemente in Fluß, und der Verfaſſer wurde ſofort als der Führer des zu ſchaffenden jungen Hollands erkannt.

Wie war aber dieſe gänzliche Umwandlung in dem Geiſte Thorbecke's ſelbſt entſtanden? Der hiſtoriſchen Schule treu, wollte er den beſtehenden Zuſtand Hollands, der ihm durchaus ungenügend vorkam, aus der Vergangenheit erklären. Er ſpürte nach den Urſachen des Verfalls, und er fand die Keime ſchon in der Entſtehungsperiode der Republik.

Seine „hiſtoriſchen Skizzen" — Aufſätze, die er in verſchiedenen Zeitſchriften veröffentlichte — geben uns Aufſchluß über die Reſultate ſeiner

Digitized by Google

Unterſuchungen, und zeigen uns zugleich auch den Weg, auf dem er zu ſeinen liberalen Ueberzeugungen gekommen iſt. Schon im Jahre 1826 ſchrieb er an Groen: „Bei der glücklichſten Freiheit und Staatsform ſind wir doch andern Nationen gegenüber 25 oder 30 Jahre zurückgeblieben.“ Und dennoch konnte ſich Thorbecke noch im Jahre 1830 von der antirevolutionären Idee nicht frei machen, die ſich in ſeinen Worten äußert: „Der König muß thun, nicht was die Nation verlangt, ſondern was Recht iſt.“ Dieſe Idee hat ihn nie ganz verlaſſen, er iſt ein Gegner der Volksſouveränetät geblieben, und doch wich er als Miniſter im Jahre 1853 vor der Volksſtimme, weil der König ihn nicht gegen dieſelbe zu ſtützen wagte. Eine parlamentariſche Regierung lag nicht in ſeiner Abſicht und im September 1849 erkannte er noch in der zweiten Kammer an „das eigenartige conſtitutionelle Uebergewicht des Einfluſſes der Regierung.“ Aber die durch ihn ſchon geſchaffenene Conſtitution leitete logiſch und factiſch zum Parlamentarismus, und wenn das Miniſterium Thorbecke ein Uebergewicht auf die Nation ausübte, ſo war es nicht, weil es von der Regierung, ſondern von Thorbecke als dem eminenten Haupte der liberalen Partei ausging.

Bei ſeinem Auftreten an der Leidener Univerſität nach der belgiſchen Revolution klagt Thorbecke: „Soweit ich bemerken konnte, beſteht hier bei den Studenten weder eine Meinung über Politik, noch ein Intereſſe an politiſchen Gegenſtänden.“ Für einen Lehrer der Staatswiſſenſchaft muß eine ſolche Erfahrung an der Blüthe des Volkes ſchmerzlich ſein. Warum war der Gemeinſinn aus dem Volke verſchwunden? Hatte er in frühern Zeiten geherrſcht und wie hatte er ſich geäußert? Thorbecke ſah in der Geſchichte ſeines Vaterlandes ein Volk faſt plötzlich eine große Kraft entfalten, mit großer Thatkraft und Einigkeit die Tyrannei eines fremden Herrſchers abſchütteln, ſich trotz ſeines kleinen Gebietes und ſeiner geringen Zahl zu einer Großmacht emporſchwingen, dann aber ſtufenweiſe von dieſer Höhe herabſteigen, bis es zur Bedeutungsloſigkeit hinabgeſunken war und ſelbſt ſeine Unabhängigkeit verloren hatte. Nur ein paar mal gelang es, die alte Herrlichkeit wieder ſcheinen zu laſſen, aber ohne nachhaltige Wirkung. Dieſelbe Staatsform hatte den Aufgang ſowohl, wie den Niedergang der Republik beherrſcht. Die Union von Utrecht vom Jahre 1579 war bis 1795 die Conſtitution des Landes geweſen. Sie hatte zugleich Großes und Klägliches geleiſtet. Aber der Zuſtand des Landes wurde je länger deſto ſchlimmer. Die Macht der Republik ſank fortwährend im Anſehen, ſo daß ſie ein Spielball in den Händen Anderer wurde. Unendliches Parteigezänk löſte alle Bande, welche die Republik bisher zuſammengehalten hatten, und die Parteien vergaßen ſich in ihrem Haß ſo ſehr, daß ſie fremde Hülfe und Heere zur Erreichung ihrer Pläne in's Land riefen. Frankreich ließ die Partei der Patrioten im Stich,

und Preußen eroberte das Land in wenigen Tagen und faſt ohne Widerſtand für den Prinzen von Oranien. Eine fremde Macht nöthigte ihren Willen denjenigen auf, die noch kurz vorher ſich hoch über ihre Feinde erhaben dünkten, jetzt aber nicht den Muth hatten, für ihre Ueberzeugung ein Opfer zu bringen.

Acht Jahre ſpäter fand daſſelbe ſchmähliche Schauſpiel ſtatt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Franzoſen zur Vertreibung des Erbſtatthalters in's Land gerufen wurden, und daß die Folgen dieſer gänzlich unblutigen Invaſion zur völligen Vernichtung der Republik führten. Die bataviſche Republik zeigte ſich lebensunfähig. Das Königreich Holland ſtarb trotz der wohlmeinenden Anſtrengungen Ludwig Napoleons an Kraftloſigkeit. Die Einverleibung in Frankreich erfolgte. Thorbecke äußert ſich über dieſe Periode: „Man wendet ſeinen Blick gerne von einem ſolchen Schauſpiel ab, und doch iſt es weniger heilſam, unſere Größe zu bewundern, als unſere Schwäche zu betrachten. Gutgeſinnte, ihr Land aufrichtig liebende Männer bringen aus Angſt Eid, Pflicht, Ueberzeugung und Ehre zum Schweigen, um einen König zu verlangen, den ſie nicht wollen. Eine Erſcheinung, die nicht die erſte und einzige in unſerer politiſchen Geſchichte iſt. . . . . Diejenigen, welche damals lebten, hielten unſere Unterwerfung unter einen fremden König und ein fremdes Geſetz für die alleinige oder hauptſächliche Folge von Napoleons Uebermuth und Gewalt. Wir ſtehen den Ereigniſſen ferne genug, um ſie im Zuſammenhang mit der ganzen Reihe Begebenheiten ſeit 1795 zu betrachten. Wie ſchmerzlich auch der Zweifel ſei, wagt Jemand von uns zu behaupten, daß wir ein beſſeres Loos verdienten? Würde es uns geholfen haben, wenn wir ſelbſtändig geblieben wären? Die Verwirrung bei uns würde noch unendlich größer und ohne Ende geweſen ſein. Unſer Unglück kam nicht in Begleitung oder mit der Herrſchaft der Franzoſen, ſondern es kam daher, daß wir unſere Reform ohne ſie nicht ausführen konnten.“ Es war eine traurige Zeit, wo man einen Fremdling ſich zum König erbat, da man ſich ſelbſt nicht mehr regieren konnte, und wo man dieſen König mit Jubel empfing. Noch trauriger war es, daß man dieſen König in ſeinen Plänen für die Unabhängigkeit des Landes nicht zu unterſtützen wagte.

Dennoch war die Einverleibung Hollands in Frankreich nicht ohne Segen für die Zukunft, denn durch ſie allein war eine gänzliche Umgeſtaltung der durch und durch verrotteten Zuſtände möglich; ohne ſie würde die alte Wirthſchaft wohl niemals rein ausgefegt worden ſein; finden ſich die Spuren derſelben doch auch jetzt noch! Aeußerlich in der Form iſt Alles zwar ganz anders geworden, aber in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes iſt noch ein beträchtlicher Reſt lebendig geblieben. Auch in andern Ländern hatte die franzöſiſche Herrſchaft Vieles, was faul war, beſeitigt, und auch

andere Völker mußten sich die Fremdherrschaft gefallen lassen. Aber vielleicht nirgendwo fügte man sich so willig, als in Holland, und als endlich das übrige ganze Europa gegen Napoleon in die Waffen trat, als die siegenden Verbündeten auch zur Befreiung der Niederlande heranrückten, da hatten die Holländer nicht den Muth, selbst zur Befreiung der Fremdherrschaft mitzuwirken. Als die Franzosen abgezogen waren, wollten sie das Land im Namen Napoleons weiter verwalten, da sie sich vor einer möglichen Rückkehr des Kaisers fürchteten. Nur einem halben Dutzend Männern gelang es mit vieler Mühe, eine Bewegung zu Gunsten des Prinzen von Oranien hervor zu bringen, diesen aus England zu berufen und zum souveränen Fürsten zu proclamiren.

Die Vereinigung Hollands mit Belgien, deren Lösung Thorbecke noch im Jahre 1830 widerstrebte, wurde später von ihm als ein Fehler betrachtet. Es ist eigenthümlich, wie geschickt der Prinz von Oranien und seine Rathgeber die Früchte der Siege der Verbündeten zu ernten wußten, ohne daß sie sich zur Erlangung derselben die geringste Mühe gaben. Aber Wilhelm I. war ein schlauer Kopf, der die Gelegenheit zu benützen wußte und sich zueignete, was er eben greifen konnte, ohne in den Mitteln sehr wählerisch zu sein. Als er bei seiner Ankunft in Holland im November 1813 sah, daß man rathlos war, welche Form man dem wieder selbständig gewordenen Lande geben wollte, nahm er gleich den Titel eines souveränen Fürsten und bald darauf den eines Königs an. Er gab dem Lande eine Verfassung — 1814 eine für Holland und 1815 eine für die Vereinigten Niederlande — und erklärte sie trotz des allgemeinen Widerstandes der Belgier für gültig. Hätte er nach dieser Verfassung regiert, dann hätte er vielleicht die Abneigung der Belgier überwunden, aber er verletzte immer wieder diese Constitution. In Holland war das politische Leben erstorben und König Wilhelm hütete sich, es wieder zu erwecken, denn er wollte allein regieren. Im Norden des Landes fügte man sich willig dem autokratischen Regimente, aber im Süden wuchs der Widerstand, bis er in die offene Revolution ausbrach.

Thorbecke sagt über diese Zeit: „Nicht Theilnahme, sondern Enthaltung schien Bürgerpflicht zu sein. Die Wiederherstellung unserer Unabhängigkeit, ohne viel Streit oder Mühe erlangt, die Rückkehr eines nationalen, populären Oberhauptes, waren ein so großer überströmender Segen, daß Niemand daran dachte, über die Art der Regierung zu unterhandeln mit einer Macht, von der man sich nur Wohlthaten und Hebung des allgemeinen Wohlstandes versprach." Das Volk und das Bürgerthum, welche auch in den Zeiten der Republik keinen Einfluß auf die Regierung gehabt hatten, dachten auch jetzt nicht daran, ihn zu erlangen. Die Regierungsfamilien suchte der König durch Verleihung alter, unter der französischen Herrschaft vernichteter Vorrechte an sich zu fesseln. „Anstatt der Tüchtigkeit und Characterstärke drängten sich Tradition

und Selbstsucht in den Vordergrund.“ „Man schlug das goldene Buch der Republik wieder auf, um darin Ansprüche zu suchen zur Erlangung von Vorrechten und Vorrang, wobei das Wohl Aller demjenigen Weniger weichen mußte.“ „Wir waren, wie ein großer Theil des westlichen Europas, in einen andern, bisher durch Fremdherrschaft gestörten Lebenskreis getreten, dessen Rechte und Pflichten wir kennen lernen mußten. War die Zeit dazu noch nicht gekommen? Wenn in andern Ländern und in Frankreich selbst, gleich nach dem Ende der Napoleonischen Tyrannei, sich ein starker Drang nach materiellem und sittlichem Fortschritt offenbarte, was durfte man sich nicht für Niederland versprechen? Kein Land stand in einer so hohen allgemeinen Gunst; wir schienen bei der glücklichsten Vereinigung aller Bedingungen von Recht, Ordnung und Wohlfahrt, dazu bestimmt ein Modellstaat zu werden. Man erinnerte sich unserer großen Männer; des Lichtes, welches hier schien, als es anderswo noch dunkel war; des Schutzes, dessen man hier stets theilhaftig wurde; des niederländischen Unternehmungsgeistes unseres Einflusses zu Land und auf allen Meeren. Wenn dieses kleine Volk, trotz seines oligarchischen und kirchlichen Zwiespaltes, früher Größeres als manche große Monarchie geleistet hatte, was durfte man nun nicht auf der großen Bahn der constitutionellen Freiheit von ihm erwarten? Wirklich sah Jeder bei der Wiedergeburt unserer Unabhängigkeit das Erwachen und die Stärkung einer lang zurückgedrängten Kraft. Das Gegentheil fand statt. Wir waren so lange unthätig gewesen und blieben es.“

Die Erkenntniß, daß sein Vaterland, das einst eine so bedeutende und ruhmvolle Rolle in der Geschichte gespielt hatte, das geistig und materiell andern Ländern voraus gewesen war, jetzt einem allgemeinen Verfall preisgegeben war und sich daraus nicht erheben konnte: diese Erkenntniß hatte Thorbecke in den dreißiger Jahren dazu gebracht, historisch die Ursachen dieses Rückschrittes zu untersuchen, und wir sehen, wie er ohne Zaudern die Mängel des niederländischen Staats- und Volkslebens aufdeckt. Er hielt seiner Nation rücksichtslos ein Spiegelbild ihrer Sünden vor und zeigte ihr, wie sie sich wieder zu Besserem erheben könne. Der Ursprung der Freiheit der Niederlande, die Union von Utrecht, hätte, nachdem der Staat sich gebildet hatte, nach den veränderten Umständen auch verändert werden müssen. Verschiedene Male hat man Versuche dazu gemacht, die aber jedesmal an dem Eigennutz der Einzelnen gescheitert sind. Das allgemeine Wohl wurde bei Seite geschoben und die Selbstsucht regierte. Das mußte anders werden. Der Einzelne war doch nur ein Theil des ganzen Volkes und das Volk ein Theil der Menschheit. Der Erfüllung der Pflichten, welche Jeder dem Allgemeinen gegenüber hatte, mußte man sich wieder unterziehen, und der Staat, als Ausdruck des Willens Aller, stand über den einzelnen Theilen. Durch An-

haltung des Volkes zur Erfüllung seiner Pflichten als Staatsbürger, will Thorbecke seine Kraft entwickeln und jeden Einzelnen zu selbständigem Handeln anspornen. Später äußert er sich: „Es ist das Kennzeichen eines liberalen Staates und einer liberalen Regierung, daß sie die Entwickelung der selbständigen Kraft befördern, selbständiger Kraft in Provinz, Gemeine, Vereinigung und Individuum. Befördern heißt, die allgemeinen Bedingungen schaffen, unter denen die Entwickelung möglich ist. Will das heißen, daß der Staat für Alles zu sorgen, alle Leiden und Fehler der Gesellschaft zu heilen habe? . . . . . Ein erstes Gesetz ist Enthaltung, Enthaltung von dem, was außer seinem Beruf als Rechtsvereinigung liegt."

So wirkte Thorbecke als Lehrer der academischen Jugend in Leiden. Dort fand er viele begeisterte Anhänger, freilich auch manche Feinde. Denn abgesehen davon, daß er mit den liebgewonnenen Traditionen des Volkes brach, daß die Selbstsucht einen entschiedenen Gegner in ihm sah: so hatte Thorbecke den Umstand gegen sich, daß seine persönliche Erscheinung im ersten Augenblick eher abstoßend als einnehmend wirkte. Er gehörte nicht zu den Menschen, die man gewöhnlich liebenswürdig nennt. Er war manchmal schroff und rücksichtslos; dagegen verschwand diese Seite seiner Persönlichkeit bei näherer Bekanntschaft gänzlich vor den übrigen glänzenden Eigenschaften seines Geistes und Charakters. Seine „Bemerkungen zum Grundgesetz" brachten ihm auch in weiten Kreisen viele Freunde, und im Jahre 1848 wurde er von den Provinzialstaaten von Südholland zur zweiten Kammer gewählt. Hier fand er aber durchaus keine Unterstützung für seine Pläne zur Veränderung der Verfassung, und als er im Jahre 1844 mit 8 Gesinnungsgenossen einen weitern Antrag in dieser Richtung stellte, drang er auch damit nicht durch. Die übrigen Kammermitglieder verschanzten sich hinter Traditionen und Gewohnheiten und fanden es unpassend, daß von der Kammer eine Verfassungsveränderung vorgeschlagen würde. Thorbecke sagt: „Wenn man seit einiger Zeit mit so viel Aufhebens von niederländischem Sinn oder niederländischen Prinzipien sprechen hört, so ist es unmöglich, nicht an den schmeichelnden Wahn einer Nation des alten Testamentes zu denken, daß für sie und ihre Regierung ein besonderer Gott in der Welt wäre. Natürlich thut jedes Volk das, was es thut, in seiner Weise. Aber diese Weise zeigt sich aus dem Thun, aus der Ausübung. Ich begreife, daß man sprechen kann von den Prinzipien einer niederländischen Kunst oder Wissenschaft, sobald wir eine bestehende niederländische Kunst oder Wissenschaft haben. Aber woher holt man diese Reihe von niederländischen Prinzipien? Aus der Erinnerung? Mit der Erinnerung regiert man eben so wenig, wie man den Hunger mit der Mahlzeit von gestern stillt. Ist nur das vaterländisch, was bei uns besteht oder bestand? Jede Erneuerung oder Veränderung anti-niederländisch? Unsere

Zeit wird durch neuentstehende allgemeine Kräfte in Wissenschaft, Kunst und Industrie sowohl, wie in Staatenbildung beherrscht. Uns in solcher Zeit Absonderung vorzuschreiben, hieße unser Todesurtheil aussprechen."

Die Folge dieses Vorgehens war für Thorbecke, daß er nicht wieder in die Kammer gewählt wurde. Man sah die Nothwendigkeit zur Veränderung der Staatsverfassung noch lange nicht allgemein ein, und es bedurfte erst der Einwirkung von Außen, um diese zu Stande zu bringen.

Diese Einwirkung brachten die immer höher gehenden Wogen der politischen Erregung im übrigen Europa, und in der Thronrede bei Eröffnung der Kammern, Oct. 1847, erkennt selbst der König Wilhelm II. die Nothwendigkeit einer Aenderung der Constitution an. Eine dazu am 8. März des folgenden Jahres gemachte Regierungsvorlage entsprach indessen so wenig den eingetretenen Ereignissen und der in Folge derselben veränderten Meinung in den Niederlanden, daß der König schon nach acht Tagen zu weiteren Concessionen sich entschloß. Nun wurde von den Kennern eine ganz im Geiste Thorbecke's gehaltene Verfassung berathschlagt und angenommen. Der Einfluß der Gegner Thorbecke's, die ihn überall zu verleumden suchten, war indessen noch stark genug, ihn von der Regierung selbst fern zu halten, und erst im Herbste 1849 sah der König keinen andern Ausweg, als den ihm als seinen Feind geschilderten Mann zum Minister zu berufen.

Zur Kennzeichnung des Verlaufs und der leitenden Ursachen dieser Staatsreform ist eine Aeußerung Thorbecke's sehr treffend: „Wenn wir sagen (nämlich in der Antwort auf die Thronrede Febr. 1849): „Als Euer Majestät königliches Wort die Reform beschloß", dann zielt dieses augenscheinlich auf den Anfang, auf den ersten Stoß, dessen erstes Ergebniß das veränderte Grundgesetz gewesen ist. Dieser Ausdruck sagt durchaus nicht, daß der König allein, unter Beseitigung der gesetzlichen Mitwirkung und Formen, das Grundgesetz verändert hat und Niederland eine neue Constitution gegeben. Der Vorredner legt ein besonders Gewicht darauf, daß die Reform bei uns zu Stande gebracht wurde, ohne daß ein Fuß auf revolutionäres Gebiet gesetzt wurde. Ich bekenne, daß ich das Wort Revolution, Umwälzung, nicht in dem beschränkten Sinn des geachteten Redners auffaßte. Revolution ist Veränderung von Grundsätzen, die mit oder ohne Verletzung der gesetzlichen Formen stattfinden kann. Was ist nun bei uns geschehen? Hat nicht der König im Monat März des vorigen Jahres die Initiative ergriffen. Hat nicht das königliche Wort beschlossen, daß die Reform wirklich begonnen wurde? Ich meinestheils wage nicht zu versichern, daß ohne dieses Wort die Veränderung des Grundgesetzes, welche ein neues Grundgesetz geschaffen hat, durch die vorige Kammer zu Stande gebracht worden sei." Aus diesen Worten geht hervor, daß die Constitution nicht in Folge eines allgemein stark und tief gefühlten

Bedürfniſſes entſtanden iſt, ſondern die Maßregel eines verſtändigen Fürſten war, der, die Zeichen der Zeit wohl beobachtend, freiwillig dasjenige gab, was man vielleicht ſpäter von ihm gefordert hätte.

Thorbecke blieb bis zum April 1853 Miniſter des Innern und Leiter der Regierung. Dieſe Zeit iſt ſeine Glanzperiode, da ſein Einfluß von da ab nach und nach ſinkt. Nachdem die neue Conſtitution geſchaffen war und man daran ging den ganzen Staatsorganismus zu erneuern, wagten ſich wieder die Parteileidenſchaften und der Eigennutz des Einzelnen hervor. Die kirchlichen Parteien brachten das erſte Miniſterium Thorbecke's zum Sturz. Bei der ausgeſprochenen Trennung zwiſchen Kirche und Staat, beeilte ſich die römiſche Curie die Hierarchie in die ihr verliehene vollkommene Freiheit wieder einzuführen. Der Papſt überhäufte die neue Conſtitution, obgleich ſie der katholiſchen Kirche jede Freiheit ließ, mit heftigen Schmähungen. Das erweckte den Argwohn und den Zorn der Calviniſten, die das Land von den päpſtlichen Anmaßungen bedroht ſahen. Eine allgemeine Agitation erfolgte, und der König ſah ſich genöthigt, den Calviniſten beruhigende Zuſicherungen zu geben. Thorbecke, über dieſen Schritt des Königs unzufrieden nahm ſeine Entlaſſung.

Im Jahre 1849 glaubte Thorbecke noch, die Parteiungen im Lande hätten aufgehört. In dieſer Täuſchung konnte er aber nicht lange bleiben. Der Gedanke, daß in einer Volksvertretung ſich nicht Parteien bilden ſollten, daß eine conſtitutionelle Regierung ſchließlich nicht eine Parteiregierung ſein würde, wenn nicht ganz beſonders hervorragende Männer an der Spitze der Regierung ſtehen, oder die Conſtitution nicht ein Uebergewicht der Regierung über die Volksvertretung begründet, — ein ſolcher Gedanke erſcheint ſonderbar. Aber Thorbecke's Anſichten ſind hin und wieder gar zu idealiſtiſch, und die Thatſachen werden ihn manchmal gründlich enttäuſcht haben. Wurde er ſelbſt doch, der das Beſtehen von Parteien in der Kammer und dem Lande leugnete, allgemein als der Führer der liberalen Partei anerkannt, und wurde doch ſein erſtes Miniſterium durch die verbündeten Parteien der Conſervativen und Antirevolutionären geſtürzt.

Und mit ſeinem Sturz treten die Parteien immer heftiger auf. Zwar konnten ſie den einmal errungenen Fortſchritt nicht mehr rückgängig machen, aber ſie hinderten die Durchführung der Reorganiſation der einzelnen Theile des Staatsweſens. Die nach Thorbecke auftretenden Miniſterien der conſervativen Partei konnten nur etwas zu Stande bringen, wenn ſie zugleich auch die liberale Partei in ihren Anſprüchen befriedigten. Es ſtellte ſich heraus, daß der liberalen Partei, wegen ihrer Majorität die Regierung gebühre, und ſo wurde Thorbecke im Jahre 1862 wieder ins Miniſterium berufen. Indeſſen fand es ſich, daß die Verhältniſſe ſich ſeit einem Jahrzehnt

Digitized by Google

verändert hatten. Die Katholiken, welche so lange liberal waren, wie sie vom Liberalismus Freiheiten erlangen konnten, wandten sich gegen denselben, sobald er ihnen nichts mehr bieten konnte. In Folge der päpstlichen Encyclica kamen nur heftige Ultramontane als Abgeordnete in die zweite Kammer und auch die Calvinisten traten kühner auf. Auch unter den Liberalen zeigten sich verschiedene Elemente, die sich nicht mehr dem alten Parteihaupte unterwerfen wollten und den Standpunkt Thorbecke's als veraltet betrachteten. Thorbecke selbst trat im Jahre 1866, wegen einer Meinungsverschiedenheit mit seinen Collegen, als Minister ab. Von jetzt an wechseln liberale und conservative Ministerien, ohne daß eines derselben es zu einer ersprießlichen Wirksamkeit bringen konnte. Die Parteien in der Kammer machten jede für sich Jagd auf die Regierung, selbst in dem Bewußtsein, daß sie die erhaschte Beute nicht behaupten konnten. Die Liberalen, die zwar immer noch eine knappe Majorität hatten, waren unter sich uneinig und zeigten ein klägliches Bild der Unfähigkeit. Da versuchte Thorbecke nochmals im Anfange des Jahres 1870 die Liberalen um sein drittes Ministerium zu versammeln, aber vergebens. Sein Einfluß war nicht mehr groß genug, die entfesselten Elemente der Parteisucht und und der persönlichen Interessen zurück zu drängen. Er hatte den erstorbenen politischen Sinn des Volkes wieder aufzuwecken versucht, aber auf seinen Ruf waren die alten Leidenschaften, die das Land ins Verderben geführt hatten, erschienen. Diese stellten sich ihm überall in den Weg und hemmten sein Streben. Der Mann, dem es früher ein Leichtes war, für seine Gesetze eine große Kammermajorität zu erlangen, konnte jetzt nur in einzelnen Fällen auf die Annahme seiner Vorschläge rechnen.

Am 4. Juni 1872 starb Thorbecke. Seinem Andenken wurde vor einigen Monaten in Amsterdam ein Denkmal errichtet. Die Parteiwuth seiner Gegner wußte zu bewerkstelligen, daß dieses Denkmal nicht an der ursprünglich bestimmten Stelle in s'Gravenhage errichtet werden konnte.

Thorbecke sagte, das neue Grundgesetz sei durch die Initiative des Königs entstanden; mit viel größerem Rechte kann man aber behaupten, daß die Fortschritte, welche die Niederlande in den letzten dreißig Jahren auf dem Gebiete der Staatsentwickelung gemacht haben, dem Wirken Thorbecke's zuzuschreiben sind. Er beherrschte eine Zeit lang das ganze politische Leben des Landes; er war es, der ihm eine neue Verfassung und manche Verbesserung in der Gesetzgebung gab. Er brachte in den bewegungslosen Staatskörper wieder Leben und Thätigkeit; aber die Mächte, welche das in früheren Jahrhunderten so thatkräftige Volk in einen Zustand der Erschlaffung getrieben hatten, schlummerten ebenfalls nur, um bei dem erneuerten Leben auch wieder aufzuwachen. Sie hinderten nicht allein den von Thorbecke angebahnten Fortschritt, sondern

ſie waren auch die Urſache, daß manche ſeiner Maßregeln das Gegentheil von dem bewirkten, was ſie bezweckten.

Die Hoffnung und das Vorwärtsſtreben, welche ſich in der erſten Zeit des Auftretens Thorbecke's kundgaben, ſind gewichen der Reſignation im Volke und der Unfähigkeit zu faſt jeder Maßregel, die nicht durch die große Noth der Verhältniſſe abgedrungen wird. Man berathſchlagt Jahr aus Jahr ein in Kammern und Commiſſionen und Verſammlungen über die Lebensfragen des Landes, aber Parteileidenſchaft, Selbſtſucht und Rückſichten aller Art verhindern jedes Handeln. Jeder klagt den Andern an, daß er die Schuld an dieſem Zuſtande trage, aber Keiner will etwas von ſeinen Anſprüchen zum Wohl des Staates aufgeben. Und nun gar die kirchlichen Parteien, die den Staat ihren Zwecken dienſtbar machen wollen, regen ſich mit wachſendem Erfolg. Die alte Oligarchie der Republik iſt unter veränderter Form wieder erſtanden und das niedere Volk erwartet nur von Oranien Hülfe. Dem Calvinismus, den reformirten Paſtoren, ſind die Jeſuiten zur Seite getreten; beide ſuchen die Herrſchaft zu erlangen. Dieſer Zuſtand hat ſehr viel Aehnlichkeit mit demjenigen, den Thorbecke als abſchreckendes Bild von der alten Republik ſchilderte. Man ſpricht wieder von niederländiſchen Principien und Bedachtſamkeit, von niederländiſcher Freiheit, weil man lieber mit ſchlechten Gewohnheiten zu Grunde gehen will, als ſich andern, beſſern Gewohnheiten zu fügen. Man ſonnt ſich noch immer ſo gerne an dem Ruhm der Vorfahren und wähnt ſich ſelbſt groß in dieſem ererbten Glanze. Noch gelten die Worte Thorbecke's: „Die niederländiſchen Propheten können ſich, glaube ich, nicht über Mangel an Verehrung in ihrem Vaterlande beklagen. Wir lieben das Lob und haſſen die Kritik.“ „Ein unkundiger, fremder Schriftſteller, der uns und unſere Zuſtände rühmt, iſt eine Autorität, die uns in unſerer eigenen Werthſchätzung erhebt. Aber Thiers, der mit einigen Prozenten ſeines Talentes unſere berühmten Schriftſteller reich machen könnte, der aber das Unglück hat, ſich über Schimmelpenninck (Ratspenſionär der bataviſchen Republik) nur kurz zu äußern und nicht zu wiſſen, daß unſer Landsmann dem erſten Conſul Geſetze vorſchrieb, wie ſollte er mehr als ein armſeliger Vielſchreiber ſein können?“ Die nationale Eitelkeit und Selbſtüberhebung macht ſich ungebührlich breit; man iſt beleidigt und wird grob, wenn Jemand es wagt, alte Traditionen, deren ſich doch ſchon ſo manche als nicht ſtichhaltig bewieſen haben, einmal kritiſch zu beleuchten.

Wie viele große Fragen des Volkslebens harren der Löſung? Das Colonialweſen, die Landesvertheidigung, das Steuerweſen, die Strafgeſetzgebung ſtehen ſeit langen Jahren auf der Tagesordnung und für die Verbeſſerung des Schulweſens agitirt man ſchon geraume Zeit; aber das Intereſſe der herrſchenden Klaſſen, der Oligarchie, und der Parteien widerſtrebt

Digitized by Google

einer zeitgemäßen Umgestaltung dieser Zweige der Staatsverwaltung. Nicht wie früher steht eine mangelhafte Staatsform den Verbesserungen und dem Fortschritt im Wege, es ist jetzt nur allein die Selbstsucht der Regierenden, in der Kammer sowohl, wie am Ministertisch und bei der Wahlurne, der man die Schuld zu geben vermag.

Es ist Thorbecke gelungen, diese Selbstsucht der Einzelnen eine Zeitlang zurück zu drängen, aber es ist ihm nicht gelungen, sie dauerhaft unschädlich zu machen. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Staatsformen; aber er sorgte nicht mit gleichem Eifer dafür, daß das Volk zu Staatsbürgern erzogen wurde. Wohl erkannte er die Nothwendigkeit, daß Jeder sich als Theil des Staates und dieser sich wieder als ein Theil der Gesammtheit fühle, aber wer sollte das Bewußtsein der Pflicht dem Volke, der Jugend einpflanzen?

Das Studium und die Beherzigung der Schriften Thorbecke's, die leider nur äußerst gering an Umfang sind, eine Vergleichung derselben mit den jetzigen Zuständen, würde den Holländern vielleicht die Augen für die ihnen drohenden Gefahren öffnen. Sehr vieles, was Thorbecke über die Schäden der alten republikanischen Wirthschaft sagte, ist noch jetzt auf die eben herrschende parlamentarische Wirthschaft zutreffend. Wilhelm Otto.

Ein französisches Seitenstück zu Knigges „Umgang mit Menschen."

So darf man wohl die Schriften der Madame Louise d'Alq nennen, die sich mit der Lebenskunst und dem beschäftigen, was in der feinen Welt Frankreichs und mehr oder minder unter den Gebildeten und Zartfühlenden aller civilisirten Nationen für schicklich und wohlanständig gilt. Als die Verfasserin vor zwei Jahren mit dem Buche „Le Savoir-vivre en toutes les circonstances de la vie" an die Oeffentlichkeit trat, wurde ihr ein Empfang zu Theil, der fast unerhört war. Bis dahin war sie dem Publikum völlig unbekannt gewesen, und dennoch erlebte ihr kleines Werk binnen Kurzem elf starke Auflagen, und es erfreut sich jetzt unter unsern Nachbarn jenseits der Vogesen eines Ansehens, wie zu seiner Zeit in Deutschland der in der Ueberschrift genannte Rathgeber Knigges.

Derſelbe Erfolg iſt der Vervollſtändigung jener Schrift, die uns jetzt unter dem Titel „La Science du Monde“ (Paris, Librairie de la Famille, Fr. Ebhardt) vorliegt, in Frankreich ſicher, und da gegen den Inhalt dieſer Betrachtungen und Rathſchläge vom Standpunkte deutſcher Lebensanſchauung und Sitte kaum Weſentliches einzuwenden iſt, da dieſelben vielmehr in manchen Punkten zur Verſchönerung und Bereicherung des Gebietes, welches wir gute Lebensart nennen, beitragen können, und da ſie in höchſt anmuthiger und natürlicher Sprache vorgetragen werden, ſo ſehen wir nicht ein, warum ſie nicht auch unter uns willkommen genannt werden ſollten. Wenn uns manche Aeußerungen des franzöſiſchen Geiſtes nicht ſympathiſch ſind, ſo darf uns das nicht abhalten, ſeine guten Seiten anzuerkennen, und wenn nicht Weniges von den Auswüchſen des pariſer Lebens von uns beſſer nicht ſchön gefunden worden und nicht nachgeahmt geblieben wäre, im Punkte des feinen Taktes, des urbanen Verkehrs mit Freunden und Fremden, der Artigkeit und des rückſichtsvollen Verhaltens gegen Jedermann konnten und können wir noch jetzt von den Franzoſen lernen.

Die „Science du Monde“ fällt in vielen Stücken mit der Lebenskunſt zuſammen, man kann ſie ſo, wie die Verfaſſerin ſie begreift, die Quinteſſenz des savoir vivre oder die Politik des geſellſchaftlichen Lebens nennen. Sie iſt gleichſam das Ceremoniel der wohlerzognen, zartempfindenden Welt, ſie iſt in weſentlichen Punkten ſynonym mit Etiquette, Höflichkeit, berechtigtem Herkommen im ſocialen Verkehr. Der Gentleman wird geboren, und die politesse du coeur läßt ſich nicht anerziehen; aber der Welt gegenüber als Gentleman wenigſtens aufzutreten, kann man lernen, und hier haben wir ein in liebenswürdiger Form abgefaßtes Compendium dazu, in dem wir ſchon Bekanntem und zur zweiten Natur Gewordenem faſt ebenſo gern begegnen, wie dem Neuen, was geboten wird.

Die Verfaſſerin behandelt zunächſt den Eintritt der jungen Leute in die Welt, um dann zu zeigen, wie ſie ſich mit ihr zu ſtellen haben, und darauf die verſchiedenen Verhältniſſe zu betrachten, in die Männer und Frauen durch das Leben gebracht werden können. Ein intereſſantes Kapitel beſchäftigt ſich mit dem Beginn einer Hauswirthſchaft, ein anderes mit der allein ſtehenden Frau und den Pflichten, die ſie zu beobachten hat. Weiterhin begegnen wir u. A. Regeln in Betreff von Picnics und Vergnügungspartien, von Wetten und Vielliebchen, Beſuchen und Einladungen. Die verſchiedenen Arten der Begrüßungen werden beſprochen, desgleichen die Muſik in der Geſellſchaft, die Unterhaltung, Bälle, kleine Thee- und Abendgeſellſchaften, die beſte Art zu geben und zu empfangen, das Verhältniß der Tochter zum Vater, der Tanz und die Geſellſchaftsſpiele, ſowie noch manches andere hier in Betracht Kommende, wobei vorzugsweiſe auf das Bedürfniß der jungen Damen-

welt Rückſicht genommen iſt. Um einen Begriff davon zu geben, wie dergleichen Dinge hier behandelt ſind, und was der Leſer in den verſchiedenen Kapiteln zu erwarten hat, theilen wir im Folgenden aus den Abſchnitten XI. bis XIII. einige Auszüge mit.

„Häufig hört man ſagen: ich lade Den oder Jenen zu meinem Diner oder Empfang nicht ein, weil ich weiß, daß er nicht annehmen kann, daß er ſchon eine andere Einladung hat u. d. Das iſt nicht richtig. Man muß ihm eine Einladung zukommen laſſen, auch wenn man von vornherein weiß, daß ſie abgelehnt werden wird; denn die Artigkeit iſt ihm erwieſen, und der Betreffende iſt uns dafür ganz ebenſo verpflichtet, als ob er davon hätte Gebrauch machen können. Ueberdieß aber wiſſen wir nicht, ob er nicht beiden Einladungen entſprechen kann oder ſich von der, welche der unſern vorausging, loszumachen vorzieht. Es verhält ſich ebenſo, wenn man unter dem Vorgeben, daß eine Perſon zu hoch ſtehe, um auf ihr Erſcheinen hoffen zu laſſen, oder daß man wiſſe, ſie ſei von zu ſchwacher Geſundheit, in verdrießlicher Stimmung oder in bedrängter Lage, die Einladung unterläßt; man darf nicht wiſſen, daß ſie ablehnen wird, man muß ſeinen Bekannten unter allen Umſtänden die Artigkeit einer Einladung erweiſen, wenn man eine Feſtlichkeit veranſtaltet. Natürlich werden, wenn man nur eine gewiſſe Anzahl von Gäſten zum Diner bei ſich ſehen kann, die übrigen Freunde ſich nicht verletzt fühlen, wenn ſie keine Einladung erhalten, auch kann man viele Bekannte haben, zu denen man in keinem ſo vertrauten Verhältniſſe ſteht, daß man ſie zu Tiſche laden darf oder muß.“ . . „Wenn man eine Einladung ergehen läßt, richtet man ſie ſtets an das Haupt der Familie oder an das älteſte Glied derſelben. Es genügt, z. B. nicht, ein junges Mädchen zu bitten, mit ihrer Mutter zu kommen, und es hieße gegen die Geſetze der guten Geſellſchaft verſtoßen, wenn man ſie beauftragen wollte, dieſe Einladung ihren Eltern zu überbringen. Man muß ſich vielmehr perſönlich zu dieſen begeben und ihre Einwilligung erbitten, bevor man zu der jungen Dame ſelbſt davon ſpricht. Eine Einladung zu einem Diner oder einer Abendunterhaltung muß, wenn ſie nicht aus dem Stegreif veranſtaltet wird, wenigſtens fünf und wo möglich acht Tage vorher erfolgen. Eine Frage des Taktes iſt es, wie weit man mit einer Einladung dringend werden, wie ſehr man nöthigen darf. Gewiß iſt, daß hier die Eigenliebe ins Spiel kommt. Ich glaube, daß ſtarke Nöthigung mich nie beſtimmt hat, eine Einladung anzunehmen, die irgend welche Gründe mich auszuſchlagen veranlaßten. Demungeachtet machte mir die Dringlichkeit, wenn ſie bis zu einem gewiſſen Maße ging, Freude; denn ſie bewies, daß man etwas von mir hielt. Es zeigt von großer Weltkenntniß, wenn man ſeine Einladungen gut zu gruppiren weiß. Man kann in allen Ständen, allen Lebensſtellungen gute Freunde haben,

und es ist ein werthvolles Talent, wenn die Hausfrau die verschiedensten Lager zu vereinigen und unter ihnen das Gleichgewicht zu erhalten versteht. Ein wenig Verschiedenheit unter den Gästen kann nichts schaden, sie schließt die Eintönigkeit aus. Dann aber erkältet es die vom Glücke weniger begünstigten Freunde, wenn sie sehen, daß sie den Bessergestellten nicht nahe gebracht werden." . .

„Einladungen zum Diner können namentlich in dem Falle, wo man dem Einzuladenden einen Besuch schuldet, persönlich überbracht werden. Ist man keinen Besuch schuldig, so schreibt man ein Billet, welches sofort einen Besuch oder wenigstens einen Brief des Empfängers zur Folge hat. Für Bälle und zahlreichere Versammlungen läßt man oft Karten oder Briefe drucken, und in diesem Falle schickt man solche allen Personen, die man bei sich zu sehen wünscht, auch denen, die man mündlich einladet. Ebenso verfährt man bei Einladungen zu Hochzeiten, Begräbnissen u. dergl. Es ist höflicher, die Einladungen austragen zu lassen, als sie mit der Post zu schicken, und im letzteren Falle gilt für anständiger, sie im Couvert zu versenden als offen. Eine Dame von Welt, die sehr artig zu sein wünscht, macht die Besuche, die sie schuldet, eher, als sie ihre Einladungen zu einem Ball oder einer größeren Festlichkeit ergehen läßt, damit man das nicht zum Vorwand nehmen könnte, nicht zu kommen." . .

„Männer wie Frauen dürfen nie in nachlässigem Anzuge Besuche abstatten. Ich verstehe darunter Besuche, welche nicht in die Kategorie der geschäftlichen oder vertraulichen Besuche fallen, die man sich zu jeder Stunde und in jeder Toilette erlauben kann. Wenn man zu Jemand an seinem Empfangstage geht, so ist man, auch wenn man mit ihm auf dem vertrautesten Fuße steht, nicht zu entschuldigen, wenn man nicht so elegant erscheint, als man irgend kann. Anders verhält es sich, wenn man Jemand in Geschäftsangelegenheiten besucht, man macht ihm dann keinen eigentlichen Besuch, man ist nicht gehalten, in seinen Besuchsstunden zu kommen, man begiebt sich zu ihm an den Tagen und Stunden, wo sein Arbeitszimmer geöffnet ist; sich bei ihm zu anderer Zeit oder in seinen Privatzimmern einzustellen, hieße eine Unschicklichkeit begehen. Der Herr des Hauses und die Hausfrau tragen, wenn sie empfangen, sowohl am Tage als des Abends, namentlich aber des Abends, Handschuhe. Am Tage darf jener abwesend sein und die Frau allein empfangen, aber bei Diners und bei einem Abendempfange ist es durchaus unmöglich, daß einer von den beiden Gatten unter irgend welchem Vorwande von dem Empfang fernbleibt. Auch die bereits in die Gesellschaft eingeführten Kinder müssen zugegen sein. Sämmtliche Familienglieder, soweit sie nicht noch in die Kinderstube gehören, müssen fortwährend unter den Waffen stehen, d. h. sie dürfen sich niemals zurückziehen,

um auszuruhen oder ſich einer vertraulichen Unterhaltung hinzugeben. Sie haben fortwährend auf dem Poſten zu ſein, um auf das Bedürfniß ihrer Gäſte zu achten, ſich für Alle zu opfern und ſich nicht etwa einem Einzelnen zu widmen. Ihre erſte Pflicht iſt die Unparteilichkeit. Man wird wohlthun, dieſe Unparteilichkeit ſo früh als möglich den jungen Leuten einzuprägen, ſie ſind zu oft geneigt, den Regungen ihres Herzens zu folgen." . . „Wir ſchulden uns unſern Gäſten, wir gehören nicht mehr uns, ſondern wir und unſer Haus gehören den Eingeladenen an. Wir haben ſie gebeten, zu uns zu kommen, um ſich zu unterhalten und zu vergnügen, nicht, um ſie Verdruß und Erniedrigungen erleiden zu laſſen, nicht, um Den oder Jenen bevorzugen zu ſehen. Ein Haus, wo man die Kunſt des Empfangs nicht verſteht, wird bald keine Freunde mehr zu empfangen haben und in den Ruf kommen, langweilig zu ſein. Das Gegentheil wird der Fall da ſein, wo man ſich gleichſam zu vervielfältigen weiß, um alle Welt ohne Rückſicht auf Stellung und Alter zu unterhalten."

„Aber man muß ſich hierbei vor Uebertreibungen hüten. Man muß jedem zukommen laſſen, was ihm nach ſeiner Stellung auf der geſellſchaftlichen Stufenleiter an Aufmerkſamkeiten gebührt, und es hieße die vornehme Dame verletzen, wenn man ihrer Geſellſchafterin davon ebenſoviel oder mehr zuwenden wollte, als ihr ſelbſt, ja man liefe Gefahr, beide verdrießlich zu ſtimmen; denn die Niedrigerſtehende könnte es für Herablaſſung oder gar für Ironie halten. Namentlich junge Leute verfallen leicht in dieſe Uebertreibung. Ihr gutes Herz treibt ſie an, ſich den von der Natur oder dem Glücke weniger begünſtigten Freunden zu widmen. Das iſt ſicherlich edel und ſchön, aber in der Welt, und vor allem bei ſich zu Hauſe vor ſeinen Gäſten muß man ſich hüten, durch zu große und auffällige Bevorzugung Einzelner zu verwunden Mit dem Betreffenden allein, nicht gebunden durch Pflichten der Gaſtlichkeit, kann man den Neigungen des Herzens ihren Lauf laſſen." . .

„An einem Empfangstage muß die Unterhaltung ſich um Allgemeinheiten bewegen. Auch hier haben wir unſer Herz und unſern Geſchmack ſchweigen zu laſſen, wie ſehr uns auch die üblichen Gemeinplätze mißbehagen mögen. Das Gleichgültige herrſcht und hält uns in ſeinem Bann."

„Man iſt oft geneigt, Verſtellung und Heuchelei mit dem Brauche der Welt zu verwechſeln. Dieſer bedeckt uns zwar das Geſicht mit einer Maske, aber es iſt nur die Maske der Höflichkeit, der Rückſichtnahme, man könnte ſogar ſagen, der Barmherzigkeit, und man darf ſich darüber nicht zu ſehr beklagen. Die Heuchelei in der Geſellſchaft beſteht darin, daß man der gegenwärtigen Perſon eine freundſchaftliche Miene zeigt, dann ſie anſchwärzt und verklagt, wenn ſie abweſend iſt. In folgendem Fall iſt unſer Verfahren keine Heuchelei. Wir wünſchen auszugehen, einem uns erwartenden Vergnügen

zuzueilen, aber es kommt Beſuch. Die gute Lebensart verlangt, daß nichts in unſeren Zügen irgend welchen Verdruß über die Vereitelung unſrer Abſicht verrathe. Wir müſſen, ohne daß man es merkt, zu Gunſten deſſen, den wir einen ungelegenen Beſuch zu nennen geneigt ſind, das uns in Ausſicht ſtehende Vergnügen opfern. Egoiſten mögen das eine Lüge, eine Verſtellung nennen, bei ihnen iſt das möglich, weil bei ihnen die beſten Empfindungen entarten, aber die Grundlage dieſes Gebrauchs iſt und bleibt ein Gefühl der Barmherzigkeit. Der ſo ungelegen Kommende hat, um uns zu beſuchen auf einen andern Gebrauch ſeiner Zeit verzichtet, er verſprach ſich ein Vergnügen von einem Geplauder mit uns, er hat uns vielleicht eine Neuigkeit mitzutheilen oder uns ein Anliegen vorzutragen, es würde eine Enttäuſchung für ihn ſein, wenn er darauf verzichten müßte, und es iſt unſrerſeits Herzensgüte, wenn wir ſelbſt, um ihm dieſe Enttäuſchung zu erſparen, auf Pläne verzichten, die uns Vergnügen verſprechen. Je mehr uns das koſtet und je mehr wir verbergen, daß es uns etwas koſtet, deſto verdienſtlicher iſt unſer Verhalten."

„An ſeinem Empfangstage auszugehen, heißt ſich der größten Unhöflichkeit gegen ſeine Bekannten ſchuldig machen. Man muß verſtehen, an dieſem Tage ſeinen Verdruß, ſeine Unaufgelegtheit und vor Allem ſeine üble Laune niederzuhalten und ſeine Vergnügungen ſeinethalben zu vertagen. Nur ein Todesfall oder eine ſchwere Krankheit in der Familie geſtatten und gebieten eine Ausnahme hiervon." . . Ein junges Mädchen kann in Gemeinſchaft mit einer Erzieherin oder einer älteren Verwandten am Empfangstage des Hauſes ihre Mutter, die unwohl iſt, vertreten. Doch werden die Beſuchenden, namentlich die Herren, dann ihren Beſuch abkürzen und ſich nach einigen allgemeinen Redensarten zurückziehen. . ."

„Welche von zwei in einem dritten Hauſe ſich vorgeſtellten Perſonen hat der andern zuerſt ihren Beſuch zu machen? Man macht wegen einer bloßen Vorſtellung einander keinen Beſuch. Dieſe berechtigt nur dazu, daß man ſich grüßt oder höchſtens, daß man ein paar Worte mit einander ſpricht, wenn man ſich an einem öffentlichen Orte oder in einem Salon begegnet. Sehr oft führen Vorſtellungen Perſonen zuſammen, die wenig Neigung haben, mit einander in Beziehung zu treten. Sehr oft iſt auch das Gegentheil der Fall; dann ladet man ſich gegenſeitig ein, und der erſte Einladende empfängt hierauf auch den erſten Beſuch. Selbſtverſtändlich hat man, wo die Lebensſtellungen nicht gleich ſind, abzuwarten, daß die höherſtehende Perſönlichkeit die erſte Einladung ausſpricht. Wenn man ſich näher zu treten wünſcht, muß man ſich beeilen, in der auf die Vorſtellung folgenden Woche ſeinen Beſuch zu machen. Indem man zu ſich einladet, fügt man hinzu: „Ich empfange an dem oder dem Tage." Wenn man ſeine Karte bei Jemand

zurückläßt, zu dem man erſt kürzlich in Beziehung getreten iſt, ſchreibt man darauf: „N. N. iſt an dem und dem Tage zu Hauſe“ oder „empfängt an dem und dem Tage“, was ceremoniöſer klingt und einen ausnahmsweiſe wichtigen Empfang andeutet.“

„Ein junger Mann, der einer bedeutenden Perſönlichkeit vorgeſtellt worden iſt und mit derſelben Beziehungen anzuknüpfen wünſcht, wird, ſelbſt wenn er weiß, daß dieſe ſehr ceremoniös bleiben werden, ſofort am Tage nach der Vorſtellung ſeine Karte bei dieſer Perſönlichkeit abgeben, aber ſich bei ihr nicht eher, als bis er eingeladen worden iſt, als Beſuch vorſtellen. Er wird dasſelbe Verfahren einer Dame oder einer Familie gegenüber, der er ſich anzuſchließen wünſcht, beobachten. Dieſe Familie iſt dann verpflichtet, ihn in ihre Einladungsliſte für Bälle einzutragen oder jede Beziehung zu ihm abzulehnen. An Jemand, der ſeine Karte nicht zurückgelaſſen hat, ergehen keine Einladungen. Aber er macht nicht eher Beſuche, als bis er eine Einladung empfangen hat. Wenn er eine Einladung zu Balle erhalten hat, macht er die in dieſem Falle erforderlichen Beſuche, aber dann keine weiteren, als bis er dazu aufgefordert und herzlich aufgenommen worden iſt. Er darf indeß keine beſonders warmen und dringende Einladungen, wie man ſie an eine Dame richtet, erwarten; denn die Männer ſind oft ſolche Gecken, daß eine Familienmutter ſehr vorſichtig ſein muß. So kommt in die Beziehungen eine gewiſſe Steifheit; der Mann wagt ſich nicht zu nähern, indem er fürchtet, eine Unſchicklichkeit zu begehen, und der Frau iſt nicht einmal erlaubt, höflich zu ſein.“

„Wenn Jemand uns zu Danke verpflichtet oder uns einen Dienſt erwieſen hat, ſo ſind wir ihm, auch wenn wir ihn kaum kennen, einen Beſuch ſchuldig, zum Mindeſten haben wir unſere Karte bei ihm abzugeben. Der Beſuch zeigt von mehr Artigkeit, als die Karte und iſt unumgänglich, wenn wir zu dem Betreffenden in Beziehung treten oder wieder eine Gefälligkeit von ihm erlangen wollen. Er ſelbſt iſt nicht verpflichtet, dieſe Aufmerſamkeit zu erwidern. Iſt er uns ein zweites Mal gefällig, ſo gebührt ihm ein abermaliger Beſuch, auch wenn er den erſten unerwidert gelaſſen hat, und ſo weiter. Keinen Beſuch zum Danke machen, heißt undankbar ſein und nicht wünſchen, daß man ſich für uns intereſſirt; keine Karte abgeben heißt unhöflich ſein und es an Erfüllung des Herkömmlichen fehlen laſſen.“

„Wenn man einen Beſuch macht, zieht man die Handſchuhe nicht ab oder zieht ſie, wenn dies aus irgend einem Grunde doch geſchehen muß, ſofort wieder an. Bei ſich zu Hauſe Handſchuhe tragen, iſt — abgeſehen von den Stunden, wo man Beſuche zu empfangen gewohnt iſt — geſucht und überelegant. Wenn man in der Stadt ſpeiſt, ſo legt man die Handſchuhe nicht eher ab, als bis man ſich zu Tiſche geſetzt hat und zur Serviette greifen

will. Man steckt sie dann in die Tasche. Wenn man Leute sie an Wirthstafeln in ein Glas legen sieht, so verstößt das entschieden gegen das Herkommen und den guten Geschmack. Man darf auch die Handschuhe nicht sofort, nachdem man mit dem Essen des Desserts zu Ende ist, wieder anlegen, weil das aussähe, als wollte man die Frau vom Hause drängen, das Zeichen zum Aufstehen zu geben. Aber man zieht sie an, sobald man in den Salon zurückgekehrt ist. Ein junges Mädchen, welches ein Musikstück vorzutragen im Begriff ist, legt die Handschuhe ab, sobald sie sich an das Instrument gesetzt hat, und zieht sie wieder an, wenn sie auf ihren Platz zurückgekehrt ist. Beim Thee behält man die Handschuhe an, desgleichen bei einem kalten Frühstück oder Abendbrod. Unter keinem Vorwand darf man ohne Handschuhe tanzen, auch nicht die eine Hand entblößt; das ist weder Damen noch Herren gestattet. Dagegen dürfen letztere die linke Hand entblößen, wenn geraucht wird. Ganz aus der Mode gekommen ist, daß die Damen ihr Taschentuch in der Hand halten, wenn sie zu Besuch oder sonst in Gesellschaft sind." . .

„Ich hörte einmal eine Dame, die Grund hatte, sich für eine vornehme Persönlichkeit zu halten, die Aeußerung thun, daß sie die Gabe besitze, ganz genau den Gruß zu erwidern, der ihr zu Theil werde; d. h. wenn man sie durch Neigen des Kopfes grüßte, so erwiderte sie dieß mit einem Kopfnicken, wenn man ihr eine Verbeugung machte, so bekam man auch von ihr eine solche. Es liegt etwas Richtiges in diesem Gedanken, dennoch aber muß er modificirt werden. Unsere Würde verlangt, daß wir dem, der uns beim Begegnen eine hochmüthige, kalte oder geringschätzige Miene oder Geberde zeigt, nicht demüthig oder freundschaftlich begrüßen, und von diesem Gesichtspunkte aus muß man seinen Gruß nach dem einrichten, der uns geboten wird. Aber man braucht den Gruß des Andern nicht zu copiren und deshalb, weil jemand sich gemein beträgt oder die gute Sitte nicht kennt, es ihm nachzuthun. Im Gegentheil, man gebe ihm eine Lection, indem man selbst edler und vornehmer bleibt als er.

Die Art, wie jemand grüßt, giebt seine vornehme oder ordinäre Denkweise viel deutlicher kund als Worte; die Art, wie jemand uns die Hand drückt, ist häufig das Barometer des Herzens. Obwohl es auf Seiten von Leuten, die der feinen Welt angehören wollen, eine Ziererei ist, wenn sie die ihnen entgegengestreckte Hand kaum streifen, so liegt darin auch eine solche Kälte, eine Gleichgültigkeit oder eine so eisige Zurückhaltung, daß ich meinestheils vorziehe, die Hand gar nicht zu berühren, als sie so zu berühren oder vielmehr mich so berühren zu lassen. Wenn man so vertraut mit einander ist, daß man sich mit einem Händedrucke begrüßt, so empfindet man eben genug Freundschaft für einander, um es mit Herzlichkeit zu thun. Wenigstens

ſollte das ſo ſein, und wenn es nicht, wie wir wünſchen, immer und allenthalben der Fall iſt, ſo thun wir es doch des Scheines wegen.

Ein junges Mädchen oder eine junge Frau darf einen jungen Mann die Hand nicht drücken, und dieſer wieder wird, wenn er Verſtand und Takt beſitzt, ſeinerſeits einer ſolchen Dame ebenſo wenig die Hand drücken. Natürlich gilt dies nur von rein äußerlichen Verhältniſſen und entfernten Beziehungen der Betreffenden zu einander. Bei vertrauter Freundſchaft giebt es nichts Beſſeres als einen Händedruck, ein echtes „shakehands“, herzlich, kräftig, wohl gemeint, das oft beredter als viele Worte iſt. Aber es giebt noch etwas Beſſeres, als den engliſchen Händedruck, d. h. die Begrüßung, wo man den Freund nach einer Trennung ſich beide Hände entgegenſtrecken ſieht, um uns die unſere zu drücken, wo man ſie in die ſeinen ſchließt, ſie gleichſam in Haft nimmt, als ob man fürchtete, ſie würden wieder entfliehen.

Die Frauen geben die Hand, die Männer ſtrecken ſie hin. Man wird gebeten, ſich über den verſchiedenen Ausdruck klar zu werden. Figurlich bedeutet es, daß das weibliche Geſchlecht gewährt, das männliche verlangt, in Wirklichkeit ſagt es, daß die Frauen (eine Folge des Gebrauchs des Handkuſſes) den Rücken der Hand darbieten, während die Männer ſie umgekehrt, mit der Innenfläche nach oben hinſtrecken. Der Mann iſt's, welcher der Frau zuerſt die Hand bietet, weil er gewöhnlich der Aeltere iſt. Denn in Summa, wie es ein Act der Vertrautheit, ein Zeichen der Freundſchaft iſt, ſo erwartet der jüngere von zwei ſich Begegnenden, daß der ältere oder höherſtehende es ihm giebt. Ein junger Mann von zwanzig Jahren ergreift die Hand, die ihm eine ältere Dame reicht. Dieſe wird nicht abwarten, ob die jungen Leute ihr die Hand hinſtrecken; ſie würden es nicht wagen. Aber zwiſchen Frauen und Männern von ungefähr gleichem Alter liegt dem Darreichen der Hand eine vertraute Annäherung, ein Verlangen zu Grunde und derartiges kund zu geben, iſt der Frau nicht geſtattet. Ein Jüngerer oder ſeiner Stellung nach Geringerer kann wohl um eine Hand bitten, wenn er Verzeihung verlangt oder Abſchied nimmt, aber er wird es hochachtungsvoll thun. Es kommt ihm nicht zu, die Hand lebhaft und innig zu umſchließen und lange in der ſeinigen zu behalten.

So kann, wie man ſieht, in einem einfachen Händedruck viel von der Kunſt des Umgangs mit Menſchen liegen. Aber hier wie anderwärts verfährt man in der Regel nach dem, was man empfindet. Trotz aller Ueberlegung läßt man am Händedruck fühlen, wie ſehr oder wie wenig man von den Gefühlen der Ehrerbietung, der Zuneigung, des Stolzes oder der Geringſchätzung erfüllt iſt.

Die Männer bücken ſich nicht, wenn ſie auf der Straße grüßen. Sie

verneigen ſich nur, wenn ſie den Hut nicht aufhaben und zwar mehr zum Zeichen der Zuſtimmung, des Dankes oder der Hochachtung und dann nur vor Frauen und hohen Würdenträgern. In Uniform verbeugt man ſich nicht. Auf der Straße nehmen die Männer mit der rechten Hand den Hut ab und ſtrecken die linke aus; können ſie Letzteres nicht, ſo machen ſie eine Viertelwendung gegen die zu grüßende Perſon, ziehen die Ferſen zuſammen und drücken die Bruſt heraus. Das iſt, abgeſehen von der zur Stirn erhobnen Hand, der klaſſiſche, der militäriſche Gruß, der Gruß bei Hofe, aber nicht die Verbeugung, die ein franzöſiſches Neckwort als die „courbette“ bezeichnet. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt ſehr groß. Bei der einen Grußart richtet man ſich gerade empor, bei der andern beugt man ſich nieder.

Bei den Damen iſt die Verbeugung aus der Mode gekommen, doch nur im gewöhnlichen Leben. Von der guten Geſellſchaft Frankreichs, welche die Ueberlieferungen zu bewahren weiß und ſich von vulgären Gewohnheiten nicht erobern läßt, wird ſie noch für gewiſſe Fälle der Begrüßung als unerläßlich betrachtet, nämlich bei Hoffeſten, vor großen Würdenträgern, in der Kirche vor dem Altar, auf dem Balle bei beſtimmten Figuren und wenn man ſeinen Tänzer verläßt. Kurz, die Verbeugung der Damen iſt der Galagruß geblieben, es iſt aber keine kurze, gezierte, tänzelnde, ſchalkhafte Verbeugung es iſt die große Reverenz des Menuet.

Der Gruß durch bloßes Kopfnicken iſt vulgär, eine vornehme Perſon wendet ihn nicht einmal Untergebnen gegenüber an. Die Verbeugung des Oberleibes nach vorn mit Krümmung des Rückens iſt bäueriſch und wenig graciös. Der anmuthigſte Gruß für eine ſitzende oder aufrechtſtehende Frau und derjenige zugleich, der ſich nach dem Grade von Herzlichkeit, den man hineinlegen will, leicht modificiren läßt, iſt der, daß man dem zu Grüßenden die Bruſt zukehrt, und dabei die Schultern einzieht und den Kopf gerade aufrichtet. Man begleitet ihn, wenn man ſteht, mit einer Bewegung der Füße, die man in der Tanzſtunde mit der Kniebeugung lernt, die bei einer regelrechten und wohlgelungnen Galareverenz unerläßlich iſt. Der Gruß mit der Hand iſt ſehr anmuthig, aber ſehr familiär. Man wird ihn, wenn man nicht naher Verwandter iſt, Perſonen eines andern Geſchlechts gegenüber nie anwenden.“

Lazarus' Leben der Seele.*)

(Die Bedeutung der Schrift in der Gegenwart. — Bildung und Wissenschaft.)

Von Dr. L. Weis.

Ein Literarstatistiker will bewiesen haben, daß geistige Epochen eine Zeitdauer von 19 Jahren umfaßten, man möchte wünschen, daß er recht habe: denn seit 1859 hat man vor lauter Darwin und Darwinismus wenig Anderes gehört und sehnt sich nach Abwechselung. Man möchte aber auch glauben, daß die Theorie richtig sei, da in der That die darwinistische Epoche jetzt, 1876, bereits eine Transmutation erlitten hat. Darwins eifrigste Vertheidiger wollen nämlich nicht mehr von Darwinismus, sondern nur von Descendenzlehre, Entwickelungslehre reden. Sie sagen, das was eigentlich neu sei bei Darwin und was zuerst seinen Ruhm begründet hätte: die Lehre vom Kampf ums Dasein und von der natürlichen Zuchtwahl, das sei freilich nicht so wichtig, wie man zuerst gemeint habe; aber sein dauerndes Verdienst sei, daß er das Princip der Entwickelung aufgestellt habe, das ja schon von Leibnitz Kant, Fichte, Schelling, Hegel durchzuführen versucht worden sei. Mit andern Worten: Darwin hat das Entwickelungsprincip nicht aufgestellt, weil es schon da war, er hat es nicht begründet, weil seine Mittel ungenügend gefunden wurden; man räumt ihm daher nur noch das Verdienst ein, daß er die Naturforschung aus der empiristischen Einzelerforschung wieder zu einer umfassenden philosophischen Betrachtung und zwar zu dem Princip der deutschen Philosophie zurückgeführt habe. Freilich trägt die neue Entwickelungslehre einen entschieden materialistischen, und nicht einen idealen Character, wie die frühere. Aber auch hier, scheint mir, steht man an der Schwelle einer Transmutation, nämlich der Umwandlung der materialistischen Entwickelung in die ideale. Der Hinweis auf Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel und damit die Beschäftigung mit diesen Männern, welche den objectiven oder absoluten Idealismus anbahnten und durchführten, konnte nicht ohne Einfluß auf die materialistische Anschauung bleiben. Und während man vor 19 Jahren noch voll und selbstgefällig vom Materialismus sprach, so verwischt man jetzt diesen Namen, weil er Mißverständnisse erwecke; man will Monismus, Realismus, sogar Idealismus gesagt haben.

*) Prof. Dr. M. Lazarus: Das Leben der Seele in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite erweiterte und vermehrte Aufl. I. Bd. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlag. Harrwitz u. Goßmann 1876.

Namen sind Zeichen oder Werthe für Sachen, die sie bedeuten, und wenn auch freilich die Sache, die der neue Name bezeichnet, immerhin noch Materialismus ist, so ist doch die Namensänderung wohl auch ein Zeichen, daß die Sache selbst als ungenügend empfunden wurde und daß man nach Anderem strebt, was nur idealer Monismus sein kann. Zu den Zeichen, daß der Geist der Zeit aus dem materialistischen Fahrwasser sich wieder zu idealeren Bahnen erhebe, rechne ich aber auch die Thatsache, daß die letzten Jahre eine auffallende Menge von Schriften brachte, welche alle von Kant redend, seine wahre Meinung wieder lebendig machen wollen. Nun ist richtig, daß Viele in Kant einen Begründer des Materialismus sehen, aber die unbestrittenere Thatsache ist doch die, daß an seinen Namen sich der idealste Idealismus knüpft und daß sein kategorischer Imperativ aus der vollsten Ueberzeugung von der Existenz der sittlichen Freiheit des Menschen quillt; und deshalb wird eine Zeit, die sich wahrhaft mit Kant beschäftigt, sich nie seiner idealen Zugkraft entziehen können.

Also vor 19 Jahren ein offener, breitgetretener Materialismus, der seit 1859 durch Darwins Gedanken ins speculative Fahrwasser geräth und dabei transmutirt wird, so daß er jetzt es sogar als größere Ehre achtet, Monismus oder Idealismus genannt zu werden. Die Morgendämmerung eines wiedererwachenden deutschen Idealismus erblicken wir in diesem Namenswechsel und begrüßen um so freudiger die zweite Auflage von Lazarus' Leben der Seele, deren erstes Erscheinen 1857, also auch vor etwa 19 Jahren geschah und damals in der voll materialistischen Strömung allzu unbeachtet blieb. Diesmal aber tritt sie in die idealreale Strömung zu gelegenerer Stunde auf; denn sie lebt und athmet in Wahrheit in Idealrealismus und zugleich, wenn sie auch nicht über Kant polemisirt, lebt und athmet sie ganz in den Principien, durch die er der Reformator des Denkens wurde und wegen deren er heute wieder allseitig angerufen wird. Es ist daher wohl interessant, auf die Bedeutung und den Inhalt der Schrift von Lazarus näher einzugehen, nachdem wir früher*) einen einzelnen Punkt, das Gesetz der Apperception besprochen haben.

Zwei Dinge waren es, welche Kant stets mit Bewunderung erfüllten: das moralische Gesetz in ihm und der gestirnte Himmel über ihm. Die erste Bewunderung machte ihn zum Copernicus in der Auffassung des Geistes. Denn die Seele, die seither als einfach aufnehmendes Wesen, wie eine unbeschriebene Tafel vorgestellt wurde, ward seit ihm begriffen als eine freithätig synthetische Kraft, so daß die Welt gemäß dem Vermögen dieser Kraft dem Menschen erscheinen muß. Die zweite Bewunderung ließ ihn die Entwickelung des Planetensystems entdecken und machte ihn auch zum Copernicus in der Betrachtung der Natur, oder richtiger zum Erweiterer Newton's in

*) Grenzboten II. 1876. S. 321 ff.

der Naturphiloſophie. Vor Newton galten die Körper als kraftlos; er zeigte aber, daß ſie ſelbſt Kräfte und zwar der Anziehung ſeien. Kant aber bewies, daß alle Materie, auch das Atom, als anziehende und abſtoßende Kraft zu begreifen ſei. Freilich verwarf er die Atome, die er in der mechaniſchen Auffaſſung von Carteſius bekämpfte; aber er ſagte: die Materie iſt ins Unendliche theilbar, aber in Theile die immer noch Materie ſind; und dieſe unendlich kleinen Theile können wir wohl Atome nennen, inſofern wir mit Lazarus S. 351 ſagen: „Draußen im Reiche des Concreten bedeutet Einheit niemals Einfachheit, ſelbſt vom Atome wird nicht behauptet, daß es wirklich einfach iſt, ſondern nur daß es durch ſeine individuelle Geſtaltung wie eine Einheit wirkt.“

Ich darf daher ſagen, Kant betrachtet die Seele, wie die Materie, bis in ihr kleinſtes Atom als Kraft, als Dynamis; und in dieſer dynamiſchen Auffaſſung liegt Kant's reformatoriſche That, durch die er um ſo mehr der ganzen ſeitherigen Weltanſchauung entgegentrat, als er nicht nur die Vorſtellung von einer kraftloſen Materie, ſondern auch, muß man ſagen, die von einer kraftloſen Seele verwarf. Denn freilich hatte man die Seele als die Kraft angeſehen im Gegenſatz zur Materie: aber möchte man nun ſagen, die Seele ſei als Intelligenz aus der himmliſchen Höhe in das Gefängniß des irdiſchen Lebens gekommen, oder ſie ſei mit angeborener Idee ins Daſein getreten, oder ſie ſei eine leere Tafel die von der Außenwelt beſchrieben werde: in all dieſen Fällen galt die Seele eigentlich als kraftlos, inſofern ſie ihr geiſtiges Vermögen nicht ſelbſtthätig vermehren konnte, ſondern verharren mußte in der Intelligenz, mit der ſie vom Himmel kam, oder in der Idee, die ihr angeboren war, oder inſofern ſie paſſiv aufnehmen mußte, was die Außenwelt zufällig aufdrückte. Dieſen Anſchauungen gegenüber machte Kant die Seele zu einem Vermögen der Ideen, zu einer die Wahrheit erobernden, und nach ihr aus inneren Principien mit ſittlicher Freiheit ſich zu beſtimmen vermögenden Kraft.

Von der Materie aber ſagt Kant: Metaphyſiſch ließe ſich von ihr nur ſagen, daß ſie als anziehende und abſtoßende Kraft zu begreifen ſei; aber nur auf dem Wege der Induction oder Erfahrung könne die Form oder das Geſetz der Anziehung feſtgeſtellt werden. Dieſe Induction lehrte nun dieſe Form als das Geſetz der Gravitation kennen und zeigte, daß das Gravitirende an das Trägheitsgeſetz gebunden iſt, von welchem Kant ſagte, ohne daſſelbe wäre keine Naturwiſſenſchaft, ſondern nur Hylozoismus möglich, und ſeine Exiſtenz erfordere für das was gravitirt und für das, was ſich ſelbſt beſtimmt, zwei verſchiedene obzwar mit einander verbundene Subſtanzen.

Hiernach iſt die ſog. Materie die Subſtanz der Gravitation, der Geiſt die Subſtanz des kategoriſchen Imperativs oder der ſittlichen Freiheit. Nun

hätte man denken ſollen daß, grade weil Kant's Ruhm darin gefunden wurde dynamiſche Anſchauung gebracht zu haben, man beim Reden von Materie und Geiſt dieſen dynamiſchen Unterſchied, dieſes weſentliche Arbeitsvermögen der Subſtanzen in den Vordergrund geſtellt habe. Aber nein! Man fuhr fort, den alten mechaniſchen, oder wie ich lieber ſage, den morphologiſchen Unterſchied feſtzuhalten, welchen Carteſius dahin feſtgeſtellt hatte, daß die Materie das Ausgedehnte, der Geiſt, das Denken ſei. Auf Grund dieſes morphologiſchen Unterſchieds mühte man ſich dann ab, das Eine ſtets als das Gegentheil des Andern zu begreifen. Weil die Materie das Körperliche, Ausgedehnte hieß, ſo mußte die Seele das Unkörperliche, Unausgedehnte, Immaterielle, das Einfache, Untheilbare ſein. Das Tragiſche dabei iſt nur dies, daß jeder Standpunkt ſich dabei ſelbſt das Gericht ſpricht, indem er auf der einen Seite als Wahrheit gelten läßt, was auf der anderen falſch ſein ſoll. Der Idealiſt ſagt, die Seele iſt unräumlich, untheilbar und als einfaches Weſen die allerrealſte Exiſtenz, aber im ſelben Athemzug ſagt er weiter, ein Atom iſt ein Unding, denn als einfach und untheilbar wäre es unräumlich und ſomit ein Nichts. Der Materialiſt umgekehrt ſagt, die Annahme eines Gottes oder einer Seele iſt Unſinn, denn wie können beide weder ſinnlich wahrnehmen noch morphologiſch vorſtellen; aber im ſelben Athemzug ſagt er weiter: Atome exiſtiren, obgleich wir ſie weder ſinnlich wahrnehmen, noch morphologiſch vorſtellen können.

Alſo was der Idealiſt am Atom, das tadelt der Materialiſt an Gott und Seele. Beide beweiſen damit nur, was Kant lehrte, daß es Grenzen der Sinnlichkeit giebt, weshalb der Menſch ſowohl nach der Seite des Kleinen — dem Atom, — wie nach der Seite des Großen — dem weltumfaſſenden Gott — beſchränkt iſt in der Fähigkeit der ſinnlichen Wahrnehmung und ſomit der morphologiſchen Vorſtellbarkeit. Was nutzt es überhaupt, zu ſagen, die geiſtige Kraft iſt unräumlich? denn wenn ich mich als Ich vom Du unterſcheide, ſo fällt das Ich nicht mit dem Du zuſammen und ſie ſtehen beide räumlich gegenüber. Ja inſofern Kant ſagt, Körper iſt Materie in beſtimmten Grenzen, ſo kann ich ſogar ſagen, mein Ich iſt körperlich; denn die individuelle Natur, der Umfang ſeines geiſtigen Beſitzes und ſeiner Leiſtungsfähigkeit machen es zu einer Subſtanz innerhalb beſtimmter Grenzen.

Dieſe morphologiſchen Betrachtungen ſind daher ganz werthlos für die Weſensbeſtimmungen der Dinge, und doch hält man auch anderwärts an dieſer werthloſen Betrachtung feſt. So ſagen in der Entwickelungslehre ſowohl Idealiſten wie Materialiſten, weil die Keimzelle mikroſkopiſch ein indifferenzirtes Ding ſei, ſo ſei bei dem geringen morphologiſchen Unterſchied denkbar möglich, daß das Unorganiſche ins Organiſche übergehe. Aber nicht auf die Gleichheit der Form kommt es an, zumal dieſe in unſerm Fall ein Schein

iſt, der durch die Grenze unſerer Sinnlichkeit bedingt wird, ſondern auf die dynamiſche Natur, auf die Leiſtungsmöglichkeit der Dinge kommt es an; und ſo müſſen wir mit Kant fragen: kann das, was gravitirt übergehen in das was ſich nach innerem Princip ſelbſt zum Handeln beſtimmt? Und ich ſage, Kant hat Recht, wenn er es läugnet und daher zweierlei Subſtanzen für die zweierlei Arbeitsvermögen fordert.

In Betreff des Dynamismus ſtimme ich daher ein in den Ruf, daß Kant wieder zu erwecken ſei, und die Bedeutung von Lazarus' Schrift liegt zum Theil eben darin, daß er unbekümmert um ſolche mit unſerer Sinnlichkeit nie zu entſcheidenden morphologiſchen Fragen über Gott, Seele, Atom, ſich ganz und voll auf den Boden des Dynamismus ſtellte. Die Natur der Seele kennen zu lehren, folgt er ihren dynamiſchen Erſcheinungsweiſen, forſcht er nach den Formen und Beſtimmtheiten ihrer Leiſtungsmöglichkeit. „Statt abſtracter Darſtellung (S. 91) allgemeiner pſychologiſcher Theorien, mache ich einzelne Richtungen des concreten geiſtigen Lebens zum Gegenſtand der Betrachtung, zerlege ſie in die darin waltenden, pſychiſchen Elemente und führe ſie auf die betreffenden Geſetze und Principien zurück." Dazu gehört denn freilich, daß man die Induction zu Rathe zieht, daß man aus dem vollen Leben, als der Quelle der Erfahrung, die dynamiſche Natur der Seele feſtzuſtellen ſucht. Der Schwierigkeit dieſer Methode gegenüber iſt es freilich bequemer ſich in morphologiſchen Betrachtungen zu ergehen, welche meiſt auf dem einſamen Studirſchemel aus dem Inhalt der Worte zu conſtruiren ſind. Aber das Bequeme iſt nicht auch das Wahre; und die wahre Methode der Naturwiſſenſchaft iſt jene, auf deren Boden Kant ſagt: Metaphyſiſch läßt ſich von der Materie ſagen, daß ſie als anziehende Kraft zu begreifen iſt, aber das Geſetz der Anziehung muß die Induction lehren. Lazarus wird ähnlich ſagen: Metaphyſiſch iſt die Seele als Kraft ſittlicher Freiheit zu begreifen, aber die Form, das Geſetz dieſer Freiheit, hat die Induction zu lehren.

Ich ſage nun weiter, daß Lazarus den Dynamismus und die Methode Kant's deshalb ſo feſthält, weil er auch die Scheidung feſthält, welche Kant macht, wenn er von der Vorſtellung und vom Ding an ſich ſpricht. Wir denken nur in Vorſtellungen und erkennen daher nicht das Ding an ſich, von dem wir nur durch ſeine Erſcheinungen wiſſen. So ſagt Kant, und ich geſtehe, daß ich in dieſem Punkte ſeine Wiedererweckung, wenn ſie überhaupt nöthig wäre, nicht wünſche. Ich behaupte eine Erkennbarkeit des Dings an ſich, denn wenn die wiſſenſchaftliche Methode mich lehrte, daß ich die Materie als das Gravitirende, die Seele als das Vermögen ſittlicher Freiheit, Gott als ein freithätig liebendes Weſen zu begreifen habe, ſo erkannte ich in dieſer

Thätigkeitsweise die Natur des Wirkenden und somit das Wesen des Dings an sich, mag auch noch so viel morphologisch unvorstellbarer Rest bleiben.

In der Unterscheidung von Vorstellung und Sache steht nun Lazarus ganz auf dem Boden von Kant. Er, der Freund von Steinthal, weiß zu gut, daß wir nur in Vorstellungen denken, die wir mit Worten benennen, daß diese Worte aber nur Zeichen für Dinge sind, die sie bedeuten, wobei der Inhalt des Wortes keineswegs sich deckt mit dem Inhalt oder der Wesensbestimmung des Dinges.

Man sollte denken, das verstehe sich alles von selbst; aber doch versteht man in der Regel unter Metaphysik ein Philosophiren aus dem Wortinhalt heraus und nicht mit den inductiv gegebenen Thatsachen. So nennt man es metaphysisch gesprochen, daß das Atom als untheilbar einfach und ohne Inhalt sein müsse; die Induction aber lehrt: das Atom ist ein einheitlich Wirkendes, mit specifischer Dichte und bestimmter atombindender Kraft. Man nennt es metaphysisch gesprochen, daß die Materie, weil sie das Ausgedehnte sei, aus Theilen bestehe, somit theilbar, veränderlich, vergänglich und somit das Schlechte und Unreine wäre, man nennt es metaphysisch consequent gesprochen, daß die Seele weil sie Nicht-Materie sei, unausgedehnt, einfach, somit untheilbar unzerstörbar, das Gute und Reine wäre. Die Induction aber lehrt, daß die Materie das Vermögen der Gravitation, die Seele das Vermögen sittlicher Freiheit sei. Da ist denn klar, daß weder die Gravitation aus der Sittlichkeit, noch die Sittlichkeit aus der Gravitation metaphysisch zu folgern ist, daß sie der Mensch erst aus der Induction erfahren und kennen lernen muß; es ist klar, daß die Begriffe von Reinheit und Güte, Unzerstörbarkeit u. s. w. bei dem einen Vermögen so viel Werth, wie bei den Andern haben.

Das ist eben das Wohlthuende bei Lazarus, daß er frei ist von solchen Wortklaubereien, daß er überall der Erfahrung nachgeht und das inductiv Gegebene zur Grundlage nimmt; dies geschieht aber eben, weil er der Thatsache Rechnung trägt, daß Worte nur Zeichen sind, deren Inhalt nur relativ gültigen Werth hat. Ich erinnere an die oben gegebene Erklärung von Atom und füge hier die vom Ich (S. 132) hinzu: „Wer da sagt: „Ich", der denkt unter diesem seinen Ich nicht das reine Subject, sondern Alles, was er erlebt, was er gethan und gedacht und gefühlt hat, Alles, was den Kreis seines inneren Daseins wesentlich erfüllt, seine Fähigkeiten, seine Stellung u. s. w.; „ich muß dies und das thun, unterlassen" und dergleichen, heißt in Wahrheit: ich, der ich diese Bildung besitze, diesen Stand, dieser Familie angehöre, diese Pflichten, Plane zu erfüllen habe, u. s. w."

Diese Erklärungen zeigen zugleich, daß Lazarus, so voll er auf dem reformatorischen Boden Kant's steht, doch auch über ihn berichtigend hinausgeht. Kant eifert gegen Atome; Lazarus giebt dem Wort seine concrete

Bedeutung. Kant ſagt, das Ich begleitet alle meine Vorſtellungen. Lazarus reißt das Ich aus dem Bedientenverhältniß heraus und macht das Ich zur einheitlich wirkenden nach außen ſich bethätigenden Kraft zur Ichheit ſelbſt. Nur in Betreff der Erkennbarkeit des Dings an ſich und namentlich Gottes geht Lazarus nicht über den Standpunkt Kant's hinaus. Dieſer Tadel iſt dem Buche Lazarus' nicht zu erſparen.

Noch möchte ich bei der Bedeutung der Schrift von ihrer Sprache reden. Sie liefert den Beweis, daß auch der Deutſche im Stande iſt, abſtracte philoſophiſche Stoffe in ſchöner Rede und klarer Lebendigkeit zu behandeln. So licht und klar iſt ſeine Rede, ſo einfach und bei aller Strenge des Denkens ſo zwanglos ſind ſeine philoſophiſchen Folgerungen, daß das Buch verſtändlich iſt für alle, welche als Gebildete die für Gebildete geſchriebenen Bücher leſen und kaufen. Und wenn Prof. Reuleaux jüngſt das ſchroffe Wort ausſprach: der Deutſche wolle nur ſchlechte und billige Waare; ſo möchte ich Lazarus' Buch als einen anderen Werthmeſſer achten und ſagen: wenn dieſes Buch keine Aufnahme findet, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Deutſche nur an negirenden und zerſetzenden Schriften Freude hat. Denn bei der Meiſterſchaft ſeiner Darſtellung und Sprache würde Lazarus' Leben der Seele in 2 Jahren 19 Auflagen erlebt haben, wie jetzt umgekehrt 2 in 19 Jahren, wenn es in der negirenden Weiſe jener Männer geſchrieben wäre, deren populärer Ruhm ſo reich iſt, daß ich ihn durch Namennennung nicht zu vermehren brauche. — Ich verfolge nun einzelne Abhandlungen des Buches.

Bildung und Wiſſenſchaft. Auf den erſten Anblick erſcheint die Zuſammenſtellung der einzelnen Capitel von Lazarus' Schrift — Bildung und Wiſſenſchaft — Ehre und Ruhm — der Humor — der Einzelne und das Allgemeine — eine ſehr zuſammenhangsloſe. Aber in dieſer ſcheinbar zwangsloſen Anordnung iſt ſyſtematiſcher Fortgang. Bildung und Wiſſenſchaft führen das Material vor, durch welches und in welcher Weiſe die entwicklungsfähige Seele ſich zu bilden hat. Ehre und Ruhm betrachtet die Seele als das Selbſt oder Ich, das die Bildung erſtrebt. Der Humor betrachtet die verſchiedenen Weltanſchauungen, zu denen das Ich unter den Einflüſſen der umgebenden Welt gelangen kann. Im Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen wird der Menſch als das Glied der Geſellſchaft betrachtet und damit zugleich der reale Boden der Entwickelung der Seele.

Der Entdecker der Völkerpſychologie verſetzt uns in ſeiner erſten Unterſuchung ſofort in die Anſchauungen der Völker. Der Begriff der Bildung, wie er bei den Deutſchen gedacht werde, ſei bei den übrigen Nationen nicht als ein einziger Begriff vorhanden; den älteren, auch den claſſiſchen Völkern habe der Begriff und auch die Sache größtentheils gefehlt (S. 5). Zwar

seien Griechen und Römer unleugbar gebildete Nationen gewesen; aber die Individuen waren Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, nicht aber das, was man Gebildete im engeren Sinne nennt. Bildung des Volkes und des Individuums decken sich nicht, wie auch schon Gebildete und Ungebildete dieselbe gebildete Sprache reden können (7, 8).

Diese Erscheinung ist zu wichtig, um nicht ihrer Ursache nachzugehen, zumal Lazarus (S. 5) behauptet, in unseren Tagen würde der Begriff der Bildung gar nicht mehr entstehen. Ich widerspreche dieser Ansicht und behaupte, er würde heute entstehen, wie früher, wenn er noch nicht vorhanden wäre.

Warum fehlte den Alten der Begriff der Bildung? Weil ihnen der des Lebens der Seele fehlte. Ihnen war die Seele nicht ein in der dreifachen Thätigkeitsweise des Denkens, Fühlens und Wollens sich äußerndes, einheitlich persönliches Wesen, sondern sie nahmen verschiedene Seelen im Menschen an, Plato drei, Aristotelos sogar fünf. Unter diesen galt das Denken und zwar die selbstbewußtseinfreie reine Intelligenz als die höchste, aus dem Himmel stammende Seele, während die anderen Seelen mit dem Selbstbewußtsein erst durch den irdischen Leib, in dem die Intelligenz wie in einem Gefängniß wohne, bedingt hießen. Diese griechische Seelenlehre ging parallel den griechischen Vorstellungen — namentlich von Plato und Aristoteles — über Gott, der zu allen Zeiten der Seele ebenbildlich vorgestellt wurde. Gott erschien als reine Intelligenz, die weder durch das individuelle Selbstbewußtsein in ihrem allgemeinen Denken beschränkt, noch durch Wollen und Fühlen in ihrer harmonischen Ruhe gestört werden durfte. Selbstbewußtsein, Wille und Gefühl sollten also keine Wesensbestandtheile Gottes sein, sondern nur die Intelligenz. Aehnlich urtheilte man über die menschliche Seele; in ihr sollten die drei Momente nur schlechte Zugaben des irdischen Daseins sein, entstanden durch den Einfluß der Materie.

Von einem Leben der Seele, von einer fortschrittlichen Entwicklung der seelischen Kräfte, konnte dabei keine Rede sein. Die Intelligenz vermochte nur durch asketisches Fernhalten von den die niederen Seelen des Begehrens und Selbstempfindens erregenden, sinnlichen Eindrücken, ihre aus dem Himmel stammende Kraft rein zu erhalten. Erst im 15. Jahrhundert tritt mit einem ausgeprägten Individualismus, sagt L. (S. 5, 6) das was man Bildung nennt, wenn auch nur erst der Sache, nicht dem Princip und bewußtem Ziel nach auf. Wir dürfen sagen, daß diese Vorstellung von einer persönlichen Seele aufkam im Gefolge der Vorstellung von einem persönlichen Gott, der nicht blos als Allweisheit reine Intelligenz war, sondern als Heiligkeit reiner Wille und in seiner Liebe reines Gemüth, und der trotz dieser dreifachen Thätigkeitsweise als ein einheitlich lebendiges

Weſen gedacht wurde. Aber erſt mit Kant, als er die Seele als eine freithätige, Wahrheit erobernde Kraft begreifen lehrt, war das Princip der lebendigen Seele ein bewußtes Ziel der Denkenden. Nur blieb Kant leider noch zu ſehr in alt hergebrachten Anſchauungen ſtehen und ſtatt die Seele als ein in Denken, Fühlen und Wollen freithätig und einheitlich ſich entwickelndes Weſen zu begreifen, ſagt er nur: das Ich begleitet unſre Vorſtellungen; er ſcheidet, wie die Griechen und wie die Kirche Roms, welche die Seelenlehre jener adoptirt hatte, hohe und niedere Seelenvermögen und er läßt eigentlich nur der Vernunft die Entwicklung zukommen. Ja, indem er, obgleich Ehrenretter der Vernunft, dieſe auf das Gebiet der Sinnlichkeit beſchränkte, ſo machte er ſie eigentlich, ganz wie die Kirche, zu dem niederen Vermögen, über welchem in Form der praktiſchen Vernunft das höhere Organ des Glaubens an Gott, Freiheit und Unſterblichkeit ſteht.

Lazarus geht in dieſem Punkt über Kant hinaus. Denken, Fühlen und Wollen ſind ihm nicht als höhere und niedere Vermögen getrennt, ſie ſind ihm die durch die Induction gegebenen dreifachen Erſcheinungsweiſen der Seele, die bei der einheitlichen Natur der Seele ſämmtlich — und nicht etwa nur das Denken — zu entwickeln und zu ſteigern ſind. S. 10 unterſcheidet L. daher die Bildung der Intelligenz, der Sittlichkeit und der Aeſthetik des Lebens. Aber grade dieſe vertieftere Auffaſſung von der Entwicklung der Seele beweiſt auch, daß der Begriff der Bildung ein ſtets bleibender ſein muß, weil man der Entwicklungsfähigkeit der Seele bewußt wurde; ja er hat durch L. eine Steigerung erfahren; indem wir mit ihm unter Bildung die dreifache Entwicklung des einheitlichen Weſens verſtehen, in welchem bei der Wechſelbeziehung dieſer dreifachen Erſcheinungsweiſe die Bildung der einen bereichernd und befruchtend auf die andere wirkt oder wirken ſoll. Die Theorie der höheren und niederen Vermögen kennt dieſe Wechſelbefruchtung nicht; deshalb ſagt man in heutiger Zeit noch in der Regel: Das Wiſſen allein iſt entwicklungsfähig, das Wiſſen ſteht ohne Beziehung zum Glauben, und die Sittlichkeit ohne Beziehung zu Glauben und Wiſſen, und weil man es ſagt, ſo handelt man oft auch danach.

Ausführlich beſpricht L. in ſeiner Betrachtung nur das Verhältniß der Bildung zur Wiſſenſchaft. Er zeigt S. 10, daß die Bildung individuell, das Wiſſen allgemein iſt; aber indem der Einzelne als ſociales Glied daſteht und Theil nimmt am Geiſt des Volkes und der Menſchheit, ſo wird damit die individuelle Bildung zu einer ethiſchen Aufgabe, zu einer Verpflichtung Aller (S. 22).

L. beantwortet nun die Frage, warum die Alten nicht den Begriff der Bildung gehabt hätten, und giebt dabei einen anderen Grund an, als ich eben that. Er ſagt S. 25, es ſei geſchehen, weil der Einzelne nur aus dem

Gesichtspunkt des Allgemeinen gewürdigt worden sei. Das ist richtig, aber doch würde richtiger statt des Allgemeinen gesagt worden sein: aus dem Gesichtspunkt des Staates, des Volkes oder der Nation. Denn über dem Allgemeinen der Nation steht das Allgemeine der Menschheit und zu diesem Begriff erheben sich die Alten nie. Ihnen galt es als höchste Ehre, einem geehrten, ruhmvollen Staatsganzen anzugehören. Ein Fremder galt in dem Staat, an dem er keinen Theil hatte, als Barbar und hatte mit dem Recht oder der Rechtlosigkeit eines Sclaven mehr den Werth einer Sache als den eines Menschen. Nicht das Menschsein, sondern das Athener-, das Spartanersein gab Werth, und so konnte bei dieser unmittelbaren Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen das Streben nach individueller Bildung nicht aufkommen. Woher stammt aber diese Werthschätzung nach dem Allgemeinen des Staates und nicht nach dem Allgemeinen der Menschheit? Sie stammt wieder aus der Fassung der Gottesidee. Denn wie die Vorstellung vom Leben der Seele nur da entstanden ist, wo Gott selbst als persönlich lebendiges Wesen gedacht wurde, so erhob sich auch die Vorstellung vom Werth des Individuums nur da, wo die Vorstellung von Gott als einigem Vater der gesammten Menschheit lebendig war, und wo damit der einzelne Mensch als Kind und Ebenbild Gottes eine Würde und Ehre gewann, die ihn gewissermaßen unabhängig machte von der Schranke der Nationalität und ihn anregen konnte, in unmittelbarem Hinblick auf das Unendliche, seine individuelle Bildung selbst ins Unendliche zu steigern. Dieser Individualismus erwachte, wie gesagt, im 15. Jahrhundert; er hat im Faust seinen berühmtesten Repräsentanten, aber gemäß der damaligen Vorstellung von der Seele bei einem vorwiegenden Streben nach Wissen und Wahrheit, in der einheitlichen Richtung auf Ausbildung der Vernunft.

Wo dagegen der Polytheismus den Blick des Menschen an der Localgottheit haften läßt, da bleibt auch die Vorstellung auf das Gebiet der Localgottheit beschränkt und man fühlt seine Ehre und Würde nur als ein Glied des von dieser Gottheit verherrlichten Ganzen. Bei dieser Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze fehlt die Anregung aus sittlich freier Erhebung in individueller Bildung zu erscheinen, und wo trotzdem Bildung auftritt, da gilt sie als Luxus und Genuß, wie L. S. 26 mit Recht erwähnt, und an den Beispielen der griechischen Hetären und der römischen domina zeigt.

Lazarus scheidet dabei alte und neue Zeiten; aber es ist doch zu erinnern, daß man eigentlich erst seit Kant des Princips der Entwicklung der Seele bewußt wurde, so daß auch erst seit dieser Zeit die Nothwendigkeit der Bildung allseitiger erfaßt wurde. Ueberdies ist nichts feinfühliger als die Idee, und so kann auch in neueren Zeiten bei materialistischen Vorstellungen, beim Haften an äußerem Schein, bei Werthschätzung des Anständigen statt

des Sittlichen die Bildung als Luxus erscheinen, so hat sie z. B. in neueren Zeiten als nothwendiger Luxus für Maitressen, und als unnöthig für die Hausfrauen gegolten.

Was nun den Inhalt der Bildung betrifft, so ist kein Wissensgebiet davon ausgeschlossen, das Universum gehört ihr zu und in Universalität hat sie aufzutreten (27. 28). Des Centrum bleibt dabei das allgemein menschliche Interesse, wobei sich engere und weitere Kreise der Bildung ergeben, und jeder Einzelne nach seiner individuellen Bestimmtheit, Familienangehörigkeit sein eigenes Centrum besitzt. Die Fachgelehrsamkeit darf sich nicht zu sehr von andern Wissensgebieten, namentlich nicht denen von allgemein menschlichem Interesse abschließen und die einzelnen Schätze des Wissens dürfen nicht todt und träge neben einander liegen. Als Beispiele todter Gelehrsamkeit und wahrhafter Bildung stellt L. S. 37 Cooring, Professor in Helmstädt 1606 — 81 und Lessing gegenüber. Treffliches sagt er dann S. 40 ff. über die Bildung der Frauen. Da bei ihnen nicht die einseitig machende Beschäftigung mit einer Fachwissenschaft verlangt wird, so kann bei ihnen die Veredlung des Persönlichen, die Darstellung des rein Menschlichen um so entschiedener hervortreten. Die neue Emancipationsmanie freilich zieht das Weib herab und nimmt ihm den mystischen Reiz der das ewig Weibliche, das uns alle hinzieht, umgiebt.

Wenn nun unter der Voraussetzung S. 49, daß das Centrum der Bildung das allgemein menschliche Interesse sei, die Höhe der Bildung in der Aneignung desjenigen Inhalts, welcher die Gesammtheit des geistigen Lebens der Menschen und ihrer Interessen ausmacht (S. 30), besteht, so erscheint (S. 49) solche Bildung vorerst als eine unmögliche Aufgabe; aber es ist zu bemerken, daß sowohl Polyhistorie als auch Philosophie auszuschließen sind. Eine angehäufte Summe von Kenntnissen ist noch keine Bildung. Die Philosophie aber als Wissen des Wissens hat es mit der Möglichkeit und den Grenzen des Wissens überhaupt, wie mit der Begründung des Wissens im Allgemeinen und im Einzelnen zu thun. Sie ist somit selbst Wissenschaft und die Bildung steht zu ihr, wie zu den anderen Wissenschaften im Verhältniß der Aneignung. Aber nicht (S. 57) auf Aneignung der *Vollständigkeit* des Inhaltes der Wissensgebiete, sondern auf *Klarheit* und *Verständniß* desselben, sowie auf gewisse geistige Regsamkeit kommt es bei der Bildung an. Sehr bezeichnend ist daher, sagt L. (S. 63), der Ausdruck Bildung. Er deutet an, daß es sich in ihr nicht um *Anfüllung* mit Kenntnissen, sondern um Gestaltung, und weil organische Gestaltung auch um Belebung und innere Bewegung des Geistes handelt. Deshalb schafft (S. 64) „die Bildung die Seele zu einem Organismus um, für den jede neue Erforschung eine Nahrung ist, welche er in sich aufnimmt, organisch

verarbeitet, und die nicht blos zu seiner Erhaltung, sondern auch innerer Entfaltung und lebendiger Thätigkeit dient."

Dies ist einer jener fortschrittlichen Gesichtspunkte, durch welche sich L. so hoch über jene Seelenlehren stellt, welche meinen, die Seele als ein einfaches Wesen darstellen zu müssen, weil sie einheitlich wirkt und weil sie als reales Ding nicht theilbar sein soll. Die Seele ist gleich einem Organismus, sie wächst und entfaltet sich wie er; aber sie ist auch mehr wie ein Organismus, so daß jede Entfaltung nicht blos eine räumliche Erweiterung oder eine wiederholte Neubildung von vorher schon Dageweſenem ist, sondern jede Entfaltung ist zugleich eine Bereicherung des Selbstbesitzes der Seele sie ist ein Zuschlag zu dem vorhandenen Capital, sie stärkt und vermehrt das geistige Vermögen des Menschen, so daß er „wächst mit seinen Zwecken". Man kann sagen, mit jeder wesentlichen Bereicherung wird die Persönlichkeit des Menschen eine andere, insofern er mit tieferer Weltanschauung auch reichere Lebensideale zu verwirklichen strebt.

Indem nun L. von der allgemeinen und speciellen Bildung spricht, beklagt er beim Handwerk, daß die Theilung der Arbeit die Bildung vermindere. Beherzigenswerthe Worte sagt er dabei (S. 68): Kenntnisse und Fertigkeiten neben ihren Gewerben beigebracht, nützen nach ihm den Handwerkern wenig. Und er hat Recht, denn ein Vortrag über den Sauerstoff oder das Planetensystem nützt dem Schuster neben seinem Handwerk wenig. Heutzutage sieht man freilich oft in solchen fernliegenden Stoffen ein Bildungsmittel der Handwerker; als ob Belehrungen über die Idee der Sittlichkeit nicht näher lägen und durch Erweckung der Pflichttreue nicht auch dem Geschäfte selbst zu gute kämen! S. 71 weist L. darauf hin, was anzuerkennen man freilich noch wenig geneigt sei, daß auch in wissenschaftlicher Thätigkeit die Theilung der Arbeit der Bildung der Personen, wie der Schöpfung der Sachen von Nachtheil sei.

Ordnung, System, Principien, Gesetze, Methode — ich füge hinzu Kritik — machen den Bestand und den Fortschritt einer Wissenschaft aus (S. 77); aber sie bilden zugleich den Bildungsgehalt eines jeden Wissensgebietes. In ihrer Aneignung, in ihrem klaren Verständniß liegt das Wesentliche einer allgemeinen Bildung, welche freilich wie die Wissenschaft selbst stets Ideal bleiben wird, da sie durch einen bestimmten centralen Ausgang stets individuell gefärbt ist (S. 79). Das Hauptkriterium für den Grad der Bildung liegt aber in der Kenntniß der Nationalliteratur (S. 83). Denn die Reife der öffentlichen Bildung des Volkes giebt sich zumal in der Sprache kund. Der Sprachschatz und die Sprachgewalt, die Stil- und Ausdrucksweise eines Volkes spiegelt und manifestirt sich in seiner Nationalliteratur; und die Bekanntschaft der Werke der Dichter und ihrer Geschichte sind das eigentliche

Gespräch der Gebildeten und ihr Verständniß der fast absolute Maßstab der Bildung (S. 83).

Das Studium des Menschen aber ist der Mensch, und deshalb muß auch die Erkenntniß der Gesetze des geistigen Lebens, ein psychologisches Verständniß des eigenen Innern ein wesentliches Moment für die Bildung sein (S. 92). Hiermit kommt L. auf die Bedeutung der Psychologie für die Bildung zu reden und knüpft S. 93 eine Gliederung seiner Schrift an. In kürzeren Ausführungen folgen dann die Vergleiche zwischen Bildung und Sittlichkeit, zwischen Bildung und Schönheit, doch verweisen wir des Raumes wegen auf die Schrift selbst. Nur möchte ich noch speciell S. 111 hervorheben, weil hier unser Völkerpsycholog von dem zweideutig sittlichen Standpunkt der Griechen spricht, der eine Folge ihrer Verwechslung des Schönen und des Guten gewesen sei. Dieses Urtheil zeigt, wie klar das ethische Princip von L. erkannt ist und wie rein er es verwirklicht haben will. Anstand und Schicklichkeit sind ihm noch keine Sittlichkeit, das Handeln nach Principien des Schönen ist ihm noch kein Handeln aus dem Sittlichen. Das Urtheil ist aber auch um so bedeutender, weil es von einem Manne stammt, der voll Begeisterung ist für griechischen Volksgeist, und weil man auch heute noch oft sagt, da man diesen Mangel freier Sittlichkeit in Griechenland übersieht oder übersehen will: im Griechenthum sei die wahrste Menschlichkeit verwirklicht worden.

Literatur.

Die Luft, ihr Wesen und Wirken, mit Beziehung auf die geographische Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschenrassen dargestellt von Professor Friedrich Körner. Jena, H. Costenoble, 1876.

Eine gute populäre Zusammenstellung der neuesten Forschungsergebnisse auf dem vom Titel genannten Gebiete, bestimmt zur Ergänzung einer früheren Schrift des Verfassers, welche die Erde, ihren Bau und ihr organisches Leben zum Gegenstande hatte und Beifall beim Publikum fand. Die Erscheinungen und Wirkungen des Luftlebens sind vom höchsten Interesse, da unsere Gesundheit wie unsere Cultur von der Luft, der Trägerin des Lichtes nnd der Wärme, der Vertheilerin der Temperatur, beherrscht wird, da die Luft den Pflanzen und Thieren ihre Verbreitung, den Menschen ihre Lebensweise und Beschäftigung, ihren Verkehr und ihre Industrie vorschreibt. Den Stoff zu

seinem Buche hat der Verfasser durchgehends bewährten Forschern, u. A. Humboldt, Dove, Mühry, Griesebach, Arago, Mohn, Kabsch und Reclus entnommen, wobei er das streng Wissenschaftliche ausscheidend nur die Hauptbeweise und die wichtigsten Resultate zusammengetragen hat, die jeder Gebildete wissen sollte. Sehr zu loben ist die Vorsicht, mit welcher er dabei verfährt, und mit der er allenthalben das, was als erwiesene Thatsache zu gelten hat, und das, was nur Vermuthung und Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ist, in dieser seiner Eigenschaft bezeichnet. In den gewöhnlichen Handbüchern wird nicht Weniges, namentlich in der Pflanzen- und Thiergeographie und in der Lehre von den Menschenrassen als Thatsache angesehen und mitgetheilt, was in Wirklichkeit noch Gegenstand sich widerstreitender Behauptungen ist. Das Ganze zerfällt in eine Einleitung, die sich über den Zusammenhang von Luft und Leben verbreitet, und fünf Hauptabschnitte, von denen der erste sich in Beantwortung der Frage: „Was ist die Luft?“ mit der Charakterisirung von Luft, Licht und Wärme, mit der Bestimmung der Größe des Luftraums und mit Luftschifffahrten beschäftigt. Das zweite Kapitel behandelt die Winde, deren Entstehung, die Passatwinde und Windstillen, die Stürme und Orkane, die Wasser- und Windhosen und Dove's Gesetz der Stürme. Das dritte geht zur Betrachtung der Luft als Regenverbreiterin über, wo dann Wolkenbildungen, Regenzeiten, Schnee und Hagel, das Wetter und das Barometer und Aehnliches ins Auge gefaßt werden. Der vierte Hauptabschnitt hat es mit der Wärme und Elektricität der Luft, mit dem Einfluß der Temperatur auf die Gesundheit, mit den Gewittern, den Nord- und Südlichtern, dem Erdmagnetismus und den Ursachen und Wirkungen des Magnetismus zu thun. Der fünfte und letzte endlich belehrt uns in einer Gruppirung der wichtigsten Entdeckungen der modernen Wissenschaft von den betreffenden Naturdingen über das Klima und seinen Einfluß auf das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen, wo namentlich die Abschnitte über die Zonen und Wanderungen der Pflanzen, über das Thierleben im Meere, über die Verbreitung der Menschenrassen und die psychologische Begründung der Rassenkennzeichen viel Lehrreiches enthalten. Erfreulich ist, daß der Verfasser hier nicht in die Modethorheit der Häckelei einstimmt. Ein kleiner Irrthum ist es, wenn S. 218 blos die Inder durch fortweisende Bewegung heranwinken sollen, auch die Westasiaten bis nach Aegypten hin thun dieß. Als ein stärkerer Irrthum ist die Stelle zu bezeichnen, wo es S. 222 heißt: „Unsere ältesten geschichtlichen Erinnerungen verdunkelten sich nach und nach zu deutungsschweren Götter- und Heldensagen.“ Die Menschheit hat geschichtliche Erinnerungen erst von der Zeit an, wo sie die Schrift erfand. Wo diese nicht existirt, sind die Sagen und Mythen zunächst nur Bilder aus dem Leben der Naturmächte, die bei höherer Ausbildung des betreffenden

Volkes ethiſchen Inhalt gewinnen. Mit der Geſchichte aber hat die Mythologie direct nichts zu thun. Auch die an jene Stelle ſich knüpfende Bemerkung, der Aberglaube ſei aus Volksmärchen entſtanden, zeigt, daß der Verfaſſer ſich hier nicht auf dem Gebiete befindet, auf dem er zu Hauſe iſt und ein richtiges Urtheil hat.

Eine Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes. Gedanken über das Weſen der menſchlichen Erſcheinung von Lazar B. Hellenbach. Wien, 1876, W. Braumüller.

Die in dieſer Schrift vertretene Anſchauung der Dinge will nicht, wie man nach dem Titel der Schrift meinen könnte, ein Philoſophiren ohne wiſſenſchaftliche Vorbildung und wiſſenſchaftliche Methode ſein, ſondern nennt ſich eine Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes vorzüglich deshalb, weil ſie ſich an das Gegebene hält und nicht weiter zu gehen verſucht, als die Grenzen des menſchlichen Erkenntnißvermögens reichen, mit andern Worten, weil ſie nur die Cauſalkette eine kleine Strecke emporſteigt, während die meiſten Philoſophen von oben herab, von Principien aus, die Welt in Gedanken conſtruiren. Ihrem Weſen nach iſt jene Anſchauung eine in ihren Conſequenzen weit abgehende Abzweigung der Schopenhauer'ſchen, von der ſie ſich durch verſchiedene Auffaſſung der Kantiſchen Idealität von Zeit und Raum trennt, wodurch wieder die Wurzel der Individuation ſich als weiter reichend darſtellt, als Schopenhauer glaubt. Die Grundvorausſetzungen, auf welchen der Verfaſſer ſein Syſtem aufbaut, ſind: die ſecundäre, vielleicht tertiäre Natur des menſchlichen Bewußtſeins, die Unzulänglichkeit einer abſichtsloſen, zufälligen Combination der bekannten Stoffe als Erklärungsgrund für die menſchliche Erſcheinung und die organiſche Welt überhaupt, der „rectificirte" Kantiſche Idealismus und die hierdurch gewonnene größere Durchſichtigkeit des Welträthſels. In den erſten vier Kapiteln nimmt der Verfaſſer Stellung gegenüber den drei Anſchauungen, in welche ſich der intelligente Theil der Menſchheit ſpaltet: der ſpiritualiſtiſchen, der materialiſtiſchen und der durch den kritiſchen Idealismus inaugurirten Anſchauung der neuern Philoſophie bis auf Schopenhauer und Hartmann. Im fünften Abſchnitt beſchäftigt er ſich mit „anormalen Organiſationen", worunter er das verſteht, was gewiſſe Schüler Schelling's als „Mittelreich" und „Nachtſeite der Natur" bezeichneten, Somnambulismus, Viſionen, Wahrträume und Prophezeiungen alſo, Organiſationen, denen er mit anerkennenswerther Vorſicht gegenüberſteht, welche nach ihm aber doch „Beweismittel von zwingender Nothwendigkeit für und gegen ſo manche beſtehende Anſchauungen enthalten, und welche ganz unverdienter Maßen einer objectiven Würdigung nicht unterzogen werden, ſondern einem ſtupenden Aberglauben (dem Spiritismus) überlaſſen ſind, der

ganz ungerechtfertigte Schlüsse daraus zieht. Die beiden letzten Kapitel und das Schlußwort endlich geben die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt. Dieselben sind im Wesentlichen folgende:

Das Wesen unsrer Erscheinung liegt *nicht* in unserm Bewußtsein, der bekannte Stoff kann *nicht* das organisirende Princip sein, die menschliche Erscheinung hat den Willen Schopenhauer's oder eine diesem entsprechende All- eine Naturkraft *nicht* zur unmittelbaren Unterlage, weshalb die Wurzeln der Individualität über die menschliche Erscheinungsform hinausragen. Wenn wir aus den Sätzen: das Bewußtsein ist nur der Reflex uns unbekannter Gehirnvorgänge, der organische Bau verräth Absicht und Intelligenz, die der bekannte Stoff nicht haben kann, die Wurzel der Individualität ragt über die menschliche Erscheinungsform hinaus, den Begriff einer Seele construiren, so können wir allenfalls noch sagen: diese Seele muß Intelligenz und Willen haben, weil sie organisirt, sie muß etwas Stoffliches sein, weil sie auf den Stoff wirkt und aus ihm Organe entwickelt, sie *muß* etwas Organisirtes sein, weil Wahrnehmungen vorhanden sind, die den Schluß erlauben, daß sie durch ihre Organisation in wesentlich andren physikalischen Verhältnissen, insbesondere in andren Raum- und Zeitverhältnissen existire. Hier hört der Faden des Begründeten für das Transcendente auf und beginnt die Reihe des Wahrscheinlichen und endlich die des Möglichen. Wenn wir aber die zufällige Stoffcombination für so wunderbare Organismen ausschließen und eine gewollte annehmen müssen, wenn wir diesen Willen weder als ein an sich Unbewußtes noch als All-Einen für die Dauer der uns bekannten Welt annehmen können, so bleibt nichts als das Princip der Seelenwanderung, wie es auch geartet sein mag. Die Seele ist nichts Einfaches, nichts Immaterielles, nichts Metaphysisches, mehr wissen wir nicht. Wir müssen uns damit begnügen, zu wissen, daß der Mensch die zeitliche Erscheinungsform einer Seele sei, welche vielleicht keine ewige, wohl aber eine unser Fassungsvermögen übersteigende lange und andersartige Existenz habe. Unser menschliches Leben ist „nur ein Tag aus einem andern langen Lebenslaufe." — „Wohl mag Schopenhauer darin Recht haben, daß die *vollendete* menschliche Organisation zur Verneinung des Lebens führe, jedoch nur *dieses* Lebens, der *menschlichen* Daseinsform; er hätte Unrecht, zu glauben, daß diese Verneinung etwa ein otium cum dignitate sei, er hätte Unrecht, weil den Kräften der Natur nur ewige Arbeit, den organischen Wesen jeder Art nur höhere Organisationsformen in Aussicht stehen."

Die Welt ist „eine unendliche, sich selbst überlassene organische Werkstätte, in deren Thätigkeit kein außerhalb der Welt stehendes metaphysisches Princip eingreift. Das Organisirende ist kein *einheitlicher* Wille, keine undefinirte *einheitliche* Naturkraft, sondern eine Vielheit; die Arbeiter in dieser riesen-

haften organischen Werkstätte sind organisirende Viele, deren Ursprung und Uranlage sich allerdings unserer Erkenntniß entzieht." — „Wir höheren organisirten Gebilde sind nicht das erste, sondern das nte Product, die nte Metamorphose einer unabsehbaren Reihe von Entwickelungen dieser bildenden Kräfte. Ich, der Mensch, bin die Erscheinungsform eines Wesens, mit welchem ich nach dem Ausdrucke Kant's wohl einerlei Subject sein mag, nicht aber einerlei Person bin, wie Aehnliches im Traume vorkommt. Mein Ich, dieser Reflex von Gehirnvorgängen, dieses Phantom, schwindet wie ein Traum, das organisirende Wesen hingegen organisirt fort und fort, wenn auch seit unfaßbaren Zeiten auf eine für mich unfaßbare Weise, und wenn auch in den verschiedensten Formen, so doch jedenfalls mit steigender Vervollkommnung, welche die Frucht seiner Arbeit ist. Ob diese Kette der Entwickelung eine ewig fortlaufende sei, oder in unvorstellbaren Zeiten die indische Lehre von der endlichen Auflösung des materiellen Alls eine Wahrheit werde, wissen wir nicht und hat für uns gerade so viel Bedeutung als etwa die Frage, ob der anziehende Mittelpunkt des Milchstraßensystems schon die Centralsonne des Weltalls sei oder nicht. Wie aber mein Ich nur der Reflex eines andern Wesens ist, so ist nothgedrungen meine vorgestellte Welt nur der Reflex einer andern tiefer gelegenen; daher der Pessimismus (Schopenhauer's und Hartmann's) nur für meine Welt richtig, hingegen in Betreff des meiner — d. h. der in meiner Vorstellung lebenden — Welt zu Grunde Liegenden fraglich ist. Von dem Augenblicke an, wo man die steigende Vervollkommnung nicht nur der Cultur und Veredelung des Keimes, sondern auch dem organisirenden Principe gutschreibt, gewinnt die Welt an Durchsichtigkeit und bekommt durch die so gewonnene Vernünftigkeit eine optimistische Färbung, ja mehr als das — einen hoch moralischen Charakter." — „Was das organisirende Princip bringt und nimmt, ist uns unbekannt; aber jede That, durch die wir zur Cultur, sei es unseres Körpers, Geistes oder Gemüthes, sei es der fremden organischen oder unorganischen Außenwelt, beitragen oder aber ihr hindernd in den Weg treten, ist von folgenschwerer Wirkung für dieses organisirende Princip, das durch die kleinsten Schritte und die größten Zeiträume die Welt zum Wunder macht. Mit dem ewigen Lohne und der ewigen Strafe hat es, so genommen, seine Richtigkeit."

Wir nehmen an, daß diese Auszüge die Leser veranlassen werden, sich das Buch selbst anzusehen, eine Beachtung, die es auch von Seiten derjenigen verdient, die nach dem Mitgetheilten nicht mit dem Verfasser einverstanden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der Ring im Aberglauben.

So oft das Gebiet des Aberglaubens auch ſchon unterſucht und nach ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen dargeſtellt worden iſt, noch niemals hat man ſein Augenmerk auf die Rolle gerichtet, welche der Ring hier zu allen Zeiten geſpielt hat, und da dieſe Rolle eine ſehr bedeutende iſt, ſo glauben wir, daß man uns dankbar ſein wird, wenn wir die Sache im Folgenden einer möglichſt ins Einzelne gehenden Betrachtung unterziehen.

Von alten Zeiten her wurde der Ring als ein Zeichen oder eine Figur voll geheimnißvolle Bedeutung angeſehen. Indiſche und ägyptiſche Götterbilder wurden mit ihm dargeſtellt und zwar ſicher nicht blos zum Schmuck. Einen Ring zogen um ſich die Zauberer, wenn ſie Geiſter beſchworen. Mit Ringen wurden wunderbare Heilungen vollzogen, ſchützte man ſich gegen Krankheiten, gegen Dämonen und Hexen, gegen das „böſe Auge“ und andere Gefahren. Mit gewiſſen Ringen machte man ſich der Sage nach die ganze magiſche Welt unterthan, wobei das Wirkende allerdings nicht allein in der Ringgeſtalt, in der wir das Symbol des Anfang- und Endloſen, des Ewigen vor uns haben, ſondern zugleich in dem Material der betreffenden Ringe, in dem Steine, den ſie umfaſſen, in der Inſchrift oder dem Bilde, das ſie an ſich tragen oder in anderer Zuthat zu ſuchen iſt.

Schon in Kalidaſa's Sakuntala begegnen wir einem doppelt wunderbaren Verlobungsringe, der einerſeits an den Ring des Polykrates erinnert, indem er, im Waſſer verloren gegangen, im Innern eines Fiſches wiedergefunden wird, und der andrerſeits dem König Duſchanta die ihm entſchwundene Erinnerung an ſeine Braut und die Liebe zu ihr wiedergiebt. Der Ring des Zwerges Andwari in der eddiſchen Verſion der Geſchichte von den Nibelungen trägt einen verhängnißvollen Zauber in ſich, der als Fluch auf jeden ſeiner Beſitzer ſich forterbt und zuletzt jenes Heldengeſchlecht bis auf den Letzten tödtet. Vielfach ſind in Mythen und Sagen, Liedern und Balladen Macht und Glück, Liebe und Treue an einen Ring geknüpft. Auch unſere

Trauringe haben vielleicht urſprünglich amuletartige Bedeutung gehabt, ſicher wenigſtens haben ſie eine ſolche Bedeutung in der Volksmeinung hier und da gewonnen und zum Theil bis jetzt behauptet.

Mehr Gewalt als alle Zauberſtäbe ſchloß nach rabbiniſchen und arabiſchen Ueberlieferungen der berühmte Ring Salomos ein. Jene Traditionen erzählen von ihm, daß er den König zum Beherrſcher der geſammten Geiſterwelt machte, daß er ihm den Himmel öffnete, und daß er ihn ſtets weiſe und gerechte Urtheile fällen ließ. Im Talmud aber leſen wir von ihm Folgendes. Nachdem Salomo Sidon eingenommen und den König dieſer Stadt getödtet hatte, führte er deſſen Tochter Jerada hinweg und machte ſie zu ſeinem Kebsweibe. Da ſie den Verluſt ihres Vaters zu betrauern nicht aufhörte, ließ er die Dämonen ein Bild von ihm verfertigen, um ſie zu tröſten, und nachdem er dasſelbe in ihre Kammer gethan, beteten ſie und ihre Mägde es nach der Sitte ihres Landes jeden Morgen und Abend an. Salomo, von Aſif, ſeinem oberſten Rathe, von dieſer Götzendienerei unter ſeinem Dache benachrichtigt, zerbrach das Bild und ging, nachdem er die Weiber beſtraft, hinaus in die Wüſte, wo er Gott weinend um Vergebung wegen ſeiner Nachläſſigkeit anrief. Der Herr aber gedachte dieſelbe nicht ungeahndet zu laſſen. Salomo hatte die Gewohnheit, wenn er in's Bad ging, ſeinen Siegelring (auf dem ſich der Schem Hamphoraſch, der unausſprechliche Name Gottes, befand, und von dem ſeine ganze Macht abhing) in der Obhut der Jüdin Amina, eines andern Kebsweibes von ihm, zurückzulaſſen. Eines Tages kam zu dieſer ein Dämon Namens Sachar, der die Geſtalt des Königs angenommen hatte, und empfing von ihr den Ring, mit deſſen Hülfe er nun die Gewalt an ſich riß, während Salomo als unbekannter Bettler das Land durchwanderte. Endlich, nach Verlauf von vierzig Tagen (ſo lange hatte auch das götzendieneriſche Treiben im Hauſe des Königs gedauert) flog der Dämon davon und warf den Ring ins Meer. Hier aber verſchlang ihn ein Fiſch, der bald darauf gefangen und Salomo gegeben wurde. In ſeinem Bauche fand ſich der Ring wieder, mit deſſen Beſitz der König die Herrſchaft wieder erlangte. Sachar wurde darauf ergriffen, und Salomo band ihm einen großen Stein an den Hals und verſenkte ihn in den See von Tiberias.

Der Lyder Gyges beſaß einen Ring mit einem Steine, der ihn unſichtbar machte, und mit deſſen Hülfe er den König Kandaules des Thrones beraubte.

Viel Aufregung rief im Mittelalter in einigen italieniſchen Städten die Entdeckung des Trauringes hervor, mit welchem Sanct Joſeph ſich die Jungfrau Maria vermählt hatte. Die Legende erzählt: Im Jahre 996 ſchickte Judith, die Gemahlin des Markgrafen Hugo von Etrurien, den Goldſchmied Ranerius nach Rom, um Edelſteine für ſie einzukaufen. Hier machte dieſer

die Bekanntschaft eines Juweliers aus Jerusalem, der ihm beim Abschied einen Ring mit einem Onyx oder Amethyst verehrte, welchen er ihm werth zu halten empfahl, da er der Trauring Josephs und der heiligen Jungfrau sei. Ranerius aber mißachtete das Kleinod und warf es in einen Kasten mit werthlosen Dingen. Zur Strafe dafür ließ Gott ihm seinen zehnjährigen Sohn sterben. Als man das Kind zu Grabe trug, richtete es sich plötzlich im Sarge auf und gebot den Trägern Halt zu machen, worauf es seinen Vater herbeirief und ihm sagte, es sei durch die Gunst der Mutter Gottes vom Himmel zurückgekehrt, um ihn auf den Schatz aufmerksam zu machen, den sein Haus in ihrem Eheringe besitze. Er möge ihn sogleich holen lassen, damit ihm das Volk die ihm gebührende Verehrung bezeigen könne. Die Kiste mit dem Ringe und den werthlosen Sachen wurde dem Kinde gebracht, und dasselbe fand jenen sofort heraus, obwohl es ihn nie vorher gesehen hatte. Nachdem der Knabe ihn ehrfurchtsvoll geküßt und die Umstehenden desgleichen gethan, während alle Glocken der Stadt von selbst dazu läuteten, wurde der Ring dem Pfarrer des Kirchspiels übergeben, der Knabe aber legte sich wieder in seinen Sarg und wurde begraben. Der Ring begann darauf allerlei Wunder zu verrichten: er heilte schlimme Augen und Hüftweh, verhalf durch Elfenbeinringe, die mit ihm berührt worden, Kreisenden zu leichter Geburt, trieb Teufel aus, versöhnte Eheleute, die sich gezankt hatten und was dergleichen erstaunliche Leistungen mehr waren. Als 1473 die kleine Kirche von Musthiola, in welcher diese Reliquie bis dahin verwahrt worden, verfallen war, brachte man den Ring zu den Franciscanern von Clusium. Hier wollte ihn ein deutscher Mönch, Namen Wintherus, der ihn bei einer Gelegenheit dem Volke zu zeigen hatte, in sein Vaterland entführen. Er entwendete ihn und machte sich mit ihm davon, wurde aber auf dem Wege von einer plötzlichen wunderbaren Finsterniß überfallen, die erst wieder aufhörte, als er den Ring nach Clusium zurückzubringen gelobte. Indeß gereute ihn das wieder, und noch einmal versuchte er nach Deutschland zu kommen. Nach Perugia gelangt und dort bei den Augustinern abgestiegen, sah er die Finsterniß sich abermals herabsenken, und dießmal dauerte sie zwanzig Tage, nach deren Verlauf Wintherus sich entschloß, die Reliquie dem Volke zu zeigen. Man redete ihm zu, dieselbe in Perugia zu lassen, und er willigte ein. Die Leute in Clusium verlangten sie zurück, die von Perugia weigerten sich, sie auszuliefern, und als jene die Entscheidung des Papstes anriefen, fiel dieselbe gegen sie aus, und Perugia behielt das Kleinod, das noch heute in der dortigen Laurentiuskirche aufbewahrt und alljährlich am Josephstage dem Volke gezeigt wird.

Schon unter den alten Griechen und Römern waren Zauberringe der verschiedensten Art ein förmlicher Handelsartikel. Massen davon wurden, namentlich in Athen, aus Holz, Knochen oder Horn fabricirt und das Stück

für eine Drachme verkauft. Im „Plutos“ des Ariſtophanes ſagt der Biedermann auf die Bedrohung des Sykophanten:

„Was kümmerſt Du mich? Trag' ich hier doch dieſen Ring,
Den ich dem Eudemos für zwei Drachmen abgekauft.“

Wenn Karion dazu bemerkt: „Doch iſt darin nichts gegen der Sykophanten Biß“, ſo haben wir anzunehmen, daß dieſer Ring gegen das Gift im Schlangenzahn und Scorpionenſtachel helfen ſollte. Ein römiſcher Ring, den wir noch haben, zeigt ein Menſchenantlitz, aus dem ein Elephantenrüſſel hervorwächſt, welcher einen Dreizack ſchwingt, woraus vielleicht zu ſchließen, daß der Ring gegen Seegefahr ſchützen ſollte. Ein anderer römiſcher Amuletring iſt mit dem Bilde von drei Raben oder Krähen geſchmückt, welche als Symbole ehelicher Treue deſſen Beſtimmung andeuten, und wieder ein anderer umſchließt einen Sardonyx, auf dem ſich eine Sau befindet, die als Sühnopfer dargebracht wurde. In Rom waren ferner Altäre, die den Kabiren von Samothrake, geheimnißvollen ſemitiſchen Gottheiten, geweiht waren, welche der auf jener Inſel betriebnen Fabrikation von eiſernen Talismanen in Ringform vorſtanden. Ein Portrait Alexanders des Großen, in einen goldnen oder ſilbernen Fingerring eingelaſſen, ſicherte unter den ſpäteren Griechen dem Träger Wohlbefinden und Gedeihen. Als man Nero einſt einen Ring ſchenkte, auf deſſen Stein der Raub der Proſerpina eingegraben war, galt dies für ein Omen, welches deſſen Fall vorausſagte. Als Hadrian beim Beobachten des Vogelflugs am Neujahrstage ein Ring entfiel, der das Bild des Kaiſers trug, betrachtete man dies als Andeutung, daß er in dieſem Jahre ſterben werde. Heliodor beſchreibt einen Ring des Königs von Aethiopien, der aus Bernſtein beſtand und einen Amethyſt einſchloß, auf welchem ein Schäfer ſeine Heerde weidete, und bemerkt, dieſer Ring habe vor Vergiftung bewahren ſollen. Philoſtratus berichtet, wie Chariklea unverſehrt von dem Scheiterhaufen geſtiegen ſei, auf dem ſie habe verbrannt werden ſollen, und ſchreibt ihre Rettung dem Umſtande zu, daß ſie den Ehering des Königs Hydaſpes bei ſich getragen, „der mit dem Steine, welcher Pandarbes heißt, beſetzt war, auf welchem heilige Buchſtaben“ — eine Beſchwörungsformel gegen das Feuer — „ſtanden.“ Marcellus, ein Arzt, der unter der Herrſchaft Marc Aurels lebte, räth dem Kranken, der Seitenſtechen hat, Donnerstags bei abnehmendem Monde einen Ring von Jungferngold, auf dem gewiſſe griechiſche Buchſtaben ſtehen, zu tragen. Derſelbe mußte an einen Finger der rechten Hand geſteckt werden, wenn die linke Seite ſchmerzte, und vice versa. Trallian, ein Arzt des vierten Jahrhunderts, curirte Kolik und Gallenleiden vermittelſt eines achteckigen eiſernen Ringes, auf welchem acht Worte ſtanden, welche der Gallenkrankheit geboten, eine Lerche zu befallen.

Er empfiehlt auch als ein gutes Mittel gegen Steinbeschwerden das Tragen eines kupfernen Ringes mit den Figuren eines Löwen, eines Halbmondes und eines Sternes, und zwar mußte derselbe an den kleinen Finger gesteckt werden. Endlich hilft nach ihm gegen Bauchweh ein Ring mit dem Bilde des Hercules, der den nemäischen Löwen erwürgt. Galen gedenkt eines Ringamulets des ägyptischen Königs Nechepsus, welches aus einem grünen Steine bestand und die Gestalt eines von Strahlen umgebenen Drachen hatte. Es sollte die Organe der Verdauung stärken.

Unter den verschiedenen Weisen, auf welche man während der Zeit der Kaiser Valentinian und Valens zu erforschen suchte, wer der nächste Herrscher sein werde, war auch die, daß man die Buchstaben des Alphabets einen Kreis bilden ließ, in dessen Centrum man einen magischen Ring aufhing und in Schwingung versetzte, von dem man glaubte, er werde durch Stillstehen vor gewissen Buchstaben den Namen des zukünftigen Kaisers anzeigen. Valens ließ einen gewissen Theodorus, einen angesehenen und beim Volke beliebten Mann, hinrichten, weil das Ringorakel auf die beiden Anfangsbuchstaben von dessen Namen hingewiesen; es hatte aber Theodosius gemeint, der wirklich der Nachfolger des abergläubischen und grausamen Imperators wurde. Diese Befragung der Zukunft durch einen Ring war bei den Alten überhaupt sehr beliebt. Der Ring wurde, bevor man ihn aufhing, einer Art Beschwörung unterworfen. Die Person, welche ihn hielt, war in Leinwand gekleidet, der Barbier hatte ihm auf dem Kopfe eine kleine Krone geschoren, und in der Hand trug er einen Stengel Eisenkraut.

Sehr viel kam auf die Steine der Ringe an, und andrerseits hatte auch das Metall derselben seine Bedeutung. Plinius sagt, daß die Orientalen den Jaspis vorzogen und ihn für ein Mittel gegen fast alle Uebel hielten. Seine Kraft wurde verstärkt, wenn er in Silber gefaßt wurde. Galenus empfiehlt einen Ring mit einem Jaspis, auf dem sich die Figur eines Mannes befand, der ein Bündel Kräuter um den Hals trug. Ein goldner Siegelring mit einem blassen Sapphir, in den eine Seejungfer mit einem Spiegel und einem Zweige in der Hand eingegraben war, ließ seinem Träger alle Wünsche in Erfüllung gehen. Ein Ring, auf dem ein Pflüger und darüber ein Stern dargestellt war, schützte die Saatfelder seines Besitzers vor Gewittern. Mit einem Ringe von Blei, in welchen ein Diacordius eingelassen war, auf dem sich ein Mann mit einem Obolus in der einen und einer Schlange in der andern Hand, über ihm eine Sonne, unter ihm ein Löwe und hinter ihm Wermuth und Bockshorn befanden, konnte man, wenn man mit ihm an einen Fluß ging, Geister beschwören, die einem jede Frage beantworteten. Wenn man sich einen Blechring machte und in denselben einen Carneol einsetzte, auf dem die Gestalt eines bärtigen Mannes war, so konnte man damit

jedermann, ſobald er mit ihm berührt wurde, zwingen, zu thun, was man von ihm verlangte; doch mußte der Ring beim Mondwechſel, an einem Freitag, der auf den 1. oder 8. des Monats fiel, angefertigt werden. Ein Goldring mit einem Feuerſtein, in welchen ein mit einem Schwerte umgürteter Reiter eingegraben war, der in der einen Hand den Zügel, in der andern einen Bogen hielt, machte unbeſiegbar in der Schlacht, und wer ihn in Moſchusöl tauchte und ſein Geſicht mit dieſem Oele einrieb, wurde für alle ſeine Feinde ein unwiderſtehlicher Schrecken. Aehnliche Kraft beſaß ein eiſerner Ring mit einem aufrechtſtehenden Manne, der einen Helm auf dem Kopfe und ein blankes Schwert in der Hand trug. Ein Steinbock auf einem Carneol, in einen ſilbernen Ring gefaßt, machte ſeinen Träger feſt gegen alle Waffen, gegen Diebe, gegen Bezauberung, und ſicherte ihn vor ungerechten Richterſprüchen.

Häufig waren auf ſolchen Ringamuleten auch die Planeten dargeſtellt, die man ſich als zu den Steinen oder Metallen derſelben in Beziehung ſtehend dachte. Der Zauberer Apollonius von Tyana in Kappadocien, der im erſten Jahrhundert nach Chriſtus lebte, trug jeden Tag der Woche einen verſchiedenen Ring, der immer mit dem Planeten des Tages geſchmückt war. Er wollte dieſe ſieben Ringe von Jarchas, dem indiſchen Philoſophen, zum Geſchenk erhalten haben. Am Sonntage mußte man goldne Ringe mit gelben Steinen, am Montage Ringe mit Perlen oder weißen Steinen, am Dienstage, der dem Mars gehörte, ſolche mit rothen, am Mittwoch, dem Tage Mercurs, ſolche mit blauen Steinen, am Donnerstage, der dem Jupiter geweiht war, ſolche mit Amethyſten, am Freitage, dem Tage der Venus, ſolche mit grünen Steinen, am Sonnabend endlich, den Saturn regierte, Ringe mit Diamanten tragen.

Es gab ferner im Alterthume und im Mittelalter Ringe, welche die Kraft beſaßen, unwiderſtehlich anzuziehen. Nach franzöſiſcher Sage war Karl der Große in ſeiner Jugend ſterblich verliebt in ein ſchönes Mädchen, ſo daß er über dem Vergnügen, in ihrer Geſellſchaft zu ſein, die Angelegenheiten des Staates vernachläſſigte. Als ſie plötzlich ſtarb, war der König untröſtlich und wollte ſich von ihrer Leiche nicht trennen. Da kam der Erzbiſchof von Köln hinzu und ſah ſogleich, was die Urſache war. Er öffnete der Todten den Mund und nahm einen Ring heraus, worauf der König ſich ohne Verzug beruhigte; denn das war der Talisman geweſen, der ihn aufgeregt und feſtgehalten hatte. Die Leiche wurde nun begraben, den Ring aber warf der Erzbiſchof in einen Teich bei Aachen, wo er ſeine Anziehungskraft indeß nicht verlor; denn der Monarch fühlte ſich jetzt alle Tage nach dem Ufer des Teiches hingelenkt und gewann die Stelle ſo lieb, daß er ein Schloß dahinbaute und es zu ſeiner Reſidenz machte.

In einer perſiſchen Erzählung gewinnt eine Zauberin durch einen Ring die Geſtalt der Gemahlin eines Königs, und er bricht den Zauber, indem er ihr die Hand abhaut, worauf ſie als abſcheuliche Hexe vor ihm ſteht. Bekannt iſt die bedeutende Rolle, die in den Märchen von „Tauſend und eine Nacht“ der Ring Aladdins ſpielt. Die Romanzen und Epen des Mittelalters gedenken an vielen Stellen der geheimnißvollen Kräfte wunderthätiger Ringe. In der Geſchichte von „Ogier le Danois“ giebt die Fee Morgana dieſem Helden einen Ring, der ihn, obwohl er bereits hundert Jahre alt iſt, wie ein Dreißiger ausſehen läßt. Nach Verlauf von zweihundert Jahren erſcheint Ogier am franzöſiſchen Hofe, wo die alte Gräfin von Senlis das Geheimniß ſeiner Verjüngung erräth und ihm unbemerkt den Ring vom Finger zieht, worauf ſie ihn ſich anſteckt. Sie wird dadurch ſofort zu einer jugendfriſchen Schönheit, wogegen der Beraubte ſich in einen gebrechlichen Urgreis verwandelt. In Chaucer's „Squires Tale“ iſt an einen Ring, den die Tochter des Königs Cambuscan beſitzt, die Gabe geknüpft, die Sprache der Vögel zu verſtehen und die Kräfte aller Pflanzen zu erkennen. In dem Roman „Ywain and Gawaine“, der unter Heinrich dem Sechſten verfaßt zu ſein ſcheint, befreit eine Dame den Ritter aus dem Kerker und ſchenkt ihm einen Ring, der ihn vor allen Gefahren ſchützen und unſichtbar machen ſoll. In den „Gesta Romanorum“ giebt ein Vater, der im Sterben liegt, ſeinem Sohne einen Ring, der ſeinen Träger bei allen Menſchen beliebt macht. In derſelben Sagenſammlung heirathet der Kaiſer Veſpaſian in fernem Lande ein Weib, die ſich weigert, ihm nach Rom zu folgen, und ſich zu tödten droht, wenn er ſie verlaſſe. In dieſem Dilemma läßt der Kaiſer zwei Ringe mit wunderbaren Eigenſchaften machen, von denen der eine auf einem koſtbaren Steine die Figur der Vergeßlichkeit, der andere die der Erinnerung zeigt. Jenen ſchenkt er der Kaiſerin, dieſen behält er für ſich. Ebendaſelbſt vererbt Darius ſeinem jüngſten Sohne einen Mantel, ein Halsband und einen Ring; der Mantel verſetzt ſeinen Beſitzer dahin, wohin er ſich wünſcht, das Halsband verſchafft ihm alles, wonach ſein Herz begehrt, der Ring endlich gewinnt ihm die Liebe und Gunſt aller Menſchen.

In der Geſchichte von der ſchönen Meluſine giebt dieſe, als ſie das Haus ihres Gatten verläßt, ihm zwei Ringe, die ihn unüberwindlich in der Schlacht und im Rathe und gefeit gegen alle Waffen machen. Einen ähnlichen Ring ſchenkt im „Kleinen Roſengarten“ Dame Similt ihrem Bruder Dietlieb. Orlando's „Inamorata“ erzählt von einem Ringe, der Angelica, als ſie ihn küßt, vor Rogeros Blicken verſchwinden läßt. In „Floire et Blanceflor“ ſagt die letztere zu ihrem Geliebten, indem ſie ihm einen Ring überreicht: „Floire, nimm dieß als ein Zeichen unſrer gegenſeitigen Liebe hin, ſieh ihn jeden Tag an; wenn du findeſt, daß ſein Glanz erblichen iſt, ſo iſt

es eine Andeutung, daß mein Leben oder meine Freiheit in Gefahr iſt.“ Und in derſelben Dichtung empfängt der Held von ſeiner Mutter einen Ring, der ihn, ſo lange er ihn an ſich trägt, vor dem Ertrinken, dem Verbrennen und der Verwundung durch Waffen ſchützt. In einer altengliſchen Ballade vom Verräther Douglas läßt eine Zauberin Mary den Diener Earl Percys, James Swynard, durch einen Ring hindurchſehen, wo er deſſen Feinde im Felde gewahr wird.

Häufig finden wir im Mittelalter den Biſchofsring als Symbol einer Vermählung mit der Kirche aufgefaßt. Ebenſo galt der Eintritt ins Kloſter als Verheirathung der angehenden Nonne mit Jeſus, weshalb man derſelben einen vom Biſchof geweihten Ring anſteckte, der in der Regel einen Sapphir enthielt. Hieraus haben ſich eine Menge ſonderbarer Vorfälle, Fabeln und abergläubiſcher Meinungen und Gebräuche entwickelt. Auch Weltleute vermählten ſich mit himmliſchen Perſonen, die Frauen mit Jeſus, die Männer mit der Jungfrau Maria oder einer Heiligen, wobei wunderbare Ringe eine Rolle ſpielten.

Edmund Rich, der 1234 zum Erzbiſchof von Canterbury geweiht wurde, that als junger Mann das Gelübde ewiger Keuſchheit, und um im Stande zu ſein, es zu halten, verheirathete er ſich in aller Form mit der Mutter Gottes. Er ließ ſich zwei Ringe machen, welche beide die Inſchrift „Ave Maria“ trugen, und ſteckte den einen einer Bildſäule der heiligen Jungfrau an, die in einer Kirche zu Oxford ſtand, während er den anderen ſelbſt trug. Um dieſelbe Zeit hatte der heilige Hermann von Köln ein Traumgeſicht, in welchem die Mutter Gottes vom Himmel herabſtieg und ihm einen Ring anſteckte, worauf ſie ihn zu ihrem Gemahl erklärte. Er bekam darauf von der Bruderſchaft, der er angehörte, den Namen Joſeph. Hone erzählt in ſeinem „Everyday Book“ folgende ſeltſame Geſchichte von der heiligen Anna. Ein Prieſter, welcher einer dieſer Heiligen geweihten Kirche vorſtand, hatte große Luſt zu heirathen. Er erbat ſich die Erlaubniß des Papſtes hierzu, und dieſer gab ſie ihm und zugleich einen Smaragdring, wobei er ihm ſagte, er ſolle ſich mit ſeinem Verlangen an das Bild der Patronin ſeiner Kirche wenden. Der Prieſter that dieß, und das Bild ſtreckte ihm den Finger hin. Er ſteckte den Ring darauf und das Bild zog den Finger wieder zurück und bog ihn krumm, ſo daß er nicht wieder abging, worauf der Prieſter Junggeſelle bleiben mußte. Aehnlich erging es einem Ritter, der, im Begriffe, Ball zu ſpielen, ſich durch einen Ring am Finger behindert fand. Er zog ihn ab, und ſteckte ihn der Sicherheit halber einem in der Nähe befindlichen Marienbilde an den Finger. Als er ihn ſich wiedernehmen wollte, hatte das Bild die Hand geſchloſſen, und ſo behielt es den Ring. Der

Digitized by Google

Ritter aber betrachtete sich fortan als den Gemahl Mariens und trat in ein Kloster.

Sehr oft kommen in Legenden Verlobungen mit Jesus vor. In einer derselben liegt Sanct Catharina schlafend auf ihrem Bette, als ihr plötzlich die Himmelskönigin in Begleitung ihres göttlichen Sohnes und einer großen Schaar von Heiligen und Engeln erscheint. Und Maria stellt Catharina dem Herrn der Herrlichkeit vor, indem sie sagt: „Siehe, sie ist getauft worden, und ich selbst bin ihre Pathe.“ Da lächelt der Herr ihr zu, streckt seine Hand nach ihr aus, verlobt sich mit ihr und steckt ihr zum Zeichen dessen einen Ring an den Finger. Und als Catharina erwacht und sich des Traumes erinnert, siehe da, so hat sie den Ring noch an ihrer Hand.

Kehren wir wieder auf das Gebiet der Geschichte zurück, so begegnen wir Eleanoren, der Tochter des englischen Königs Johann, die beim Ableben ihres Gemahls, des Earl of Pembroke, in der ersten Hitze ihres Kummers öffentlich und in Gegenwart des Erzbischofs von Canterbury das Gelübde ablegt, nie wieder zu heirathen, und die als Symbol ihrer damit zusammenhängenden Verlobung mit Christus einen Ring empfängt. Indeß gereute sie dieses vorschnelle Versprechen später, und sie heirathete Simon von Montfort. Die englische Geistlichkeit aber nahm dieß sehr übel auf, da sie die Annahme jenes Ringes für ebenso bindend ansah wie wenn die Prinzessin den Nonnenschleier genommen hätte.

Wenden wir uns wieder den Ringen zu, die als Talismane und Amulete dienten, so finden wir, daß dieselben im Mittelalter häufig heilige Bilder und Zeichen gemischt mit cabbalistischen oder gnostischen Figuren und Worten trugen. Ein goldner Ring, der 1802 im Coventry Park gefunden wurde, zeigt auf der Außenseite den auferstehenden Christus und im Hintergrunde Hammer, Nägel, Schwamm und andere Embleme der Passion. Links davon ist die Seitenwunde dargestellt, neben der man die Worte „Brunnen des ewigen Lebens“ liest, und weiter hin kommen die beiden Hand- und die beiden Fußwunden, die als „Brunnen des Erbarmens“, „Brunnen der Gnade“ ꝛc. bezeichnet sind. Spuren von Farbe zeigen, daß die Gestalt des Heilandes und alle Buchstaben mit schwarzem, die Wunden und die daneben befindlichen Blutstropfen mit rothem Farbstoff ausgefüllt gewesen sind. Die Innenseite des Ringes aber trägt die Inschrift: „Vulnera quinque Dei sunt medicina mei, pia crux et passio Xi sunt medicina mihi. Jaspar, Melchior, Baltasar ananyzapta tetragrammaton.“ Ringtalismane aus dem fünfzehnten Jahrhunderte enthalten augenförmig geschnittne Steine, in denen das mystische Wort „Heth“ zu lesen ist, welches ein geheimer Name Gottes war. Eine Regel aus dem vierzehnten Jahrhundert lautet: „Gegen die fallende Sucht hilft ein Ring, auf dessen Außenseite man † ou thebal gut guthani

und auf deſſen innere Seite man † eri gerari ſchreibt.“ Die heiligen Namen Jeſus, Maria und Joſeph auf Ringe eingegraben galten als Schutzmittel gegen die Peſt. Ringe mit dem Namen der heiligen Barbara ſicherten ihren Träger vor Blitzſchlag, und ſolche mit St. Chriſtophorus und dem Jeſuskinde auf ſeinen Schultern ſchützten vor dem Ertrinken. Ein Amulet gegen den Veitstanz glaubt man in einem in der Londesborough Sammlung befindlichen, ſeiner Arbeit nach aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſtammenden Ringe von Silber zu beſitzen. Derſelbe zeigt drei große Buckel, zwiſchen denen ſich ſechs kleinere befinden. Auf jenen ſtehen die Buchſtaben S. M. V. (Sancta Maria Virgo). In derſelben Collection wird ein ſehr großer aus einer Miſchung verſchiedener Metalle beſtehender Daumenring aufbewahrt, welcher die Geſtalt eines Taues hat, und deſſen Platte, rechts und links mit großen Steinen eingefaßt, einen Affen zeigt, der ſich in einem Handſpiegel beſieht. Auf der einen Seite befindet ſich unter der Platte das myſtiſche Wort „Ananyzapta“, und zu beiden Seiten deſſelben ſind ein Kreuz und das heilige Monogramm eingegraben. Ein Goldring, der 1842 im Rockingham Foreſt gefunden wurde, trug auf der Außenſeite die unerklärbaren Worte: „Gutto: Gutta: Madros: Adros“, während auf der innern „vdros: udros: thebal“ ſtand. Auf einem 1741 zu Newark ausgegrabenen dünnen Goldreife ſteht: „Agla: Thalevt: Calevt: Cattama.“ Das myſtiſche Wort oder Anagramm „Agla“ welches wir auf einem ſilbernen Ringe erblicken, der 1846 an der Stelle ausgegraben wurde, wo früher der Kirchhof von St. Owen geweſen, bezeichnete im Morgenlande einen Amtsſtab. Sehr häufig kommt auf Amuletringen das Wort oder der Name „Abraxas“ oder „Abraſax“ vor, welches zuerſt von der gnoſtiſchen Secte der Baſilidianer gebraucht wurde und das Ausſtrömen oder die Offenbarung des Urweſens in die Geiſterreiche bezeichnete, deren unterſtes mit ſeinen ſieben Engeln die Welt erſchaffen haben ſollte.

Die Namen der „drei Könige von Cöln“, wie man die drei Weiſen aus dem Morgenland von ihrem zu Cöln befindlichen Grabe bezeichnete, galten im Mittelalter und hier und da bis in unſere Zeit herein als kräftige Talismane gegen Krankheit und Behexung, und wie man ſie daher vielfach an Thüren, Giebeln, Hausgeräthen und Gefäßen anbrachte, ſo grub man ſie auch in Ringe ein. Einer von dieſen Ringen, die namentlich in Cöln ſelbſt angefertigt wurden, wurde vor einigen Jahren in Dunwich gefunden und trägt die Hexameter:

„Jasper fert myrrham, thus Melchior, Balthasar aurum,
Haec tria qui secum portabit nomina Regum,
Solvitur a morbo, christi pietate, caduco.“

In der alten Thierfabel von Reinhard dem Fuchſe ſagt der Held derſelben, indem er den Schatz beſchreibt, den er für das Königspaar entdeckt haben will: „Ein Stück darunter war ein Ring von feinem Golde, und in dem Theile zunächſt dem Finger waren Buchſtaben eingegraben, ausgefüllt mit brauner und blauer Farbe, und darunter befanden ſich drei hebräiſche Namen, die ich nicht leſen oder buchſtabiren konnte; denn ich verſtehe dieſe Sprache nicht; aber Meiſter Abryon von Trier, der iſt ein weiſer Mann, der ſich auf allerhand Sprachen und die Kraft von allerhand Kräutern verſteht. Und er glaubt nicht an Gott, er iſt ein Jude und kennt beſonders die Kraft der Steine. Ich zeigte ihm den Ring, er ſagte, es wären die drei Namen, die Seth aus dem Paradieſe mitgebracht, als er ſeinem Vater Adam das Oel der Barmherzigkeit geholt hätte. Und wer dieſe drei Namen an ſich trüge, der würde nie vom Donner und Blitz beſchädigt werden, keine Hexerei würde Macht über ihn haben, er würde nie verſucht werden, Sünde zu thun, auch würde ihm niemals Kälte ſchaden, wenn er auch drei lange Winternächte draußen im Felde läge und es noch ſo ſchlimm ſchneite, ſtürmte und fröre, ſo große Gewalt hätten dieſe Worte.“

Während die Namen von Heiligen auf Ringen das moraliſche und körperliche Wohl beſchützen oder fördern ſollten, bediente ſich der Aberglaube derjenigen von Teufeln und Dämonen zur Schädigung Anderer. So leſen wir in Monſtrelets Chronik, daß der Herzog von Burgund 1407 den Herzog Louis von Orleans anklagte, dem König von Frankreich durch Zauberkünſte nach dem Leben getrachtet zu haben. Unter Anderm hatte er ſich dabei eines Rings im Namen von Teufeln bedient. Ein Mönch unternahm dies, „welcher in der Nähe eines Buſches allerlei abergläubiſche Dinge mit Teufelsbeſchwörungen trieb.“ Zwei böſe Geiſter erſchienen ihm in Geſtalt von zwei Männern, von denen einer den auf den Boden hingelegten Ring ergriff und damit verſchwand. Nach einer halben Stunde kam er wieder, gab den Ring, „der jetzt roth, faſt wie Scharlach ausſah“, dem Mönche und ſagte: „Du wirſt ihn in der dir bekannten Weiſe einem Todten in den Mund ſtecken“, worauf er verſchwand. Der Mönch folgte dann dieſer Anweiſung, „indem er damit den König, unſern Herrn, zu verbrennen gedachte.“

Eins der ſeltſamſten Stücke der Londesborough Sammlung iſt ein wahrſcheinlich aus Deutſchland ſtammender kabbaliſtiſcher Ring, deſſen Außenſeite mit einem Rubin und einem Amethyſt beſetzt, ſonſt aber ganz einfach und ſchmucklos iſt. Drückt man jedoch auf einen jener Steine, ſo läßt eine Springfeder den Ring ſich auseinanderthun, und man hat einen innern und einen äußeren Reif vor ſich, die mit magiſchen Zeichen und Namen bedeckt ſind, unter welchen letzteren ſich die der Geiſter Asmodiel, Nachiel und Zamiel

befinden. Dieſe Einrichtung hat offenbar dazu gedient, Profanen die eigentliche Natur des Ringes als eines Zaubermittels zu verbergen.

Das Horn des Narwal, welches im Mittelalter für das des fabelhaften Einhorns galt, wurde als ein Mittel angeſehen, mit welchem ſich Gift entdecken und unſchädlich machen ließ. Man verarbeitete es daher zu Ringen, die man in Waſſer tauchte, welches dann getrunken gegen Vergiftung gut ſein ſollte. Michaelis, ein Leipziger Arzt, wendete bei allen Krankheiten ohne Unterſchied einen derartigen Ring an.

Sehr geſchätzt waren einſt und ſind in manchen deutſchen Gegenden, z. B. in Tirol, ſowie in England noch heutigen Tages Ringe mit ſogenannten Krötenſteinen (dieſelben ſind foſſile Zähne einer Rochenart). Sie ſchützen neugeborne und noch ungetaufte Kinder vor den Nachſtellungen der Zwerge, ſie heilen (in England) Nierenkrankheiten und (in Tirol) Wunden. Kommt Gift in ihre Nähe, ſo zeigen ſie es durch Veränderung ihrer Farbe oder durch Schwitzen an. Der Krötenſtein ſitzt nach tiroler Volksglauben im Kopfe der männlichen Kröte und wird nur auf dem Wege gewonnen, daß man das Thier in einem irdenen Topfe in einen Ameiſenhaufen ſteckt. Nach Andern kann man ihn auch von dem lebenden Thiere erlangen, wenn man es auf ein Stück rothes Tuch ſtellt. Da ſchüttelt die vor Vergnügen herumſpringende Kröte ihn heraus, doch muß man flink ſein, und ihn heimlich wegnehmen, weil ſie ihn ſonſt ſogleich wieder verſchluckt. Die wiederholt erwähnte Londesborough Sammlung beſitzt zwei von den mit dieſem Aberglauben in Verbindung ſtehenden Ringen. Der eine iſt von gemiſchtem Metall, vergoldet und mit der Figur einer Kröte geſchmückt, die eine Schlange verſchlingt. Der zweite enthält in ſeinem Steine das Bild einer Kröte und darunter den echten Krötenſtein.

Die Steine, welche orthodoxe Muſelmänner zu Talismanringen verwenden, ſind Blutſtein, Achat, weißer und rother Karneol und Chalcedon. Das Metall derſelben iſt ſtets Silber, da alle andern Metalle, edle wie unedle durch die mündlichen Vorſchriften des Propheten verboten ſind. Als Muhammed eines Tages einem Manne begegnete, der einen Ring von Erz am Finger trug, rief er: „Dieſer Ring riecht nach Götzendienſt.“ Bei einer andern Gelegenheit, wo einer ſeiner Anhänger mit einem eiſernen Ringe in ſeine Nähe kam, ſagte er zornig: „Dieß iſt das Zeichen der zu den ewigen Flammen verdammten Seelen.“ Ein drittes Mal, als er jemand auf ſich zukommen ſah, der einen Goldreif anſtecken hatte, machte er ein finſteres Geſicht, drehte ſich um und ſpie aus, als ob er einem Hunde oder einem Ungläubigen begegnet wäre. Für die wirkſamſten Amuletringe gelten die, welche auf einem weißen Achat die Abbildung des Maales zeigen, welches Muhammed

der Sage zufolge von der Hand Gottes als Beſiegelung ſeines Prophetenthums zwiſchen die Schultern gedrückt worden war.

Bekannt iſt der Aberglaube, daß ein neidiſches Auge dem von ihm Angeſehenen ſchaden kann, oder daß es gewiſſe Menſchen giebt, welche Andere durch den ihnen angebornen böſen Blick krank oder ſonſtwie unglücklich zu machen vermögen, und auch gegen ſolchen Zauber gab es im Alterthum wie im Mittelalter Ringe. Auf dem einen befand ſich die Inſchrift: „Mögeſt Du behütet ſein vor dem böſen Auge.“ In einen andern war ein ſteinernes Auge eingeſetzt, das ſich bewegen ließ. Wieder ein anderer zeigte die Figur eines Rehböckchens, das aus einer Muſchel herausſpringt. Ganz beſonders wirkſam aber waren zur Abwendung des böſen Blickes Ringe mit dem Bilde des Baſiliſken, jenes drachenartigen Thieres, welches der Aberglaube aus dem Ei entſtehen läßt, das der vollkommen ſchwarze Hahn legt, nachdem er ſieben Jahre alt geworden iſt. Der Baſiliſk tödtet durch ſeinen Blick; wenn man ihn alſo als Amulet gegen das böſe Auge auf Ringe ſetzte, ſo war das ein homöopathiſcher Aberglaube. Dryden ſagt:

„Mischiefs are like the cockatrice's eye,
If they see first, they kill, if seen they die.“

Nur kurz erwähnen wir, daß ſilberne Ringe mit einem Feuerſtein, auf dem ſich eine Taube mit einem Oelzweig im Schnabel befand, dem Träger derſelben allenthalben gaſtliche Aufnahme ſicherten, daß goldne Ringe, in die ein Stück Eſelshuf eingelaſſen war, vor der Epilepſie ſchützten, und daß gegen dieſe Krankheit noch jetzt in Oſtfriesland ſilberne Ringe am Finger getragen werden. In England müſſen dieſelben aus Silbermünzen beſtehen, welche zwölf Jungfern geſteuert haben, oder aus fünf Sixpences, die von ebenſo vielen Junggeſellen durch einen Junggeſellen eingeſammelt und von einem Schmied, der ebenfalls Junggeſell iſt, in einen Ring umgeſchmiedet worden ſind. In Berkſhire muß der Ring aus Silbermünzen verfertigt ſein, die bei der Communion am Oſtertage eingeſammelt worden ſind. In Devonſhire bedarf es des Silbers nicht. Man macht hier den Ring aus drei Nägeln oder Schrauben, mit denen ein Sargdeckel befeſtigt worden iſt. Ganz demſelben Aberglauben begegnen wir in Deutſchland, namentlich in Schwaben und Heſſen. Man ſchmiedet hier in der Mitternachtsſtunde aus Nägeln verwitterter Särge Ringe, die, am Finger oder auf der Bruſt getragen, gegen Krampf und Gicht ſchützen oder dieſe Krankheiten heilen. Die Nägel müſſen aber nicht geſucht, ſondern zufällig gefunden ſein und dürfen nicht mit der bloßen Hand aufgehoben werden, weil ſonſt ihre Kraft verloren geht. Man vergleiche damit, daß nach Plinius bei den Alten Nägel, aus einem Grabe genommen und auf die Schwelle einer Schlafkammer gelegt, in der Nacht gegen Geſpenſter ſichern ſollten.

In England herrſchte im Mittelalter der Aberglaube, daß die Könige des Landes Ringe ſegnen könnten, die gegen toniſche Krämpfe und die fallende Sucht gut ſeien, welche letztere deshalb „das Uebel des Königs“ hieß. Dieſelben wurden von ihnen am Charfreitage geweiht und beſtanden aus dem Metall der Opfergabe, welche der Monarch an jenem Tage auf den Altar legte. Die ſegnende Kraft ſtammte der Ueberlieferung zufolge von einem Sapphir in der engliſchen Krone, der Eduard dem Bekenner gehört hatte. Die Ceremonie der Weihung, nachweislich noch unter Heinrich dem Vierten vollzogen, unter Eduard dem Sechſten abgeſchafft, ſpäter aber von der Königin Maria wieder geübt, begann mit Abſingung des Pſalms: „Deus misereatur nostri“. Dann folgte ein Gebet, welches die Hülfe des heiligen Geiſtes anrief und darauf die Weihe der in einem Becken liegenden Ringe, aus deren Worten wir erſehen, daß ſie „alles Schlangengift austreiben“ ſollten, und bei der unter Anrufung des Gottes Abrahams, Iſaaks und Jakobs ein Kreuz über ſie gemacht wurde, dann kam ein Pſalm voll Segensworte und ein Gebet gegen die Argliſt der Teufel. Darauf rieb der König die Ringe zwiſchen den Händen, wozu er ſagte, die Kraft des heiligen Oeles, mit dem er geſalbt worden, möge ſich in deren Metall ergießen und ſie durch Gottes Gnade wirkſam machen. Der Glaube an die Heilkraft derartiger Ringe war auch unter Vornehmen verbreitet. 1518 erbittet ſich Lord Berners, der britiſche Geſandte am Hofe Karls des Fünften, von Saragoſſa aus bei dem Lordkanzler eine Anzahl Krampfringe, und 1529 empfängt Gardiner in Rom einige, um ſie unter die Mitglieder der dortigen engliſchen Geſandtſchaft zu vertheilen.“

Weit verbreitet in Deutſchland und England iſt der Glaube, daß ein goldner Trauring ſchlimme Augen und beſonders das ſogenannte Gerſtenkorn heile, wenn die leidende Stelle damit berührt werde. Ja in Somerſetſhire heilen Wunden ſchon, wenn ſie nur mit dem Ringfinger beſtrichen werden. In Rußland herrſcht die Sitte, den Regen, der während eines Gewitters fällt, in einer Schüſſel aufzufangen, auf deren Boden ein Ring gelegt worden iſt. Das Waſſer erlangt dadurch Heilkraft. Im Gouvernement Riäſan gilt Waſſer, das durch einen Trauring gegoſſen worden iſt, für ein Waſchmittel, welches eine zarte Haut erzeugt. In Kleinrußland giebt bei Hochzeiten die Braut dem Bräutigam aus einem Glaſe oder einer Taſſe, in welcher ein Ring liegt, Wein zu trinken.

Ein Trauring der zerbricht oder verloren geht, bedeutet ein nahes Unglück oder den Tod des andern Gatten. Viele Frauen in Deutſchland und anderwärts trennen ſich auch beim Waſchen oder andern Gelegenheiten nicht von ihrem Eheringe, indem ſie fürchten, andernfalls ihren Mann zu verlieren. Bekannt iſt, wie oft in deutſchen Volksliedern Ringe dadurch, daß ſie zer-

Digitized by Google

ſpringen oder ſonſt auf eine Weiſe anzeigen, daß entfernte geliebte Perſonen die Treue gebrochen haben. In einem ruſſiſchen Liede aber heißt es:

„Fliegt nicht ein Falke über den Himmel, verſtreut nicht ein Falke blaue Federn? Nein, ein tapfrer Jüngling jagt die Straße dahin, und aus ſeinen hellen Augen ſtrömen bittere Thränen. Er hat ſich von ſeiner Liebſten getrennt und reitet auf dem Thalweg hin, durch welchen in all ihrer Schönheit Mutter Wolga fließt. Er iſt geſchieden von dem holden Mädchen, und er hat ihr ein Andenken hinterlaſſen, einen ſtrahlenden Diamantring, und von ihr dafür einen goldnen Verlobungsring erhalten. Und wie ſie die Gaben tauſchten, hat er geſprochen: „Vergiß mein nicht, meine Liebe, vergiß mein nicht, geliebte Gefährtin. Oft, oft blick auf meinen Ring, oft, oft will ich Dein Ringlein küſſen und es an mein klopfendes Herz drücken, Deiner, Liebſte, gedenkend. Wenn ich je an eine andere Liebe denke, wird das goldne Ringlein zerſpringen; ſollteſt Du aber einem andern Freier dich hingeben, ſo wird der Diamant aus dem Ringe fallen.“

Die Wittwe des berühmten Claverhouſe wurde in Kilſyth von William Livingſtone umworben. Derſelbe ſchenkte ihr einen Ring, den ſie ſchon am nächſten Tage verlor. Dieß erweckte trübe Ahnungen in Betreff der Zukunft der Dame, und ſeltſam genug, dieſelben trafen ein, indem ſie, die inzwiſchen ihren Freier geheirathet hatte, nach einigen Jahren von einem einſtürzenden Hauſe erſchlagen wurde. Der Ring aber wurde 1796 von dem Inhaber des Gartens, in dem er verloren gegangen war, beim Kartoffelnausgraben wiedergefunden. Als der Königin Eliſabeth von England der Krönungsring, den ſie ſeit ihrer Erhebung auf den Thron nie abgelegt hatte, ins Fleiſch gewachſen war und abgefeilt werden mußte, wurde dieß allgemein als übles Omen betrachtet und nicht am wenigſten von der Königin ſelbſt, die, ſonſt bekanntlich eben keine ſchwache Seele, ziemlich abergläubiſch war. Als Friedrich, der erſte König von Preußen, ſich mit Sophie Charlotte von Hannover vermählte, zerſprang ihm während der Hochzeitsfeierlichkeiten ein Ring, der ein Andenken von ſeiner erſten Gemahlin Eliſabeth Henriette von Heſſen-Caſſel war und über zwei verſchlungnen Händen das Motto „à jamais“ zeigte, und die Meinung der Leute vom Hofe, daß auch dieſe zweite Ehe nun nicht ſehr lange Dauer haben werde, beſtätigte ſich: der König heirathete nach einigen Jahren in Sophie Louiſe von Mecklenburg-Grabow die dritte Frau.

Wir ſchließen mit einer Betrachtung der engliſchen Sitte, den Trauring in Verbindung mit dem Hochzeitskuchen zu Liebesorakeln zu benutzen, und einigen damit verwandten engliſchen Gebräuchen. Nach jenem alten Herkommen, welches namentlich im Norden Englands, aber auch in manchen andern Gegenden noch gilt und ſelbſt in Nordamerika geübt wird, ſchneidet

man den Hochzeitskuchen zuletzt in dünne Streifen, wirft dieſe über die Köpfe von Braut und Bräutigam und ſchiebt ſie dann durch den Ring, mit dem jene dieſem angetraut worden iſt. In manchen Orten muß dieſes Durchſtecken neunmal geſchehen. Junge Leute, welche ſich dieſe Kuchenſtreifen des Nachts unter ihr Kopfkiſſen legen, ſehen im Traume ihren Schatz.

In der Nachbarſchaft von Burnley iſt es Gebrauch, den Trauring in Molken von ungehopftem Bier zu legen. Welche unverheirathete Perſon dann, wenn die Molken ausgeſchenkt werden, den Ring in ihrem Trinkgefäße findet, iſt diejenige von der Geſellſchaft, die zuerſt heirathet.

Ein anderes Ringorakel im Norden Englands findet am Tage der heiligen Fides, engliſch Saint Faith, dem 6. October ſtatt und beſteht in folgendem Verfahren. Drei Mädchen kommen zuſammen und kneten ſich einen Kuchen aus Mehl, Zucker, Salz und fließendem Waſſer, wobei jede bei der Mengung gleichviel beitragen und thun muß. Der Kuchen wird dann in einem Ofen gebacken und dabei von jedem der drei Mädchen dreimal umgewendet, was alles ſchweigend gethan werden muß. Iſt das Gebäck fertig, ſo wird es in drei gleiche Theile zerſchnitten, und jedes der Mädchen zertheilt ihr Stück wieder in neun Streifen, die nun nach einander durch einen Trauring geſchoben werden, welchen man ſich von einer ſieben Jahre verheiratheten Frau zu leihen hat. Darauf entkleiden ſich die drei Zauberſchweſtern, indem ſie dazu ihre Kuchenſchnitten verſpeiſen und die folgende Beſchwörung nach einander herſagen:

„O good Saint Faith, be kind to night
And bring to me my heart's delight,
Let me my future husband view,
And be my visions chaste and true.“

Alle drei müſſen ſich dann in ein Bett zuſammenlegen, über dem ſie den Ring an einem Bindfaden aufgehangen haben. Sie werden dann im Traume ſehen, was für einen Mann ihnen das Schickſal beſchieden hat.

Eine ſehr eigenthümliche Befragung der Zukunft, die in England im Erntemonat vorgenommen zu werden pflegte, war nach einem alten Volksbuche, das wie unſere „Haimonskinder“ oder unſre „Schöne Meluſine“ auf Märkten verkauft wurde, folgende:

„Wenn Du zu Bett geheſt, ſo lege Dir ein Gebetbuch unter den Kopf, welches bei der Stelle des Trauungsrituals: „Mit dieſem Ringe vermähle ich mich mit Dir“ aufgeſchlagen iſt. Lege darauf einen Schlüſſel, einen Ring, eine Blume, einen Weidenzweig, einen kleinen Kuchen in Form eines Herzens, eine Kruſte Brot und die folgenden Karten: die Zehne von Treffle, die Neune von Herz, das Aß von Pique und das Aß von Carreau. Wickle alles

Digitized by Google

dieſes in ein dünnes Tuch von Gaze oder Muſſelin, ſteige in Dein Bett, falte die Hände und ſage:

Luna, every womans friend,
To me thy goodness condescend,
Let me this night in visions see
Emblems of my destiny.

Wenn Du dann von Stürmen träumſt, ſo wird Dich Unheil treffen; wenn der Sturm mit ſchönem ruhigem Wetter endigt, ſo wird es mit Deinem Schickſal ſich ebenſo geſtalten; träumſt Du von einem Ringe oder vom Carreau-Aß, ſo beſagt das baldige Heirath; ſiehſt Du im Traume Brot, ſo heißt das für die Zukunft fleißiges Leben; Kuchen bedeutet gutes Fortkommen und Gedeihen, eine Blume Vergnügen und Freude, eine Weide Täuſchung und Verrath in Liebesangelegenheiten, Pique den Tod, Treffle ein fremdes Land, Carreau Geld, Herz ſchlechte Kinder, Schlüſſel, daß Du eine Stellung erlangen wirſt, wo Du viel Vertrauen genießeſt, großer Macht Dich erfreuſt und nie Mangel kennen lernſt, Vögel beſagen viele Kinder, Gänſe aber, daß Du Dich mehr als einmal verheirathen wirſt."

Wir fügen noch hinzu, daß im ſüdweſtlichen Irland die Meinung herrſcht, eine Trauung ohne goldnen Trauring ſei ungültig, und daß deshalb manche Gemeinden, wo der Einzelne zu arm iſt, um für ſeine Braut einen ſolchen zu kaufen, einen gemeinſchaftlichen Ehering haben, der vom Geiſtlichen verwahrt und jedesmal, wenn er ſeinen Dienſt gethan hat, von dieſem wieder aufgenommen wird. Endlich aber ſei bemerkt, daß der größere Theil des Materials unſres Artikels auszugsweiſe einem ſoeben erſchienenen Buche — Finger-Ring-Lore von William Jones — entnommen iſt, welches noch mancherlei andere intereſſante Mittheilungen über den Ring in der Culturgeſchichte enthält.

Ein neues Buch von Mark Twain.

Die Abenteuer Tom Sawyers. Ins Deutſche überſetzt von Moritz Buſch. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow 1877.

Wenn uns Mark Twain als der bedeutendſte unter den amerikaniſchen Humoriſten erſcheint, deren Werke die Grunowſche Buchhandlung bis jetzt in deutſcher Ueberſetzung veröffentlicht hat, ſo möchten wir wiederum unter ſeinen in dieſer Sammlung enthaltenen Schriften der obengenannten den erſten Rang anweiſen. Jedenfalls iſt ſie ein Buch, welches mehr wie viele

andere übersetzt zu werden verdiente, reich an guter Laune, voll von hochkomischen Situationen und Ereignissen und zugleich ein vortreffliches Sittenbild aus dem amerikanischen Leben. Neben jenen humoristischen Schilderungen fehlt auch der Ernst nicht, und in einigen Kapiteln folgen wir mit der höchsten Spannung, mit leisem Tritt und angehaltnem Athem der Entwickelung der unheimlichen Dinge, die uns der Verfasser mit Meisterschaft erzählt. Alle Figuren leben und treten plastisch vor uns hin, und allenthalben umgiebt sie die rechte Stimmung. Stoßen wir hier und da auf Dinge, die uns unwahrscheinlich vorkommen, so ist zu bedenken, daß wir uns hier in einem kleinen Städtchen im Hinterwald am Mississippi befinden, und daß die Jahre, in welchen unsere Geschichte spielt, der Zeit angehören, wo in dieser Gegend in der Natur wie in der Menschenwelt noch halbe Wildniß und in Folge dessen Vieles möglich, ja fast gewöhnlich war, was jetzt unglaublich erscheint. Sodann aber haben wir uns zu erinnern, daß die amerikanische Jugend den Eltern und den Erwachsenen überhaupt viel selbständiger und ungebundener gegenübersteht, als die unsrige, und daß sie weit früher reif, weltklug und unternehmungslustig wird als in der Regel die Knaben und Mädchen in Deutschland.

Aus dem Gesagten wird man bereits ersehen haben, daß „die Abenteuer Tom Sawyers" ein Abschnitt aus dem Leben eines Knaben sind, der in einem kleinen Orte im amerikanischen Westen lebt und hier mit seinen Freunden allerlei Dinge treibt, die wir „tolle Streiche" zu nennen geneigt sind. Und so ist es in der That. Tom, der bei einer Tante wohnt, welche sich zwar der Pflicht bewußt ist, ihn gut zu erziehen, aber nicht recht dazu kommen kann, da ihr entweder seine Possen in die Quer fahren und sie vor Lachen nicht strafen kann oder sein im Grunde braves und nicht selten großherziges Wesen sie rührt, ist in seiner Art ein kleiner Held und zugleich ein kleiner Schlaukopf, voll Kinderei und voll Aberglauben, thöricht und unbesonnen bis zur Tollkühnheit und Rücksichtslosigkeit, und doch wieder gewandt in der Ausführung seiner klugberechneten Pläne, die ihm auf diese Art fast immer gelingen, ehrlich, nobel und ein gutes aufopferungsfähiges Herz. Zu welchen komischen Situationen und Auftritten diese Eigenschaften führen, zeigt gleich das erste Kapitel, wo Tom der ihm für Näscherei im Speisekämmerchen der Tante Polly zugedachten Strafe entwischt, und die alte Dame, mit gelindem Lachen ihm nachsehend, in folgenden Monolog ausbricht:

„Zum Henker mit dem Jungen! Lerne ich denn aber auch gar nichts? Hat er mir denn noch nicht Streiche genug gespielt, daß ich mich endlich vor ihm in Acht nehme? Aber Du meine Güte, niemals spielt er zweimal denselben Kniff aus, und wie soll eins wissen, was kommt? Weiß Gott, ich thue meine Pflicht nicht gegen den Jungen. Schone die Ruthe und verdirb das

Kind, wie die heilige Schrift ſagt. Ich häufe Sünde und Trübſal für uns beide auf. Er ſteckt voll Satanspoſſen, aber guter Gott, er iſt meiner lieben verſtorbenen Schweſter Kind — der arme Kerl — und ich habe nicht das Herz ihn durchzuwichſen. Jedesmal, wo ich ihn laufen laſſe, ſchlägt mir das Gewiſſen wer weiß wie ſehr, und jedesmal, wo ich ihn haue, will mir faſt mein altes Herz brechen. Er wird dieſen Nachmittag hinter die Schule laufen, und ich werde ihn morgen zur Arbeit anhalten müſſen, damit er ſeine Strafe kriegt. Es iſt fürchterlich hart, ihn Sonnabends arbeiten zu laſſen, wo alle Jungens freie Zeit haben, aber ich muß meine Pflicht wenigſtens einigermaßen gegen ihn thun, ſonſt richte ich das Kind zu Grunde."

Tom läuft wirklich hinter die Schule und wird wirklich beſtraft: er muß, während ſeine Freunde ſpielen, ſeiner Tante einen Zaun anſtreichen, weiß ſich aber auf köſtliche Weiſe zu helfen, indem er den ſich um ihn ſammelnden Bekannten ſeine Arbeit als Ehre und Kunſt darſtellt und ſie auf dieſe Weiſe bewegt, ihm das Anſtreichen nicht nur abzunehmen, ſondern auch noch dafür zu bezahlen. Das Reſultat iſt, daß der Zaun raſch fertig wird und Tom die dadurch erſparte Zeit zum Vergnügen verwenden kann, und daß er, der am Morgen noch arm wie eine Kirchenmaus geweſen iſt, ſich buchſtäblich in Reichthum wälzt, indem er jetzt außer andern Schätzen zwölf Marmorkugeln, ein paar Kaulquappen, ein Stück blaues Flaſchenglas zum Durchguken, einen Theil von einer Maultrommel, einen Zinnſoldaten, ſechs Feuerſchwärmer, eine meſſingne Thürklinke und einen Schlüſſel, der nichts aufſchließt, ſein nennen darf.

Allerliebſt iſt in den ferneren Kapiteln die Scene in der Sonntagsſchule, wo Tom, der in Wahrheit ein fauler und nur ſchwer lernender Schüler iſt, die Prämienbibel davon trägt, die derjenige bekommt, welcher nachweiſen kann, daß er eine gewiſſe Anzahl Bibelſprüche auswendig kann. Er hat ſich mit jenen Schätzen von den Kameraden die Beweiſe gekauft und erntet ein unverdientes Lob, dem aber eine ſchlimme Beſchämung folgt, indem er, von einem angeſehnen Gaſte bei der Feierlichkeit nach den Namen der beiden erſten Jünger Jeſu gefragt, nach einigem Zögern antwortet: „David und Goliath." Ebenfalls ſehr drollig iſt der unmittelbar darauf folgende Schwank, wo der gottloſe Junge den Pfarrer in einer ergreifenden Schilderung des jüngſten Gerichts unterbricht, indem er einen Kampf zwiſchen einem von ihm mitgebrachten Hirſchkäfer und einem Pudel veranlaßt, der ſich in die Kirche eingeſchlichen hat. Höchſt komiſch ſind die Abſchnitte, welche uns Tom in der Schule zeigen, ferner die Geſchichte ſeiner bald glücklichen, bald unglücklichen Liebe zu ſeiner Mitſchülerin Becky Thatcher, dann ſeine Begegnung mit Huckelberry Finn, dem Paria des Städtchens, einem vagirenden Bettelknaben, mit

dem niemand von den Kindern umgehen ſoll, und mit dem in Folge deſſen jedes und namentlich Tom insgeheim ſo viel als möglich verkehrt.

Die Bekanntſchaft mit Huckleberry führt zu einer ernſten Epiſode. Der Bettelknabe theilt Tom mit, daß er im Begriffe ſteht, demnächſt Mitternachts auf dem entlegnen Kirchhofe des Ortes den Teufel zu citiren. Tom bittet, ihn dazu mitzunehmen, entwiſcht in der betreffenden Nacht durch's Fenſter und begiebt ſich mit ſeinem unten wartenden Freunde, der ihm durch Miauen das verabredete Zeichen gegeben, wirklich nach dem Kirchhofe. Dort werden die Knaben ungeſehen Zeugen zunächſt eines Leichendiebſtahls, dann eines Mordes, den einer der Leichenräuber, ein verrufener Böſewicht, der „Indianiſche Joe", aus Rache an dem jungen Arzte begeht, für welchen die Leiche ausgegraben worden iſt. Ein ſpäteres Kapitel erzählt uns dann, wie Tom trotz ſeiner Furcht vor dem grauſamen Schurken, und trotzdem, daß er ſich Huckleberry mit einem blutgeſchriebenen Eide zum Schweigen verpflichtet, gewiſſenhaft und voll Mitleid vor Gericht in der Sache Zeugniß ablegt und dadurch einen unſchuldig Angeklagten vom Galgen rettet.

Wieder im komiſchen Fahrwaſſer ſind wir mit dem Abſchnitt, wo Tom, von Weltſchmerz und unglücklicher Liebe geplagt, zu ſiechen beginnt und von ſeiner beſorgten Tante allerlei Kuren unterzogen wird, bis er ihr endlich dadurch, daß er der Hauskatze die Medicin eingiebt, mit der ſie ihn zuletzt gepeinigt hat, die Augen über ihr thörichtes Treiben öffnet. Die Katze raſt wie toll durch das Haus, wirft Blumentöpfe um und fährt zum Fenſter hinaus. Die Tante ſchilt ihn darüber aus, zieht ihn „an dem gewöhnlichen Henkel — ſeinem Ohre — zu ſich herauf" und giebt ihm einen tüchtigen Klaps mit ihrem Fingerhute auf den Kopf. „Na, Junge, warum mußt Du das arme unvernünftige Thier ſo behandeln?" — „Ich hab' es aus Mitleid mit ihm gethan — weil es keine Tante hat." — „Keine Tante hat — Du Dummkopf? Was hat das hiermit zu ſchaffen?" — „Ungeheuer viel. Weil, wenn Peter eine Tante gehabt hätte, ſie ihm die Eingeweide ſelber verbrannt haben würde, ohne dabei mehr zu fühlen, als wie wenn er ein Menſch geweſen wäre." Die Tante fühlt den Stich: was eine Grauſamkeit gegen eine Katze iſt, kann auch eine Grauſamkeit gegen einen Knaben ſein.

Im nächſten Kapitel folgt wohl ausgeführt und überaus beluſtigend eins der Hauptabenteuer des Buches, die Geſchichte, wie Tom in ſeinem Weltſchmerz und mit ſeinem gebrochenen Herzen in Geſellſchaft ſeines gleichgeſinnten Freundes Joe Harper und Huckleberrys den Entſchluß faßt und ausführt, Seeräuber zu werden, zu welchem Zwecke die drei Schlingel ſich mit geſtohlenem Proviant auf eine Inſel des Miſſiſſippi begeben, nachdem ſich jeder einen Schauernamen beigelegt hat, ſodaß Tom fortan der ſchwarze Rächer der

Spaniſchen See, Joe der Schrecken der Meere und Huckleberry Huck Finn mit der rothen Hand heißt. Sie vertreiben ſich hier die Zeit auf die vergnüglichſte Weiſe, baden, ſchwimmen, fiſchen, ſpielen, während man ſie im Städtchen vermißt, ſucht und, als ſie ſich nicht finden, betrauert. Tom verſchwindet in einer Nacht, um das Haus ſeiner Tante aufzuſuchen und ihr ein ſchriftliches Zeichen zu hinterlaſſen, daß er noch am Leben, und iſt dabei ungeſehen Zeuge ihres Schmerzes und Grames um ihn, giebt aber den Gedanken mit dem Zeichen auf, da ihm ein guter Spaß einfällt, der dadurch unmöglich werden würde. Tags darauf zurückgekehrt auf die Räuberinſel, verſucht er ſich mit Joe Harper in der Kunſt des Rauchens und erleidet dabei Unſagbares. In der Nacht überfällt die Knaben ein entſetzliches Gewitter, welches mit den lebhafteſten Farben geſchildert wird. Langſamer, aber wirkſamer folgt dieſem ein andrer Feind ihres Lebens in der Wildniß — das Heimweh. Zuerſt giebt Joe, dann Huck mit der rothen Hand der Sehnſucht, die ihn nach Hauſe führen will, nach. Tom als eherner Charakter wehrt ſich ſtolz und verſucht auch die weicheren Freunde zum Bleiben zu beſtimmen. Aber ſie laſſen ſich nicht halten, und ſchon ſind ſie im Begriff, die Inſel zu räumen, als Tom ſie durch Mittheilung ſeines Planes, der darin beſteht, daß ſie ſich am nächſten Tage, wo ihnen die Leichenpredigt gehalten werden ſoll, unvermerkt in die Kirche ſchleichen und den Sermon mit anhören, dann aber Prediger und Gemeinde durch ihr plötzliches Erſcheinen überraſchen wollen, ſofort bewegt, noch eine Nacht zu warten.

Dieſer ruchloſe Plan gelingt vollſtändig. Der Geiſtliche predigt über den Text: Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Er „entwarf im Verlauf ſeiner Rede ein ſolches Bild von dem anmuthigen, gewinnenden Weſen und den vielverheißenden Fähigkeiten der verſchollenen Knaben, daß alle Welt in der Kirche in dem Glauben, in dieſen Bildern die Verſtorbenen wiederzuerkennen, Gewiſſensbiſſe empfand, indem man ſich erinnerte, daß man ſich vorher hartnäckig vor ihnen verblendet und ebenſo hartnäckig in den armen Knaben nur Fehler und Mängel geſehen hatte. Der Geiſtliche erzählte viele rührende Züge aus dem Leben der Hingeſchiedenen, welche ihr holdes, edelmüthiges Weſen zeigten, und die Leute konnten jetzt leicht ſehen, wie edel und ſchön dieſe Epiſoden waren, und erinnerten ſich mit Bekümmerniß, daß ſie ihnen zu der Zeit, wo ſie paſſirt, als wüſter Unfug erſchienen waren, der den Ochſenziemer verdiente. Die Gemeinde wurde im Fortgang der pathetiſchen Erzählung immer gerührter, bis zuletzt die ganze Geſellſchaft zuſammenbrach und ſich den weinenden Leidtragenden in einem Chorus ſchluchzender Seelen voll Betrübniß anſchloß und ſelbſt der Prediger, ſeinen Gefühlen freien Lauf laſſend, auf offner Kanzel weinte.

Da ließ ſich ein Raſcheln auf der Galerie hören, und einen Augenblick ſpäter quietſchte die Kirchenthür. Der Geiſtliche erhob ſeine thränenüberſtrömten Augen von ſeinem Taſchentuche und ſtand da, wie vom Donner gerührt. Zuerſt folgte ein Paar Augen, darauf ein anderes dem Blicke des Predigers, und dann erhob ſich, faſt wie auf einen Antrieb hin, die ganze Gemeinde und machte große Augen, während die drei todten Knaben den Mittelgang heraufmarſchirt kamen — Tom an der Spitze, dann Joe, der Schrecken der Meere, zuletzt Huck, eine wandelnde Ruine herunterhängender Lumpen, die mit einem Schafsgeſicht hinterherſchlich. Sie hatten ſich in der nicht mehr benutzten Emporkirche aufgehalten und ihrer eignen Leichenpredigt zugehört. Plötzlich rief der Geiſtliche, ſo laut er konnte: Preiſet Gott, von dem aller Segen kommt! Singt und legt euer ganzes Herz hinein. Und ſo geſchah es. Old Hundred ſchwoll mit triumphirendem Gefühlsausbruch empor, und während es dröhnte, daß die Dachbalken zitterten, ſah Tom Sawyer, der Pirat, ſich unter den ihn beneidenden Jünglingen in ſeiner Umgebung um und geſtand ſich in ſeinem Herzen, daß dies der ſtolzeſte Augenblick in ſeinem Leben war."

Ungewöhnlich hübſch iſt die Scene, wie Tom ſich mit ſeiner ſchmollenden Geliebten nicht zu verſöhnen im Stande iſt und ſich trotzdem für ſie opfert, indem er eine ihr von Rechtswegen drohende Tracht Prügel tapfern Sinnes auf ſeinen Rücken ablenkt, eine Heldenthat, für die ihm Becky natürlich wieder gut werden muß. Ebenfalls ein ſehr hübſches Kapitel iſt das Examen in der Schule mit ſeinen ſentimentalen Vorträgen in Verſen und Proſa und dem Schlußtableau, wo, während der ſtrenge Schulmonarch, ein wenig angetrunken, ſich bemüht, eine Karte auf die ſchwarze Tafel am Katheder zu zeichnen, plötzlich eine Katze durch einen Schieber in der Decke herabgelaſſen wird, ihm die Perrücke vom kahlen Schädel zieht und mit derſelben wieder nach oben verſchwindet. Es iſt die Rache einer Verſchwörung unter den Knaben. Während der grimme Schulmeiſter ſich erſt mit ein paar Schnäpſen, dann mit einem Schläfchen auf den feierlichen Abend des Examens vorbereitet hat, hat ſich der Sohn des Zimmermalers, bei dem er wohnt, leiſe hinter ihn geſchlichen und — ihm die Glatze vergoldet.

Wir müſſen eine Anzahl anderer hochkomiſcher Epiſoden übergehen und erwähnen nur noch die wiederum ernſte Geſchichte, wie Tom und Huckleberry zu einem großen Schatze kommen. Die Knaben machen ſich eines Tages ans Schatzgraben. An der erſten Stelle, wo ſie ſuchen, mißlingt es ihnen. Sie wollen es dann mit einem einſam gelegenen Hauſe verſuchen, in dem es ſpuken ſoll. Plötzlich kommen aber zwei Leute, vor denen ſich die Knaben im erſten Stock des Hauſes verſtecken. Sie hören darauf dem Geſpräch der Beiden zu und ſehen, wie dieſelben, im Begriffe ſelbſt Geld zu vergraben,

eine Kiſte mit Goldmünzen finden. Der Eine iſt der Indianiſche Joe, der bei jener Gerichtsverhandlung entſprungen iſt. Die Knaben ſind glücklich, als ſie in ihrem Verſteck ſehen, wie derſelbe beide Schätze hier einſcharren will. Todesſchrecken aber ergreift Tom, als der Räuber die Hacke und Schaufel bemerkt, welche die Knaben im Parterre des Hauſes in der Eile zurückgelaſſen haben. Zwar wird das Vorhaben Joe's, hinaufzuſteigen und nach den Beſitzern jener Werkzeuge zu ſuchen, durch Zuſammenbrechen der morſchen Treppen unter ſeiner Laſt vereitelt. Aber auch der Schatz verſchwindet jetzt. Die Räuber nehmen ihn mit, und die Knaben wiſſen nur, daß Joe ihn „in Nummer Zwei“ niederlegen will. Darauf hin ſuchen ſie ihn ſpäter in einem mit Nummer Zwei bezeichneten Zimmer des einen Gaſthauſes der Stadt, finden aber zunächſt nur Joe, der hier betrunken am Boden liegt. Sie ſtellen dann dieſer Nummer Zwei weiter nach, und Huckleberry Finn, der in der Nacht vor dem Hauſe Wache hält, ſieht eines Abends den Indianiſchen Joe und den Andern heraustreten, wobei jener ein Bündel unter dem Arm trägt, welches der Knabe für den Schatz hält. Er folgt den Beiden deshalb. Sie gehen auf einen Hügel, wo fern von den übrigen Häuſern der Stadt die reiche Wittwe Douglas ihre Villa hat. Dieſelbe hat noch Licht, und die Räuber machen Halt, wo Huckleberry ein Geſpräch derſelben anhört, aus dem ſich ergiebt, daß der Indianiſche Joe, bevor er mit dem Schatze nach Texas geht, hier noch eine Rachethat auszuführen gedenkt. Der verſtorbene Mann der Wittwe hat ihn einmal ſchlecht behandelt, dafür will Joe nach Indianerart ihr jetzt Naſe und Ohren abſchneiden. Das Bündel enthält aber nicht den Schatz, ſondern Einbrecherwerkzeuge. Entſetzt entflieht der Knabe und rettet die Wittwe, indem er den nächſten Nachbar mit deſſen Söhnen herbeiholt. Der Indianiſche Joe entkommt zum zweiten Mal.

Inzwiſchen hat Tom mit Becky und einer Anzahl anderer junger Leute einen Ausflug nach einer großen und vielverzweigten Höhle am Miſſiſſippi, einige Meilen von der Stadt gemacht. Man hat die Gänge der Höhle durchſtreift und ſich dabei ſehr vergnügt. Ermüdet kehrt die Geſellſchaft am Abend nach dem Dampfer, der ſie hergebracht hat, und auf dieſem nach dem Städtchen zurück, ohne zu bemerken, daß Tom und Becky fehlen. Erſt am andern Tage vermiſſen ſie ihre Angehörigen, man nimmt an, daß ſie ſich in der Höhle verirrt, und trifft Anſtalten, ſie zu ſuchen. Dieſelben haben keinen Erfolg. Tage vergehen, keine Spur von den Kindern iſt aufgefunden worden, und ſchon hält man ſie für verhungert, als ſie wieder erſcheinen. Sie haben ſich wirklich in der Höhle verirrt — die Beſchreibung ihrer Wanderung, ihrer Angſt, ihres Verzagens iſt von außerordentlicher Schönheit — ſind eine Zeit

lang ohne Licht und dem Verhungern nahe gewesen, Tom hat bei einem seiner Versuche einen Ausgang zu finden, mit Entsetzen die Gestalt des Indianischen Joe an sich vorbeihuschen sehen und hat endlich, fünf englische Meilen vom Haupteingang in die Höhle, einen Ausweg aus dieser unterirdischen Welt mit ihren unheimlichen Tropfsteingebilden, Seen, Quellen und Gruben wie einen Stern der Erlösung sich entgegenleuchten sehen. Derselbe mündet am Ufer des Mississippi, und vorüberfahrende Fischer bringen die wieder ans Licht Gelangten nach Hause. Tom hat aber dabei noch mehr gesehen — die Stelle in der Höhle, wo der Schatz des Indianischen Joe niedergelegt ist. Einige Zeit nachher geht er mit seinem Freunde Huck hin und hebt ihn nach einigen Schwierigkeiten. Als das Geld zur Wittwe Douglas gebracht und gezählt wird, sind es etwa zwölftausend Dollars, damals eine ungeheure Summe in dem Hinterwaldstädchen.

Aber noch besser als dieser Reichthum hat den Knaben die Höhle gefallen. Sie eignet sich ganz vorzüglich zu einer Räuberhöhle, und „das Geld", sagt Tom zu Huckleberry, „soll mich nicht verhindern, Räuber zu werden." Das Handwerk ist, wie er ausführt, gar zu schön und nobel. Freund Huck, der inzwischen von der Wittwe Douglas in deren Haus genommen und mit Versuchen, ihn zu einem gesitteten Menschen zu machen drangsalirt worden ist, dann aber sich wieder in sein Vagabundenleben und die Zuckertonnen, die ihm Nachtherberge gaben, zurückgeflüchtet hat, ist gleicher Ansicht. Aber Tom, der ihn der Wittwe und der Civilisation bis auf Weiteres erhalten zu sehen wünscht, erklärt, ihn nicht in seine Bande aufnehmen zu können, da er nicht respectabel sei.

„Ihr könnt mich nicht eintreten lassen, Tom?" fragt Huck. „Ließt ihr mich denn nicht bei den Seeräubern mitmachen?"

„Ja, aber das ist ganz was Anderes. Ein Räuber zu Lande ist in der Regel vornehmer als ein Seeräuber. In den meisten Ländern stehen sie furchtbar hoch auf der Stufenleiter des Adels — Herzöge und dergleichen sind darunter."

„Aber, Tom, bist du nicht immer freundlich gegen mich gewesen? Du wirst mich doch nicht ausschließen — nicht wahr nicht, Tom? Du wirst mir doch so was nicht anthun, Tom."

„Huck, ich würde das nicht, aber was sollen die Leute dazu sagen? Hm, werden sie spotten, Tom Sawyers Bande! Ziemlich ordinäres Volk darunter! Damit werden sie dich meinen, Huck. Dir würde das nicht gefallen und mir auch nicht."

Huck schwieg eine Weile. Er kämpfte mit sich. Dann sagte er: „Gut,

ich will auf einen Monat zu der Wittwe zurückkehren und ſehen, ob ich dahin kommen kann, daß ich's aushalte, wenn du mich zur Bande gehören laſſen willſt, Tom. Und wenn ich einmal ein richtiger Haupthahn von einem Räuber werde, und alle Welt davon redet, ſo wird ſie, glaube ich, ſtolz darauf ſein, daß ſie mich aus dem Drecke gezogen hat."

Lazarus' Leben der Seele.

Ehre und Ruhm.

Von Dr. L. Weis.

Wir ſahen, wie Lazarus auf dem dynamiſchen Boden Kant's ſteht, wie er über ihn hinausgeht, da er das Ich als das in Denken, Fühlen und Wollen ſich einheitlich bethätigende Selbſt begriff. Die Folge dieſer einheitlichen Erfaſſung der Seele zeigt ſich ſofort darin, daß Lazarus die Ehre zu einem unmittelbaren Weſensbeſtand der Seele macht. Nur zu wahr ſagt Lazarus S. 129: „Die ältere Pſychologie hat nichts weiter über die Ehre gelehrt, als daß ſie ein Gefühl ſei; im Capitel über die Gefühle wurde auch das Ehrgefühl aufgezählt, man wies ihm einen Ort an und das war Alles." Dieſe Geringſchätzung der Ehre war eine Folge jener antiken Vorſtellung, daß die Gottheit reine Intelligenz ſei. Wie die Gottheit, ſo wird auch ihr Ebenbild die Seele gedacht; man faßte auch dieſe blos als reine Intelligenz auf und meinte, Selbſtgefühl, Selbſtbewußtſein, Wollen, Empfinden ſeien eine Folge des Einfluſſes der irdiſchen Endlichkeit, durch welche die Seele beſchränkt und aus der harmoniſchen Ruhe der reinen Intelligenz herausgeriſſen würde, ſo daß nun die Seele als ein Einzelweſen ſich fühle und wiſſe, und in dieſem Selbſtbewußtſein unter dem Einfluß der trübenden Sinnlichkeit ſich der Unruhe des Wollens wie dem leidenſchaftlichen Thun und dem verwirrenden Irrthum hingegeben ſehe. Plato und Ariſtoteles hofften daher, mit dem Tode bei der Rückkehr in die reine Intelligenz von der verachteten Schranke des Selbſtbewußtſeins befreit zu werden. Eine Rückkehr welche eigentlich denſelben Erfolg haben muß, wie die Rückkehr ins Nirvana von welcher Kant ſagt, es ſei ein Ungeheuer von Syſtem zu denken, daß man durch Zuſammenfließen mit der Gottheit, alſo durch Vernichtung ſeiner Perſönlichkeit, ſich mit der Gottheit verſchlungen fühlen könne.

Die bibliſche Vorſtellung vom perſönlichen Gott brachte andere Vorſtellungen über den Menſchen. Sie weckte wie geſagt die Vorſtellung, daß der

Einzelne ſeinen Werth in der Menſchheit beſitze und damit galt das Selbſtbewußtſein ſelbſt als ein berechtigter und ſogar weſensnothwendiger Beſtand der Seele; dann aber erſchienen auch Denken, Fühlen und Wollen in ihrer Gleichwerthigkeit als gleichzeitige Bethätigungen eines einheitlichen Weſens. Leider aber hat der Mann, welcher vom Hellenismus zum Chriſtenthum übergegangen, die lebendige Perſönlichkeit Gottes begründen, und die dreifachen Functionen des Geiſtes als gleichwerthig und coordinirt aufzeigen wollte, Auguſtin, gemeint, die drei Functionen des Geiſtes als drei Perſonen, feſthalten zu müſſen; und er wurde dadurch grade die Veranlaſſung, daß man in der Philoſophie ſeit dem Untergang des Mittelalters, alſo grade ſeit Aufkommen des Individualismus, die Perſönlichkeitsidee ſowohl bei der Vorſtellung von Gott, wie bei ſeinem Ebenbild, dem menſchlichen Geiſt für verfehlt anſah und noch anſieht. Man verwechſelt dabei die morphologiſch beſchränkte Perſon, die individuelle ſinnliche Erſcheinung der Perſönlichkeit mit der dynamiſchen Natur oder dem Weſen derſelben, und verkennt, daß ſie als eine Kraft der Selbſtbeſtimmung und des Vermögens aus inneren Principien zu handeln Herr und Meiſter ihres Thuns und Daſeins iſt, und daß ſie ſomit die Idee der höchſten menſchlich denkbaren Kraft iſt. Verharrend aber in der morphologiſchen Beſtimmung fährt daher die Pſychologie nach den Vorſtellungen der Griechen fort, die Perſönlichkeit als eine Schranke des Unendlichen zu betrachten. Das Denken, vom Ich höchſtens begleitet, ſteht dem Wollen und Empfinden dualiſtiſch und gar verächtlich gegenüber, und ſelbſt Schopenhauer und Hartmann kommen aus dem Dualismus nicht heraus, denn ihrem Willen als dem Princip der Dummheit und des Unbewußten ſteht die Vorſtellung als Leuchte zur Seite.

Natürlich daß für alle ſolche Anſchauungen der Begriff der Ehre als ein Luxus erſcheint, den man vielleicht bei Soldaten, Studenten, Polytechnikern für eine eingebildete Nothwendigkeit anſieht, der aber im Uebrigen nur als zufälliges Moment im Leben der Seele erwähnt wird. Kein kleines Verdienſt, vielmehr eine bedeutende That für den Fortſchritt im Begreifen der Seele iſt es daher, wenn Lazarus die Ehre als einen Weſensbeſtandtheil der Seele hinſtellt. Dabei wollen wir es ihm Dank wiſſen, daß er der ein größeres Publicum, als blos die Fachphiloſophen im Auge hatte, ſich nicht einließ in die abſtracten ſchwierigen Begriffszergliederungen deſſen, was Perſönlichkeit ſei, daß er vielmehr wie ein Naturforſcher ſich einfach an das inductiv Gegebene hält, und das iſt eben dies, daß jeder Menſch ſich als Ich oder Selbſt fühlt, denkt und weiß und erhalten will. Und da die meiſten Menſchen wohl in ihrem Fühlen, Empfinden, Wünſchen, Hoffen, Leiden eine reichere Welt in ſich erbaut haben, als im Wiſſen und Denken, ſo werden ſie um ſo wohlthuender angemuthet werden von Lazarus, der mit dem Ehrge-

Digitized by Google

fühl dem Wünschen und Wollen des Selbst sehr hohe Berechtigung zuschreibt; sie werden wie der am Ostertag seiner Studirstube unter das fröhliche Volk entronnene Faust rufen: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein! Bei der anderen in der Studirstube erträumten Seelenlehre, da sie das Gefühl verachten oder doch mit Hegel sagen, das Gefühl ist ein untergeordnetes, im Wissen aufzuhebendes Moment der Entwicklung, muß man sich dagegen eigentlich schämen ein Mensch zu sein, weil man fühlt und liebt und haßt.

L. beginnt seine Darstellung mit einer poetischen Schilderung von der Macht der Ehre, und anknüpfend an Falstaff's Definition sucht er zu zeigen, was Ehre sei. Das Ehrgefühl (131) erweist sich als Erfolg, ja als bloßer Theil oder besondere Erscheinungsweise des Selbstgefühls und, in dessen weiterer Entfaltung, des Selbstbewußtseins. Schon der Sprachgebrauch setzt Ehr- und Selbstgefühl in nahe Verbindung, so daß beide Worte oft stellvertretend gebraucht werden; denn als wer und was Einer sich selbst fühlt, als solcher will er auch geehrt sein; das Selbstgefühl drückt nur das Maaß für das Ehrgefühl aus. Der Mensch (132) denkt und fühlt sein Selbst, seine — als ein Ganzes geschlossene — Existenz in diesem gesammten Inhalte seiner Persönlichkeit und seiner Lebensverhältnisse (ich, der ich diese Bildung besitze, diesem Stande, dieser Familie angehöre, diese Pflichten, Pläne zu erfüllen habe u. s. w.); jede Vorstellung, jeder Wille ist nicht blos *Eigenthum*, sondern ein *Theil* seines Selbst, in welchem er *Sich*, d. h. sein Ich wiederkennt. In dem Selbstgefühl oder Selbstbewußtsein liegt aber (S. 133) außer diesem Fühlen, inneren Wahrnehmen und Erfassen seines Selbstinhalts noch ein zweites Moment, nämlich die *Schätzung* desselben. Denn im Wesen der Persönlichkeit liegt es sich als ein Zwiefaches zu unterscheiden, als Subject und Object, als das Ich, das sich anschaut und als das, welches eben geschaut wird. Der Mensch, der sein Thun von gestern beurtheilt, unterscheidet sich von seinem gestrigen Ich, ist damit zufrieden oder unzufrieden; er als Subject urtheilt über sich als Object.

Nun ist gewiß (135), das Alles was der Mensch unmittelbar in seinem Selbstbewußtsein hat, Alles, was er *innerlich* ist und thut und genießt, nur Vorstellungen und Gedanken sind. Zwar sind materieller Reichthum, leibliche Kraft sicherlich reale Dinge, aber die Freude der Seele darüber ist doch noch eine über die *Vorstellung* von ihrem Besitze. Alles Materielle verwandelt also der geistige Mensch in Gedanken und Vorstellungen und macht es zu seinem inneren Eigenthum, worauf der Geist sich in aller Weise bezieht. Alle objectiven Verhältnisse, materielles Vermögen, reale Kräfte, Stand, Stellung u. s. w. sind demnach für das Selbstbewußtsein und Selbstgefühl nur Vorstellungen, welche zum Inhalt der objectiven Persönlichkeit (136) eines Menschen gehören; Vorstellungen, an denen es natürlich nicht gleich-

gültig sein kann, ob sie einer Realität entsprechen und entspringen, oder nicht. Aller Genuß, alles Streben ist nur darauf gerichtet, das eigene innere Leben mit solchen realisirten Vorstellungen zu erfüllen; sie zum Inhalt der eignen Persönlichkeit zu rechnen, die eigene Existenz in ihnen und durch sie zu erweitern.

Ehre und Ehrgefühl ist nun eine solche *Erweiterung des Selbstgefühls in Anderen und durch sie*. Daß ich auch in dem Vorstellungskreise *eines Andern* und nicht blos *in meinem eigenen* Existenz habe, daß meine Handlungen nicht nur von mir, sondern auch von *Andern* gedacht und geschätzt werden, ist das Wesen der Ehre.

Bei der Scheidung in Subject und Object kann diese Selbsterweiterung eine zweifache, eine subjective und objective sein; jenes indem die Andern, wie wir selbst, uns denken und schätzen, dieses, indem die Andern unsern Gedanken und Thaten nachdenken und nachthun, sie zu *ihrer objectiven Persönlichkeit machen*; wobei sogar ihr Bewußtsein, daß sie von uns stammen, gleichgültig werden kann.

Das Gesagte zeigt (137), wie lächerlich es ist, die Ehre blos zu den Gefühlen und Begierden zu rechnen. Sie hat einen geistigen Inhalt und das Denken desselben ist von einem bestimmten Zustand der Seele, begleitet den wir als Gefühl bezeichnen, und wo dieser Vorstellungskreis nur erst gedacht und seine Realisirung gewünscht wird, macht er den Gegenstand einer Begierde aus.

Bei der Entwicklungsfähigkeit der Seele giebt es verschiedene Stufen und Arten des Ehrgefühls, die unter dem Gesichtspunkt der Selbsterweiterung Lazarus jetzt näher ins Auge faßt. Die erste Stufe (138) ist das im Selbstgefühl keimende Streben auch in Andern *als ein Selbst* gedacht zu werden, der Wunsch von Andern *beachtet* zu werden. Es ist die Ehre des Kindes die sich in diesem Streben kund, aber die meisten Menschen sind den je höheren Ständen gegenüber wahre Kinder und empfinden Freuden von höheren gekannt, gegrüßt, beachtet zu werden, Kinder können unartig sein um sich bemerklich zu machen; Erwachsene scheuen sogar den Herostratusruhm nicht. Aus dieser ersten Stufe der Selbsterfassung und Wahrnehmung entspringt die zweite als *Selbstschätzung*. Diese ist der mittlere und durchschnittliche Begriff der Ehre; der Mensch will dabei nicht blos beachtet, sondern *geachtet* sein; mit dem Werth den er in seinem Selbstgefühl sich selbst beilegt, will er auch in der Seele des Andern existiren, gedacht und geschätzt werden.

Ich übergehe die Darstellung der verschiedenen Formen, welche diese Stufe im Jüngling, im Mann annimmt, die Gründe, warum grade bei Studenten, beim Adel und Militär ein so viel reicherer Ehrtrieb vorhanden ist, auch die

trefflichen, sittlich ernsten Bemerkungen über das Duell, indem ich hierbei auf die Schrift selbst verweise, ich gehe weiter mit der Familien-Namen-National-Künstler-Standesehre, worin Lazarus die Stufe der objectiven Ehre bespricht.

In all diesen Verhältnissen (185) bezieht sich das Selbstgefühl nicht auf das eigne Selbst nach seinem individuellen Inhalt, seiner Bildung, Leistung, Stellung, sondern es faßt sich als ein Glied einer dieser Gesammtheiten auf, seine Ehre ist die der Gesammtheit und umgekehrt. Die Schranke der Nation aber wird durchbrochen von der Verbindung der Menschen durch die Religion (190); es giebt eine Ehre des Christen, Juden, Muselmanns, Buddisten; aber die höchste Ehre ist die der Menschheit.

Hier nun möchte ich ergänzend hinzufügen, die Ehre des Christen, Juden u. s. w. ist die Ehre der Confessionen, als der Gemeinschaften, von welchen religiöse Ideen in einer mehr oder weniger vollkommenen Bestimmtheit und Darstellung, als ihre Verwirklichung angenommen und bekannt werden. Die höchste Ehre, die der Menschheit, aber wurzelt ebenfalls in der religiösen Idee, und zwar in der höchsten, in der Gottesidee. Nicht die Griechen haben den Gedanken der Ehre der Menschheit erdacht; durch ihre Localgötter geschieden kannten sie nichts höheres als die Ehre der Nation, die ihre Gottheit verherrlichte. Erst der Gedanke der Kindschaft Gottes, daß Gott der Vater aller Menschen sei, von denen keiner verloren gehen solle, daß der Mensch als Ebenbild Gottes geschaffen sei, läßt die Vorstellung reifen, daß die Ehre der Menschheit zu erringen sei, daß es genüge, Mensch zu sein. Aber freilich, man möchte sagen, daß auch hier noch der morphologische Gesichtspunkt, der Blick auf den Wirbelthiertypus, das Vorherherrschende sei. Noch ahnt man kaum, daß in der geistigen Kraft die Ebenbildlichkeit mit Gott liegt, daß die allseitige Entfaltung des geistigen Vermögens die Verwirklichung des menschlichen Wesens ist. Mit Recht sagt Lazarus 190: „Dies ist die wunderbare und eben darin heilige Natur des Menschen, daß er auf der untersten Stufe seines Daseins und seiner Entwicklung schon Mensch ist und sein muß, um zur Entfaltung gelangen zu können, und daß er auf der höchsten wieder nur Mensch sein kann und soll: Mensch zu sein ist das Niedrigste, was man von Jedem fordern, das Höchste was Einer leisten kann, die geringste Ehre, die er ansprechen, die höchste, die er ansprechen kann."

Diese objective Ehre des Standes, der Familie, der Menschheit u. s. w. erbt oder erwirbt (190) der Einzelne; die höchste objective Ehre aber ist die, welche der Einzelne sich schafft, indem er der Gesammtheit den Character und die Vorzüge erst selbst verleiht.

In etwas anderer Form möchte ich dieſen Gedanken wiederholen. Die objective Ehre quillt dem Einzelnen aus der Vorſtellung von dem idealen Inhalt und Werth der Familie, der Menſchheit u. ſ. w. und dieſen Ehre gebenden idealen Inhalt erbt oder erwirbt er, aber die höchſte Ehre wird ihm, wenn er dieſen idealen Inhalt mit ſeiner geiſtigen Kraft reiner und reicher und tiefer erfaßt, und wenn er dann dieſe reicheren geiſtigen Schätze zum Beſitz der Geſammtheit zu machen weiß.

Das Streben nach dieſer Ehre geht (192) dahin, nicht *blos von den* Andern und *durch ſie*, ſondern *in den* Andern geachtet zu ſein; nicht Abbild der Geſammtheit, ſondern Vorbild will er ſein. Wenn Andere, was ſie thun, durch mich und nach mir thun, dann thue *ich* es in ihnen und durch ſie; ſie ſind mit dieſem Thun Theile meiner *Selbſt*, meiner durch ſie erweiterten Perſönlichkeit. So iſt es der Fall bei *Stiftern* von Gemeinſchaften, ſo auch bei Lehrern, Feldherrn, Königen. Eine Verkehrung in Selbſtſucht iſt dabei möglich und erfahrungsmäßig, deshalb iſt das Kriterion (196) wahrer und falſcher Apoſtel, patriotiſcher Helden und ſelbſtſüchtiger Eroberer eben dies, ob ſie durch ſich die Natur, oder durch die Natur ſich ſelbſt erheben wollen.

Dieſe höchſte Stufe führt (196) wie in unſerer Betrachtung, ſo auch im Leben zum Ruhm; denn Ruhm iſt Ehre, iſt Erweiterung des eignen Selbſtgefühls. Ehre aber leitet (197) unſere Handlungen nur *vor* denen und wird verlangt *von* denen die uns kennen und bekannt ſind; Ruhm dagegen iſt das Andenken und die Anerkennung ohne Grenzen des Raumes und der Zeit. Die Ehre verſetzt ſich (198) in das Urtheil des Andern und will es erfüllen, der Ruhm will es übertreffen. Die Ehre kann man (200) mit Andern zugleich erſtreben und genießen, Ruhm ſchließt dieſe Gemeinſchaft aus. Ehre gründet die Republik im Reiche des Gemüths und der Sittlichkeit, Ruhm die Despotie. Daraus folgt denn die unendlich größere Triebkraft des Ruhmes, oft neben geringerem ſittlichem Werth, die Größe der Kraft und des Erfolges auch ohne Hoheit und Würde der Geſinnung. Dieſer Erklärung kann man, inſofern bei der Ehre vorzugsweiſe ein ſittliches Empfinden und Fühlen thätig iſt, hinzufügen, daß die Alten mehr den Ruhm erſtrebten, während die Ehre erſt als germaniſches Princip zur Verwirklichung kam.

Lazarus ſpricht nun (201) von der Schande als der Nachtſeite der Ehre, als Vernichtung des Selbſtgefühls. Dabei zeigt ſich wie das Ehrgefühl allein das Leben lebenswerth macht; mit der Schande, als der Vernichtung der eignen Werthſchätzung, mag ſie aus berechtigter oder unberechtigter Vorſtellung empfunden werden, tritt Verzweiflung, Unluſt am Daſein, oft Selbſtmord ein.

Lazarus ſpricht nun von den Vorwürfen, die man dem Streben nach Ehre macht. Wir brauchen ihm dabei nicht zu folgen, denn unſer Lob

darüber, daß Lazarus die Ehre als Wesensbestandtheil der Seele auffaßt, quillt eben daraus, daß wir mit Lazarus (S. 207) sagen: das Streben nach Ehre ist eine sittliche Pflicht. Sie zu erstreben liegt ja auch im Wesen des Menschen, der gar nicht anders kann, als von der Umgebenwelt sich zu unterscheiden, sich dabei zugleich zu beurtheilen und in Vergleich und Schätzung mit den Uebrigen zu setzen. Daß hierbei falsche Schätzung vorkommen kann ist richtig, aber nichts Edles lebt, das bei der Freiheit des Menschen nicht ins Gegentheil verkehrt werden könnte und so ist auch die Möglichkeit des Ehrgeizes, der Eitelkeit, des Hochmuthes u. s. w. kein Grund die sittliche Pflicht des Strebens nach Ehre zu unterdrücken. Lazarus citirt (208) den schönen Schluß des Simplicissimus: „Ich nahm meine Ehre in Acht nicht ihrer selbst sondern meiner Erhöhung wegen." Und dies in der That ist das Kriterium wahrer Ehre, daß sie die sittliche Natur der Gemeinschaft nicht aufgiebt, daß darin der Einzelne sich zu veredeln, und durch Werke zu glänzen strebt nicht seiner selbst, sondern der Gesellschaft, der Nächsten wegen mit denen er lebt.

Hiermit aber stehe ich wieder vor der Gottesidee. Denn über der Gesellschaft steht die Menschheit und diese erblickt die Bestimmung ihres Wesens in Gott, dessen geistiges Ebenbild der Mensch sein soll, d. i. als dessen Ebenbild er sich verwirklichen soll. Letzten Endes quillt daher der geistige Inhalt, der in dem wahren Streben nach Ehre bethätigt werden soll, aus der Idee Gottes. Sie ist es, deren Nacheiferung dem reinsten Trieb nach reinster Ehre Leben ertheilt, und sie ist es, die im Streben nach wahrer Ehre bewußt oder unbewußt als Maßstab der Schätzung zu Grunde liegt, sie ist es zugleich, die der Ehre den vollsten Charakter der Sittlichkeit giebt, denn wer nach ihr sein Thun bestimmt, bestimmt es nicht nach menschlichen äußeren Rücksichten nicht nach dem Anstand und der Schicklichkeit, sondern nach den Ideen des ewig Wahren, Guten und Schönen, und er weiß, daß der Werth seines Thuns sich bestimmt nach der Ehre welche dem ewig Unvergänglichen, welche Gott in der Höhe dabei gegeben wird, nicht aber nach dem Ruhm oder dem Lohn, den seine Selbstsucht dabei gewinnt.

Ich bin daher nicht ganz einverstanden, wenn Lazarus 211 sagt, „daß die religiöse Moral und namentlich die des Christenthums sich von je oft und stark gegen die Triebfeder des Ehrgefühls gewendet habe." Denn was die engherzige Moral sagt, kann Lazarus gleichgültig sein, da, wie der ideale Schwung seiner Anschauung zeigt, er auf auf dem freieren, reicheren Boden der Sittlichkeit steht. In Betreff der Religion freilich ist es richtig, daß insofern sie das Verhalten des Menschen zu Gott ist, in ihr der Mensch sich oft in seiner Kleinheit und Niedrigkeit fühlt; aber sie ist ja grade wieder eine erhebende Kraft, sie ist der Ort, wo der Mensch wieder seinen Werth

empfindet, wo er ſeine Ehre wieder gewinnt, wenn ihn die Zuverſicht erfüllt, daß auch der Kleinſte und Niedrigſte ein Gegenſtand der Liebe und der Ehre Gottes ſei. Auch nicht das Chriſtenthum wendet ſich gegen die Triebkraft der wahren Ehre, ſonſt wäre es unbegreiflich, daß erſt ſeit der chriſtlichen Zeit und nur in chriſtlichen Ländern eine Lebens- und Naturfreude, ein freihätiger Individualismus erwachte, wie er anderwärts nie lebendig war. Nicht das Chriſtenthum, ſondern nur die mittelalterliche Form desſelben, nur die unvollkommnen Formen der Kirchen eiferten dagegen. Solche Verzerrungen der Idee der Kleinheit des Menſchen gegenüber dem Unendlichen, ſolche Mißerſcheinungen, wie die Entehrung des menſchlichen Selbſt in mittelalterlichen Kaſteiungen und Peinigungen, ſolche Carricaturen der Demuth wie ſie ein Pietismus gebar, kommen allerwärts vor, und finden ſich noch gräßlicher in orientaliſchen Religionen, namentlich den indiſchen. Und wenn im Hinblick auf ſolche Verzerrungen Hartmann, Büchner und andere Chriſtenthumsverächter ſagen, die Ehre die das Chriſtenthum gebe, indem es jedem Einzelnen Fortdauer verſpreche, erzeuge nur Hochmuth, und es ſei vernünftiger und ſittlicher, ſich demüthig zu beſcheiden und des Aufhebens nicht werth zu achten, ſondern mit dem Nachruhm ſich zu begnügen, ſo erſcheint mir dieſe Demuth noch widriger wie die des Pietismus, denn es iſt eine Demuth hinter welcher ſich nur die Schriftſtellereitelkeit verbirgt.

So wenig nach ſeinen idealiſtiſchen Vertretern der Materialismus, ſo wenig iſt nach ſeinen materialiſtiſchen Vertretern das Chriſtenthum zu beurtheilen. Ueber aller hiſtoriſch gewordenen Wirklichkeit ſtehen als treibende Mächte die Ideen, nach deren vollkommnerer Verwirklichung gerungen wird. Ehre dem Menſchen, der ſeine Ehre findet in der möglichſt reinen Verwirklichung des Idealen! Ehre aber vor Allem unſerem Lazarus, weil er die ſittliche Natur der Ehre nachwies, weil er ſie als Weſensbeſtandtheil der Seele erkannte und weil er hinwies, daß der Menſch erſt zum Menſchen wird, wenn er mit ſeiner Ehre eine bleibende Werthſchätzung ſich erringt!

Die Sprengung des Felſenriffes „Hell Gate“ im Hafen von New-York.

Die Ingenieurwiſſenſchaften haben mit der gewaltigen Entwickelung aller übrigen Wiſſenſchaften ſtetig Schritt gehalten. Die Fortſchritte welche

besonders auf dem Gebiete der Physik und Chemie in den letzten fünfundzwanzig Jahren gemacht wurden, befähigen den Ingenieur, die Lösung von Fragen und Aufgaben zu versuchen, welche noch vor wenigen Jahrzehnten für unlösbar angesehen wurden. Die Aufhebung aller Entfernungen durch das Legen unterseeischer Kabel ist schon ein längst überwundener Standpunkt, das Durchbrechen der Alpen für Schienenwege ist nicht mehr eine Frage des Gelingens, nur noch eine Frage des Kostenpunktes. In jüngster Zeit hat die Ingenieurkunst besonders auf dem Gebiete des Wasserbaues Bedeutendes erreicht. Der Suezkanal ward durch eine Wüste gegraben; die Gefahren der Donauschifffahrt wurden beseitigt; und eine der erfolgreichsten solcher Arbeiten ist leider bisher wenig genannt und bekannt, wir meinen die Aarcorrection oberhalb des Brienzer Sees gegen Meiringen. Die meisten dieser Arbeiten wurden mit dem Spaten und der Schaufel bezwungen, die gewaltigen Wasser eingedämmt mit Faschinen und Dämmen; sie waren fast alle oberirdische Werke, die Sonne leuchtete den fleißigen Arbeitern, dem umsichtigen Auge des leitenden Ingenieurs.

Auf ganz andere Weise mußte an die Lösung des eben jetzt bewältigten großen Problems, der Beseitigung der Gefahren im Hell Gate bei New-York geschritten werden.

Die Stadt New-York liegt bekanntlich auf der langgestreckten Insel Manhattan, nach Westen begrenzt vom Hudson, im Süden von der New-York Bay, im Norden von einem Arm des Hudson, Spuyten Devil oder Harlem River, der sich in die Bucht des langen Sundes ergießt, welcher die Stadt im Osten begrenzt, den sogenannten East River. Dieser East River in einer Breite von 1000 bis 8000 engl. Fuß trennt Manhattan Island von Long Island und damit auch die Tochterstadt Brooklyn von New-York. Nordöstlich von Brooklyn am Ufer des East River und immer noch New-York gegenüber liegen nach einander die Ortschaften Green Point, Long-Island City, Astoria. Zwischen diesen Ortschaften und der Stadt New-York erweitert sich der East River zu seiner größten Breite, ist aber fast in der Mitte durch die Inseln Blackwell und Ward in zwei ziemlich gleich breite Arme getheilt. Dem nordöstlichen Ende von Ward Island gegenüber liegt auf Long Island (in der Nähe von Astoria) die Landspitze Hallet's Point. Und zwischen Ward Island, Hallet's Point und Astoria liegt, oder besser lag das berüchtigte Hell Gate, ein wirkliches „Höllenthor" für die Schiffer, die es zu passiren hatten.

Die Einfahrt in die herrliche Rhede, den schönen Hafen von New-York ist eine ziemlich schwierige, welche erst durch Erbauung vieler Leuchtthürme und die Aufstellung vieler Tageszeichen verhältnißmäßig gefahrlos gemacht wurde. Die Haupteinfahrt ist bisher bei Sandy Hook gewesen, wo sich der

Hudson in den Ocean ergießt und dort, gegen die Wellenbrandung des Meeres ausströmend, seine Sand- und Kiesgeschiebe fallen läßt. Diese bilden eine Masse von Sandbänken, zwischen welchen sich in vielen Windungen der Hauptschifffahrts-Canal hinzieht. Derselbe ist stellenweise sehr schmal und an der seichtesten Stelle, der sogenannten Sandy Hook Bar, nur 21 Fuß tief bei Ebbe. Die großen Kriegsschiffe, der Great Eastern, ja manche See-Passagier-Dampfer mußten oft stundenlang vor dieser „Bar" warten, bis die Höhe der Fluth ihnen ein gefahrloses Einlaufen gestattete.

Die Tiefe der Bay von New-York, sowie der den Hafen bildenden Flüsse Hudson und East River, ist fast überall über 50, ja stellenweise über 100 Fuß. Auch der Verbindungsarm des East Rivers mit dem Long Island Sound (dem Sund, der die Lange Insel vom Continente trennt) hat eine Tiefe, die nirgends unter 50 Fuß herabgeht, er war aber bisher an der Enge zwischen Ward Island und Hallet's Point durch die Felsengruppen des Hell Gate so gut wie gesperrt. See-Dampfer versuchten niemals durch das Höllenthor zu fahren. Selbst die großen flachgehenden Passagier-Dampfer, welche den lebhaften Verkehr New-Yorks mit New-Haven, New-London, Stonington, Providence, Newport und Boston vermitteln, kamen in dieser gefährlichen Enge oft in sehr schlimme Lagen; einige scheiterten dort. Die Kriegsschiffe durften am wenigsten wagen, das Höllenthor zu passiren. Die Erinnerung an den Untergang einer englischen Fregatte während des Unabhängigkeits-Kriegs der Colonien lebt noch heute im Gedächtniß der Leute. Daß es aber für die Regierung von größter Wichtigkeit sein mußte, einen Tiefwasserausgang aus dem Hafen New-York's zu besitzen, dessen Brauchbarkeit nicht durch Ebbe und Fluth in Zweifel gestellt werden konnte, lag auf der Hand. So bildete die Beseitigung der Felsen des Hell Gate schon seit Jahrzehnten den Gegenstand des Nachsinnens fast aller in New-York stationirten Genie- und Marine-Officiere der Vereinigten Staaten. Es kamen die wunderbarsten Vorschläge, Versuche und Experimente zur Ausführung, deren Erfolglosigkeit klar vorauszusagen gewesen wäre, bis endlich, aufgemuntert durch die erfolgreiche Sprengung des „Blossom Rock" (Knospen-Felsen) am Eingang zum Hafen von San Francisco, durch den in Karlsruhe geschulten Ingenieur Karl Hofmann, General Newton (der sich den tüchtigen deutschen Ingenieur-Officier aus San Francisco als Subalternen zukommandiren ließ) ebenfalls wagte, den Felsen und Riffen des Hell Gate's *von unten*, aus der Tiefe des Meeres, beizukommen, während alle bisherigen Versuche darauf abgezielt hatten, die Felsen von oben aus zu verkleinern oder umzustürzen. Die Erwartungen, welche von dem großen Publikum an die projectirten Arbeiten geknüpft wurden, waren der mannigfaltigsten Art. Den Laien, d. h. der Masse des Volkes, konnte

man es nicht übel nehmen, daß sie für das „neu zu versuchende System“ sich nicht erwärmen konnten. Hatten sie doch seit mehr als fünzig Jahren gar manches „neue System“ anfangen, und, nachdem Hunderttausende ausgegeben waren, nicht den geringsten Nutzen davon gesehen. Die Techniker waren sehr getheilter Meinung. Manche fürchteten im zerklüfteten Boden Sandadern, in denen das Wasser so stark zuströmen würde, daß Alles in Frage gestellt würde. Wieder andere befürchteten, daß die zu schaffenden Höhlen einstürzen würden, bevor der Meeresboden erreicht sei. Noch andere endlich fürchteten, daß die ungeheure Explosionsmasse, die nöthig sei, das ganze Felsenriff loszureißen, eine solche Erschütterung erzeugen werde, daß alle Gebäude auf Ward, Blackwell Island, sowie in Astoria und New-York in einem gewissen Umkreis einstürzen würden und so der erlangte Nutzen in keinem Verhältniß stehen würde zu dem Schaden, ja zu dem Menschenverlust, der mit der Lösung des Problems erfolgen müsse. Trotz dieser wogenden Meinungen, die nach gut republikanischer Sitte sich in allen Zeitungen breit machten, beharrten Newton und die Regierung fest und unverrückbar an ihrer bestimmten Operationsart und erklärten wiederholt, daß die beabsichtigte Sprengung nur auf ganz kurze Entfernung eine zerstörende Erderschütterung erzeugen könne.

Das anzuwendende System bestand darin, daß man beabsichtigte, gleich bei Hallet's Point einen Schacht so tief in die Erde zu senken, daß man von dessen Boden aus unter dem Meeresboden des Hell-Gate-Riffs, Tunnel oder Höhlen ausheben könne, welche so zu legen seien, daß zwischen dem Gewölbe-Scheitel der Tunnel und dem Felsengrunde überall 10 Fuß Gestein übrig bleibe.

Der Hauptschacht bei Hallet's Point wurde im October 1869 begonnen und 73 Fuß senkrecht abwärts in den sehr bald unter der Oberfläche der Insel erreichten Gneiß gesenkt. Von dort aus wurde ein Stollen 14 Fuß weit, 22 Fuß hoch nach dem Riff zu getrieben, dessen Boden vom Einsteigeschacht aus noch um circa 10 Fuß fiel. In einer Entfernung von ungefähr 100 Fuß wurde im rechten Winkel zu diesem Stollen ein Quer-Stollen getrieben, von den gleichen Dimensionen wie die des ersten. Von den Quer-Stollen wurden 10 Hauptgänge unter das Riff getrieben und zwar so, daß deren lichte Höhe am Ausgang aus dem Querstollen 22, an deren Ende circa 7 Fuß war, so daß allenthalben zwischen der Decke der Gänge und dem Boden des Riffs oberhalb noch circa 10 Fuß Felsenmasse sich befanden. Diese 10 Hauptgänge wurden durch 31 Nebengänge, die je 30 Fuß von einander entfernt waren, rechtwinklig gekreuzt. Zwischen den Haupt- und Quergängen blieben Felsenpfeiler von 30 Fuß im Quadrat Mächtigkeit stehen, welche also das Felsendach, d. h. das ganze Riff und die Wasser des Oceans darüber

trugen. Das Ganze sah aus, wie eine unterirdische Stadt mit 10 Haupt- und 31 Querstraßen, alle von 14 Fuß Breite*). Aus diesen Gängen und Stollen wurden im Ganzen über 75000 Cubikyards (circa 70000 Cubikmeter) Gestein zu Tage gefördert. Die Felsen-Pfeiler waren, je nach der Härte des Gesteins, wieder in kleinere Abtheilungen getheilt worden, welche in diese Pfeiler thorähnliche Oeffnungen schufen, während der obere Theil der Pfeiler massiv blieb. So entstanden mit der Zeit im Ganzen 1730 Felsenpfeiler, welche die 310 Hauptpfeiler der großen unterseeischen Mine und mit ihnen das ganze Riff Hell Gate trugen. — Die Hauptgänge hatten, von dem Querstollen aus gemessen, eine Länge von 185 bis 300 Fuß; die Nebengänge hatten eine durchschnittliche Länge von 160 Fuß. Vor dem Beginne der Bohrungen wurde von der ganzen Ausdehnung des Riffs eine genaue Aufnahme gemacht, so daß man dann im Stande war, die Gänge so anzulegen, daß sie die sämmtlichen gefahrdrohenden Felsen und Klippen über sich hatten. Durch Sprengung der 1730 Felsenpfeiler, welche das Riff in dem unterhöhlten Raume trugen, sank natürlich das Felsendach über denselben zusammen, riß die sämmtlichen Felsen und Klippen mit hinab in die Tiefe und machte so die Wasserenge für die Schifffahrt frei. — Zu diesem Zwecke wurden in die 1730 Pfeiler zusammen etwas über 7000 Bohrlöcher gebohrt, welche $3^1/_2$ Zoll im Durchmesser und 9 bis 24 Zoll tief waren. Sie wurden mit Sprengpatronen geladen, zu welchen Nitro-Glycerin, Dynamit und Riesenpulver verwandt wurde. Es wurden hierbei etwa 40000 Pfund Dynamit, 10000 Pfund Pulver und 8000 Pfund Nitro-Glycerin verbraucht. In jedes Bohrloch setzte man hierauf einen Zünder in der Gestalt eines mit Dynamit gefüllten kupfernen Zündhütchens größerer Dimension. Dieses wieder wurde mit einem, mit Quecksilberpräparat überzogenen Kupferdraht verbunden, welcher über die Oeffnung des Bohrloches herausragte. Die Oeffnung wurde dann mit Guttapercha wasserdicht geschlossen. Die sämmtlichen Kupferdrähte wurden endlich gruppenweise verbunden und mittels eben solcher Kupferdrahtleitungen mit der electrischen Batterie vereinigt, welche zuletzt die sämmtlichen Ladungen gleichzeitig entlud.

Auf Sonntag den 24. September d. J. $2_{,45}$ Nachmittags war das Ereigniß der Sprengung, auf welches hin sieben Jahre unermüdlich gearbeitet worden war, angekündigt. Einladungen von Seiten der Regierung und der Handelskammer von New-York an hervorragende Persönlichkeiten, Ingenieure wie Laien, hatten Hunderten bevorzugte Plätze zur Anschauung des großartigen Experiments verschafft. Tausende und aber Tausende, (die amerikanischen

*) Schreiber dieses hat im Jahre 1874 diese unterseeische Felsen-Stadt, mit dem bauführenden Ingenieur als Führer, besucht und damals alle diese technischen Notizen gesammelt.

Zeitungen sprechen von 200000 bis 250000 Zuschauern) hatten vom frühen Morgen an alle hochgelegenen Punkte der Umgegend, zurück bis zum Centralpark, alle Fenster der auf den Fluß sehenden Häuser New-Yorks, Astorias u. s. w. besetzt, ja auf den Dächern harrten Tausende der kommenden Ereignisse. Trotz triefenden Regens, der den ganzen Tag, von einem heftigen Nordoststurm getrieben, unerbittlich fiel, harrten die Tausende mit und ohne Regenschirm unermüdlich aus. Der Fluß war durch die Polizeiboote auf weite Entfernung vom Riffe abgesperrt; hinter der Demarkationslinie aber lagen Hunderte von Booten aller Arten und Größen, von denen auch wieder jedes von einem dichten Menschenknäuel gefüllt war.

Um die erschütternden Wirkungen der Explosion abzuschwächen, hatte man mittels einer 24 zölligen Zuflußröhre am Tage vor der Sprengung Wasser in die Mine gelassen. Diese war infolge dessen um 10 Uhr am Sonntag Morgen mit Wasser angefüllt.

Um halb drei Uhr sollte die erste Alarmkanone losgeschossen werden, welche 15 Minuten vor der Sprengung das Zeichen geben sollte, daß alle Menschen die Nähe des Zerstörungsheerdes sofort verlassen mußten. Als sie erscholl, war sie als Warnung nicht mehr nöthig, denn schon seit Stunden waren die Menschenmassen über die „Polizeilinie" nicht mehr hinausgegangen. Um $2_{.40}$ ertönte der zweite Signalschuß, und wenige Sekunden, nachdem zur verabredeten Zeit der dritte und letzte Schuß gefallen war, verspürten die Tausende von Zuschauern ein Gefühl, als ob die Erde unter ihnen bei donnerähnlichem Getöse wanke, und sogleich erhob sich über dem Riff eine schneeweiße Wasser- und Schaum-Säule bis zur gewaltigen Höhe von 100 Fuß an den Rändern und circa 150 Fuß in der Mitte. Dem Wasser folgten Felsstücke, dann die ganze Spundwand, welche die gefährlichsten Punkte umgeben hatte, in Atome zerrissen, hinauf in die Lüfte; hierauf erhob sich eine gewaltige Wolke gelblicher Gase, welche aus dem Rachen des Schlundes (in Folge der Explodirung so bedeutender Massen Sprengstoffs) hervorquoll, um sich langsam über die wilden unruhigen Wasser zu verbreiten und allmählich zu verschwinden. Dann noch wenige Sekunden ein Brausen, Zischen und Gurgeln über der Stelle, wo die Felsen des Hell Gate bis dahin schwarz und unheimlich erglänzten — und Alles war vorbei! — Die Wasser wurden ruhig, und wenn die Felsen des Hell Gate nicht verschwunden gewesen wären, man hätte denken können, es sei nichts geschehen.

Das große Werk war gelungen! Nach nur sekundenlangem Schweigen ergriff dieser eine Gedanke die Tausende und aber Tausende der ängstlich Harrenden, dann meldete ein brausendes Hurrahrufen, daß sie alle gleichzeitig die freudige Wahrheit des eben Geschehenen begriffen.

Das Felſenjoch des Hell Gate, des lang gefürchteten, war geſprengt, und kein Menſchenleben, kein einziges eingeſtürztes Haus, ja kaum hundert zerbrochene Fenſterſcheiben waren zu beklagen. — Die Welt iſt um einen großen Erfolg ausdauernden Fleißes und umſichtigen Schaffens reicher. — Noch ein Jahr lang wird die Arbeit dauern, die loſen Felſentrümmer des früheren Höllenthors aus der Tiefe zu winden und ganz zu entfernen, ſo daß vielleicht ſchon nach einem Menſchenalter von den Schrecken Hellgates nur noch wie von einer Sage längſt vergangener Zeiten geſprochen werden wird.

Rich. Bl.

Literatur.

Preußen am Abſchluſſe der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Geſchichtliche, culturhiſtoriſche, politiſche und ſtatiſtiſche Rückblicke auf das Jahr 1849. Von Ferdinand Fiſcher. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1876.

An die Ereigniſſe des Jahres 1849 anknüpfend, ſchildert dieſes Buch (833 Seiten ſtark) Preußen, wie es ſich bis zu jenem Jahre im Innern geſtaltet hatte, ſein Culturleben, ſeine politiſche Verfaſſung, ſein Verhältniß zu Deutſchland und ſeine Ausſichten in die Zukunft. Jenes Jahr war ein epochemachendes, indem während desſelben die Annahme der octroyirten Verfaſſung dem Staate ein neues Fundament gab, und indem die Dynaſtie durch das königliche Wort vom 15. Mai offen und ausdrücklich die Verpflichtung übernahm, nach einem deutſchen Einheitsſtaate zu ſtreben. Es brachte nach langjährigem Sehnen und Ringen eine conſtitutionelle Verfaſſung und eröffnete dadurch zugleich für ganz Deutſchland einen neuen Zeitabſchnitt mit anderen Kämpfen und Zielen als den bisherigen. Die Parteibeſtrebungen der Gegenwart ſind weſentlich andere als die vor einem Vierteljahrhundert, die Parteileidenſchaften von 1849 haben ſich längſt beruhigt, und ſo hat der Verfaſſer Recht, wenn er meint, daß eine objective Auffaſſung des damals Erſtrebten und Geſchehenen jetzt möglich ſei. Dieſer objectiven Auffaſſung begegnen wir denn in ſeiner Darſtellung der Dinge und Menſchen allenthalben, und wenn ſein Buch ſelbſtverſtändlich eine Anzahl von Vorgängen, die ihre Wurzeln in den höheren Sphären des Hofes und der Diplomatie haben, unaufgeklärt läßt, ſo iſt es doch eine ſehr dankenswerthe Erinnerung an die-

Digitized by Google

jenigen, welche sich außerhalb jener Sphären abspielten, und von denen manches Bedeutungsvolle schon jetzt dem Gedächtnisse der Zeitgenossen zu entschwinden und so für die Zukunft verloren zu gehen droht. Der Geist, in dem der Verfasser schreibt: streng nationale Gesinnung und ein maßvoller Liberalismus, der im Stande ist, die Fehler und Mängel der damaligen Liberalen zu sehen und ausdrücklich anzuerkennen, sowie andrerseits das Gute und Rechte im Streben und Thun der Gegenpartei heraus zu finden, befähigen ihn in ungewöhnlichem Maße zu seinem Unternehmen. Weniger wohnt ihm das künstlerische Geschick bei, seinen Stoff wirksam und in übersichtlicher Aufeinanderfolge zu gruppiren. So kommt es zu Wiederholungen; was wir zu Anfang erwarten, folgt erst später und umgekehrt, und manche Kapitel stehen neben einander wie einzelne Abhandlungen statt wie die Glieder eines Ganzen. Die ersten vier Abschnitte behandeln die Ereignisse vom Revolutionsjahre 1848, von der Auflösung der Nationalversammlung, der Octroyirung der Verfassung und den Vorgängen in den neuen Kammern bis zu den Aufständen in Breslau, Elberfeld, Iserlohn, Hagen und Prüm, wobei außer einer Rundschau über die Verhältnisse im Innern Preußens unter dem Ministerium Manteuffel auch eine Rundschau über die Lage der andern deutschen Staaten bis zu den Aufständen in Dresden, Baden und der Pfalz eingeflochten ist. Dann folgt ein lehrreiches Kapitel über statistische und culturhistorische Verhältnisse der damaligen Entwickelung in den alten und neuen Provinzen Preußens. Ein weiterer Abschnitt bespricht das Vereinsleben und die kirchlichen Streitigkeiten, ein fernerer die Presse. Dann wendet sich der Verfasser dem Verhalten der Regierung in der ersten Reactionszeit zu, die mit Waldecks Verhaftung und Freisprechung gipfelte. Das achte Kapitel beschäftigt sich mit der octroyirten Wahlverordnung und dem städtischen und ländlichen Proletariat, das neunte mit der deutschen Nationalversammlung, das zehnte und elfte mit den Unionsversuchen von 1849 und der Dreikönigsverfassung, das zwölfte mit der Gothaer Zusammenkunft. Die drei nächsten Abschnitte behandeln weitere reactionäre Maßregeln des Jahres, Beschränkungen der Presse und der Vereine, Disciplinarverordnungen und den badisch-pfälzischen Krieg. Das folgende Kapitel giebt eine gute Uebersicht über den Stand der schleswig-holsteinischen Verhältnisse vor 1848 und den Kampf mit Dänemark in diesem und dem folgenden Jahre. Dann werden wir vor die preußischen Wahlen vom Juli 1849 geführt. Hierauf bespricht unser Buch noch die Verhältnisse in Frankfurt, die Verhandlungen in Teplitz und das Interim; dann folgt eine Rundschau über die Lage der Dinge zu Ende des Jahres, und den Schluß bildet ein Blick auf Preußens Geschichte vom culturhistorischen, politischen und nationalen Standpunkte.

Paulus Diaconus von Felix Dahn. 1. Abtheilung. Des Paulus Diaconus Leben und Schriften. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1876.

Dieſe Schrift beginnt eine Reihe „Langobardiſcher Studien", die ſich dem Verfaſſer bei den Vorarbeiten zur Geſchichte und Verfaſſung der Langobarden in der Geſammtdarſtellung des germaniſchen Königthums nothwendig gemacht haben, und trägt einen vorwiegend polemiſchen Charakter. Die bisherige Forſchung über Paul ſchloß mit den Aufſätzen Bethmann's in Pertz' Archiv ab. Auch unſere Abhandlung geht von ihnen aus, gelangt aber in vielen Einzelnheiten zu andern Ergebniſſen, wie ſie denn z. B. für eine große Anzahl der von Bethmann dem Paulus zugeſchriebenen Schriften die Unerweislichkeit der Verfaſſerſchaft darthut. Die vorliegende Unterſuchung weicht zunächſt darin von der Bethmann'ſchen ab, daß ſie den Begriff „Quellen" anders als dieſe verſteht, d. h. nicht der Methode folgt, „ſpäte, durch Jahrhunderte von Paul getrennte Ueberlieferungen als Quellen zu verwerthen, während ſie doch nur eine durch Sage, Gelehrtenfabel und Localpatriotismus bewußt und unbewußt getrübte Literatur heißen dürfen. Was im dreizehnten Jahrhundert Alberich, im zwölften Sigebert, zu Ende des zehnten der Salernitaner über Paul ſchrieben, hat keine größere Glaubwürdigkeit, als was die Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts ausſagt; denn an mündliche geſchichtliche Ueberlieferung neben den gleichzeitigen Schriftquellen iſt nicht zu denken; das Mündliche wird ſchon Mitte des neunten Jahrhunderts Sage und Dichtung, mit den gleichzeitigen Zeugniſſen endigen die „Quellen." Der zweite Fehler Bethmann's beſtand darin, daß er bei Ueberlieferungen der Sage oder Kunſtdichtung nach Abzug des gar zu handgreiflich Erfundenen und Abenteuerlichen den Reſt für Geſchichte anſah, und auch gegen dieſes Verfahren hatte die vorliegende Abhandlung Einſpruch zu thun und ſeine irrthümlichen Ergebniſſe als ſolche zu bezeichnen. Häufig mußte es bei dieſer bloßen Negation der Annahmen Bethmann's bleiben, weil die Quellen nichts Poſitives ergeben. Aber es wäre willkommen zu heißen geweſen, wenn der Verfaſſer am Schluſſe ſeiner Unterſuchung aus dem, was wirklich über den Geſchichtſchreiber der Langobarden feſtſteht, ein Bild zuſammengeſtellt hätte. Wie die Sache ſteht, liegen die Materialien zu einem ſolchem zu weit auseinander. Dankenswerth iſt der die Schrift beſchließende Abdruck der kleinen Gedichte und Briefe von und an Paul, die bisher nach allen Richtungen hin zerſtreut waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

Aus der Praxis des Reichskammergerichts.

Vom Geh. Justiz-Rath von Krämel.

Zur richtigen Würdigung der Gegenwart gehört die Kenntniß der Vergangenheit. Daher mögen diejenigen, welche in unserer jetzigen Rechtspflege nur Mängel und Unvollständigkeiten sehen, auf unsere Vergangenheit zurückblicken. Auch wir sind ja noch entfernt von dem Ideal einer Deutschen Rechtspflege. Wie groß aber die Fortschritte sind, welche unsere Rechtspflege gemacht hat, das ergiebt die Vergleichung mit unserer Vergangenheit. Zu solcher bietet der Inhalt der Schleswig-Holsteinischen Akten des Reichskammergerichts, welche der Oberappellationsgerichtsrath Brinkmann veröffentlicht hat, den reichsten Stoff.

Diese Mittheilungen beginnen mit einem im Jahr 1499 anhängigen Prozeß. Erst vier Jahre vorher hatten Kaiser und Reich den allgemeinen und ewigen Landfrieden verkündigt. Nun sollte das Kaiserliche Kammergericht dem Fehdewesen ein Ende machen. An die Stelle der eigenen Faust, mit welcher sich jeder, der dazu die Gewalt zu haben glaubte, Recht nahm, sollte die Macht und das Ansehn eines höchsten Deutschen Gerichtshofes treten. Denn werden die vom Gesetz angedrohten hohen Strafen nicht rasch und ohne Ansehen der Person vollstreckt, so bleiben sie ein todter Buchstabe.

Wir werden sehen, wie wenig das Reichskammergericht seinem hohen Beruf entsprochen hat, wie wohl begründet noch Jahrhunderte nach dessen Errichtung das noch bis heute gebräuchliche Sprüchwort war: Traue dem Landfrieden nicht.

Dies hatte aber sehr verschiedene Ursachen. Daran war in erster Linie Schuld: die mangelhafte Organisation des Reichskammergerichts. Dessen 25 Beisitzer wurden nämlich von den Reichsständen gewählt, welche auch die Ausgaben zu bestreiten hatten. Wie bei allen Reichsgeschäften, so kamen auch bei den Wahlen der Beisitzer des Reichskammergerichts die Reichsstände

ſchwer zu einem bindenden Beſchluß. So blieben oft Stellen lange Zeit unbeſetzt. Noch läſſiger waren aber die Stände bei Zahlung der zur Erhaltung des Reichskammergerichts nöthigen Beiträge. So berichteten z. B. am 18. Dezember 1713 die Viſitatoren des Reichskammergerichts, daß die Noth unter den Angehörigen des Reichskammergerichts, inſonderheit der Kanzleiverwandten, ſo groß geworden ſei, daß ſich die Viſitatoren auf vielfältig bewegte Vorſtellung der letzteren gemüßigt geſehen hätten, um deren gänzliches Verderben zu verhüten, den Nothdürftigen einen vierteljährlichen Sold aus den dem Reichskammergericht anvertrauten und gerichtlich niedergelegten Geldern(!) vorſchießen zu laſſen. Auch zeigen ſie an, daß das Gerichtsgebäude im höchſten Grade baufällig, und außer dem unterſten Stock von Holz und Lehm errichtet ſei. Sichere Gewölbe zur Unterbringung der Akten fehlten gänzlich. Der jetzige Aufbewahrungsort ſei ſo mangelhaft, daß viele Akten bereits vermodert aufgefunden ſeien. Es iſt deshalb erklärlich, daß der von den Ständen gefaßte Beſchluß: Die Zahl der Beiſitzer des Reichskammergerichts auf 50 zu erhöhen, niemals ausgeführt wurde, obgleich man ſich allſeitig überzeugt hatte, daß die vorhandene geringere Zahl nicht im Stande war, die von Jahr zu Jahr zunehmenden Reſte aufzuarbeiten.

Ein weiterer Grund der Unwirkſamkeit des Reichskammergerichts lag in dem ſchwerfälligen Prozeßverfahren.

Während bis dahin der Streit auf Grund mündlicher und öffentlicher Verhandlung entſchieden wurde, ſetzte man ſich beim Reichskammergericht über dieſes alte Herkommen hinweg. Von Anfang an war das Verfahren ein heimliches und ſchriftliches. Man behielt nur den Schein eines mündlichen Verfahrens bei. Es fanden wohl Audienzen ſtatt. Bei ihnen ſaß der Kammerrichter, ſo hieß der Präſident des Reichskammergerichts, als Vertreter des Kaiſers, der bis dahin ſelbſt zu Gericht geſeſſen hatte, zwar unter einem Thronhimmel. Außerdem war aber nur noch ein Beiſitzer zugegen, welcher auch genügte, weil dieſe mündlichen Vorträge ſich nur auf unwichtige, zur Prozeßleitung dienende Handlungen erſtreckte. Alle diejenigen Behauptungen und Ausführungen, welche den zu entſcheidenden Streit ſelbſt betrafen, wurden ſchriftlich übergeben, ohne daß der Inhalt mündlich wiederholt wurde. Die Entſcheidung erfolgte ſpäter in den beſonderen Senaten.

Um nun den im Senate ſitzenden Richtern von dem Inhalt der gewechſelten Schriften Kenntniß zu geben, ſchlug man zuerſt den möglichſt ſchwerfälligen Weg ein. Man las ſämmtliche Schriftſtücke Wort für Wort vor. Dies Verfahren erwies ſich aber ſo zeitraubend und ermüdend, daß man ſpäter einen Referenten ernannte. Dieſer hatte aber nicht die Aufgabe, dem Senate den Inhalt der Akten mündlich, oder auf Grund einer vorher angefertigten Relation vorzutragen, ſondern er mußte dieſe Relation in Gegenwart des

Senats einem Schreiber dictiren. Dieſes Dictiren nahm natürlich ſoviel Zeit in Anſpruch, daß in irgend erheblichen Sachen mehrere Sitzungen zum Dictiren nöthig waren. Oft vergingen Jahre, ehe der Referent mit dem Dictiren fertig war. Dann erſt kam es zum Vorleſen der ganzen Relation. So konnte Häberlin in ſeinem Handbuche des Deutſchen Staatsrechts am Ende des vorigen Jahrhunderts ſagen: „Es iſt ein eben ſolches Glück, wenn man ein Urtheil beim Reichskammergericht in einer nicht ganz vorzüglich privilegirten Sache erhält, als wenn man eine Terne im Lotto gewinnt.“

Natürlich nahmen die Parteien nun zu allen möglichen Hülfsmitteln ihre Zuflucht, um einen beim Reichskammergericht anhängig gemachten Prozeß in Gang zu bringen und zu Ende zu führen. Sie wendeten ſich an mächtige Herren, auch angeſehene Frauen, damit dieſe die Beſchleunigung beim Kammerrichter, den Präſidenten der Senate oder den Beiſitzern befürworteten.

Schon als ſich das Reichskammergericht noch in Speier befand, hatte dieſes Solicitiren überhand genommen. Nachdem aber die Franzoſen Speier verwüſtet hatten, und deshalb das Reichskammergericht auf das rechte Rheinufer nach Wetzlar verlegt war, wurde das Solicitiren zu einer Nothwendigkeit. Zu dieſem Zwecke reiſten die Parteien entweder ſelbſt nach Wetzlar, oder man ſendete beſondere, möglichſt angeſehene Leute als Solicitatoren dahin. Dazu ließ ſich z. B. auch Pütter, der angeſehenſte Staatsrechtslehrer ſeiner Zeit, gebrauchen. Doch erſchienen, wie Häberlin ſagt, Solicitatoren auch zu dem Zwecke, um die Streitſachen zu verzögern oder ganz ins Stocken und in Vergeſſenheit zu bringen. Und das war weniger ſchwer zu erreichen. Hatte aber endlich das Reichskammergericht eine Entſcheidung getroffen, ſo war dieſe noch keineswegs endgültig. Dagegen war noch das Rechtsmittel der Reſtitution und die Klage wegen unheilbarer Nichtigkeit zuläſſig. Das allerſchlimmſte Rechtsmittel war aber dann noch die Reviſion. Ueber die Reviſion erkannte nämlich diejenige Kommiſſion, welche abgeordnet wurde, um eine Viſitation des Reichskammergerichts vorzunehmen. Solche Viſitationen erfolgten in den Jahren 1556 bis 1588 alljährlich. Dann hörten ſie aber ganz auf. Später wurden wieder außerordentliche Viſitationen angeordnet, ſie fanden aber ſelten ſtatt. Nun hemmte aber früher die Reviſion auch die Vollſtreckung des vom Reichskammergericht geſprochenen Urtheils. Erſt im Jahr 1655 wurde die Reviſion auf Prozeſſe zum Werthe von 2000 Thaler beſchränkt, und der Reviſion die Kraft benommen, die Vollſtreckung der Erkenntniſſe zu hindern.

Als letztes Verzögerungsmittel diente endlich aber auch noch der Recurs an den Reichstag.

Es gehörte mithin ein sehr langes Leben, eine unermüdliche Geduld und eine unausgesetzte aufmerksame Thätigkeit dazu, um vom Reichskammergericht eine endgültige Entscheidung zu erreichen, wenn der Gegner die ihm so reichlich zu Gebote stehenden Mittel benutzte, um die endgültige Entscheidung hinauszuschieben.

So erklärt es sich, daß die meisten der Schleswig-Holsteinischen Sachen des Reichskammergerichtes endigen, ohne daß dasselbe irgend eine endgültige Entscheidung getroffen hat.

Die folgenden Streitsachen schildern aber nicht blos den damaligen Zustand der Rechtspflege, sondern sie geben zugleich das anschaulichste Bild der damaligen sittlichen Zustände. Wir finden die schamloseste Rohheit, die offenbarste Mißachtung der öffentlichen Gewalt an der Tagesordnung. Solche Zustände äußern auch ihren Einfluß auf die Richter. Die Richter sind auch Kinder ihrer Zeit. Wir dürfen es daher nicht so scharf tadeln, wenn sie die Gewaltthätigkeiten und Widersetzlichkeiten nicht so hart oder auch wohl gar nicht rügten.

1) Der älteste Rechtsfall vom Jahre 1499 betraf die Appellation gegen ein Erkenntniß, welches gleich im ersten Audienztermin durch die Herren Johann König von Dänemark und Friedrich Herzog zu Holstein gesprochen und von Herrn Nikolaus Krummendiek sogleich mündlich verkündet ist. Dabei waren die Herren in Rüstung, auch gestiefelt und gespornt, um hinwegzuziehn.

Die Appellation stützte sich hauptsächlich darauf: 1. Das Urtheil sei ohne Vorberathung und eilfertig gesprochen, denn König und Herzog hätten desselben Tages, als sie gerüstet und reisefertig gewesen, das Urtheil ohne Weiteres verkünden lassen, — 2. der größere Theil der Mannen sei dabei nicht gegenwärtig gewesen, — 3. Ihre fürstliche Gnaden sowohl als derjenige, welcher das Urtheil eröffnet, hätten gestanden, seien auch gerüstet und angelegt gewesen, als das Urtheil eröffnet worden, da doch ein Richter, wenn er ein Urtheil giebt, sitzen und nicht stehen soll. — 4. Das Urtheil sei nicht, wie es sich gehöre in Schriften gefaßt, auch nicht von einem Notarius eröffnet.

Dies Erkenntniß war also nach altem deutschen Brauche von den Fürsten selbst unter Zuziehung ihrer Mannen gesprochen. Auch vor Errichtung des Reichskammergerichts hatte der Kaiser an seinem jedesmaligen Hoflager unter Zuziehung Reichsunmittelbarer die an ihn gediehenen Streitigkeiten mündlich entschieden. Als jedoch das Reichskammergericht, an seine Stelle tretend, ein schriftliches Verfahren einführte, untergrub es das mündliche Verfahren der anderen deutschen Gerichte, wie gerade dieser Prozeß beweist. Denn vor allen Dingen verlangte das Reichskammergericht Beibringung der Akten der vorigen Instanz. Hierüber wurde

acht Jahre lang verhandelt. In der That gab es gar keine Schriften erster Instanz, denn es hatte vor den Fürsten eben nur eine mündliche Verhandlung stattgefunden. Die Appellanten konnten deshalb nur einen von den beiden Landesherrn ausgefertigten Brief beibringen, in welchem bezeugt wurde, wie geklagt und was erkannt worden. Bereits damals herrschte aber beim Reichskammergericht die Ansicht, daß ohne ordentliche schriftliche Vorakten eine Entscheidung des Reichskammergerichtes ein Ding der Unmöglichkeit sei. Die Appellanten baten zwar, eine Kommission zu ernennen, damit vor derselben durch Zeugen und Eid das in erster Instanz Verhandelte festgestellt würde. Darauf hat das Reichskammergericht aber keine Entscheidung getroffen. So blieb der Streit über die Beibringung der Vorakten sowohl als in der Hauptsache unentschieden.

Dieser Fall beweist aber auch, daß zuerst das Reichskammergericht einen Theil des Kaiserlichen Hoflagers bildete, und mit dem Kaiser umherzog, denn die Ladung erfolgte erst aus Augsburg, dann aus Nürnberg und zuletzt aus Regensburg. In der nächsten Sache erging die Ladung erst aus Speier, dann aus Worms.

Die obige Rüge, daß die richtenden Fürsten nicht, wie es sich gebührt, gesessen haben, erinnert an die Vorschrift des Soester Stadtrechts: „Es soll der Richter auf seinem Stuhl sitzen als ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken geschlagen, und wenn er aus der Sache nicht könne herausfinden, so soll er dieselbe 123 mal überlegen.“ Die richtige Lesart der Zahl ist natürlich 1, 2 und 3 mal. 123 mal wäre doch etwas zu viel.

2) Herzog Heinrich der Jüngere von Lüneburg hatte den Kaufleuten der Stadt Lübeck sicheres Geleit für Leib, Habe und Güter versprochen. Als aber im Jahre 1513 einige Lübecker Kaufleute auf mehreren Wagen Güter durch sein Land führten, hatte er diese Güter angehalten und auf sein Schloß Celle bringen lassen. Es geschah dies auf Ansuchen des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, bei welchem Paul Blankenfeld, ein Berliner, dies beantragt hatte, indem er behauptete es ständen ihm Forderungen an die Lübecker Kaufleute zu.

Nun erhoben nicht die Eigenthümer der Waaren, sondern die Stadt Lübeck selbst wegen Verletzung des gemeinen Landfriedens Klage beim Reichskammergericht, welches denn auch an Blankenfeld ein Mandat erließ: daß er sich an der von den Lübeckern erbotenen Bürgschaft und an dem Wege Rechtens solle begnügen und deren Habe und Güter ohne Entgeldniß und Verhinderung solle folgen lassen, und solches zu thun einwilligen und darin nicht widerspenstig oder säumig sein. Dies Mandat erging bei Androhung der Ungnade, Strafe und Buße, namentlich der Pön des gemeinen Landfriedens d. h. bei Strafe der Acht.

Paul Blankenfeld aber, weit davon entfernt dem Mandate zu gehorchen, ſendete der Stadt Lübeck einen offenen Fehdebrief, in welchem er den Lübeckern erklärt: er wolle ihnen mit allen ſeinen Helfershelfern, und mit derſelben Helfern und Helfershelfern ein öffentlich abgeſagter Feind ſein, und ob er ihnen Schaden zufügen würde mit Mord, Nahme, Raub und Brand oder in irgend einer anderen Weiſe, ſo wolle er ſeine und ſeiner Helfershelfer Ehre durch dieſen Fehdebrief bewahren.

Dieſer Fehdebrief veranlaßte die Stadt Lübeck zu einer neuen Klage. Es erging auch eine neue Forderung an Blanckenburg. Der Kammerbote fand aber den Verklagten nicht anweſend. Er verkündigte deshalb der Hausfrau deſſelben die Ladung.

Blankenfeld hat ſich aber niemals vor dem Reichskammergericht vernehmen laſſen. Nur ſeine Ehefrau bat, den Rechtsweg ſo lange einzuſtellen, bis die Ladung ihrem Ehemanne verkündigt ſei. Wieder iſt auf beide Klagen gar keine Entſcheidung des Reichskammergerichtes ergangen. Zwar klagte der Anwalt der Stadt Lübeck den Verklagten des Ungehorſams an. Er wurde auch für ungehorſam erklärt, aber eine Folge des Ungehorſams iſt niemals ausgeſprochen. So blieb die Sache liegen!

3) Im Jahre 1533 hatte das Reichskammergericht einen Executorialbrief auf Zahlung von 30 fl. gegen Dietrich Blome erlaſſen. Der Kammergerichtsbote war mit dem Zahlungsbefehle von Hamburg zu Pferde bis zum Ritterſitze des Blome gekommen, und ließ ſich bei ihm anmelden. Darauf kam ein Diener heraus und fragte: Was bringſt Du für gute Zeitung? Als aber der Bote ſein Vorhaben kurz erklärt, rief der Diener: Das muß Dich Mutter Gottes ſchänden, Du Böſewicht, Du mußt ſterben. Zugleich brachen vier Diener mit Spießen ſchreiend hervor, und ſchlugen den Boten mit den Spießen ſo auf den Kopf, daß er nur noch im Sattel hing. Sie liefen ihm nach, als er floh, und jagten ihm nach ſeinem Berichte einen ſolchen Schreck ein, daß er „vor großer Dummelheit den Brief dort nicht von ſich werfen konnte".

Das Reichskammergericht that jedoch nichts, um dieſe Mißhandlung ſeines Boten zu rügen. Es verfügte nur: Weil kein freier Zugang zu dem Junker Blome ſei, möge der Exekutorialbrief in Lübeck, Adelslohe und Itzehoe öffentlich angeſchlagen werden.

4) Ein beſonders ſchauerliches Bild von den Sitten und der Rechtspflege jener Zeit giebt der im Jahr 1544 angeſtellte Proceß der 48 Regenten des Landes Dithmarſchen wider Wiebe Peters.

Wiebe Peters, in Dithmarſchen wohnhaft, wurde daſelbſt zur Zahlung von 40 fl. in allen 3 Inſtanzen verurtheilt. Unvermögend die Zahlung zu leiſten, verließ er Weib und Kind, und begab ſich in das Stift Bremen.

Er erblickte in seiner Verurtheilung ein ihm widerfahrenes Unrecht, das er an allen Insassen des Landes Dithmarschen zu rächen suchte. Er ließ ihnen trotz des wiederholt unter Androhung der Reichsacht verkündeten Landfriedens verkünden: er werde sie an Leib und Gut, Haus und Hof verderben und verbrennen. Er kam nun nächtlicher Weise ins Land, und raubte viele Pferde, Vieh und alles was er bekommen konnte. Er drang in die Schiffe der Dithmarscher, verwundete die Menschen, raubte und plünderte was aus den Schiffen zu nehmen möglich war. Er hieb die Bierfässer auf, und ließ das Bier in die Elbe laufen. Zuletzt fiel er mit zwölf Mordbrennern in Dithmarschen ein, und sendete zwei Gesellen zu einem armen Insassen, welche diesen um Gottes Willen um Herberge baten. Sie erhielten dieselbe, sowie aus Mitleiden auch Speise und Trank. Nachdem aber der Hauswirth sich mit Weib und Kind schlafen gelegt, öffneten die beiden Gesellen das Haus, und ließen Wiebe Peters mit den anderen Gesellen ein. Nackt und bloß wurde nun der Hauswirth an Händen und Füßen gebunden, dessen Weib und Kind aber in einen Backofen gestoßen, und dieser fest zugemacht. Darauf raubten sie, was sie fanden, zündeten das Haus und noch andere Häuser an, so daß viel Pferde, das Vieh und alle fahrende Habe verbrannte. Von den Männern, Weibern und Kindern blieben viele, welche aus den brennenden Häusern gelaufen waren, todt auf dem Felde liegen. Wiebe Peters kehrte aber mit seinen Gesellen wieder in das Stift Bremen zurück.

Endlich gelang es den Dithmarschen den Friedensbrecher im Holsteinischen zur Haft zu bringen.

Von einer Auslieferung an das Gericht zu Dithmarschen, wo die Verbrechen begangen waren, scheint keine Rede gewesen zu sein, denn König Christian III. zu Dänemark überwies die Entscheidung an das Blutgericht zu Rendsburg. Die Dithmarschen wollten dies Gericht, worin die im Amte Rendsburg angesessenen Bauern unter Vorsitz des königlichen Amtmanns das Urtheil fanden, nicht annehmen, weil sie von den ihnen feindlich gesinnten Bauern keinen gerechten Ausspruch erwarteten. Als dennoch das Bauerngericht das Verfahren fortsetzen wollte, verwahrten sich dagegen die Dithmarscher Verordneten und zogen von dannen.

Wie gerechtfertigt diese Befürchtung war, das bewies das demnächst vom Blutgericht gefällte Urtheil, denn es sprach den Wiebe Peters nicht nur von der angestellten peinlichen Klage frei, sondern es verurtheilte zugleich die Landschaft Dithmarschen, ihm alle durch das Gefängniß verursachte Schäden abzutragen.

Nachdem Wiebe Peters, der landkundige Friedensbrecher, auf diese Weise nicht nur freigesprochen, sondern ihm auch noch die Forderung von Schadenersatz zugesprochen war, begann er wieder die Dithmarschen anzu-

greifen, wo er sie in der Fremde traf. In das Land wagte er sich doch nicht mehr hinein. So überfiel er im Stifte Bremen zwei Dithmarscher, schlug sie und führte sie gefangen fort. Mitten in Holstein überfiel er drei andere Dithmarscher und nahm ihnen über 500 M. ab.

Mit diesem Gelde machte er sich nach Speier, um beim Reichskammergericht seinen Schädenanspruch zu verfolgen. In der That erließ dasselbe auf Grund des Rendsburger Urtheils an die 48 Hauptleute und Regenten des Landes Dithmarschen ein Mandat: daß sie bei 50 M. Goldes den Wiebe Peters zufrieden stellen und unklaglos halten, auch gegen ihn und dessen Habe keine Gewaltthaten vornehmen sollten, — daß sie aber, falls sie deshalb beschwert zu sein rechtmäßige Ursache zu haben vermeinten, selbige vor dem Erzbischof zu Bremen als kaiserlichem Kommissar auszuführen hätten.

Das Verfahren vor dem Kommissar hatte aber keinen Erfolg, denn der Erzbischof von Bremen hatte, weil er vorgab, mit anderen wichtigen Geschäften beladen zu sein, zur Verhandlung und Entscheidung dieser Sache zwei seiner Räthe bestellt. Das wollten sich aber wieder die Dithmarscher nicht gefallen lassen.

Die 48 Regenten von Dithmarschen appellirten aber nicht blos gegen das an sie erlassene Mandat, sondern sie brachten auch eine neue Klage wegen Bruchs des Landfriedens gegen Wiebe Peters beim Reichskammergericht an. Das Reichskammergericht erließ auch die erbetene Ladung.

Des ungeachtet fuhr Wiebe Peters in seinen Feindseligkeiten fort. Er rüstete mit seinem Bruder zwei Schiffe mit Büchsen und Munition aus und plünderte das Dorf Groden, führte auch Einen aus dem Dorfe gefänglich fort.

Nun erst beschlossen die Dithmarscher Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie bemannten etliche Schiffe mit Kriegsvolk, ließen sie auf Wiebe Peters und seine Helfershelfer streifen, und gaben den Befehl, die Missethäter zu fangen und umzubringen. Diese Schiffe trafen denn auch den Wiebe Peters mit seinen Helfern auf der See. Sie jagten ihnen nach, bis die Missethäter auf Helgoland in eine alte baufällige Kirche getrieben wurden. Wiebe Peters wehrte sich mit den Seinigen, aber sie unterlagen. Wiebe Peters nebst seinem Bruder und mehrere Andere wurden im Gefecht getödtet. Die Uebrigen wurden mit Wiebes Leichnam nach Dithmarschen gebracht und zur wohlverdienten Strafe gezogen. Des Wiebe Peters Haupt wurde aber noch auf ein Rad gesetzt, wie es bei schweren Verbrechern in Dithmarschen gebräuchlich war.

Damit waren jedoch die beim Reichskammergericht schwebenden beiden Klagen nicht erledigt. Auch Wiebes Erben verfolgten dessen Anspruch auf

Schadenersatz und verlangten z. B. für die Schmach und Schande, welche dem Wiebe Peters durch die Anklage in Rendsburg zugefügt worden, 80,000 fl.

Mit langen Unterbrechungen wurde der Rechtsstreit bis zum Jahre 1559 fortgesetzt, bis der Anwalt der Dithmarscher, um ein Fristgesuch zu begründen, anzeigte, er habe seit einem Jahre keine Nachricht von seinen Machtgebern erhalten. Damit schließen die Akten. Eine endgültige Entscheidung des Streites ist gar nicht erfolgt.

5) In der Charwoche des Jahres 1567 überfiel Benedikt von Alefeld mit fünf Dienern den Hof Wirsing, welcher seinem Bruder Wulf gehörte. Weil er diesen nicht traf, mißhandelte er dessen Vogt nebst Frau, so daß sie entflohen, nachdem sie hatten schwören müssen: sie wollten sich niemals auf dem Hofe betreten lassen. Bald folgte ein gleicher Ueberfall mit achtzehn Dienern. Doch wieder war der Bruder abwesend, und es wurde Alles nach Möglichkeit zerstört.

Nun erhob Wulf von Alefeld Klage beim Reichskammergericht und beantragte die Verurtheilung seines Bruders wegen Landfriedensbruchs. Der Prozeß nahm seinen Lauf, aber auch Benedikt setzte seine Angriffe fort.

Wulf erhob deshalb eine zweite Anklage beim Reichskammergericht, und Benedikt erhielt eine neue Ladung nebst Strafbefehl gegen fernere Störungen.

Dies hatte nur die Folge, daß nun Wulfs Ehefrau gegen Benedikt rüstete. Sie warb Leute zu Roß, Schützen und Landsknechte. Damit vereinigte sie ihre eignen Vögte, Diener, Bauern und Leute in großer Menge, alle gewaffnet. Sie hatte auch einiges Geschütz, das auf Wagen geführt wurde. Mit solcher Macht fiel sie im Juni 1570 in den Butendik ein, wo Wulf Pferde, Kühe und Ochsen, auch etliches Vieh seiner Leute weiden ließ. All dieses Vieh nahm sie fort.

Am 22. Juli 1570 um Mitternacht überfiel aber auch Benedikt selbst mit vierzehn Mann seinen Bruder auf dessen Gute Haselbau. Wulf wehrte sich indessen so tüchtig, daß das Unternehmen mißlang.

Aehnliches wiederholte sich in den folgenden Jahren.

Die Prozesse beim Reichskammergericht behielten dabei ihren ruhigen Fortgang, hatten aber freilich nicht den mindesten Erfolg. Auch nach Wulfs Ableben wurden sie, obgleich lange unterbrochen, bis zum Jahre 1579 fortgesetzt. Dann blieben sie liegen.

6) Friedrich von Brockdorf, Herzoglich Holsteinischer Amtmann zu Steinhorst hatte einen angesehenen Hamburger Bürger, Hans Hartmann, mit Geldgeschäften in den Niederlanden betraut, und glaubte von ihm dabei um 1000 fl. verkürzt zu sein.

Anſtatt aber in Hamburg vor Gericht ſeinen Anſpruch geltend zu machen, erſah er die Gelegenheit, ſeinen Schuldner im Lande Holſtein zu faſſen. Nachdem er erfahren, daß Hartmann mit ſeinen Verwandten am 3. Juli 1564 nach Neumünſter in Holſtein eine Luſtfahrt machen wolle, begab ſich auch der Amtmann von Brockdorf mit ſeinem Amtſchreiber, ſeinem Jungen und drei Knechten, alle gerüſtet und zu Pferde, auf den Weg dorthin. Er überfiel die Geſellſchaft nicht lange, nachdem ſie Neumünſter verlaſſen hatte, ſetzte dem Hartmann die Feuerbüchſe auf die Bruſt, und verlangte von ihm das Handgelöbniß, daß er ſich auf Erfordern vor dem Herzog Adolf zu Holſtein zu Recht ſtellen wolle. Dies verweigerte Hartmann aller Drohungen ungeachtet. Hartmanns Schwäger erboten ſich vergebens, für die Zahlung zu haften, wenn Brockdorf, wie Hartmann begehrte, ſein Recht vor Gericht in Hamburg ſuchen wolle.

Hartmann wurde zur Rückkehr nach Neumünſter gezwungen, die Seinigen begleiteten ihn. Er verblieb aber bei ſeiner Weigerung, weil er ſich vor dem Holſteiniſchen Bauerngericht fürchtete. Wohl nicht mit Unrecht, wie wir in dem oben erwähnten Fall bei Wiebe Peters geſehn haben.

Daß auch im vorliegenden Falle es dem Hans Hartmann nicht viel beſſer gegangen wäre, als dort den 48 Regenten, das ergiebt die eidliche Ausſage einer Zeugin, welche mit zwei der Bauern geſprochen hatte, welche zum Gericht über Hartmann berufen geweſen waren. Auf die Frage der Zeugin: aus was für einer Urſache ſie zu Gericht gefordert wären? gaben die Bauern zur Antwort: daß ſie den Hamburger Kerl vorfinden ſollten. Befragt: Was ſie da finden ſollten? antwortete der eine Bauer: dieweil Hartmann ſeinem Herrn von Brockdorf nicht treu geweſen: ſo ſollten ſie ihn vorfinden an dem lichten Galgen. Der andere ſagte: So der Hamburger Kerl ſeinem Herrn 1000 fl. gebe, ſo ſoll er des Rechtens los ſein. Da ſie ſolch Recht nicht finden würden, wie ihre Vorfahren vor 100 Jahren gefunden hätten, ſo müßten ſie ihrem Herrn 100 Mark geben.

Als nun aber auch in Neumünſter Hartmann ſich durch alle Drohungen nicht zu dem verlangten Handgelöbniß herbeiließ, ließ ihn Brockdorf durch ſeine Gewaffneten feſthalten und erwirkte vom Amtmann zu Kiel den Befehl an den Vogt in Neumünſter: dieſer ſolle den Hartmann gefänglich einziehen. Dies geſchah, und Hartmann wurde ſogar in Eiſen geſchlagen. Einige Zeit nachher wurde derſelbe in Ketten nach Kiel gebracht, und mit Ketten an den Block geſchloſſen. Als ihn dort ſeine Ehefrau beſuchte, lag er am Block geſchloſſen mit dem Haupte auf der Erde und die Füße in die Höhe. Die Frau bat vergeblich um eine gelindere Behandlung.

Man erwäge: Ein Juſtiz- und Verwaltungsbeamter überfällt mit gewaffneter Hand einen Hamburger Bürger auf offener Landſtraße. Ohne ſeinen angeblichen Anſpruch auch nur beſcheinigt zu haben, erreicht er bei

Digitized by Google

dem herzoglichen Amtmann die Einkerkerung, und dort behandelt man den Gefangenen wie einen gefährlichen Verbrecher; und doch war Hartmann ganz in seinem Recht, wenn er sich weigerte, vor einem unzuständigen Gerichte sich auf einen Prozeß einzulassen.

Auf Brockdorfs Ansuchen berief der Herzog demnächst die Dingbauern zum Gerichte nach Neumünster. Schon war Hartmann dahin aus seinem Gefängnisse geführt, als es seinen Verwandten gelang, beim Herzog zu erreichen, daß das Bauerngericht noch ausgesetzt wurde. Aber die Beschickungen des Raths zu Hamburg um dem gefangenen Hamburger die Freiheit zu verschaffen, waren ohne Erfolg. So saß Hartmann drei Monate lang in Fesseln, bis es ihm gelang aus dem Kerker zu entfliehen.

Freilich hatte seine Ehefrau schon vor diesem Entfliehn eine Klage wegen Landfriedenbruchs beim Reichskammergericht angebracht. Hartmann selbst setzte auch den Prozeß nach seiner Befreiung fort; der Rechtsgang hatte dann auch seinen Fortgang bis zum Zeugenverhör. Nachher ist aber der Prozeß ins Stocken gerathen, und so liegen geblieben.

Einen ganz eigenthümlichen Gang nahm auch der folgende Injurienprozeß.

7) Adrian Cornelius, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Schöffen zu Leyden, war bis zum Jahre 1604 als Kaufgeselle im Geschäft bei Simon Azuardo, auch Hasenwart genannt, in Hamburg thätig gewesen. Cornelius veruneinigte sich aber mit Azuardo, verließ dessen Dienst, und nun kam dem letzteren das Gerücht zu Ohren: Cornelius habe sich berühmt, daß er mit der Schwester Azuardo's, Susanna, vertraulichen Umgang gepflogen und bei ihr geschlafen habe.

Anstatt nun deshalb in Hamburg Klage zu erheben, erwirkte Azuardo einen Befehl des Grafen Ernst zu Holstein-Schaumburg an dessen Amtmann in Pinneberg: er solle den Cornelius verhaften und gegen selbigen verfahren, im Falle derselbe sich in der gräflichen Gerichtsbarkeit betreten ließe.

Es gelang auch wirklich den gräflichen Dienern, den Cornelius in Altona zu fangen, als er sich dorthin ganz arglos zum Gottesdienste begeben hatte, und aus der Kirche heraustrat. Man band ihn so hart, daß das Blut aus den Nägeln hervortrat, führte ihn in die Veste nach Pinneberg und legte ihn dort in Ketten.

Nun erst klagte Azuardo als kriegerischer Vormund seiner Schwester Susanne in Pinneberg, weil Cornelius aus vorgesetztem Muthwillen ausgeschrien und sich berühmt habe, daß er bei Susanna Hasenwart geschlafen habe. Dies sei aber ein ganz verwegenes leichtfertiges Stück, da er Azuardos Diener gewesen, und dieser ihm alles Gute gethan habe.

Vergebens wendete ſich Cornelius an den Rath zu Hamburg, um zu bewirken, daß er der Haft entlaſſen, und vor ſeinem zuſtändigen Gericht in Hamburg belangt werde. Gleichfalls ohne Erfolg beſtritt er die Zuſtändigkeit des Gerichts, und wie es jedenfalls unerhört ſei, daß man ihn gefangen ſetze, ehe er verurtheilt ſei. Aber aus Leyden kam ihm ein Schwager zu Hülfe. Er überbrachte dem Grafen ein Schreiben der Staaten der Vereinigten Niederlande. Dies führte dahin, daß Cornelius, nachdem er zwei Bürgen beſtellt, welche in des Grafen Lande angeſeſſen waren, der Haft entlaſſen wurde.

Nach einiger Zeit ſtellte aber Azuardo dem Grafen wieder vor: Cornelius habe ſich gegen ihn in Hamburg und an öffentlicher Börſe ganz freventlich, frech und muthwillig mit Hohnſprechen, Anlaufen, Ausſpotten und anderen leichtfertigen Ueppigkeiten vergriffen. Auf dieſes einſeitige Vorbringen verfügte der Graf die Verſtrickung der Bürgen.

Demzufolge wurden die zwei Bürgen in ein Wirthshaus gebracht, wo ſie bleiben und die Zeche bezahlen mußten. Dieſe belief ſich aber immer ſehr hoch, weil es Sitte war, ſich den Beſuch von Freunden und Verwandten gefallen zu laſſen, und dieſelben freizuhalten.

So ſah ſich Cornelius genöthigt, in das Gefängniß zurückzukehren, indeß wurde er nicht wieder in Feſſeln gelegt.

Der Prozeß in Pinneberg erhielt aber eine günſtigere Wendung für Cornelius, welcher überdies ſtets den Inhalt der Klage beſtritten hatte, nachdem Cornelius in Erfahrung gebracht und der Kläger hatte zugeſtehen müſſen, daß ſeine Schweſter Suſanne bereits vor etzlichen Jahren von einem Anderen ein Kind gehabt habe.

Die Juriſtenfakultät zu Marburg ſprach ſich nun am 20. Januar 1605 dahin aus, daß der Verklagte der gefänglichen Haft zu entlaſſen ſei. Nach Vernehmung der vielen vom Kläger vorgeſchlagenen Zeugen erkannte man am 2. Mai 1606 in Heidelberg dahin: Daß der Angeklagte von der Anklage zu entbinden, Ankläger auch ſchuldig ſei, demſelben wegen gefänglicher Einziehung und zugefügter Schmach und Schaden Abtrag zu thun.

Wider dieſes Urtheil wandte Haſenwart die Appellation beim Reichskammergericht ein. Zu dem Zwecke mußte eine vollſtändige Abſchrift der Akten erſter Inſtanz eingereicht werden. Dieſe beſtand aber aus 726 Blättern! Die Beweisantretungsſchrift allein hatte 145 Blätter. So ſchreibſelig waren damals die Rechtsverſtändigen!

Das Reichskammergericht entſchied aber am 16. November 1608: Daß dieſe Sache durch die vorgenommene Apellation nicht an das Reichskammergericht erwachſen ſei. Auch der Graf hatte nämlich bei Einſendung der Akten mit Recht die Zuſtändigkeit des Reichskammergerichts beſtritten, weil

Digitized by Google

in der als peinlich behandelten Sache eine Appellation an das Reichskammergericht nicht zulässig war.

Azuardo hat gegen dies Erkenntniß zwar auch noch die Revision eingelegt. Es ist über dieselbe auch verfahren, eine Entscheidung auf dieselbe aber nicht gegeben worden.

Diese Beispiele werden genügen, um uns ein recht anmuthiges Bild der guten alten Rechtspflege zu verschaffen.

Aus dem Leben eines Pompejaners.

I.

Von Dr. R. Schoener in Rom.

An einem Sommerabend voll campanischer Wärme, Farbengluth und Duftschwere kehrte ich aus den Weingeländen, die den Fuß des Vesuv umsäumen, nach einer ermüdenden Wanderung über seine Lavafelder zurück. Zwischen den schwarzgrauen, aus Lava und vulkanischen Schlacken errichteten Mauern, welche die Gärten einschließen, lenkte ich meinen Schritt nach den Ruinen von Pompeji, die ich ruhig und ausgestorben vor mir liegen sah. Es herrschte die tiefste Stille in der Landschaft. Kein Ton eines Vogels, nicht das Zirpen einer Cicade, selbst nicht der langgezogene Gesang, den man sonst von nah oder fern herübertönen hört, war zu vernehmen. Die Eidechsen, die im heißen Sonnenstrahl auf Mauern und Wegen hin und her huschend Alles zu beleben pflegen, waren im Abendschatten verschwunden; kein Luftzug berührte das dichte Laub der Limonen- und Lorbeerbäume und der Weinreben, die schwerbeladen von Aesten und Mauern herniederhingen, ganz in den Schatten eingehüllt, den sie Mittags so lockend darbieten, und nur die Berge ringsum und die ernsten hohen Wipfel der Pinien strahlten noch die Sonnengluth zurück.

Zuweilen schaute ich mich um, den Vesuv zu betrachten, der in bläuliche, violette und rothe Farben getaucht war, die zwischen und über dem dunkeln Grün aufleuchteten. Dann sah ich, daß die Rauchwolke, die während des Tages leicht und weiß aufgewirbelt war, gleich einer Pinie den majestätischen Gipfel krönend, jetzt sich gesenkt hatte, wie eine riesige feurige Schlange zur Seite des Berges hinabwallte und mir den Anblick des Meeres und der Inseln verbarg.

Ich erreichte den aus der ausgegrabenen Asche aufgehäuften Hügel, der die alte Römerstadt überragt und setzte mich auf einem Steine nieder, die seltsame Trümmerstätte und ihre entzückende Umgebung von dem erhöhten Platze überschauend. Mir gegenüber lagen die malerischen Berge der Hirpiner, an ihrem Fuße weißglänzende Ortschaften von dunkelm Grün umgeben, und die schimmernde Bucht von Stabiae. Sie hatten, wie die fernen Häupter und Felswände der Apenninen, die gewohnten tiefen Farben der abendlichen Beleuchtung. Nicht so die Stadt Pompeji selbst. Die dichte Rauchwolke des Vesuvs hatte sich zwischen sie und die Sonne gewälzt, die nicht mehr hoch über dem Meereshorizonte stand und warf eine Art von lichtem Schatten oder von gedämpftem Licht über die Mauern, Straßen und Häuser der untergegangenen Stadt, daß sie eingehüllt war wie von einem goldigen Nebel. Ganz seltsam und geisterhaft erschien sie mir unter dieser Beleuchtung, die mir, je länger ich sie anschaute, nicht matter, sondern immer entschiedener und seltsamer zu werden schien, so daß ich das Auge nicht abwenden konnte.

Wie lange ich so, umgeben von tiefster Stille, gesessen habe, weiß ich nicht mehr. Zuletzt erhob ich mich, um nach der Sonne zu sehen. Sie war nicht mehr da; aber das seltsame Licht war noch dasselbe. Ich schritt von dem Hügel hinab und an den alten gestrüppbewachsenen Stadtmauern entlang, zuweilen einer riesigen Aloehecke ausweichend, zuweilen über einige herabgestürzte Mauerquadern steigend.

Plötzlich hörte ich Geräusch, wie von Tritten und Stimmen. Ich that noch einige Schritte bis zu einer Biegung der Mauer und blieb überrascht stehen. Vor mir sah ich eine weite Thorwölbung, gleichfalls aus mächtigen Quadern von schwarzgrauem Peperin errichtet, von einem bronzenen Viergespann gekrönt, und durch die Thoröffnung blickte ich in eine lange Straße hinein, von Menschen belebt, deren Stimmen ich deutlich hören, wenn auch noch nicht verstehen konnte. — Die Straße kannte ich, war ich doch oft durch ihre Einsamkeit gewandelt. Aber das Thor, ich wußte es mit größter Bestimmtheit, hatte ich nie gesehen; es hatte überhaupt nicht existirt, denn die Ausgrabungen waren auf dieser Seite der Stadt noch bei Weitem nicht bis zur Umfassungsmauer gelangt. Ueberdies war es mit dem unsern befindlichen Thurme so hoch, daß es jetzt über die Aschenmassen emporragte, und auch die schöne Quadriga, deren vier Rosse ein Phoebus mit dem Strahlenkranze ohne Zügel durch eine Bewegung seiner Rechten lenkte, ragte so hoch auf, daß sie von allen Punkten der Stadt und der Umgebung sichtbar sein mußte.

Ich hatte nicht lange Zeit darüber nachzusinnen; denn ein bewaffneter Krieger, der an dem äußeren Thorpfeiler neben einer mit einem Götterbilde geschmückten Mauernische lehnte, augenscheinlich der Thorwächter, wandte sich

jetzt nach mir um und rief mir in der Sprache Roms die Worte zu: „Eile dich, Fremdling, einzutreten, wenn du anders zur Nacht in der Stadt bleiben willst; denn die Zeit des Thorschlusses ist nahe!“ — Ich zögerte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten, da die seltsamen Erscheinungen alle meine Gedanken in Anspruch nahmen, so daß ich weder daran dachte, wie ich zurückkehren, noch wo ich die Nacht zubringen würde. Dabei fürchtete ich auch gar nicht unter den Menschen, die ich in ungewöhnlicher Haltung, Beschäftigung und Ausstattung die Straße beleben sah, Aufsehen zu erregen; es kam mir vielmehr ganz natürlich vor, daß ich mich unter sie mischte und Alles beobachtete.

Das Erste, was ich bemerkte, als ich den nach innen stark ansteigenden Thorweg durchschritten hatte, waren mehrere gezäumte Maulthiere und Esel, welche theils mit Körben und Krügen beladen, theils gesattelt wurden. Bei ihnen standen vor den Thüren zweier langgestreckter Gebäude Gruppen von Männern, die theils selbst Hand anlegten, theils sich mit lebhafter Stimme unterhielten. Sie hatten das Aussehen von Landleuten und sprachen in einem schwerverständlichen altlateinischen Dialekt.

„Mich soll es wundern, Fuscus“, sagte ein untersetzter Mann, der mit einem weißen wollenen Mantel, einem breitkrämpigen Hut und ledernen stiefelartigen Sandalen bekleidet war, „mich soll es wahrlich wundern, wenn wir heute mit unserer Ladung glücklich nach Oplontiae kommen. Mir scheint, der Maulesel ist so betrunken, wie ich. Sieh' nur, wie er mit dem Kopfe schüttelt, wenn ihm Hortensius einen Sack nach dem Andern aufpackt. Wenn wir den Weg verfehlen und in den Sarno fallen, so wird unser Mehl als Mehlbrei nach Hause kommen. Ha, ha, das wäre lustig!“

„Lustig wäre es“, erwiederte der Andere, der auf einer steinernen Bank neben der Thür saß, aus welcher ein weißbestäubter Sklave die Säcke heraustrug, um sie dem Maulthier aufzuladen, „wenn ich deinen krebsrothen Kopf in den Sarno tauchte, bis er wieder vernünftig geworden, du Weinschlauch! — Hast Du nicht sechs Becher von dem Vesuvwein in einer Stunde getrunken, während ich mich mit den Knaben im Stalle und dem Spitzbuben von Müller ärgern mußte?“

„Ruhig, ruhig, Brüderchen“, sagte der Erste mit weinschwerer Zunge, „ärgere dich jetzt nicht mehr. Was sagst du? Sechs Becher? — Ja, aber du weißt doch, daß drei davon aus der Cisterne stammen, wenn die alte Petronia sie verabreicht. Also bleiben drei Becher! Streiten wir nicht darüber; trinken wir lieber noch einen auf unsere Freundschaft und eine glückliche Heimkehr!“

„He, Petronia“, rief er, sich zur Thür der Schenke umwendend, in die Stube hinein, aus welcher Stimmengewirr und Gläserklingen tönte; „he,

Alte, noch einen Becher Falerner, aber echten! Beim Bacchus! Du vertrockneter Knoblauchſtengel, vor deiner Thür kann man vor Durſt umkommen!“

Auf dieſen Ruf erſchien hinter dem ſteinernen mit bunten Marmorplatten bekleideten Schenktiſch, der den vorderen Theil der Schenkſtube einnahm, die Wirthin ſelbſt, eine runzlige Alte mit beweglichen Augen und füllte, durchaus nicht beleidigt, unter einer Fluth von launigen Redensarten einen großen Pokal von graugrünem Glas mit faſt ſchwarzem Weine.

„Koſtet vier Aß, ſogleich zu zahlen“, ſagte ſie, das Glas hinausreichend und den großen Thonkrug in die runde Vertiefung des Schenktiſches zurückſtellend, aus dem ſie ihn genommen. Doch ſchien ſie es mit der ſofortigen Bezahlung nicht ernſt zu nehmen, denn ſie war ſchon in der Thür der Hinterſtube, in der ſich Lärm erhoben hatte, verſchwunden, als der Trinker das Glas vom Munde abſetzte und es ſeinem Gefährten reichte, indem er kopfſchüttelnd hinzufügte:

„Beim Merkurius, die Alte hat den Verſtand verloren. Hat ſie jemals geſehen, daß ich ſogleich zahle? — Und vier Aß für dieſes Gemiſch! Für vier Aß trinkt man Chier und Lesbier; ſo hat mir Agatho erzählt, der geſtern mit des Felix Kornſchiff von Byzanz gekommen iſt. Vier Aß! Vier Aß!“ —

Der robuſte Landmann war in Gefahr, ſich in wahre Entrüſtung über die Weintheuerung hineinzureden, als der Sklave ihm meldete, daß das Thier beladen ſei. Die beiden Männer erhoben ſich, wechſelten einige Abſchiedsworte mit den in ähnlicher Weiſe Beſchäftigten, löſten den Zaum des Maulthieres, der durch ein im ſteinernen Trottoirrande befindliches Loch gezogen war und wandten ſich dem Thore zu. —

Ich ſchritt weiter die Straße hinauf, welche von Wagen und Fußgängern belebt war. Die Wagen, zwei- und vierrädrige, waren hoch mit Früchten: Feigen, Nüſſen, Mandeln, Kürbiſſen, Pinienzapfen u. ſ. w. oder mit rieſigen irdenen Wein- und Oelgefäßen beladen und mit Eſeln und Pferden, auch mit Ochſen beſpannt, die die Lenker mit Geſchrei antrieben. Die Straße iſt ſchmal, wie die meiſten andern, ſo daß die Wagen ſich nicht ausweichen können, ſondern der Fuhrmann, der in eine Seitenſtraße einbiegt, einen lauten Ruf erhebt, um die etwa Entgegenkommenden zu benachrichtigen. Wie viele Wagen aber müſſen ſchon über dieſes aus großen polygonen Lavablöcken zuſammengeſetzte Pflaſter gefahren ſein! Tiefe Gleiſe, ſtellenweiſe mehrere Zoll tief, haben ſich eingegraben. Dort an der Straßenecke ſind Arbeiter, bis zum Gürtel nackt, beſchäftigt das Pflaſter umzulegen, damit die allzuſehr ausgefahrenen Steine an andere Stellen verſetzt werden. Hohe Trottoirs faſſen die Straße ein, mit feſtgeſtampfter Erde, Steinplatten oder Ziegelmoſaik belegt. Dort ſitzen drei krausköpfige Knaben vor der Schwelle und ſpielen

Digitized by Google

ſo eifrig mit Würfeln, daß ſie kaum den Ruf zweier Sklaven vernehmen, welche daherkommen, an einer auf den Schultern ruhenden Stange eine gewaltige weingefüllte Amphora tragend. — Vier andere kommen dort, gleichfalls Stangen auf den Schultern, die mit Tuchſtoffen und Kleidungsſtücken behängt ſind. Sie machen vor einem großen Hauſe Halt, aus dem andere Sklaven heraustreten, die jenen die Gegenſtände abnehmen, um ſie hineinzutragen. Durch den weiten Eingangsflur und den dahinterliegenden Hof mit dem Waſſerbecken kann ich in die hinteren Räume des Hauſes hineinſehen, die aus einem ſäulenumgebenen freien Platz und mehreren um denſelben liegenden Arbeitszimmern beſtehen. Es iſt eine Wäſcherei und Walkerei, wie die an Stricken und Stangen aufgehängten naſſen Stoffe und die vier großen nebeneinanderliegenden Waſchbaſſins zeigen, ſowie die kleinen gemauerten Mulden, in deren einigen noch Sklaven mit entblößten Beinen das Zeug zu treten und zu walken beſchäftigt ſind. Die andern haben ſchon Feierabend und beluſtigen ſich nach des Tages Laſt mit neckiſchen Spielen. Zwei haben einen Dritten unter ein käfigähnliches Geſtell geſetzt, das ſonſt zum Ausbreiten der Tücher dient und hindern ihn, ihn umtanzend, am Herauskommen. Ein anderes Paar hat eben ein Tournier mit Schilfrohren ausgefochten; der Eine liegt beſiegt am Boden und ſtreckt die Hand empor; der Andere kniet über ihm, hat ihm den Rohrſtumpf an die Kehle geſetzt und ſchaut wie der ſiegreiche Gladiator im Amphitheater zu den umſtehenden Mitſklaven auf, mit dem Blicke fragend, ob er den Gegner ſchonen ſolle. Dieſe aber ſtrecken ſämmtlich den rechten Daumen niederwärts, zum Zeichen, daß er ihm den Todesſtoß geben ſoll. — Der Beſitzer der Walkerei muß ein wohlhabender Mann ſein; denn wenigſtens zwanzig Sklaven erblicke ich dort in dem Hofe, und andere treten ſoeben noch von der Straße ein, ſtaubbedeckt, Ackergeräth und Körbe voll Lattich und Rüben auf der Schulter. Wie es ſcheint, bringen ſie die Abendmahlzeit für die andern; denn bei ihrem Anblick verlaſſen dieſe ihre Unterhaltung und eilen ihnen entgegen, worauf alle in einem der Zimmer zur Seite verſchwinden.

Ein Geräuſch von ſchweren Tritten und von Waffenklirren läßt mich umſchauen. Es iſt ein Fechtertrupp, der daherzieht, von dem Laniſta geführt. Sie kommen aus der Richtung des Amphitheaters. Wie ich die Blicke dorthin wende, erkenne ich das gewaltige länglichrunde Gebäude, auf deſſen ſteinernen Sitzſtufen ich ſo oft als der einzige Theaterbeſucher inmitten ſchweigender Oede geſeſſen. Aber jetzt zeigt ſich die Umfaſſungsmauer nicht kahl und verfallen. Von Marmor glänzt der ganze Bau; Säulen ſchmücken die Treppen und Umgänge, auf denen eine dichte Menſchenmenge ſich zu drängen ſcheint, und zwiſchen Maſten ausgeſpannt, breiten ſich bunte Tücher wie Sonnenſchirme über den unbedeckten Raum. Offenbar hat eine Vorſtellung ſtattge-

funden, wie man ſie mit Vorliebe in den ſpäten Nachmittagsſtunden veranſtaltet, weil dann die Sonne nicht ſo läſtig und der Anblick der herrlichen Landſchaft, die man von den oberen Sitzreihen überblickt, der entzückendſte iſt.

Schweigend ziehen die Gladiatoren vorüber, die meiſten ernſten und düſteren Blickes; einige aber auch heiter um ſich ſchauend und mit einander ſcherzend.

„Wie lächerlich ſah es aus", höre ich einen, zwei Schwerter in den Händen wiegenden Burſchen von keltiſcher Geſichtsbildung zu ſeinem Genoſſen ſagen, „als dem Prahlhans Umbricius die Helmkappe mitſammt dem Haarſchopf von des Bären Tatze heruntergeriſſen wurde. Er machte eine ſchöne Verbeugung gegen die Auguſtuspriester."

„Ja, und die Veſtalin Caprasia", erwiederte der Andere, „hatte verteufelte Mühe, hinter dem Schleier ihr Lachen zu verbergen. Das beſte aber war doch die Hetzjagd, die Androgenus auf den Wicht, den Fulvus, machte, den ſein Herr zur Beluſtigung der Bürger in die Arena ſchickte. Dreimal jagte er den Haſenfuß rings um den Platz, bis er ihn mit einem Capitalſtoß von hinten aufſpießte." —

Die Gladiatoren waren verſchieden bewaffnet. Manche waren vollſtändig in Eiſen gehüllt, mit ſchweren zum Theil koſtbar ciſelirten vergitterten Helmen, eiſenbeſchlagenen Lederpanzern, Arm- und Beinſchienen bekleidet und mit langen Schwertern verſehen. Andere trugen nur Helm, Schild und Schwert; noch Andere waren ganz ohne Schutzwaffen und hatten nur ein kurzes gerades Schwert und ein ſtarkes Netz. Sie pflegten ſich desſelben zu bedienen um es dem ſchwerbewaffneten Gegner, dem man ſie gegenüberſtellte, überzuwerfen und den ſo wehrlos Gemachten durch einen ſchnellen Stoß zu tödten. — Alle waren ſtaubbedeckt; die Rüſtungen zeigten zahlreiche Beſchädigungen, und Manche waren leicht verwundet.

Siehe, da führt man hinter den Uebrigen auch einen Schwerverwundeten daher. Der Helm iſt ihm durch einen Schlag mit einer Streitaxt zerſchmettert worden, und aus einer ſchweren Kopfwunde rinnt das Blut trotz dem Verbande über das Antlitz hinab. Der Mann hat eine herkuliſche Geſtalt und trägt, obwohl er von zwei Genoſſen geſtützt werden muß, das Haupt hoch erhoben. Neben ihm her laufen halberwachſene Burſchen, manche auch, die noch die Knabenbulla am Halſe tragen, als Vorläufer des Menſchenſtromes, der vom Amphitheater herkommt und ſich jetzt in alle Straßen ergießt. Dann folgen einige Männer, unbedeckten Hauptes, aber durch die Toga als Bürger, durch ihre großen ſchwieligen Hände als Handwerker kenntlich, die gleichfalls den Verwundeten mit einem gewiſſen achtungsvollen Intereſſe betrachten.

Digitized by Google

„Er hat zum vierten Male über den behenden Cachaunus gesiegt, und er hätte ihm trotz des tüchtigen Schmisses da den Garaus gemacht, wenn das Volk nicht gnädig gewesen wäre", sprach einer der Bürger.

„Vermuthlich wird man ihn freilassen", erwiederte ein anderer; „es war sein zweiunddreißigster Kampf heute, und er hat die Ruhe wohl verdient. Mag ihm nur der Schädelspalt noch nicht einen Platz an der Via Stabiana verschaffen."

„Sei unbesorgt", sagte der Erste; „diese Thracier haben Hirndeckel wie Elephanten und ein Leben wie eine Katze."

Immer mehr Volks kam mir entgegen, und fast Alle unterhielten sich lebhaft über das stattgehabte Schauspiel. Es schien, daß alle Klassen der Bevölkerung mit gleichem Interesse Antheil genommen und keine unvertreten geblieben. Die Mehrzahl mochte dem wohlhabenden Bürgerstande angehören; sie trugen die faltige wollene Toga, meist von ungefärbtem weißen Stoff, über der linnenen Tunika, Sandalen mit Riemen und bronzenen Schnallen und zum Theil wollene Kappen und Hüte. So mancher trug schwere goldene Ringe an den Fingern und ein feineres Gewand von ausländischem Stoff und eleganter Arbeit. — Plaudernd und lachend kamen Sklaven daher, nackt an Armen und Beinen, blos mit einer kurzen gegürteten Tunika bekleidet, ihre Freude über den freien Tag und das gehabte Vergnügen nicht verbergend. — Auch Frauen sah man, doch nur vereinzelt, die mit langsamen Schritten und ohne umzublicken oder mit einander zu reden, ihrer Behausung zuschritten, manche im Geleite ihrer männlichen Angehörigen, andere auch allein, aber von Dienerinnen begleitet. Die letzteren trugen Kissen und Polster, die man in das Theater mitnehmen mußte, wenn man nicht auf den Steinbänken selbst sitzen wollte, sowie Sonnenschirme, deren die Frauen um so mehr bedurften, als sie auf den obersten Rang der Theater verwiesen waren.

Dort nähert sich eine geschlossene Sänfte, von vier Numidersklaven getragen; vielleicht sitzt eine Priesterin der Vesta oder der Isis darin, die es auch nicht verschmähen, an den Kämpfen der Arena die Augen zu weiden. — Dort folgt eine andere noch kostbarere mit acht Trägern in weißen Tuniken und rothen Mützen. Die Wände der Sänfte sind mit Bronzeplatten bedeckt, die mit silbernen Figuren und Arabesken ausgelegt sind. Die Pfeiler sind vergoldet und die Stäbe laufen in Greifenköpfe mit emaillirten Augen aus. Das Innere ist mit purpurnen Polstern belegt, und es liegt darin, auf den einen Arm gestützt, in der andern eine Schreibtafel, ein Mann von würdigem Aussehen mit den Insignien der Duumvirn, der obersten Würdenträger in Pompeji. Neben der Sänfte schreitet ein stutzerhaft gekleideter junger Mann mit goldenen Ohrringen und gesalbtem Haar, dessen Toga einen theatralischen Faltenwurf hat. Tänzelnd setzt er die Fußspitzen zierlich auf und spricht im

Digitized by Google

Gehen mit ſeinem Gönner, dem er über ein Theaterſtück Vortrag zu halten ſcheint; denn er ſchaut hin und wieder auf ein Wachstäfelchen, das er in der Rechten hält und recitirt bisweilen Verſe mit erhobener Stimme, die Linke geſtikulirend dazu bewegend. —

Um dem Menſchenſchwarme auszuweichen, bog ich in eine der ſchmaleren Seitenſtraßen ein, die, wie ich ſchon geſehen, auffallend eng, bei Tage jedenfalls durch ihre ſchattige Eigenſchaft ſehr angenehm und theilweiſe durch einen vorgeſetzten Stein für den Wagenverkehr geſperrt waren.

Die Häuſer waren hier meiſtens im Erdgeſchoß von Schenken eingenommen. Die Vorderzimmer der Parterrelokale hatten keine Wand nach der Straße zu; den einzigen Abſchluß bildete ein langer ſteinerner meiſt mit bunten Marmorplatten oder Bruchſtücken belegter Schenktiſch, der neben ſich einen ſchmalen Eingang freiließ. Die Bretter, welche zum nächtlichen Verſchluß des Lokales dienen, lehnten im Innern an der Wand. Einige Buden waren bereits geſchloſſen; andere ſchloß man ſoeben. Die Bretter wurden eins nach dem andern, ſo daß ſie eine Wand bildeten, in die in der Unter- und Oberſchwelle befindliche Rinne hineingeſchoben und zuletzt die eiſenbeſchlagene Holzthüre geſchloſſen, worauf die Beſitzer, nachdem ſie noch einmal die Feſtigkeit des Schloſſes und der Riegel geprüft, den eiſernen Schlüſſel in der Buſenfalte der Tunika bargen und ſich entfernten. Die meiſten von ihnen ſchienen in dieſem belebten Stadttheile nur das Geſchäftslokal zu haben und in einer andern Gegend zu wohnen.

Die noch geöffneten Schenken konnte man von der Straße aus auf's Bequemſte überſehen. Meiſt beſtanden ſie aus einem einzigen Raum, der angefüllt war mit Thonkrügen und Glasflaſchen, die an den Wänden lehnten, Töpfen und Gläſern, die auf Brettern an der Wand aufgereiht ſtanden und allerlei Eßwaaren, die man an der ſchwarzgeräucherten Decke aufgehängt hatte. Hier pflegten die Trinkluſtigen nicht einzutreten, ſondern einfach im Vorübergehen an dem Schenktiſch ihr Glas zu leeren.

Es waren nur Sklaven, Landleute und Männer der niederſten Klaſſe, wie auch einige Gladiatoren, die ich vor den Buden Halt machen oder eintreten ſah; die Männer des Bürgerſtandes gingen ſämmtlich vorüber. — Wie verſtohlen jedoch traten drei von den letzteren, jugendlichen Alters und von lebemänniſchem Ausſehen, in eine der größeren Schenken ein und verſchwanden in einem Hinterzimmer, deſſen Thür ſich aber bald wieder öffnete, um zwei blumenbekränzte und in bunte durchſichtige Gewänder gehüllte Tänzerinnen einzulaſſen. Die Thür war halb offen geblieben, und ich konnte ſehen, wie die Weiber alsbald begannen ihre bacchantiſchen Tanzbewegungen auszuführen, denen die jungen Männer mit lautem Beifallsruf und mit lauter, durch den Wein immer geſteigerter Fröhlichkeit zuſahen.

Digitized by Google

Ihr Lärm aber wurde noch überboten durch den der Sklaven und Gladiatoren, welche ſich in der vorderen Schenkſtube niedergelaſſen hatten. Daß die Schenke vorzugsweiſe für die letzteren beſtimmt war, ſchien das Bild zu beweiſen, welches mit bunten Farben auf den weißen Stuck des Wandpfeilers gemalt war. Neben der als Wirthshausſchild dienenden Figur eines weinlaubbekränzten Bacchus war ein Paar fechtender Gladiatoren dargeſtellt, allerdings nicht von künſtleriſcher Hand, denn die Gliederſtellungen waren zum Theil unmögliche. Dennoch ſollten die Bilder wohl Porträts ſein, denn es waren die Namen darunter gemalt. — Die Trinker ſaßen auf hölzernen Bänken und lehneloſen Seſſeln, rohe hölzerne Tiſche vor ſich, auf denen irdene Schalen und gläſerne Becher ſtanden, aus denen ſie lärmend einander zutranken.

„Hoch der Duumvir Scaurus!“ ſchallte es in dem Chor, „der ſo ſplendide Fechtſpiele giebt und das Sprühwaſſer nicht ſpart . . .“

„— Und der nicht knauſerig iſt mit der Anfeuchtung für die Fechterkehlen“, rief es von der andern Seite, „hoch Scaurus!“

„— Und nieder mit allen Aedilen, die uns Sklaven verbieten wollen, einem braven Eiſenfreſſer, wie dem Rapax, Beifall zu rufen!“

„Hüte dich, daß du nicht morgen ſammt deinem Rapax, der gegen die Regel gefochten, im Fußeiſen ſteckſt!“ rief ein anderer Zecher, einen beſorgten Blick um ſich werfend, ob nicht Einer da ſei, der die unehrerbietigen Worte den geſtrengen Polizeimeiſtern, den Aedilen, hinterbringen könnte. — Schon aber trat der Wirth ſelbſt heran und rief dem vorlauten Kritiker zornig entgegen:

„Packe dich zum Henker, wenn du deiner Läſterzunge nicht gebieten kannſt! Ich will nicht deinethalb die Gunſt des ehrenwerthen Rufus verlieren. Viel zu milde ſind ſolche Aedilen für deinesgleichen.“ —

Der aufgebrachte Schenkwirth mußte wohl im Intereſſe ſeines Geſchäftes der Geneigtheit des Polizeivorſtehers bedürfen, denn auf der Außenwand ſeines Hauſes war mit großen Lettern angeſchrieben: „Dem ehrenwerthen Aedilen A. Cornelius Rufus empfiehlt ſich der Gaſtwirth Pertinax nebſt ſeinen Gäſten.“ Von anderer Hand war noch daneben geſchrieben: „Heil und Gruß dem würdigen Rufus.“ —

Aehnlicher Aufſchriften ſah ich im Weitergehen noch eine große Zahl. Alle waren mit einem Pinſel in langen rothen Buchſtaben aufgemalt, ſo daß ſtellenweiſe die Wand von ihnen ganz bedeckt war. Es waren Empfehlungen an die Duumvirn und Aedilen, Wahlvorſchläge, Begrüßungen und vielerlei proſaiſche und poetiſche Herzensergüſſe, unter den letzteren auch der folgende:

„Wundern muß ich mich, Wand, daß nicht du in Trümmer geſunken,
Da du ſo vieles Geſchmier müſſiger Schreiber ſchon trägſt.“

Neben der Eingangsthür eines Privathauſes von vornehmem Ausſehen ſtand auf der Leiter ein Mann, ſoeben beſchäftigt, dem ſchönen gelbweißen Wandbewurf eine neue Inſchrift einzuverleiben. An den joniſchen Pfeiler des Veſtibulums gelehnt ſtand der Hausherr, ein beleibter kahlköpfiger Alter, der Beſchäftigung des Anſtreichers zuſchauend und in tiefes Sinnen verſunken, als ein anderer älterer Mann in der Toga, der die Straße heraufkam, neben jenem ſtehen blieb, die neue Inſchrift muſterte und dem Erſteren die Hand auf die Schultern legend, in Lachen ausbrach.

„Wunder begeben ſich!“ rief er aus und recitirte mit pathetiſcher Stimme die ſoeben vervollſtändigten Worte der Inſchrift: „„Den ehrenwerthen um die Gemeinde wohl verdienten C. Minucius Priscus, den trefflichen Mann, wählet — ich bitte euch — zum Duumvir; ihn empfiehlt Agathodorus ſammt ſeinen Geſellen!““ — Welcher Dämon hat dich erfaßt, Agathodorus, daß du unſern alten Gegner Priscus den Bürgern empfiehlſt. Haſt du nicht in der Verſammlung, wenn die Männer ſich über die öffentlichen Dinge unterhielten, oft genug geſagt, die Römer thäten beſſer ihr eigenes Fett als das der Pompejaner von ſolchen Rechtsverdrehern wie dem Priscus verzehren zu laſſen? — Hat er nicht als Cenſor uns Goldſchmieden ſämmtlich übel mitgeſpielt und dir die doppelte Steuer aufgelegt?“

„Wenn der Pfau König wird, müſſen die andern Vögel ſeine Stimme loben“, ſagte der Andere, ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, während er dem Anſtreicher, der im Vorbeigehen ihn mit der Leiter anſtieß, einen Schlag in den Nacken gab. „Priscus wird auch ohne mich gewählt werden, und es iſt beſſer, wenn ich unterſtütze, was ich nicht hindern kann. Ueberdies will ich unter die Dekurionen kommen, wie du weißt. Geſtern hat er ſeinen Freigelaſſenen Perſikles zu mir geſandt, der ſo ſchön von Wahlunterſtützung und Dekurionenwürde geredet hat, daß ich mich habe beſtimmen laſſen. Was thut man nicht für einen Sitz im Senat! Iſt er gewählt, ſo reinige ich meine Wand wieder. Bin ich Dekurio, ſo kümmere ich mich ſo viel um ihn wie um eine Haſelnuß.“

„Nun, ich wünſche Dir Glück“, ſagte der Erſte, „und mir ſelbſt nicht minder, der ich dann einen Freund unter den Dekurionen haben werde. Wenn ſie mir auch kein Biſellium dekretiren werden, ſo wird mir auf deine Verwendung vielleicht ehrenhalber der Begräbnißplatz geſchenkt, wenn ich einſt an einer Melonen-Indigeſtion geſtorben ſein werde.“

„Rede mir nicht von Begräbniß und Sterben!“ rief der wohlgenährte Goldſchmied Agathodorus unwillig; „ſondern tritt ein und laß uns gemeinſam uns zu Tiſch legen. Zwar meine Küche kann ſich mit der deinen nicht meſſen; aber einen Sicilianer und Lesbier kann ich dir vorſetzen, wie ihn die Keller des Sadon nicht beſſer enthalten.“

Digitized by Google

— „Dank, Freund, aber ich war eben gekommen, dich zur Abendmahlzeit zu laden. Die langerwarteten Tarentiner Austern und die Muränen von Gades sind bei mir eingetroffen und auch einen melischen Kranich habe ich aufgetrieben, der sicher deinen Beifall haben wird."

„Einen melischen Kranich!" rief Agathodorus schmunzelnd; „beim Herkules, der könnte mich dazu bringen, noch zwanzig Prisci zu Duumvirn zu wählen! So gehen wir denn, Freund; aber erlaube, daß ich noch meine Frau benachrichtige. Eutyche möchte es übel empfinden, wenn ich mich ohne ihr Vorwissen entfernte."

Er rief einem Sklaven, der sich in einem engen niedrigen Raume neben der Hausflur aufhielt und den Dienst des Thürhüters versah und gab ihm den betreffenden Auftrag. Dann fügte er hinzu:

„Schließe sogleich die Hinterpforte des Peristyls und rühre dich nicht von deinem Platze. Wenn wieder so ein Wicht von einem Bettelpriester das Haus betritt, so hetze den Hund auf ihn; denn kommt noch ein Diebstahl vor, so verkaufe ich dich schläfrigen Schurken in das Bergwerk. Um Mitternacht sende den Pantinus mit der Laterne zum Hause des Melissus."

Der Sklave versprach die Befehle auszuführen, und die beiden Männer gingen, in ihre Mäntel gehüllt, mit langsamen Schritten die Straße entlang.

Ich folgte ihnen und betrachtete im Vorübergehen die Häuser, welche hier einen vornehmeren Anstrich annahmen. Die Mehrzahl zeigte breite schmucklose Wände, weiß oder gelbgrau bemalt, nur in der Höhe von wenigen schmalen Fenstern durchbrochen, deren einige mit Glasscheiben versehen waren. Es fanden sich ein-, zwei- und auch dreistöckige; bei den letzteren hatten die Obergeschosse größere Fenster; hie und da trat ein Balkon weit in die Straße vor. Das Erdgeschoß war meist von Läden und Boutiquen eingenommen, die bereits geschlossen waren; nur einige Schenken standen noch offen, in denen brodelnde Töpfe über dem Holzfeuer des Herdes standen und wo aus Mischkrügen ein süßer Duft von heißem Wein und Honig aufstieg. An Stangen quer über dem Eingang hingen Schnüre von Nüssen, Mandeln und getrockneten Feigen, Zwiebeln, Käse und getrocknete Fische. Auf stufenartigen Etageren des Schenktisches standen kleine und große Trinkgläser aufgereiht, und manche kleine Gruppe von Leuten aus dem Volke saß noch an den Holztischen bei einem warmen Abendtrunk. — Auch ein paar Handwerkerbuden standen noch offen; halb entblößt saßen darin die Arbeiter beim Scheine runder thönerner Oellämpchen und bearbeiteten das Büffelleder für Sandalen und Reiseranzen, oder hämmerten an Metallplatten für Gefäße und Werkzeuge. —

Die beiden Männer hatten ein von der Straße etwas zurückstehendes Haus erreicht und traten in dasselbe ein. Den Zugang bildete ein schmales langes Vestibulum, dessen Fußboden nach innen sanft anstieg und mit schwarzweißer Mosaik belegt war, in der sich ein Löwenkampf dargestellt fand. Am Eingang waren zwei hohe Steinpfeiler mit reich ornamentirten Kapitälen, über denen ein Architravbalken und ein reicher Karnies, mit Amorköpfen und Blumen geschmückt, hervortrat, und oberhalb desselben befand sich ein zierlicher Balken mit einer Einfassungswand und großen Fensteröffnungen, hinter denen sich jugendliche Mädchengesichter zeigten.

Den eintretenden Männern nachblickend, konnte ich einen Theil des Innern übersehen, das den Eindruck großer Pracht machte. Das Prothyron, dessen Wände mit lebhaften Farben bemalt waren, mündete auf einen großen offenen Hof oder vielmehr einen Saal, dessen Decke von vier sich kreuzenden Balken getragen wurde und in der Mitte eine große viereckige Oeffnung hatte. Unterhalb derselben befand sich im Boden ein viereckiges mit Marmor ausgelegtes Bassin, in welches aus acht Löwenköpfen das Regenwasser vom Dache einströmen konnte. An dem Bassin stand auf der hinteren Seite ein Piedestal von ägyptischem Granit und auf demselben die vergoldete Bronzestatue eines Knaben, der einen Schwan umfaßt hielt. Aus dem Munde des letzteren strömte ein Wasserstrahl, der über kleine Marmorstufen plätschernd in das Impluvium fiel. — Der Boden des Atriums war mit Mosaik belegt, die Decke mit ausgeschnitzten Kassetten versehen und die Wände mit Malereien geschmückt, von denen aber in dem Halbdunkel nur einige nackte Einzelgestalten von Göttern und Nymphen zu erkennen waren. Leichte Vorhänge verschlossen die Gemächer, welche auf beiden Seiten des Hofes lagen.

Ein großes Zimmer, dem Eingange schräg gegenüber gelegen, zeigte sich hell erleuchtet. Von der Decke hing eine Lampe hernieder, aus einer mit Ranken- und Blätterwerk verzierten Schale bestehend, von deren Rande fünf Lotosblumen hervorsprangen, deren Kelche die Flammen wie feurige Blüthenfäden hervorsandten. Jeden der Blumenstengel hielt eine schöngearbeitete eherne Kette; auf dem Deckel der Schale aber erhob sich eine silberglänzende Sphinx.

Die Männer traten in dieses Gemach ein, in welchem schon einige andere Personen versammelt waren und zwei Sklaven soeben die letzte Hand anlegten, um die Tafel herzurichten. In der Mitte befand sich ein langer steinerner Tisch, dessen Platte eine einzige schwarze Marmortafel mit eingelegten weißen Verzierungen bildete. Drei divanartige Gestelle umgaben denselben in Hufeisenform, die vordere Seite freilassend, wo die Sklaven herantraten und die Gefäße aufsetzten. Die Speisedivans, jeder für drei Personen Raum bietend, waren von Holz, mit bronzenen Füßen und getriebenen Me-

tallverzierungen an den Ecken und den vorderen Flächen. Bunte Kissen lagen darauf und auf jedem Platze noch ein Polster, um den Arm darauf zu stützen. Auch ein bronzener Ofen in Gestalt eines großen viereckigen Kohlenbeckens, auf dem Pane und Genien gebildet waren, befand sich auf einem marmornen Untersatze in der Ecke des Zimmers. In dieser Jahreszeit aber bedurfte man desselben nicht; vielmehr war die Thür wie das gegenüberliegende große Fenster, durch das man in den Garten schaute, weit geöffnet, und mehrere der Personen standen an dasselbe gelehnt, um den warmen abendlichen Lufthauch, der die schwebende Lampe leicht bewegte, mit vollem Athem zu genießen. — Bald aber trat der Hausherr, der Goldschmied Melissus, mit einladender Geberde zu ihnen, und Alle ließen sich liegend auf die Polster nieder, den linken Arm aufstützend, nachdem sie die Sandalen abgelegt, und mit der Rechten von den Speisen nehmend, welche die Sklaven in großen Schüsseln aufsetzten. Vor dem Hausherrn stand ein silberner Mischkrug, in welchem er jetzt den edeln Wein mit wenigem Wasser vermischte, jedem der Gäste es freilassend, ob er seines Bechers Gluth noch mehr kühlen wolle. Die Sklaven reichten die Pokale herum und lobende Ausrufe schienen der Ehre des Weines und des Gastgebers zu gelten. —

Noch immer war die Helle des Himmels, welche ein seltsames Licht über die Stadt verbreitete und alle Gegenstände mit gleicher Deutlichkeit erscheinen ließ, nicht ganz gewichen, und ich konnte im Weitergehen die schönen Portale der Häuser und selbst die mancherlei Embleme und Symbole, welche statt anderen äußeren Schmuckes sich vorfanden, deutlich erkennen, auch noch manchen Blick durch ein geöffnetes Vestibulum tief in das Innere werfen. An vielen Häusern war über der Thür oder an dem Eckpfeiler als beliebtes Schutzmittel gegen Zauberei, ein steinerner Phallus, angebracht. An anderen befanden sich steinerne Tafeln mit rohen Reliefdarstellungen von Werkzeugen oder auch mit bunten mustvischen Mustern in Form von Sechsecken, Sternen u. dergl. Auch eine Kuh, eine Ziege, eine Mühle sah ich so in Stein gebildet neben den Thüren von Verkaufsläden, das Haus eines Milchhändlers, eines Müllers und Bäckers bezeichnend. Als Herbergsschild sah man einen bespannten Wagen, auch einen Elephanten mit der Beischrift: „Gasthaus zum Elephanten. Hier werden Zimmer im oberen Stock vermiethet sammt Speisesophas und Schlafstätten."

An der Straßenkreuzung war ein Brunnen, der sich neben dem hohen gemauerten Pfeiler einer Wasserleitung befand. Es war ein viereckiges marmornes Bassin, in welches aus einer eisernen Röhre das Wasser einströmte. Der auf dem Rande befindliche würfelförmige Stein, aus dem die Röhre vorragte, war mit einer tragischen Maske verziert. Eiserne Stäbe dienten dazu die Wassergefäße aufzusetzen, und aus einer halbrunden Vertiefung im

Brunnenrande floß das überflüſſige Waſſer in den Kanal unter dem Straßenpflaſter ab.

Sklaven und Sklavinnen ſtanden mit bauchigen Thongefäßen an dem Brunnen oder ſaßen wartend auf dem Trottoirrande, munter mit einander ſcherzend.

„Nun Statia“, ſagte ein faſt kahlköpfiger Alter von ſehniger Geſtalt, deſſen Stirn mehrere Narben trug, zu einer vollbuſigen ſchwarzäugigen Dirne, „wie gefällt dir eigentlich dein neuer Mitſklave, das feine griechiſche Bürſchchen, das immer mit einem Turban einherſtolzirt wie der Partherkönig? — Hat er Gnade gefunden vor deinen wähleriſchen Augen?“

Forſchend richtete das Mädchen, mit dem doppelhenkligen Kruge zum Brunnen ſchreitend, die Augen auf den Frager und erwiederte kurz:

„Philemon braucht meine Gnade ſo wenig wie der Partherkönig.“

„Aber vielleicht braucht er“, verſetzte der Alte mit Lachen, „eine geduldige Lehrerin, die ihn in der römiſchen Sprache unterrichtet und die er dafür leſen lehrt.“

Das Mädchen ſah ſchnell auf, während ein tiefes Roth über ihr Geſicht flog und fragte verwirrt:

„Was meinſt Du? Hat Philemon Dinge ſolcher Art geſagt?“

„Nein, beim Harpokrates, er wird ſich hüten davon zu plaudern!“ rief jener, indem er ſich triumphirend im Kreiſe umſchaute. „Vielleicht hat er auch nur eine Probe von der Schreibkunſt geben wollen, mit der er ſeinem gelehrten Herrn dient, als er die zärtlichen Worte an ſeine „Steſima“ — er liebt nämlich ſich griechiſch auszudrücken — auf die letzte Säule des Periſtyls kritzelte.“

Lachend ſchauten die Andern auf das Mädchen, das jetzt in lieblicher Verlegenheit den gefüllten Krug, ſo daß ein Theil des Waſſers über ihr Gewand floß, auf die Schultern hob und ſtumm ſich entfernen wollte, als der Spötter ihr in den Weg trat und mit ironiſcher Zutraulichkeit ſagte:

„Verweile ein wenig, damit ich dir ſage, was der ſchöne Philemon mit eiligen Zügen eingekritzelt hat, falls du noch nicht ſo viel Griechiſch verſtehen ſollteſt. „„O, Venus““, hat er geſchrieben, „„welches Leid bringt mir dein muthwilliger Knabe! Seit ich mit dir geſprochen habe, o göttliche Steſima, iſt mir das Herz verwandelt und grimmiger Kummer verzehrt meine Gebeine, wenn du nicht Mitleid haſt.““ — Habe doch Mitleid und laß ihn nicht vergebens am Grabmal des Cerrinius warten!“

Die letzten Worte rief er unter dem Gelächter der Uebrigen dem Mädchen nach, das ſich verwirrt frei gemacht hatte und ohne ein Wort zu ſprechen ſich eilig entfernte.

Ich wollte ihr folgen; aber ſchon nach wenigen Schritten trat ſie in das Poſticum eines großen Hauſes ein, deſſen Erdgeſchoß wiederum von Läden und Werkſtätten eingenommen war. Die Räume waren nach außen völlig offen, und man konnte der emſigen Arbeit der Künſtler und Handwerker zuſchauen und die fertigen Gegenſtände, welche auf Tiſchen, Geſtellen und Wandbrettern ihren Platz hatten, bequem betrachten. Hier drehte ein Töpfer ſeine Scheibe und reihte die Schalen und Töpfe auf einem Brette auf, das ein Anderer dann in den hinteren Raum trug, in dem man den Schein des Feuers ſah; dort waren Moſaikarbeiter beſchäftigt, bunte Steine zu ſchneiden und zu glätten und ſchöne Muſter ſowie Figuren aus ihnen zuſammenzuſetzen; dort rieb man den Marmor zu Staub, vermengte ihn mit der Farbe und ſchlug Alles wohl durcheinander, um den feinen glänzenden Stuck zu gewinnen, mit dem man Säulen und Zimmerwänden den ſchönen und dauerhaften Schmuck gab.

Die Berliner Geſetzloſen.

So tief und ſchmerzlich immerhin der Eindruck des Wiener Friedens (14. Oktober 1809) auf die Gemüther der deutſchen Patrioten geweſen war in der Befürchtung, ſtatt der heiß erſehnten Befreiung nur neue, ſchwerere Ketten eingetauſcht zu haben: ſo hatten doch viele erhebende und glückliche Momente des durch dieſen Frieden beendeten Krieges das Preſtige von Napoleons perſönlicher Unüberwindlichkeit gründlich gebrochen. Ueberall in Deutſchland und beſonders in der preußiſchen Hauptſtadt waren Stimmungen thatkräftigen Haſſes erwacht, der Keim eines gewaltſamen Widerſtandes begann Wurzel zu ſchlagen, der kleinbehagliche, erſchlaffende Zuſtand eines weltbürgerlichen Optimismus der vorausgegangenen Tage hatte einem Geiſte ermuthigter Zuverſicht Platz gemacht, deſſen Lebensathem mit friſchem Zuge die ſchwachmüthigen, aber wohldenkenden Seelen erfriſchte.

In dieſer Zeit eines freieren Aufathmens vereinigte der berühmte Grammatiker Philipp Buttmann in Berlin, wo er bald darauf als Profeſſor an der Univerſität, als Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek und als Redacteur der Haude und Spener'ſchen Zeitung wirkte, eine Geſellſchaft von hervorragenden Männern zu der ſogenannten „geſetzloſen" Geſellſchaft, welche ſich durch den feinen attiſchen Geiſt und durch die Fülle der Erudition und Intelligenz weithin einen Namen gemacht hat. Was Berlin an bedeutenden

Männern seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in Kunst, Wissenschaft und öffentlichem Leben aufzuweisen hatte, gehörte Alles mit sehr wenigen Ausnahmen zu dem Kreise der „Gesetzlosen", welcher um die Menge verschiedenartiger Bestrebungen ein dauerndes, belebendes und bildendes Band schlang. Die Persönlichkeiten, die den Verein bildeten, sind die redendste Geschichte desselben.

Im Gegensatze zu den durch bestimmte Gesetze und Formen pedantisch beengten und beschränkten Gesellschaften, welche Berlin bereits seit einem Jahrhundert besaß, trat am 4. November 1809 eine Vereinigung von vierzehn Männern zusammen, welche die Gesetzlosigkeit auf ihr Banner schrieben, unter dem sie sich an zwei Sonnabenden im Monat ohne weiteren äußeren Zweck als den eines gemeinsamen Mahles versammelten.

Zu diesem ältesten Stamme der Gesellschaft gehörten u. A. der Staatsrath Alberti, der bekannte Jurist Göschen, der Astronom Ideler, der geheime Kabinetsrath Müller, Schleiermacher, Spelding, Heindorf, der Botaniker Wildenow und der Staatsrath Karsten. Das eigentlich belebende Element dieser Vereinigung aber und deren Mittel- und Brennpunkt war und blieb bis zu seinem Lebensende (1829) Philipp Buttmann, der erste „Tyrann" oder „Zwingherr" der Gesellschaft, der er in „pragmatischen Statuten" nicht trockene Gesetze, sondern in einem von Geist und Witz sprudelnden Entwurfe, aus welchem wir später Einiges mittheilen werden, nur eine durch die Verhältnisse bedingte Directive in großen Zügen geben wollte.

Buttmann behandelt in diesen „pragmatischen Statuten" die gesetzlose Gesellschaft wie eine unsichtbare Kirche, deren Glieder nicht eigentlich von menschlicher Wahl und Aufnahme abhängig wären, sondern bloß anerkannt zu werden brauchten, um die Mitgliedschaft wie einen character indelebilis durch das ganze Leben an sich zu tragen. Entzog sich ein Mitglied der schnell anwachsenden Gesellschaft, so hieß er ihn deshalb nicht minder willkommen, wenn er wiederkam; und nur ein einziges Mal ließ er einen solchen zur Strafe „am Ende des Tisches Quarantaine halten." Er nannte solche Mitglieder in seiner witzigen Art des Ausdrucks „die Abgewesenen, welche wieder zu sich und zu uns kommen."

Die Theilnahme an der „gesetzlosen Gesellschaft" sah er geradezu als eine Art von Bedingung zu einem ruhigen Tode an, und schrieb deshalb verwundert in der Mitgliederliste bei Ifflands Namen nach dessen Tode: „kam nie und starb doch." Ja, er schien sogar zu glauben, daß diese unsichtbare Gesellschaft, nachdem sie sich einmal sichtbar „gesetzt hatte", selbst ihre Todten zu zählen berufen sei, und schrieb bei des Staatsrath Karsten Namen: „der Gesellschaft bitter beweinter Erstling."

Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß es die erste Aufgabe einer erheiternden Geselligkeit sei, daß die wichtigeren Interessen des Lebens in ihr sich im Spiegel des Scherzes und der Laune wiederholen, verstand Buttmanns verständnißinnige Ironie alle einer scherzhaften Behandlung nicht geradezu widerstrebenden Ereignisse mit parodistischer Laune in der „Gesetzlosen" zu behandeln, welcher er, ihrem Namen entgegen, bürgerliche und gesetzliche Formen zu geben bemüht war, wie wir dies beispielsweise schon in den oben erwähnten „pragmatischen Statuten" gesehen haben. Er selbst nannte sich stets nur den Tyrannen der Gesellschaft, deren Beschlüsse immer mehr auf die „stille Majorität" als auf die „laute Minorität" zurückgeführt wurden. Zwölf Wahlherren ernannte er aus der Gesellschaft als „Churfürsten". Ihre Gesammtheit bildete „den Wohlfahrtsausschuß." Sie vollzogen die Wahl der neu aufzunehmenden Mitglieder, wozu Stimmeneinheit nothwendig war.

Am 29. März 1817 affiliirte der Tyrann Buttmann der gesetzlosen Gesellschaft eine Vereinigung höherer Militärs, welche bis dahin unter der Leitung des Majors von Eichler gestanden hatte, nachdem deren einzelne Mitglieder „sich durch eine Reihe von Probemahlzeiten zur Gesetzlosigkeit herangebildet hatten." Unter dem Sitzungsprotokolle des gedachten Tages findet sich von Buttmanns Hand der Vermerk: „Par un mouvement spontané wurden die Mitglieder der Eichlerschen Gesellschaft sämmtlich der gesetzlosen einverleibt; sie wuschen vor aller Augen allen ihnen noch anklebenden Wust von Gesetzlichkeit durch vielen Wein ab und beide Gesellschaften bilden nunmehro die Gesellschaft Belle Alliance". Niemand widersprach, die Gesellschaft nahm sich jedoch die gesetzlose Freiheit, sich nach wie vor die gesetzlose zu nennen. Durch diesen Adoptionsakt wurden unter Andern die Generallieutenants von Schöler, von Lützow, von Hedemann, von Gerlach, von Bardeleben, der Kriegsminister von Witzleben und der Generalstabsarzt von Wiebel (Leibarzt Friedrich Wilhelm III.) Mitglieder der Gesellschaft der Gesetzlosen, ebenso der Graf von Gneisenau und der Adjutant Blüchers, der Graf von Nostitz.

Eine am 18. Juni desselben Jahres zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance im „Kemperhof" veranstaltete Feier, bei welcher im Freien gegessen und Abends um ein Feuer Kaffee getrunken wurde, wiederholt sich in den folgenden Jahren unter zahlreicher Betheiligung der immer mehr zunehmenden militärischen Mitglieder. Auch diese anerkannten freudig Buttmann als unbeschränkten Selbstherrscher und Zwingherrn und als das lebendige Gesetz der Gesetzlosen. Es war aber nicht eine gefällige Gesellschaftsroutine, noch ein conventioneller Formenschliff, die dem Zwingherrn zu dieser siegreichen Gewalt verhalfen, auch nicht das Schonen der Schwächen seiner Freunde verschaffte ihm

die allgemeine Gunſt: gerade das Gegentheil von Beidem, ein gewiſſer Cynismus, der aber niemals ohne Grazie war und ein ſchonungsloſer aber immer gutmüthiger Witz für diejenigen kleinen Schwächen, die ein Jeder in größerem oder geringerem Maße in die Geſellſchaft bringt, verlieh ihm jene ſtille Gewalt, die, wie ein Zeitgenoſſe berichtet, manchen auch in den Jahren noch erzog, wo die Erziehung als längſt vollendet betrachtet wird. So war er z. B. eng befreundet mit dem Hofrath Aloyſius Hirt (früherem Benedictiner), der ſich auf ſeine hofmänniſchen Allüren nicht wenig zu gute that, über die Buttmann wie er ſagte eigentlich „aus der Haut fahren mochte." Er nannte ihn im Diſput gern „verdammter Maledictiner" oder „du, dein eignes Correlat", ſagte ihm auch wohl „wenn du nicht kommen willſt, lieber Hirt, dann müſſen wir uns mit vier Rädern durchkröpeln." Dem berühmten Anatomen Rudolphi, der ihn einſt in der „Geſetzloſen" wegen ſeiner überlauten Stimme mit Recht zur Verantwortung zog, entgegnete Buttmann ſofort mit metriſchem Pathos: Quiesce vesanum pecus! (Ruh—toll—Vieh).

Aber weder durch ſeinen überreich ſprudelnden Witz noch durch die Feinheit ſeines ironiſchen Spottes, noch durch die behagliche Laune ſeiner originellen Einfälle errang und ſicherte ſich Buttmann ſeine Stellung in der Geſellſchaft dieſer auserleſenen Ariſtokratie der Geiſtreichen, ſondern durch die „friſche, erquickliche und durch kein pädagogiſches Meſſer verkümmerte Eigenthümlichkeit ſeines Weſens", welcher der treffende und ſtets ſchlagfertige Witz und das urbane geſellſchaftliche Talent noch höheren Reiz verliehen. So wirkte er durch die Urſprünglichkeit und Eigenartigkeit ſeines Weſens im Kreiſe ſeiner Familie, ſeiner zahlreichen Freunde und namentlich auch in der „Geſetzloſen" mehr als eine ganze Societät von Menſchen, die auf dem ſogenannten Wege der Ehren von Examen zu Examen immer mehr und mehr das verloren oder erſtickt haben „was ihnen in andrer Weiſe verliehen war als Anderen."

Der bekannte Hiſtoriker Rühs hat in einem am Stiftungstage der Geſellſchaft 1817 zu Ehren Buttmanns vorgetragenen Feſtgedichte des Letzteren Verdienſte um die „Geſetzloſe" in folgenden Worten gefeiert:

Jedoch das größte Werk, das ſeine Thaten krönet,
Wodurch ſein Name noch zur fernſten Nachwelt tönet,
Iſt die Geſellſchaft, die ſein Genius gebar,
Und deren Solon er ſeit bald zwei Luſtern war.
Im Kleinen zeigt in ihr ſich vor den Augen Aller
Das Bild des Staats verjüngt, das Dabelow, von Haller
Und andre Weiſe mehr in Büchern kund gethan.
Die Freiheit, glaub' es Welt, iſt nichts als Kinderwahn,
Den freche Bündler nur und Jakobiner nähren
Um ihre Schäfchen ſo methodiſcher zu ſcheeren.

Mit glatten Worten ſah'n wir erſt uns angekörnt,
Es ſei geſetzlos hier, und jeder Zwang entfernt:
Die Konſtitution beſtand in wenig Sätzen;
Doch ach, ſie ſchützte nicht vor ſouveränen Netzen.
Sie hatten uns umſtrickt in ſorgenloſer Ruh:
Urplötzlich zog er ſie mit ſchlauen Händen zu.
Wir mußten männiglich nach ſeiner Pfeife tanzen,
Traktate ſchloß er ab und neue Allianzen;
Die Konſtitution ward jämmerlich verdreht,
Und übers Recht errang den Sieg die Majeſtät.
Kurz er war Souverän: Doch laßt uns hoch ihn rühmen
Und halten ihn getroſt für einen Legitimen u. ſ. w.

Schleiermacher hatte auf einen bei derſelben Gelegenheit dem Stifter Buttmann überreichten Silberpokal folgende von ihm gedichtete Zeilen graviren laſſen.

Die Geſetzloſen ihrem Zwingherrn
4. November 1817.
Witz ſteht auf dem Becher wenig;
Trink, ſo find'ſt du drinnen viel:
Und nie fehlt Dir Witzbold-König
Unter uns ein würdig Ziel.

Die Zahl der Mitglieder hatte ſich unter Buttmanns Tyrannis ſtark vermehrt. Von den Vielen ſeien nur die bekannteſten Namen genannt. Director Bernhardi (Tiecks Schwager), Bibliothekar Bieſter, Leopold von Buch, Staatsminiſter von Eichhorn, Profeſſor Erman, der alte Heim, Wilhelm von Humboldt, Iffland, der Staatsminiſter von Klewitz, Buchhändler Reimer, Staatsrath von Stägemann, Zelter, Niebuhr, von Savigny, de Wette, Böckh, Marheinecke, der Mineralog Weiß, Profeſſor Solger, Woltmann, Immanuel Bekker, Biſchof Ritſchl, General von Grolmann, Staatsrath Körner (Theodor Körners Vater), General von Pfuel, Direktor Spilleke, General Rühle von Lilienſtern, der Botaniker Link, Generalſtabsarzt Ruſt, Schinkel, Oberpräſident von Merkel, Staatsminiſter von Schön, Oberpräſident von Vincke, Juſtizminiſter von Mühler, der Hiſtoriker Wilken, der Bildhauer Rauch, Hegel, Seebeck, Präſident von Meuſebach, Hofprediger Seck, Kammergerichtsrath E. T. A. Hoffmann, Geheimrath Sotzmann, Wirkl. Geh.-Rath Beuth, Kriegsminiſter von Boyen, Profeſſor Röſel, Kriminaldirector Hitzig, Generalauditeur Friccius, der Orientaliſt Bopp, General-Steuerdirector Kühne, Profeſſor Fr. v. Raumer, Profeſſor von Bethmann-Hollweg, Profeſſor Carl Ritter, Profeſſor Waagen, Profeſſor Lachmann, General von Scharnhorſt,

der Aſtronom Encke, Präſident Keßler, Director Meinecke, Profeſſor Homeyer u. A.

Dieſe Namen ſind ſicher der beſte Kommentar zu dem in der geſetzloſen Geſellſchaft waltenden attiſchen Geiſt.

Buttmann ſtarb am 21. Juni 1829, tief betrauert von den Mitgliedern, die faſt Alle zu ihm in ein näheres Verhältniß getreten waren. Sein Nachfolger in der Tyrannis war, aber nur wenige Monate lang, der Major von Eichler, der Begründer der militäriſchen Geſellſchaft, welche ſich 1817 mit der Geſetzloſen verſchmolz. Dieſem folgte Schleiermacher, welcher bis zu ſeinem Tode (12. Februar 1834) die Leitung des Vereins ganz im Buttmannſchen Geiſte, der dem ſeinigen ſo congenial war, fortführte. Schleiermachers Nachfolger war der Staatsrath von Stägemann, der deutſche Tyrtäus, bis zum Jahre 1840; dieſem folgte Lachmann in der Tyrannis, welcher bis zu ſeinem Ende (13. März 1851) im Geiſte des Gründers, dem er an Schärfe des Witzes und ſatiriſcher Kraft kaum nachſtand, das Zwingherrnamt energiſch übte.

Die Zahl der Mitglieder war bis zu Lachmanns Tode um bedeutende Kräfte vermehrt worden. Unter Andern waren hinzugetreten: Generaldirector von Olfers, Geh. Oberbergrath Karſten, Biſchof Neander, Unterſtaatsſekretär Bode, Leopold Ranke, Profeſſor Heffter, Generalprokurator Eichhorn, Profeſſor Ed. Gerhard, Profeſſor Tweſten, Miniſter Uhden, Profeſſor Trendelenburg, Peter von Cornelius, Miniſter von Kamptz.

Nach Lachmanns Heimgange fiel die Zwingherrnwahl auf den bekannten Deutſchrechtler Homeyer, deſſen witzige und ſchneidige Kraft durch ſeine Jahre und beſonders durch ſeine hervorragenden pietiſtiſchen Neigungen zu erheblich geſchwächt war, um im Geiſte ſeiner Vorgänger das Regiment der Geſetzloſen zu führen. Von ſeiner Zwingherrſchaft an datirt der entſchiedene Verfall der Geſellſchaft, welche jetzt, nur noch wenig beſucht, den traurigen Eindruck einer langweiligen bureaukratiſchen Zweckeſſerei bietet. „Leider fehlt das geiſtige Band“, — und ſo iſt der Marasmus senilis in dieſe urſprünglich ſo friſch und faſt übermüthig ſprudelnde Geſelligkeit voller Geiſt, Witz und Humor gekommen.

Unter allen Umſtänden bildet die geſetzloſe Geſellſchaft ein ſehr bedeutungsvolles und höchſt intereſſantes Stück Sittengeſchichte nicht blos für Berlin, ſondern für das geſammte deutſche Culturleben: und aus dieſem Grunde haben wir den Leſern dieſe kurze Mittheilungen nicht vorenthalten zu ſollen gemeint, die wir aus einem als Manuſcript für die Mitglieder der Geſellſchaft gedruckten Aufſatze des Profeſſors Klenge und aus mündlichen Ueberlieferungen jetzt noch lebender älterer „Geſetzloſen“ zuſammenzutragen bemüht geweſen ſind.

Ein Auszug aus den von Buttmann herrührenden „Pragmatischen Statuten“ möge den Schluß dieser Mittheilungen bilden.

„Die Gesellschaft setzte sich am 4. November 1809 vierzehn Personen stark. Sie beschäftigte sich hierauf mit ihrer Vervollständigung und fuhr damit fort so lange und so oft innere Regungen ihr kund thaten, daß in der großen Welt außer ihr geborne Mitglieder der Gesellschaft seien, die nur noch nicht anerkannt wären. Der Operation, wodurch diese Anerkennungen jedesmal zum Durchbruch kamen, gab man die äußeren Formen von dem, was man gemeinhin Vorschlag und Wahl heißt. Um auch möglichst vor Irrthümern zu sichern, war festgesetzt, daß derjenige, den unter zwölf Mitgliedern Eines nicht anerkenne, auch kein Mitglied sei. — Gesetzloser Gesellschaften können nicht nur unendlich viele neben einander bestehen, sondern man kann auch unendlich vieler solcher Gesellschaften Mitglied zugleich sein, aus dem einfachen Grunde, weil kein Gesetz vorhanden ist, wodurch ein Mitglied verbunden wäre, in irgend einer derselben zu erscheinen. Eben dieser Grund zerstört daher auch jeden Einwand, warum irgend Jemand nicht Mitglied irgend einer solchen Gesellschaft sein oder werden könne. Ja selbst das Nichtwollen findet nicht statt und jedes Mitglied ist Mitglied, so wie die Uebrigen sich überzeugt haben, daß er es ist.

So oft also die Mittheilung einer solchen Anerkennung an ein bis dahin noch unbekanntes Mitglied ergeht, so verbittet man sich von jedem die etwaige Verweigerung, als eine baare Absurdität. Jeder hat von dem Augenblicke an das Recht, alle vierzehn Tage an dem jedesmal von der Gesellschaft gewählten Ort mit so viel Gästen als er will zum Mittagsessen sich einzufinden. Er kann dies jedesmal thun, er kann es immer unterlassen. —

Jede Anstalt, sie sei so gesetzlos als nur irgend denkbar, muß ein Analogon einer Gesetzgebung haben, nämlich ein Regulativ, bestehend aus einer Anzahl von Ungesetzen, mit deren Haltung es Jeder halten kann wie er will. Es muß ein Ort sein, wo man sich zum Mittagsmahle versammele. Dieser ändert sich nach Belieben und durch eine unsichtbare Lenkung. Es muß eine Zeit sein, zu der man sich versammle. Bis jetzt ist es immer derjenige Sonnabend gewesen, der zwischen je zwei Sonnabenden liegt, an welchen sie sich nicht versammelte. Es geht ein Bote in der Woche jedes so bestimmten Sonnabends herum mit einem Zettel, auf dem Zeit und Ort genannt sind. Auf demselben sind zwei Kolummnen angelegt. Unter die Ueberschrift Aderunt (aderuntes) schreiben sich die, welche gemeint sind zu kommen, unter Viderunt (videruntes) die, bei welchen sich diese Meinung noch nicht ausgebildet hat. —

Der Speisesatz ist zu 1 Rthlr. die Person. Alles Uebrige wird mit dem Wirthe und der eignen Börse verabredet. —

Mehrere Mitglieder erſcheinen äußerſt ſelten. Der Natur unſrer Geſellſchaft nach ändert dies nicht nur nichts in ihren Rechten, ſondern ſie ſind auch die wenigen Male, da ſie erſcheinen, nicht minder von den Uebrigen gern geſehen. —

Wer auf unbeſtimmte Zeit abſagt, ſtimmt ſo lange bei keiner Stimmung mit, als er dieſe Unthätigkeit dauern läßt. — Wer ſehr lange Zeit nicht erſcheint, zu dem kommt der Bote nach Verlauf einer gewiſſen Zeit von ſelbſt wieder. Doch Alles dieſes ſeinen Rechten gänzlich unbeſchadet."

R. Forck.

Vom deutſchen Reichstag.

Berlin, den 5. November 1876.

Bevor ich die Briefe vom Reichstag wieder aufnehme, muß ich wohl der Wahlen zum preußiſchen Abgeordnetenhaus gedenken, die am 27. October vollzogen worden. Die Zahlenverhältniſſe des neuen Hauſes ſind längſt durch die Zeitungen beleuchtet und mit annähernder Genauigkeit feſtgeſtellt. Das vorige Haus zählte 68 Conſervative, das neue ungefähr 73, da man die gewählten vier Miniſter doch den Conſervativen zuzählen muß. Das alte Haus zählte 175 National-Liberale, das neue 180, mit denen in der Hauptſache wohl die 3 Angehörigen der ehemaligen „liberalen Reichspartei" ſtimmen werden. Die Fortſchrittspartei zählte im alten Hauſe 68 Mitglieder, im neuen Hauſe ebenſoviele, wobei man jedoch bedenken muß, daß der Abgeordnete Löwe-Calbe mit ungefähr 7 ſeiner näheren Freunde ſtreng genommen nicht mehr der Fortſchrittspartei zuzurechnen iſt. Endlich zählte das katholiſche Centrum im alten Hauſe 88 Mitglieder, im neuen 87, denen als unbedingte Oppoſition zuzuzählen ſind 15 Polen und gegen 12 däniſche und andere Separatiſten. Die Geſammtzahl der Abgeordneten beträgt jetzt 433, die abſolute Majorität mithin 217. Es brauchen alſo nur zu den 73 conſervativen Stimmen 144 Stimmen der national-liberalen Partei zu treten, um die abſolute Majorität zu ergeben. Es können alſo 30 und mehr Mitglieder der national-liberalen Partei mit der Oppoſition ſtimmen, und die Regierung kann immer noch die Majorität für ſich haben. Erwägt man nun, daß diejenige Gruppe der national-liberalen Partei, welche ſich am leichteſten zur Oppoſition entſchließt, bisher immer nur einige Stimmen betragen hat, mit denen ſie bei den früheren Zahlenverhältniſſen öfters der Oppoſition die

Digitized by Google

Majorität zuführte, ſo ſieht man, daß dieſes Verhältniß jetzt verändert iſt, und zwar verändert durch den zweifachen Umſtand, daß einmal die Zahl der conſervativen Stimmen gewachſen iſt und daß ferner innerhalb der national-liberalen Partei der ſogenannte rechte Flügel, wie es den Anſchein hat, mehr gewachſen iſt, als der linke. Man muß endlich noch den Umſtand hinzunehmen, daß unter der conſervativen Partei zwar noch Ungewißheit darüber herrſcht, ob die verſchiedenen Elemente derſelben eine oder mehrere parlamentariſche Gruppen bilden werden, aber keine Ungewißheit darüber, daß alle Conſervativen feſt der Regierung zur Seite ſtehen wollen. Unter dieſen Umſtänden wird die Zuverſicht der „Provinzial-Correſpondenz“ erklärlich, welche am 1. November ausſprach: Die Regierung dürfe hoffen, in dem neuen Abgeordnetenhauſe die Stütze einer feſten Mehrheit aus conſervativen und liberalen Elementen zu finden. Eine Vorausſetzung iſt freilich zu machen, ohne welche dieſe Zuverſicht ſich nicht bewähren könnte: die Vorausſetzung nämlich, daß die große Mehrheit der national-liberalen Partei, oder wenn man den Ausdruck zulaſſen will, der an Zahl weit ſtärkere rechte Flügel derſelben fortfährt, in derjenigen Haltung zu beharren, die er in der vorigen Legislatur-Periode eingenommen. Während des Wahlkampfes ſchien es, als werde die Zuſammenſetzung der Partei und damit auch die vorausſichtliche Haltung ihrer Mehrheit ſich verändern. Dieſe Möglichkeit, die zuweilen ſchon eine Wahrſcheinlichkeit war, hat ſich gleichwohl nicht erfüllt. Der Umſtand, daß in vielen Wahlkreiſen, welche der Fortſchrittspartei angehörten, die national-liberalen Wähler feſt zu den fortſchrittlichen Candidaten ſtanden, hat unſtreitig dazu beigetragen, daß die Fortſchrittspartei mit unverändertem Beſtande aus dem Wahlkampf hervorgegangen. Dagegen hat ſich die Befürchtung nicht bewahrheitet, daß das Aufſtecken einer gemeinſamen Firma für fortſchrittlich und national unter dem Namen „liberale Partei“ dazu dienen werde, der Fortſchrittspartei neue Sitze zuzuführen. Der Verſuch zur Ausbeutung der Firma in dieſem Sinne iſt gemacht worden, hat aber keine Früchte gebracht. Alles kommt nun darauf an, ob die Mehrheit der national-liberalen Partei an ihrer Spitze die ſichere Leitung und in ihrer Mitte die geſchloſſene Einheit findet, um in den entſcheidenden Fragen eine ſichere Stütze der Regierung zu ſein. Daß die Regierung recht wohl weiß, welche Partei oder vielmehr welcher Parteitheil in dieſem Hauſe neben den Conſervativen ihr zur Stütze dienen und dazu gewillt ſein kann, darf nicht bezweifelt werden. Ebenſowenig, daß ſie dieſer ihrer Stütze alle erdenkbare Rückſicht zu ſchenken entſchloſſen iſt. Die Dinge laſſen ſich ſonach im Ganzen recht gut und hoffnungsvoll an. Denn was in den letzten Jahren, die an geſetzgeberiſcher Production ſo reich waren, zu Stande gekommen, das iſt erreicht worden durch die Vereinigung des rechten Flügels der National-Liberalen mit den

Digitized by Google

conſervativen Elementen des Abgeordnetenhauſes oder des Reichstages. Die letzten Wahlen zum Abgeordnetenhaus ſcheinen doch der Ausdruck dafür zu ſein, daß die große Mehrheit im Lande, und namentlich die Mehrheit der liberalen Wähler das Verhalten der national-liberalen Partei und insbeſondere des rechten Flügels derſelben vollkommen billigt. Es ſcheint alſo aller Grund vorhanden, daß die Partei grundſätzlich und mit bewußtem Bekenntniß fortfährt das zu thun, was ſie in der letzten parlamentariſchen Zeit anſcheinend etwas wider ihren eigentlichen Willen, halb gezwungen und mit verdrießlicher Miene gethan.

Das Hauptblatt der national-liberalen Partei erklärte in der vergangenen Woche, indem es die Zuverſicht der Provinzial-Correſpondenz, daß die Regierung in dem neuen Abgeordnetenhaus eine feſte Stütze aus conſervativen und liberalen Elementen finden werde, billigte: es habe bisher weit mehr die Art der Behandlung wichtiger Fragen Anlaß zum Zwiſt gegeben, als der Geiſt, in welchem man von beiden Seiten den Dingen gegenübertrat. Nun, die richtige Art der Behandlung wird ſich wohl endlich finden laſſen. Daß dieſelbe bisher zuweilen verfehlt worden, wen trifft eigentlich die Schuld? Wir denken, die Schuld kann nur in der Unſicherheit unſerer parlamentariſchen Sitten gefunden werden, die wir noch immer bemüht ſind, nach fremden Muſtern zu modeln, von denen wir doch weſentliche Theile weder annehmen wollen noch annehmen können.

Man ſagt, die Regierung ſolle ſich bei wichtigen Vorlagen mit den befreundeten Parteien vor der Einbringung verſtändigen. Soll nun der Miniſter-Präſident jeden der 180 national-liberalen Abgeordneten vor der Einbringung einer wichtigen Vorlage zu ſich aufs Sopha laden und mit jedem die Sache durchſprechen? Wenn der Miniſter-Präſident oder der betreffende Fachminiſter den nöthigen Ocean von Zeit zur Verfügung hätte, ſo wäre die Sache immer noch nicht gebeſſert, denn die Hälfte der betreffenden Abgeordneten würde ſich nicht bekehren laſſen. Die Sache wäre ſogar verſchlimmert, denn die Unbekehrten würden unisono ausrufen: wir haben ja vorher geſagt, daß wir die Vorlage nicht wollen.

Man vergißt bei jener Forderung einer der parlamentariſchen Berathung vorausgehenden Verſtändigung zwiſchen Miniſterium und befreundeten Parteien, daß eine ſolche Verſtändigung zur Vorausſetzung hat die monarchiſche Organiſation der Parteien, wie ſie in England im höchſten denkbaren Grade beſteht. Keinem engliſchen Miniſter fällt es ein, ſich mit allen Mitgliedern im einzelnen zu verſtändigen, auf deren Stimmen er zählt, und welcher Miniſter außer in Flachſenfingen hätte auch die Zeit dazu? Ein engliſcher Miniſter verſtändigt ſich mit den Parteihäuptern, und da er in der Regel ſelbſt zu den Parteihäuptern gehört, ſo bedarf es einer Verſtändigung nur

innerhalb des Miniſteriums, außerhalb desſelben höchſtens mit einzelnen angeſehenen Mitgliedern, deren Autorität bei der gerade vorliegenden Frage etwa beſonders in Betracht kommt. Am häufigſten erfolgt die Verſtändigung zwiſchen dem Miniſterium und der miniſteriellen Partei durch den ſogenannten Einpeitſcher — whipper in — durch welchen das Miniſterium nicht etwa die Meinung der Partei einholt, ſondern einfach die Meinung kund giebt, daß es bei der und der Gelegenheit auf den zahlreichen Beiſtand der Partei rechnet. In den meiſten Fällen genügt es, daß der Führer der miniſteriellen Partei, der eine Stellung im Miniſterium einnehmen muß, die ihn nach dem techniſch parlamentariſchen Ausdruck zum Leiter des Unterhauſes macht, ſich erhebt, um zu bewirken, daß die Partei ihm folgt. Zuweilen, aber äußerſt ſelten kommt es vor, daß der Parteiführer die älteren und angeſeheneren Parteimitglieder zu einer vertraulichen Mittheilung zuſammenruft und die Meinung der Mitglieder anhört. Aber niemals, auch bei dieſen Gelegenheiten nicht, macht ſich der Führer zum Inſtrument der Partei. Kann er die Partei, d. h. die angeſehenen Mitglieder derſelben nicht für ſeine Meinung gewinnen, ſo kann es vorkommen, daß er die Führerſtellung niederlegt, er kann auch einmal einen Plan aufgeben oder vertagen, aber er wird ſich nie zum ausführenden Strategen eines zufälligen Mehrheitsbeſchluſſes machen, der in einem anderen als ſeinem Haupte entſprungen. Was die Jüngeren, d. h. die noch nicht auf eine lange parlamentariſche Praxis und parlamentariſche Verdienſte ſich ſtützenden Parteimitglieder betrifft, alſo die Mehrzahl der Partei, ſo ſind ſie, um die Ziele der Parteipolitik kennen zu lernen, auf das angewieſen, was ſie in den Theegeſellſchaften aufſchnappen: On gathers it from the tea-rooms. —

Wir hegen auch nicht im allermindeſten den Wunſch, die parlamentariſchen Sitten Englands mit ihren Vorausſetzungen und Folgen bei uns einzubürgern. Eine engliſche parlamentariſche Partei iſt einfach eine Coterie, wir wollen nicht ſagen, zur Ausbeutung des Staates aber doch zur Beſetzung der Regierungsgewalt; eine Coterie, von welcher der größere Theil Stimmſoldaten für den Lohn einer Regierungsverſorgung ſind, ein ganz kleiner Theil nur gouvernementale Talente, die mit der Befriedigung ihres Talentes allerdings dem Beſten des Staates dienen, weil ſie ohne das ſich nicht in der Regierung behaupten und nicht wieder zur Regierung gelangen könnten. Eine deutſche Partei iſt ein himmelweit verſchiedenes Ding. Eine deutſche Partei iſt eine Vereinigung grundrechtlicher Männer, von denen aber auch jeder ſein ganzes Gewiſſen bis auf den letzten Bodenſatz aller Tugenden, Launen und Vorurtheile in der Partei zur Geltung bringen will. Daher das in England unbekannte Berathen der Fractionen. Mit einer ſolchen Partei kann man ſich eben nur in einer großen öffentlichen Berathung verſtändigen, wodurch immer wieder die Aufgabe ſich erneuert, die Partei zuſammenzuhalten. Was hülfe es, wenn der

Minister-Präsident mit v. Bennigsen oder mit Lasker Rücksprache genommen hätte? Diese hervorragenden Abgeordneten werden stets in der Lage sein, wenn sie ihren individuellen Beistand zusichern, den Beistand ihrer Parteigenossen von dem erst zu ermittelnden Willen derselben abhängig zu erklären. Der Hauptcharakterzug der deutschen Parteien, von denen einzig die klerikale Partei auszunehmen, ist, eine Genossenschaft, durch Grundsätze und Gesinnungen verwandt, aber ohne Führer zu sein. Mit solchen Parteien ist ein für alle Mal keine vertrauliche Verständigung möglich. Die allein mögliche Verständigung findet sich auf dem Wege der öffentlichen Berathung. Das sollten wir endlich in Deutschland begreifen und nicht englische Sitten verlangen, in deren Voraussetzungen bei uns kein Mensch sich schicken würde, wenn es überhaupt anginge, einen ernstlichen Versuch damit anzustellen. —

Der am 30. Oktober eröffnete Reichstag hat in der vergangenen Woche vier Sitzungen gehalten. Die Thronrede enthält den erwarteten Satz über die auswärtige Politik und enthält ihn so, wie ihn die politisch Urtheilskundigen ebenfalls erwartet hatten. Einen Anlaß zur Erörterung der auswärtigen Politik an dieser Stelle habe ich aus dem Satze nicht zu entnehmen, da ich hier dem Beispiel des Reichstags zu folgen habe. Es ist eine unserer besten Eigenthümlichkeiten, daß unsere noch junge parlamentarische Tradition darauf hinweist, die Erörterung der auswärtigen Politik nach Möglichkeit zu vermeiden. Um einige gewundene und nichtssagende Phrasen vom Ministertisch zu erpressen, wird in anderen Parlamenten durch solche Erörterungen nicht selten das Interesse des Landes gefährdet.

Daß in den beiden ersten Sitzungen der Session der Reichstag wieder nicht beschlußfähig war, soll heute ebenfalls keinen Anlaß geben, die schädliche Pedanterie der hohen Beschlußfähigkeitsziffer unserer Parlamente aufs Neue zu tadeln. Die Sache wird doch einmal zur eingehenden Erörterung kommen müssen, aber nicht in dieser Session. Auch der Umstand, daß der bisherige zweite Vicepräsident, Herr Hänel, nicht mit seinen Collegen wiedergewählt worden, soll nur berührt werden, da die Angelegenheit lediglich einen persönlichen Charakter gehabt hat. Seltsam ist dabei nur, daß die nationalliberale Partei lieber das ganze Präsidium aus ihrer Mitte besetzen wollte, als ein Mitglied der conservativen Partei betheiligen. So groß ist die Furcht vor dem Anschein einer Schwenkung nach rechts, gegen den man sich doch eben durch die Wahlbrüderschaft mit der Fortschrittspartei hinlänglich gewahrt haben sollte.

Hoffen wir, daß trotz alledem das große Werk der Session, die Vereinbarung der Justizgesetze, dadurch gelingt, daß die national-liberale Partei zusammen mit der conservativen Seite für die Annahme der auf wenige Punkte beschränkten Regierungsforderungen eintritt. Die national-liberale Fraktion

des Reichstages wird damit in dem Geiste handeln, in welchem die preußischen Wähler soeben die Wahlen zu ihrem Abgeordnetenhaus vollzogen haben. Eine solche Haltung wird es erleichtern, daß die Reichstagswahlen in demselben Sinn ausfallen, und die Uebereinstimmung der parlamentarischen Hauptkörper Deutschlands wird dadurch wiederum ermöglicht sein. Die hergestellte Einheit des Gerichtsverfahrens aber wird ein Gewinn sein, welchen die deutsche Nation nicht aufhören wird, seinen Schöpfern zu danken.

C — r.

Literatur.

Frankreich und England in Nordamerika von Franz Parkman. 1. Bd. Die Pioniere Frankreichs in der Neuen Welt. 2. Bd. Das Ancien Régime in Canada. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1876.

Der amerikanische Geschichtsschreiber Parkman hat sich die Aufgabe gestellt, die Kämpfe zu schildern, welche Frankreich gegen England, mit andern Worten, welche die absolutistische Monarchie, der Feudalismus und Romanismus gegen die Republik, die Demokratie und den Protestantismus in Nordamerika um die Oberherrschaft geführt haben. Er hat diese Aufgabe in fünf Werken verfolgt, die sich chronologisch in nachstehender Weise aneinanderreihen: „Die Pioniere Frankreichs in der Neuen Welt" — „Die Jesuiten in Nordamerika" — „Das Ancien Régime in Canada" — „Die Entdeckung des großen Westens" und „Die Verschwörung Pontiacs." In den „Pionieren" schildert der Verfasser die Entdeckung und erste Colonisirung Canadas durch die Franzosen und die rüstige Thätigkeit und den furchtlosen Heldensinn Champlains und seiner Gefährten, wie sie in hartem Kampfe mit allerlei Mühen, Entbehrungen und Gefahren den irokesischen Wilden das Land abringen, wie sie Quebec und Montreal gründen und tief in das Indianergebiet vordringen, und wie sie endlich das sauer Erkämpfte den Jesuiten überlassen, die es zu einer Theokratie gestalten. Im „Ancien Régime" führt er uns die Besitzergreifung der jungen Colonie durch den aufstrebenden Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten vor, welcher die Jesuiten als Werkzeuge für seine politischen Pläne zu benutzen wähnt, während er in Wirklichkeit von ihnen nur vorgeschoben und ausgebeutet wird. Die Ausgangspunkte und Stützen der bourbonischen Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts lassen sich in Canadas Wildnissen viel leichter erkennen als in Europa. Ursache und Wirkung arbeiten

dort raſcher, weil ſie unvermittelter und unbeengter auftreten, und ſo bricht auch die Kataſtrophe gewaltiger herein. In Neu-Frankreich ſteht nicht der nach Weltbeherrſchung ſtrebende Deſpot vor uns, ſondern der wohlwollende König, der, von Eifer für das Aufblühen ſeines Landes erglühend, dieſes auch durch Colonien heben und dieſen die ganze Fülle ſeiner Gnade zuwenden will. Neu-Frankreich ſollte das Muſter einer väterlich von Oben gebildeten Anſiedelung und aller Segnungen theilhaft ſein, welche ein patriarchaliſches Regiment zu verleihen im Stande iſt. Zu dieſem Zwecke gründete der König Kaſernen und Kirchen, aber keine Schulen, ſandte er den Coloniſten ſogar ihre Frauen, ſetzte er Prämien auf frühe Ehen und zahlreiche Kinder, ſchrieb er dem Handel ſeine Richtung vor und beförderte er nach ſeinem Gutdünken die Induſtrie. Jeder Zug dieſes franzöſiſchen Patriarchalismus predigt eindringlich die Lehre, daß geiſtlicher und weltlicher Abſolutismus wie Mehlthau auf das von ihnen heimgeſuchte Land fallen, daß ſie ein Gemeinweſen, welches ſich ihre Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten gefallen laſſen muß, zu Siechthum und ſteter Schwäche verurtheilen, und daß ſie trotz der beſten Abſichten jedes natürliche Wachsthum zerſtören müſſen. Dieſe Wahrheit und noch manche andere politiſche Lehre findet der Leſer durch Beiſpiele erläutert faſt auf jeder Seite beider hier vorliegender Werke, namentlich aber im zweiten, und zwar ſind dieſelben in ihrer natürlichen Entwickelung wohl geordnet, und die ſie belegenden Thatſachen werden in edler Sprache erzählt. Manchmal allerdings ſchreibt Parkman unſerm Geſchmacke nach etwas geſucht, und vorzüglich bei den häufig von ihm in die Erzählung der Abenteuer ſeiner Helden eingeflochtnen Landſchaftsſchilderungen ergeht er ſich in ungerechtfertigt breiter dichteriſcher Ausmalung der Situation; indeß beeinträchtigt dies die Geſammtwirkung nicht weſentlich. Wir verlieren die Empfindung, daß hier etwas nicht in der Ordnung, bald und wenden uns wieder den ſtreitbaren Männern zu, die hier weiter ſtreben. Die wilde Natur, in die der Verfaſſer uns gelegentlich einführt, iſt gewaltig und großartig; mit noch größerer Macht aber öffnet ſich vor uns eine weite geſchichtliche Perſpective und mit ihr wächſt allmählich aus der Möglichkeit die Gewißheit hervor, daß dieſe Ritter und Prieſter trotz aller perſönlicher Tapferkeit und Hingebung doch für eine verlorene Sache kämpfen und nur für die ohne politiſche Zwangsjacke rüſtig arbeitenden Bauern und Bürger germaniſcher Abſtammung den Continent erobern helfen, deſſen hundertjährige Freiheit und Unabhängigkeit man dieſes Jahr in der Union gefeiert hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Schlange in der Volksphantasie.

Von Moritz Busch.

Mehr als die meisten andern Thiere hat die Schlange schon in sehr früher Zeit den Menschen zu denken gegeben, und infolge dessen spielte sie bereits in Glaube und Brauch, Mythe und Sage des Alterthums eine wichtige Rolle. Ihr Wohnen in der Erde, ihre Fortbewegung ohne Füße, ihre Gliederlosigkeit überhaupt, ihr stummes Züngeln und ihr ganzes lautloses Wesen hatten etwas Geheimnißvolles. Ihre stete Verjüngung, als welche die Ablegung der alten Haut und die Ersetzung durch eine neue erschien, rief die Vorstellung hervor, daß sie Alter und Tod nicht kenne, und ließ heilkundigen Sinn, heilbringende Kraft, dann überhaupt wohlthätiges Wissen und Vermögen bei ihr vermuthen. Man fand ihr leises Aufsteigen aus der Tiefe dem Aufsprießen des Saatkornes, ihr Sichhinringeln den Windungen und Krümmungen der Quelle ähnlich, die ebenfalls aus dem Erdboden kam, dachte an deren befruchtende Eigenschaft und hatte den Eindruck, auch die Schlange müsse etwas davon haben. Andrerseits ließ ihr brütendes Daliegen, ihr Schleichen, die Beobachtung, daß einige dieser Reptile sich mit dem Vorderleibe aufrichten und blitzschnell vorwärts springen können, und der Umstand, daß andere ein verhängnißvolles Gift in sich tragen, das glatte, kalte Thier als unheimliches, verschlagenes, tückisches Geschöpf der Nachtseite der Natur erscheinen. So wurde die Schlange immer als etwas Räthselhaftes, bisweilen als etwas Heiliges, bisweilen als etwas Dämonisches aufgefaßt, so wurde sie in der Phantasie der Völker zu einem Thiere mit menschlichem oder übermenschlichem Verstande, zum Symbol, zum Attribut von Göttern, zum guten Genius, zur Kinderfreundin und lieben Hausgenossin bei dem einen, zum Höllengezücht, zur Verkörperung des bösen Prinzips bei dem andern Menschenstamme, endlich als Bewohnerin unterirdischer Räume zur Hüterin von Schätzen geistiger und materieller Art in hundert Sagen bis auf die Gegenwart.

In den Mythologien des Morgenlandes tritt uns die Schlange vorwiegend als Gestalt des Bösen entgegen. So in der persischen Zend-Religion, wo Ahriman sich in ihr verkörpert, so in der biblischen Erzählung vom Sündenfalle, und so in der Apokalypse, wogegen sie bei den alten Aegyptern das Symbol des Gottes Kneph, des Spenders der segensreichen Nilfluth und des rinnenden Wassers im Allgemeinen, war und bei der christlichen Secte der Ophiten als doppelsinniges Wesen sowohl verehrt als gefürchtet wurde.

Bei den Griechen erscheint die Schlange fast durchgehends als heiliges und heilbringendes Thier, und ähnlich wird sie von deren Verwandten in Italien angesehen. Sie dient als Symbol von Quellbächen und Flüssen. Sie ist ein Attribut des Heilgottes Asklepios. Sie findet sich in der jüngeren Form des Hermesstabes. Sie wurde bei der orgiastischen Dionysosfeier um die Arme und in die Haare geflochten. Mystische Beziehungen wurden durch sie als in die Erde verschwindendes und aus ihr wieder emporkommendes und als immer sich verjüngendes, auf die Wiederbelebung und Unsterblichkeit der Menschen hindeutendes Thier versinnbildet. Nach Hesiod zog sich Kychreus, der mythische Held von Salamis, eine Schlange auf, die später, von der Insel vertrieben, von der Demeter aufgenommen wurde und fortan zu deren Dienerinnen gehörte. Gewöhnlich bilden Schlangen den Vorspann am Wagen des Triptolemos. Thebanische Sagen erzählten, daß Kadmos, in eine Schlange verwandelt, zu den Encheleern in Illyrien ausgewandert sei. Kekrops und Erichthonios, die erdgebornen Urmenschen Attikas, waren nach alter Ueberlieferung ganz oder zur untern Hälfte Schlangen gewesen. Athene gab dem letzteren, als sie ihn den Töchtern des Agraulos zur Erziehung überbrachte, ein Schlangenpaar „als Lebenshüter" mit, eine Sage, der noch zu den Zeiten des Euripides der Gebrauch athenischer Mütter entsprach, ihren Neugebornen kleine goldne Schlangen als Amulete anzuhängen. Häufig diente zu sinnbildlicher Vergegenwärtigung des Schutzgeistes eines Menschen oder einer Familie das Zeichen der Schlange. Nicht selten werden von der griechischen Sage Schlangen in Beziehung zu mythischen Propheten gebracht. Der Seher Jamos wird als Kind auf einer Veilchenflur von zwei Schlangen ernährt. Der Argiver Polyidos, der den in einem Honigfasse ertrunkenen Sohn des Königs Minos vermöge seiner Sehergabe wiedergefunden hat, soll denselben wiederbeleben und wird, als er sich dessen weigert, mit dem Todten in dieselbe Gruft verschlossen. Hier tödtet er eine Schlange, die an das Kind herankriecht. Darauf kommt eine zweite Schlange mit einem Kraute, durch welches sie die erschlagene wieder lebendig macht, und Polyidos bedient sich dann desselben Mittels, um den Knaben in's Leben zurückzurufen. Melampus verdankt seine Prophetengabe Schlangen, die er vom Tode gerettet hat, und die ihm dafür die Ohren ausgeleckt haben, so daß er die Sprache der Vögel versteht, eine

Erzählung, die sich in der Geschichte der Kassandra wiederholt. Tiresias beobachtet am Kyllene zwei Schlangen, die sich begatten, und verwundet sie, worauf er zum Weibe und erst nach Jahren, als er von demselben Acte Zeuge ist, wieder zum Manne wird.

Bei den Römern und wahrscheinlich auch bei den übrigen Italikern war die Schlange das Symbol des guten Hausgeistes, zugleich aber, wie der Wolf, der Fuchs und der Specht, ein weissagendes Thier. Sehr gewöhnlich war, daß man sie sich in den Häusern und Schlafzimmern hielt. Plinius sagt deshalb, ihre Brut würde, wenn die Feuersbrünste ihr nicht Einhalt thäten, den Menschen über den Kopf wachsen. Die Ehe der Eltern Scipios war kinderlos gewesen, und sein Vater hatte schon die Hoffnung auf Nachkommenschaft aufgegeben, als man, während dieser verreist war, eines Tages bei der schlafenden Mutter eine große Schlange liegen sah, worauf nach einiger Zeit Scipio geboren wurde. Der Vater der Gracchen sah einst auf seinem Ehebette ein Schlangenpaar. Er befragte die Haruspices deshalb und bekam die Weisung, eine von beiden zu tödten, wobei ihm bemerkt wurde, der Tod des Männchens werde seinen eignen, der des Weibchens aber den seiner Gattin Cornelia zur Folge haben. Er ließ die weibliche Schlange entschlüpfen, und bald darauf starb er. Im Haine des Tempels der Juno Sospita Mater Regina befand sich eine Höhle, in welcher eine Schlange hauste, die ohne Zweifel das Symbol jener Geburtsgöttin Latiums war. Dieser Schlange wurde in jedem Frühling von einer Jungfrau ein Opferkuchen dargebracht, wobei das Mädchen mit verbundenen Augen in die Höhle geführt wurde. Fraß die Schlange von diesem Kuchen, so galt dieß als ein Zeichen, daß die Opfernde rein sei und das Jahr ein fruchtbares sein werde. Bei der Pest im Jahre 291 v. Chr. gaben die sibyllinischen Bücher den Römern den Rath, den Aesculap von Epidauros nach Rom zu holen. Als die zu diesem Zweck nach jener griechischen Stadt abgeordnete Gesandschaft dort ankam, führte man sie in den Asklepiostempel und bat sie, zu nehmen, was ihrer Heimath frommen werde. Da soll sich die heilige Schlange des Gottes, deren Erscheinen stets Glück bedeutete, zu den Füßen von dessen Bilde erhoben haben und den Gesandten durch die Stadt nach dem Hafen und auf ihr Schiff gefolgt sein, um sich hier auf dem Hinterdeck ruhig hinzulegen. Die Führer der Gesandtschaft ließen sich hierauf von den Priestern des Ortes in dem Cultus dieser Schlange, in welcher sie den Genius des Aeskulap erblickten, unterrichten und eilten dann heimwärts. Als sie in Antium anlegten, schlüpfte die Schlange an's Land und ringelte sich in dem dortigen Haine des Apollo um eine Palme, an der sie drei Tage verweilte, um dann auf das Schiff zurückzukehren. Als dieses aber vor Rom anlangte, schwamm das Thier nach der Tiberinsel und wählte sich dort sein Heiligthum, in dem sie noch in später Zeit verehrt wurde und

Opfer empfing. Die Peſt war mit ihrem Eintreffen verſchwunden, und noch viele Jahre nachher bewirkte die Vertreterin des griechiſchen Heilgottes hier wunderbare Curen von Kranken und Krüppeln. Ich erwähne noch den von Plinius erwähnten Gebrauch der Römer, Schlangeneier mit vor Gericht zu nehmen.

Die germaniſche Welt hat die Schlange im Allgemeinen immer als ein böſes und verabſcheuenswerthes Gewürm angeſehen. Doch fehlt es in unſern Volksſagen nicht an Zügen, wo ſie in freundlicherem Lichte erſcheint, ja in manchen erinnert ſie lebhaft daran, daß die Schlange in Rom der gute Hausgeiſt war. Gehen wir in die älteſte Zeit zurück, ſo begegnen wir in der eddiſchen Midgardsſchlange einem der drei Hauptwiderſacher der Aſen und einem der drei Urheber des Weltunterganges. Schlangen benagen die Wurzeln der Weltesche Ygdraſil. In Naſtrand, der nordiſchen Hölle, „iſt der Saal aus Schlangenrücken gewunden, und ihre Gifttropfen träufeln durch das Getäfel.“ Mehrfach iſt von Schlangenhöfen oder Schlangenthürmen die Rede, in die man gefangene Helden wirft, damit ſie umkommen. Wenn Gervaſius von Tilbury gewiſſer Frauen gedenkt, die ſich in Schlangen verwandeln können, wo ſie dann „eine weiße Binde auf dem Kopfe haben“, ſo ſpricht er unmittelbar nachher von Wehrwölfen, und in der gleich darauf folgenden Meluſinengeſchichte iſt die Wahrnehmung des Ritters Raimundus, daß ſeine Frau im Bade zur Schlange wird, als keine erfreuliche behandelt. Bei Saxo Grammaticus dagegen verleiht der Genuß einer Speiſe, die mit dem zwei ſchwarzen Schlangen entfließenden Geifer bereitet iſt, „alles Wiſſens Fülle, darunter auch das Verſtändniß der Stimmen des Raubgethiers und der Heerden.“ Sigurd verſteht, nachdem er vom Fette des gebratenen Drachenherzens geleckt, die Sprache der Vögel. Siegfried macht ſich durch ein Bad im Blute des Lindwurms unverwundbar.

Sehr verſchieden ſind die Auffaſſungen der Schlange, welche den noch im Volksmunde lebenden Sagen, Meinungen und Liedern der alten Zeit zu Grunde liegen. In einem holſteiniſchen Reime (bei Müllenhoff) ſagt der Hartworm (die Blindſchleiche) von ſich: „Kunn ik hören, kunn ik ſehn, bieten wull ik dar en Flintenſteen.“ Ebenſo meint man in der Gegend von Meran, daß die Blindſchleichen ſehr giftig ſeien und, wenn ſie ſehen könnten, den Leuten ſchnurgerade durch den Leib fahren würden. Das Geſicht aber haben ſie hier dadurch verloren, daß einſt, als die heilige Jungfrau mit dem Chriſtkinde im Graſe ſaß, eine Blindſchleiche herzuſchlich und ſie ſtechen wollte. Gewiſſe Leute in Tirol und in Schwaben wiſſen dieſe und andere Würmer mittelſt eines Segens in ein Feuer zu bannen, aber man muß dabei auf ſeiner Hut ſein; denn wenn unter den Schlangen eine weiße iſt, ſo überſpringt ſie das Feuer und ſchießt dem Banner durch den Leib. Schlangen-

Digitized by Google

banner im großen Stil waren Sanct Patrick in Irland und der Abt Hugo im Canton Freiburg. Am Niederrhein nimmt man dieſes Schlangenbannen am Peterstage vor, indem der Hausherr bei Sonnenaufgang durch ſein Gehöft geht, und nachdem er mit einem Kreuzhammer an die Eckpfoſten der Häuſer und Ställe geklopft, folgende Formel herſagt: „Herus! Herus! Herus! Schlangen us Stall un Hus, Schlangen un Viemöllen (Molche) hie nit herbergen ſöllen. Sant Peter un de liewe Frau verbiet üch Hus un Hof un Au. Viemöll und Schlangen herus, über Land un Sand, durch Loſ un Gras, durch Hecken un Strüch, in die diepen Kuhlen, da ſöllt ihr verfulen.“ In weſtphäliſchen Dörfern (Kuhn) vertreibt man die Schlangen, indem man an demſelben Tage „den Sunnevugel jagt“, d. h. indem die Knaben umherziehen und mit Hämmern an die Thürpfoſten klopfen. In der Neumark heißt es, wenn man ſich am Karfreitag die Schuhe putzt, ſo wird man von keiner Schlange geſtochen. Eine ſchwäbiſche Geſchichte, die hierher gehört und bei Meier ſteht, lautet:

In der Rohrhalde bei Kiebingen befand ſich früher eine Meierei, in der es viele Schlangen gab. Es waren Ottern, armsdick, aber nicht giftig. Sie lagen im Hofe wie im Hauſe umher und ſogen oftmals den Kühen die Milch aus. Deshalb ſchickte man endlich nach einem Beſchwörer, der ſie fortſchaffen ſollte. Der ließ zuerſt die Bodenluke mit Bretern zunageln und hierauf darunter ein Feuer anzünden. Dann ging er ſelbſt auf den Boden, und nachdem er ſich hier in einen Kaſten verſteckt, machte er auf einer Pfeife den Ruf des Schlangenkönigs nach. Sogleich kamen alle Schlangen der Gegend herbeigeſchoſſen, liefen in die Scheune und wollten durch die Luke auf den Boden hinaufſpringen, von wo der Ruf herkam. Weil die Oeffnung aber verſperrt war, fielen ſie in das Feuer zurück und verbrannten. Hätten ſie den Mann bekommen, ſo würden ſie ihn umgebracht haben.

Die Hausottern gelten in Tirol für harmlos, und wer eine davon tödtet, der ſtirbt noch im nämlichen Jahre. In Oeſterreich darf man (Zingerle) den „Hausadern“ nichts zu Leide thun, da ſie Glück und Segen bringen und die von ihnen von Zeit zu Zeit abgelegte faſt ſilberweiße Haut eine heilende Wirkung hat. Manchmal zeigen ſie ſich mit einer gelben Krone auf dem Kopfe, und wer ſich die verſchaffen kann, der wird ſteinreich. Zu Stockerau in Niederöſterreich giebt es (Vernaleken) Nattern, die auf dem Kopfe ein ſilbernes Kränzchen tragen. Sie ſind aber ſehr ſelten und haben die Eigenheit, daß ſie ſich in jedem Jahre nur einmal baden und dann ſtets in einer Quelle, aus der an dieſem Tage noch kein Thier getrunken hat. Sie legen dann ihr Kränzchen neben dem Waſſer auf einen Stein, und wenn ſie die Quelle verlaſſen, ſo drücken ſie nur den Kopf auf das Kränzchen, und dasſelbe wächſt ſogleich wieder feſt. Iſt jemand ſo glücklich, es wegnehmen

zu können, während sie noch im Bade sind, so kann er damit nicht nur sein Hab und Gut erhalten, sondern es auch vermehren; denn wenn er diesen Schatz zu seinem Gelde thut, so kann er davon so viel ausgeben, als er will, ohne daß es abnimmt, und wenn er das Natternkränzchen auf sein Getreide wirft, so kann er davon so viel verkaufen, als er wegzufahren im Stande ist, ohne daß er irgendwelchen Abgang bemerkt. Die Wirksamkeit des Kränzchens hört mit dem Tode seines Besitzers nicht auf, es kann daher mit seinem Segen auf einen Andern übergehen, der letzte Inhaber desselben aber wird vom Teufel geholt.

Derselbe oder doch ein ähnlicher Glaube herrscht nicht blos in Oesterreich, sondern auch in den bayerischen und schweizerischen Alpen, in Schwaben und Sachsen und in ganz Norddeutschland und ist Veranlassung zu einer großen Anzahl von Sagen geworden, die sich mehr oder minder gleichen, und aus denen ich im Folgenden einige auswähle. Der Kern derselben ist, wie man leicht herausfindet, der Gedanke, daß einer Schlange eine Krone, ein Kränzchen, oder überhaupt ein Schatz geraubt wird, gewöhnlich während sie zu Wasser geht, bisweilen auch geschieht es zum Verderben des Räubers oder wenigstens des Letzten, der den geraubten Schatz besitzt. Damit aber erscheinen alle diese Schlangensagen als Nachklänge derjenigen, die uns erzählt, wie Sigurd oder Siegfried auf der Gnitahaide die den Hort behütende Schlange erschlägt, während sie vom Wasser kommt, und wie er dadurch den Schatz gewinnt, der ihm und jedem folgenden Inhaber bis zum letzten nach einiger Zeit den Tod bringt. Die Krone oder das Kränzchen der heutigen Sagen ist nichts Anderes als der Ring des Zwergs Andwari, der diesem sein Gold vermehrt hat, und an den Andwari den Fluch geknüpft hat, seinem Besitzer das Leben zu kosten. Wenn hier und da das eine Glied fehlt oder die dichtende Phantasie des Volkes Dieß oder Jenes umgebildet oder den und jenen Zug hinzugeschaffen hat, so darf uns dieß nicht irre machen, da sich derselbe Proceß bei allen Mythen beobachten läßt.

Die einfachsten Formen der Sage vom Raube der Schlangenkrone sind folgende: In den Ruinen der Duborg bei Flensburg lebt eine Schlange von blauer Farbe, die trägt eine Krone vom feinsten Golde. Sie läßt sich jeden Tag nur einmal und zwar Punkt zwölf Uhr Mittags, sehen, und wer ihr da die Krone rauben kann, der ist glücklich: der König bezahlt ihm sogleich zwanzig tausend Thaler Courant dafür; denn wer sie besitzt, der ist unsterblich. (Erinnerung an die Unverwundbarkeit Siegfrieds nach seinem Bad im Schlangenblute.) — Einst fanden Dorfmädchen bei Niederselk im Schleswigschen auf dem Felde einen Knäuel Schlangen, unter denen die größte, ihre Königin, eine goldene Krone trug. Da band eine von den Mädchen ihre Schürze ab und breitete sie auf den Boden. Alsbald kam die Schlange mit

der Krone herzugekrochen und warf sie auf die Schürze, worauf jene mit dem Schatze davon lief. Als die Schlangenkönigin dieß sah, schrie sie so entsetzlich, daß jene davon taub wurde. Die Krone aber verkaufte sie für vieles Geld. (Wie das Vorige nach Müllenhoff.) — Im Bremmenstein bei Iserlohn bewacht (nach Kuhn) ein verwünschter Graf in Schlangengestalt seine Schätze. Alle sieben Jahre um Mittsommer kroch früher der Wurm an drei aufeinanderfolgenden Tagen aus dem Berge hervor, um sich in einem damals im Osten desselben befindlichen Teiche zu baden. Er trug dann jedesmal eine Goldkrone auf dem Haupte, die er für den glücklichen Finder zurückließ. (Hier fehlt der Raub, aber die Schlange ist ein Mensch gewesen, und sie geht zum Wasser wie in der Fafnirssage.) — Ein Bauer aus dem schwäbischen Dorfe Derendingen hatte in der Steinlach eine Schlange gesehen, die, bevor sie in's Wasser stieg, die goldne Krone, die sie trug, am Ufer ablegte. Da gelüstete es ihn nach der Krone, und eines Tages ritt er hin, stahl sie und jagte davon. Die Schlange merkte den Raub und schoß hinter ihm her. Der Bauer aber wich ihr bald rechts, bald links aus und gelangte auf diese Weise glücklich vor seine Scheune, deren Thor er vorher hatte aufmachen lassen. Rasch ritt er hinein, die Schlange aber, die ihm auf den Fersen folgte, wurde von der Thür zerqaetscht, die der Knecht dicht hinter seinem Herrn zuschlug.

Zusammengesetzter erscheint dieselbe Sage im Meißnischen, wo man sie folgendermaßen erzählt. Es war einmal ein Bauernbursche, der hatte gesehen, daß in dem Flusse bei seinem Dorfe eine Schlange mit einer Krone badete. Er wußte, daß es die Schlangenkönigin und daß die Krone vom reinsten Jungferngolde war, und er wußte auch, wie er sie kriegen konnte. Er nahm ein rothes Tuch und einen Spiegel, setzte sich damit auf ein Pferd und ritt an die Badestelle, wo er das Tuch auf den Boden breitete und den Spiegel darauf stellte. Es dauerte nicht lange, so kam die Schlange, sah das Tuch, kroch darauf zu, blickte in den Spiegel und legte die Krone darauf ab. Dann ging sie in's Wasser. Der Bauernbursch aber raffte Tuch und Krone auf und ritt, so schnell er konnte, davon. Als die Schlange den Diebstahl gewahr wurde, stieß sie einen Pfiff aus, und sogleich sammelte sich um sie ein Heer von Schlangen, unter welchen auch fliegende waren, und mit denen sie dem Reiter nachsetzte. Schon hatten sie ihn fast eingeholt, da warf er seine Mütze ab, in die sich die Schlangen nun verbissen, bis sie sie ganz zerrissen hatten. Dann schossen und flogen sie ihm wieder nach, und zum zweiten Male hatten sie ihn beinahe erreicht, als er seinen Mantel fallen ließ, über den die Schlangen dann wieder herfielen, während der Bauernbursche so rasch sein Pferd laufen wollte, weiter ritt. Noch einmal waren sie dann dicht hinter ihm, und jetzt wickelte er die Krone aus dem Tuche und warf

dieſes hinter ſich, ſo daß die Schlangen noch einmal Halt machten, da ſie dachten, jetzt wäre die Krone gewiß darin. So entkam er mit dieſer und wurde dadurch ein reicher Mann. Sein Gold iſt ihm aber nicht gediehen.

In einer kürzeren Sage aus Wildbach an der Nagold (bei Meier) ſtirbt der Schlangenkönig aus Gram über ſeinen Verluſt. In mehreren ſüddeutſchen Erzählungen wird er von ſeinem Volke todtgebiſſen. Zu Schniſis in Vorarlberg mißlang der Diebſtahl, indem der Verfolgte die Krone ſelbſt, um ſich zu retten, wegwerfen mußte. Aehnlich erging es einem ſolchen Kronenräuber aus St. Georgen in Oberöſterreich, der von den Schlangen auf ſeiner Flucht eingeholt wurde und das ihn umringelnde Ungeziefer nur dadurch wieder los werden konnte, daß er ſeinen Raub herausgab. Ganz unglücklich lief der Verſuch, ſich der Krone zu bemächtigen, für den Räuber in einer Geſchichte ab, die ich wieder als charakteriſtiſch und mehrfach an die Urſage erinnernd mittheilen will.

Bei einem Dorfe an der ungariſch-ſteieriſchen Grenze iſt (nach Vernaleken) ein großer Sumpf, in welchem ſich früher viele Schlangen aufhielten, die unter der Herrſchaft einer Königsſchlange ſtanden. Dieſe war ein großes ſchön gefleckтes Thier, welche auf dem Kopfe eine Krone von Gold hatte, die ſie ablegen und wieder aufſetzen konnte, und welche die Eigenſchaft beſaß, daß der Gegenſtand, zu dem man ſie legte, nie weniger wurde, wenn man auch noch ſo viel davon wegnahm. (Gleich dem ſilbernen Natternkränzchen in Stockerau und gleich Andwaris Ring.) Dieß war im Dorfe bekannt, und ſo gedachte ſich ein dortiger habſüchtiger Bauernjunge, koſte es, was es wolle, in den Beſitz der Krone zu ſetzen. Zu dieſem Zwecke ſtellte er in der Nähe des Sumpfes einen Tiſch auf, breitete ein weißes Tuch darüber und ſetzte einen Topf mit Milch darauf. Dann verſteckte er ſich hinter einem Buſch in der Nähe, wo er ein ſchnelles Pferd bereit hatte. Nach einer Weile kam die Königsſchlange, kroch auf den Tiſch zu, legte ihre Krone auf das Tuch ab und begann die Milch zu verzehren. Als der Bauernjunge dieß ſah, ſchlug er das Tuch zuſammen und lief mit dieſem und der Krone nach ſeinem Pferde, mit dem er auf ſein Haus zujagte. Die Schlange rief durch ein lautes Pfeifen Hunderte von Ihresgleichen aus dem Sumpfe, mit denen ſie dem Reiter mit fürchterlichem Ziſchen nachſetzte. Als der Junge vor ſeinen Hof kam, ſchrie er laut, worauf ihm der Knecht das Thor öffnete und es dann gleich wieder verſchloß. Der Reiter ſtieg ab und dachte, er wäre jetzt in Sicherheit, als er aber ſeinem ſchweißtriefenden Pferde mit der Hand über den Rücken ſtrich, ſprang eine von den Schlangen, die ſich im Schwanze des Pferdes verborgen hatte, auf ihn zu und biß ihn in die Bruſt. Auf ſein Geſchrei eilte der Knecht herzu und tödtete die Schlange mit einem Meſſer. Dem jungen Bauer aber half das nichts, er ſtarb bald nachher unter großen

Schmerzen. Der Knecht nahm jetzt die Krone und legte sie zu seinem Golde, er wurde dadurch immer reicher, aber auch immer geiziger, und so vergrub er, als er sterben wollte, sein Geld sammt der Krone in einem Walde, der davon außerordentlich wildreich geworden sein soll.

Noch deutlicher wie hier erkennen wir in einer andern österreichischen Sage in der Schlangenkrone oder dem Natternkränzchen den das Gut seines jedesmaligen Eigenthümers vermehrenden, ihn aber schließlich verderbenden Zwergenring der Edda. Ein Bauer stiehlt ein Natternkränzchen, flieht, von den Schlangen verfolgt, zu einem Heiligenbilde, wird von einer alten Frau, die solch Ungeziefer bannen kann, gegen das Versprechen gerettet, ihr das „silberne Ringlein" zu geben, hält dann seine Zusage nicht und benutzt darauf das Kränzchen mit bestem Erfolg: seine Getreideböden sind immer gefüllt, und sein Geld geht nie zu Ende, bis ihm die Alte eines Tages das Kränzchen wegnimmt und seine Kraft nun ihrerseits ausbeutet, indem sie den Silberring auf ihren Schüttboden trägt. „Nachdem er hier eine Zeit lang ihr Korn gemehrt, versah sie's einmal und raffte ihn mit dem Getreide in den Sack, mit dem sie zur Mühle ging. Der Müller schüttete das Korn in die Gosse, als aber das Kränzchen mit hineinfiel, wollte sie gar nicht mehr leer werden. Der Müller wartete ein paar Stunden, als aber schon alle Säcke in der Mühle mit Mehl gefüllt waren, das Korn in der Gosse aber noch immer nicht abgenommen, hob er sie ab und sah nach. Er fand dabei das silberne Ringlein, erkannte, daß es ein Natternkränzchen war und that es zu seinem Gelde. Als die Alte kam und ihr Kränzchen haben wollte, leugnete er, etwas der Art zu haben, worauf die Frau fortging und vor Kummer und Verdruß starb. Der Müller wurde nun reicher und immer reicher. Da kam ihm der Gedanke, seinen Silberring statt zu seinem Gelde oder auf den Schüttboden lieber in die volle Gosse zu legen und zu mahlen. Das ging ein paar Tage ganz gut, und er wußte kaum, was er mit dem vielen Mehle anfangen sollte. Endlich aber kam das Kränzchen an die Oeffnung der Gosse, und auf einmal war es zwischen den Mühlsteinen, die es zu Staub zerrieben. Sogleich war die Gosse leer, und gleich nachher zog ein Gewitter herauf, und der Blitz schlug in die Mühle, die mit sammt dem Müller verbrannte."

An die oben angeführte Erzählung von den Eltern Scipios erinnert eine Sage vom Pillersee im nordöstlichen Tirol. An dessen Ufer setzte sich einst ein Bauer hin, um auszuruhen. Er machte sich dabei allerhand Gedanken, wobei ihm unter Anderm auch das Unglück durch den Kopf ging, daß er keine Kinder hatte. „Ach", seufzte er, „wenn mir doch der liebe Gott diesen Stein vom Herzen nehmen wollte, wie froh wäre ich da." Da kamen zwei Nattern aus dem See, und die eine gab dem Bauer ein weißes, die andere

ein rothes Krönlein. Das weiße ſollte er, ſagten ſie, ſeiner Frau bringen, dann würde ſein Wunſch erfüllt werden. Der Mann that, wie ihm geheißen, und nun bekamen die beiden Leute mit der Zeit mehrere Kinder und waren glücklich ihr Leben lang.

Auch in der folgenden Sage iſt bei der geſchenkten Krone vielleicht an Kinderſegen zu denken. Vor alten Zeiten lebte zu Bützberg im Kanton Bern ein Bauer, der ſeine Magd alle Tage nach einer Matte ſchickte, um die Kühe zu melken, und da kam immer eine große Schlange zu ihr und wollte von der Milch trinken. Die Magd erlaubte ihr das. Sie wurde dafür belohnt; denn als ſie ſich verheirathete, kam, während ſie beim Hochzeitsmahle ſaß, die Schlange langſam zur Thür herein und legte ihr eine prächtige goldene Krone vor die Füße.

Ganz dieſelbe Auffaſſung wie die, nach welcher man die Hausſchlangen in Rom in Stube und Kammer gewähren ließ, liegt der folgenden kleinen Geſchichte zu Grunde, welche unſere Großmutter (ſie ſtammte aus einem Dorfe bei Delitſch zwei Meilen nördlich von Leipzig) zu erzählen pflegte, und die nach Meier in Schwaben an mehreren Orten (Nagold, Rotenburg a. N. und Thieringen) localiſirt iſt. Eine Mutter gab ihrem kleinen Kinde Semmelmilch zu eſſen und ließ es dann mit ſeiner Schüſſel in der Stube allein, um in der Küche etwas zu beſorgen. Nach einer Weile wollte das Kind mehr haben, und als die Mutter hineinſah, fand ſie, daß die Milch aus der Schüſſel verſchwunden war, während von der eingebrockten Semmel noch verſchiedene Stücke übrig waren. Als ſie darüber ſchalt, ſagte das Kind, ein Vögelchen habe ihm eſſen geholfen. Die Frau gab ihm nun andere Milch und ging wieder in die Küche. Bald nachher hörte ſie das Kind in der Stube reden, und als ſie durch die Thürſpalte lauſchte, ſah ſie eine Schlange aus der Milchſchüſſel trinken. Das Kind aber ſchlug das Thier mit ſeinem Löffel auf den Kopf und ſagte: „Du mußt nicht immer Lappei eſſen, du mußt auch Brockei eſſen.“ Die Schlange aber that dem Kinde nichts zu Leide, und ſo ließ ſie auch die Mutter zufrieden.

Eine Verſchmelzung dieſer Geſchichte mit Zügen aus der von der Schlangenkrone iſt die Stuttgarter Sage, wo nicht die Mutter, ſondern der Vater dem Kinde und der Schlange vor der Milchſchüſſel zuſieht. Die Schlange trägt hier eine goldne Krone, und der Mann erbeutet dieſelbe, indem er ſich mit einem Beile herzuſchleicht und das Thier todtſchlägt.

Auch die Czechen haben Hausſchlangen, die bisweilen Kronen tragen, und denen man von Rechtswegen nichts zu Leide thun darf. Eine Frau aus Scheibradaun bei Neuhaus erzählte Vernaleken: Als ich noch ein Kind war, mußte ich jedesmal nach dem Melken die Milch in den Keller tragen, aber wenn ich ſie dann wieder heraufholen wollte, war immer die Hälfte von der Milch

unſrer beſten Kuh verſchwunden, und Niemand im Hauſe wußte, wo ſie hingerathen war. Das ging eine Weile ſo fort. Da kam ich eines Tages wieder in den Keller, und als ich die Thür aufmachte, ſah ich, wie eine große weiße Schlange ſich nach dem Sims, auf dem die Milchäſche ſtanden, hinaufwand, das Bret, mit welchem wir den mit der fetteſten und ſüßeſten zugedeckt hatten, in die Höhe hob und von der Milch trank. Als ſie mich gewahr wurde, entfloh ſie in ein Loch. Erſchrocken lief ich zu meinem Vater und erzählte ihm, was geſchehen. Er durchſuchte das ganze Haus nach der Schlange, konnte aber keine Spur von ihr entdecken, und man ſah ſie überhaupt nicht mehr, auch fehlte von jetzt an nie mehr ein Tropfen Milch. Ein alter Mann aber, dem mein Vater den Vorfall mittheilte, ſagte, das wäre die Hausſchlange geweſen, von denen jedes Haus eine hätte. Andere alte Leute des Ortes wußten noch Folgendes. Wenn eine Hausſchlange ſich zehn Jahre bei einer Familie aufhalten kann, ohne beleidigt oder erſchlagen zu werden, ſo wächſt ihr auf dem Kopfe eine goldene Krone, die aus den Blumen entſteht, welche die Schlange in dieſer Zeit gefreſſen hat. Dieſelben verwandeln ſich im Leibe des Thieres zu Gold, und daraus macht ſich dieſes die Krone ſelbſt. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang kommt es aus ſeinem Loche hervor und wartet, bis die Sonne einen kleinen Fleck beſcheint. Auf dieſen legt die Schlange die angefangne Krone und arbeitet ſo lange daran, bis die Sonne ganz aufgegangen iſt. Dann kriecht ſie mit der Krone in die Erde zurück, weil ſie den Tag nicht vertragen kann. Hat nun eine Schlange ihr zehntes Jahr erreicht, ſo iſt auch ihre Krone fertig, und nun fliegt ſie mit derſelben in die Hölle. Wer ſie ihr aber an dieſem Tage vor ihrer Flucht abnehmen kann, der hat ſein ganzes Leben hindurch Glück.

Eine Schweizerſage bringt die gekrönte Schlange mit der wilden Jagd in Verbindung. Wenn dieſe im Seethal von Hallwil erſcheint, um mit ihren geſpenſtiſchen Menſchen und Hunden die Wälder und Felder zu durchbrauſen und zuletzt ſich in den Bachtobel des Häſniloches zu ſtürzen und zu verſchwinden, wiſſen es die dort an der Bergſtraße wohnenden Leute immer voraus; denn es hat ſich dann am Tage zuvor unten am Seeufer eine große Schlange mit einem Goldkrönchen auf dem Kopfe ſehen laſſen. Man ſagt auch, daß hier ein Schloß von der Erde verſchlungen worden ſei, und daß ſich an der tiefen Grube, in die es verſunken, bisweilen ein Schatz „ſonne", der von einem ſchwarzen Manne gehütet werde und von einem Frohnfaſtenkinde gehoben werden könne. Eine andere Schweizerſage, wie jene von Rochholz mitgetheilt, läßt eine Schlange Gewitter vorausſagen. An ſehr heißen Sommertagen zeigt ſich am Wißmaidli-Brunnen bei Oberſachs im Aargauiſchen eine Schlange, die Augen wie Baumnüſſe und einen zundelrothen Kamm hat; bemerkt man ſie, ſo giebt es bald Blitz und Donner. Wer ſie ſieht, bekommt böſe Augen, ſie iſt ein ver-

wünſchtes Fräulein, welches Schätze zu verſchenken hat, wenn man ſie erlöſt. Dieß kann aber nur dadurch geſchehen, daß man der Schlange einen Nagel durch den Kopf ſchlägt und ihr die Haut abzieht wie einem Aal.

Häufig ſind in den deutſchen Sagen ſolche Jungfrauen in voller oder halber Schlangengeſtalt, welche Schätze bewachen und auf die oder jene Weiſe erlöſt ſein wollen. Dahin gehört die nieſende Schlange bei Meier, von der man in Heubach Folgendes erzählt. Im Walde zwiſchen Heubach und dem Dorfe Lauterburg traf ein Glaſer, der oft in letzterem zu thun hatte, wiederholt eine bunte Otter, die nieſte jedesmal, wenn er vorbeikam, wie ein Menſch, und zwar immer drei Mal. Stets fand er ſie an derſelben Stelle bei einer Eiche, niemals aber getraute er ſich zu dem dreimaligen Nieſen etwas zu ſagen. Endlich erzählte er die Sache ſeinen Kameraden, und die meinten, das ſei wohl keine gewöhnliche Otter, er ſolle doch den Pfarrer fragen, was hier zu thun ſei. Er ging denn auch zu dem und erhielt den Rath, wenn er die Schlange wieder nieſen höre, „Gott helf!“ zu ſagen. Nun machte er ſich eines Tages mit mehrern Begleitern auf den Weg nach dem Platze, wo er der Otter gewöhnlich begegnet war, und als ſie noch ein Stückchen bis dahin hatten, blieben ſeine Gefährten zurück und ließen ihn allein weiter gehen. Als er der Schlange anſichtig wurde und ſie nieſen hörte, ſagte er: „Gott helf!“ Sie nieſte wieder, und abermals wünſchte er ihr Gottes Hülfe. Sie nieſte nun nochmals, aber als ihr der Glaſer darauf wieder „Gott helf!“ zugerufen, kam ſie ganz feurig am Leibe mit großem Geraſſel auf ihn zugeſchoſſen und jagte ihm damit eine ſolche Furcht ein, daß er davon lief. Die Schlange fuhr hinter ihm her und rief: „Ich thue Dir nichts zu Leide, nimm mir nur das Schlüſſelbund ab, das ich an der Kette da am Halſe trage, doch thue es nicht mit bloßer Hand. Hernach folge mir, ich werde Dir den Weg zu einem großen Schatze zeigen und Dich glücklich machen.“ Allein er ließ ſich nicht halten. Und als ſeine Kameraden ihn laufen ſahen, flohen ſie ebenfalls über Hals über Kopf. Darauf ſagte die Schlange traurig: „Ach, jetzt muß ich noch ſo lange ſchweben, bis jener kleine Eichbaum groß geworden und eine Wiege aus ſeinem Holze gemacht iſt! Erſt durch das Kind, welches man da hineinlegt, kann ich erlöſt werden.“ Der Pfarrer tadelte den Glaſer, daß er ſein Erlöſungswerk nur halb vollendet und nicht auch die Schlüſſel genommen habe. Uebrigens ſtarb der Mann vier Wochen ſpäter. Der kleine Eichbaum iſt aber inzwiſchen groß und ſtark geworden, da er indeß noch nicht umgehauen iſt, wird der Geiſt wohl noch umgehen müſſen.

In dieſelbe Klaſſe von Erzählungen gehört die von Rochholz nach einer alten Chronik mitgetheilte Geſchichte von der Schlangenjungfrau im Heidenloche zu Augſt oberhalb Baſel, die oben Weib und unten Wurm iſt und in

einem Berge wohnt, deſſen Eingang nur ein reiner Junggeſell findet (man erinnere ſich an das Opfer der Jungfrau in der Höhle der Schlange im Hain der Juno Sospita). Wenn er ſie drei Mal küßt, ſo iſt ſie erlöſt und der ihr anvertraute Schatz ſein eigen. Im Jahre 1520 ſei, ſo erzählen die Chroniken, ein einfältiger ſtammelnder Schneider aus Baſel, Namens Linnimann, mit einem geweihten Wachslichte in die Höhle hineingegangen und weiter gekommen als jemals einem anderen Menſchen möglich geweſen. Der habe dann von wunderlichen Dingen, die ihm begegnet, zu reden gewußt. „Erſtlich habe er eine eiſerne Pforte angetroffen und darnach aus einem Gewölbe in das andere und endlich durch etliche ſchöne gar luſtig grünende Gärten gehen müſſen. In der Mitten ſei ein herrlich und wohl gebautes Schloß oder Fürſtenhof geſtanden, in welchem eine gar ſchöne Jungfrau mit menſchlichem Leibe bis unter den Nabel geweſen, welche auf ihrem Haupte eine Krone von Gold getragen und ihre Haare fliegen laſſen. Unter dem Nabel habe ſie wie eine greulige Schlange ausgeſehen, ſie habe ihn bei der Hand genommen, zu einem eiſernen Kaſten geführet, auf welchem zween ſchwarze bellende Hunde gelegen, vor welchen niemand zu dem Kaſten gehen dürfen. Die Jungfrau aber habe dieſelbigen alſo geſtillet, daß er ohne alle Hinderniß hinzutreten können. Nach dieſem habe ſie ein Bund Schlüſſel, die ſie am Hals getragen, abgenommen, den Kaſten aufgeſchloſſen, allerlei güldene, ſilberne und andere Münzen darausgenommen, von welchen ſie ihm aus ſonderbarer Freigebigkeit ziemlich viel geſchenkt, welche er auch mit ſich aus der Kluft gebracht, wie er denn dieſelbigen gewieſen und ſehen gelaſſen. Die Jungfrau hat ihm geſagt, ſie wäre aus königlichem Stamm geboren und in ein ſolches Ungeheuer verflucht worden; ſie hätte auch keine andere Hoffnung, erlöſt zu werden, als wenn ſie von einem Jüngling, der ſeiner Jungfrauſchaft halben unverletzt wäre, dreimal geküſſet würde. Alsdann würde ſie ihre vorige Form und Geſtalt wiederum erlangen, und wollte ſie hingegen zur Dankbarkeit den ganzen ſelbiger Orten verborgenen Schatz dem, der ſie erlöſte, geben und überantworten. Er ſagte auch, er hätte die Jungfrau allbereits zweimal geküßt, darüber ſie ſich beidemal vor großer Freude und gefaßter Hoffnung der Befreiung von dem über ihr ſchwebenden Fluche mit ſo greuligen Geberden erzeiget, daß er ſich gefürchtet, ſie werde ihn lebendig zerreißen. Inzwiſchen (d. h. zwiſchen dem zweiten und dritten Beſuche und Kuſſe) habe ſich begeben, daß ihn etliche ſeiner Geſpane mit ſich in ein Frauenhaus genommen, in dem er ſich mit einem Weibe in ſolcher Weiſe eingelaſſen, daß er nachgehends den Eingang dieſer Kluft nicht mehr finden, viel weniger in dieſelbe wiederum hinein kommen können, welches er zum oftermal mit Weinen geklaget."

Ich laſſe nun zunächſt noch zwei ſchwäbiſche Sagen aus Meiers Sammlung folgen, von denen uns die erſte die Schlange in der etwas ſeltſamen Rolle einer Wächterin bei dem dritten Gebote zeigt, während von der zweiten nur zu ſagen iſt, daß ſie auch in Sachſen erzählt wird.

Etwa drei Stunden von Stein an der Donau wohnte eine reiche Bauerswittwe, die bei den dortigen Leuten in ſehr ſchlechtem Rufe ſtand. Einſt ſchickte ſie am Pfingſtmontage ihre Magd auf die Wieſe, um Gras für das Vieh zu holen. Kaum aber hatte dieſe zu graſen angefangen, ſo erſchien vor ihr eine große Schlange, die ihr befahl, ſogleich nach Hauſe zu gehen, da man an einem Feiertage keine Dienſtbotenarbeit verrichten dürfe. Als die Magd dieß hörte, lief ſie eilends in das Haus und erzählte es ihrer Frau. Dieſe aber ſchalt ſie eine faule Dirne, die ihr etwas vorlüge, weil ſie nichts thun wolle, und ſagte dann, ſie werde mit ihr nach der Wieſe zurückkehren, damit ſie ihre wunderbare Schlange auch ſehe. So gingen ſie denn miteinander auf die Wieſe, und die Bäuerin fing an, Gras zu ſchneiden. Da aber war augenblicklich die Schlange wieder zur Stelle und gebot ihr, aufzuhören, wo nicht, ſo ſolle ſie ſchwer zu büßen haben. Als jene dieſe Drohung hörte, wurde ſie zornig und wollte mit der Sichel nach der Schlange hauen. Kaum aber hatte ſie dazu ausgeholt, ſo ſprang ihr der Wurm an die Bruſt und ringelte ſich ihr um den Hals. Jetzt war die Bäuerin voll Angſt und Schrecken und verſprach, das Weitergraſen ſein zu laſſen und nach Hauſe zu gehen. Die Schlange aber antwortete: „Jetzt iſt es zu ſpät, Du mußt mich hinfort ſieben Jahre am Halſe tragen.“ So geſchah es denn auch, und die Frau mußte ſich in ihr Schickſal fügen. Als die ſieben Jahre aber bald um waren, erkrankte ſie, und am Morgen des Pfingſtmontags war ſie todt. Von der Schlange aber war nichts mehr zu ſehen.

Im vordern Schwarzwalde war eine Magd, die hatte beim Waſſertrinken eine ganz kleine Schlange verſchluckt, (in Sachſen iſt ſie ihr, als ſie beim Grasmähen auf einem Heuhaufen ſchlief, in den offenſtehenden Mund gekrochen) wovon ihr der Leib allmählich ſehr anſchwoll; denn die Schlange blieb bei ihr und wurde immer größer. Mittags aber, wenn die Magd die Kühe molk, überfiel ſie jedesmal eine ſolche Müdigkeit, daß ſie eine Weile die Augen ſchließen und ſchlafen mußte. Dann kam die Schlange aus ihrem Munde heraus, trank von der warmen Milch im Eimer und kroch, wenn ſie genug hatte, wieder in das Mädchen hinein, worauf dieſe alsbald erwachte. Endlich merkten die Hausleute, wie die Sache ſich verhielt, paßten auf und ſchlugen die Schlange todt, und die Magd verlor nun ſogleich ihren ſtarken Leib.

Ich ſchließe mit einigen Nachträgen. Im kärnthener Leſachthale glaubt man, die Königsſchlange lege ihr Krönlein auf ein rothes Tuch ab, das

man mit frischem Brote an ihrer Badestelle hinbreite. Zu Veltheim im Aargau schütten die Schlangen, bevor sie in's Wasser gehen, ihr Gift auf einen Stein am Ufer aus, und nimmt man es ihnen dort weg, so müssen sie sterben. Zu Vouvry im Kanton Wallis gab es eine fliegende Viper, die sich in die Fässer der Keller hineinbohrte und den Leuten ihren rothen Wein austrank. Als sie einmal an der Rhone schlief, stahl ihr ein Bauer den Edelstein, den sie im Kopfe trug. Zuvor hatte er daheim ein Faß inwendig mit Nägeln ausgeschlagen, und als ihn die Schlange nach dem Raube verfolgte, lief er auf dieses Faß zu, in welches jene, da es Wein enthalten hatte, hineinschoß und sich an den Spitzen der Nägel verblutete. Nach einer von Stöber mitgetheilten elsässischen Sage hat die Juraschlange im Auge einen Karfunkel. Selbst die Lappen kennen nach Castrén den Schlangenstein, und merkwürdiger Weise hat er bei ihnen eine Eigenschaft, welche die oben erwähnten Schlangeneier bei römischen Processen gehabt zu haben scheinen. Alljährlich einmal versammeln sich die Schlangen mit ihren Häuptlingen zu einem Thing, bei dem jeder Unterthan Anträge stellen kann und die Häuptlinge Recht sprechen. An der Stelle des Things aber findet man dann den sogenannten Gerichtsstein, der dem Finder bei Klagen vor dem Richter gute Dienste leistet. Sagen von verwünschten Jungfrauen, die in Schlangengestalt Schätze hüten und auf Erlösung harren, giebt es im Harz und in Westphalen, in Sachsen, Thüringen und Hessen an vielen Orten.

In der Mark heißt es, wer eine Schlange mit in's Bett nimmt, wird viel Glück haben. Wer in Tirol einen Blindschleichenkopf mit in sein Gewehr ladet und in die Luft schießt, trifft alles Wild, das ihm aufstößt. Nach dem Glauben des Volkes in Tirol wohnt, wie Zingerle berichtet, unter den Haselnußsträuchen, auf denen eine Mistel wächst, eine kleine weiße oder buntfarbige Schlange, der Haselwurm, er nährt sich von den Haselblättern, in die er die kleinen Löcher beißt, die man auf ihnen antrifft. Wer ihn fängt und von ihm ißt, oder ihn bei sich trägt, der erwirbt sich allerhand Zauberkräfte: er kann sich unsichtbar machen, kann Schätze finden und heben und die Kräuter davon reden hören, wozu sie gut sind. In Ostpreußen lautet ein Spruch, mit welchem man Leute beschwört, die von einer giftigen Schlange gebissen worden sind: „Du Schlange, Du Otterschlange, von wannen bist du geworden? Von einer Weide. Zu einer Weide sollst du wieder werden. Ich will ja beißen nicht mit meiner Macht, sondern mit Gottes und Christus des Herrn Macht, daß es dir nicht soll schaden vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Aus dem Leben eines Pompejaners.

II.

Von Dr. R. Schoener in Rom.

Meine Aufmerksamkeit lenkte sich nun auf eine Werkstätte, aus der ich Gesang und griechische Laute hörte. Ich trat näher und sah über eine niedrige marmorne Brüstung in ein großes Zimmer, das erhellt wurde durch eine Anzahl hängender Lampen und dessen Wände ganz verdeckt waren durch eine Menge von Metallarbeiten, welche theils tiefdunkel sich von dem hellen Hintergrunde abhoben, theils im Scheine der Lichter flimmerten und blitzten. In dem Zimmer aber arbeiteten zwei junge Männer, deren edel-schönen Zügen man, auch ohne die griechischen Laute zu vernehmen, angesehen hätte, daß sie hellenischen Stammes, und auch, daß sie nicht blos geschickte Handwerker, sondern begeisterte Künstler waren.

Der Eine stand im Hintergrunde des Zimmers über einen Ambos gebeugt und hämmerte feine Blättchen blinkenden Silbers, die er zuweilen prüfend auf einen vor ihm stehenden schön geschwungenen Dreifuß legte, um zu beobachten, wie sie sich, in denselben eingelegt, ausnehmen würden. Er sang ein Anakreontisches Liebeslied vor sich hin, in dem er sich zuweilen unterbrach, um ein paar scherzende Worte an seinen Gefährten zu richten, die dieser gewöhnlich nur halblaut und mit geringer Aufmerksamkeit erwiederte.

Der Zweite der Künstler stand an einem Werktisch in der Mitte, der von einer Hängelampe hell beleuchtet wurde. Vor ihm stand ein Werk, an das er jetzt die letzte Feile anzulegen schien. Er hielt einen Griffel in der Hand, mit dessen Spitze er zuweilen einen leichten Strich an der Figur ausführte, worauf er die Rechte wieder sinken ließ, mit der Linken das Werk aufhob oder wendete und es sinnend betrachtete, wobei ein Strahl von freudiger Genugthuung seine feinen Züge und das tiefe dunkle Auge erhellte. — Jetzt stellte er das Bild in die Mitte des mit Werkzeugen bedeckten Tisches, so daß es voll beleuchtet ward, trat einige Schritte zurück, um es zu überschauen, und rief aus:

„Dank sei der Athene und den Chariten; es ist vollendet und mich dünkt, es ward nicht übel! — Schau' her, Hegesistratos! Meinst du, daß der alte Clodius zufrieden sein wird?"

Der Gerufene warf eilig Hammer und Grabstichel bei Seite, trat neben seinen Gefährten und rief, nachdem er einige Zeit in staunender Bewunderung gestanden, mit leuchtenden Augen aus:

„Bei der großen Mutter der Götter! Dergleichen ist in Pompeji noch nicht gefertigt worden, und du bist der Athene ein feistes Böcklein schuldig,

Mneſias! — Wenn aber Clodius jetzt nicht zufrieden iſt, ſo verdient er nichts mehr von deiner Hand zu ſehen! Wahrlich, der jugendliche Dionyſos ſelbſt ſcheint es zu ſein, den du auf den nyſäiſchen Auen belauſcht haſt.“ —

Es war in der That ein Kunſtwerk von wunderbarem Liebreiz, das aus der Hand des atheniſchen Künſtlers hervorgegangen war: die Statue eines jugendlichen Faunes, der in lauſchender Stellung daſtand. Aus Bronze gebildet und kaum zwei Schuh hoch zeigte der unbekleidete Körper in Haltung, Formen und Linien eine unübertreffliche Anmuth, und das kunſtvolle Spiel der Glieder ließ ihn, wenn ein leichtes Flackern der Flamme einen Schatten über ihn gleiten ließ, faſt lebend erſcheinen. Der Künſtler hatte ihm nicht die Stirnhörnchen, die zugeſpitzten Ohren oder andere Kennzeichen der walddurchſtreifenden Faune gegeben; er hatte ihn wie einen ſchönen Jüngling in der zarten Blüthe des Ueberganges aus dem Knabenalter gebildet, in welchem etwas weiblich Zartes und Weiches in den Formen noch der Ueberwindung durch männliche Kraftentwickelung harrt, aber doch ſchon die Männlichkeit ſich ahnen läßt. Nur ein Epheukranz ſchlang ſich durch ſein kurzlockiges Haar, und über der linken Schulter hing ein Ziegenfell. Die linke Hand war in die Hüfte gelegt, die rechte aber mit ausgeſtrecktem Zeigefinger erhoben und das Haupt nach dieſer Seite leiſe geneigt, wie bei Einem, der auf ferne Töne horcht. So war der ganze Körper leicht nach rechts geſenkt. Der eine Fuß war vorgeſtreckt, wie wenn der Lauſcher plötzlich den Schritt gehemmt hätte.

Iſt es die klagende Stimme der Echo, der er ſo ſelbſtvergeſſen lauſcht? Iſt es der Thyaſus des Dionyſus oder der Geſang und das fröhliche Lachen der Nymphen? — Liebliche Töne müſſen es ſein; denn er hat alles Andere vergeſſen, und ſeine ganze Seele ruht jetzt in dem Ohr. Die Züge des lieblichen Antlitzes wie die Haltung des reizenden Körpers drücken nur reine Hingabe an den Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit aus. — Dazu ſind die Formen ſo zart und elaſtiſch gebildet, die Oberfläche des Körpers ſo durchſichtig, die Linien ſo graziös geſchwungen, ſo fließend und voller Bewegung, daß man faſt irre daran wird, daß die Geſtalt aus dunkelm Erze gebildet ſein ſolle. —

Lange beſchauten die beiden Künſtler prüfend das Werk von allen Seiten; aber ſie fanden nichts mehr zu ändern und zu beſſern.

„Willſt du den Proconſul noch dieſen Abend überraſchen, Mneſias?“ fragte der Jüngere. „Ich brenne vor Begierde zu wiſſen, ob er nun beſſer von der Kunſt in Pompeji denken und aufhören wird, uns die herkulanenſiſchen Bildner als unerreichbare Muſter zu rühmen.“

„Ich wünſchte vor Allem“, entgegnete der Andere, „daß er mein Werk würdig fände, neben der herrlichen Nymphe des Praxiteles zu ſtehen, die er

aus Epheſus mitgebracht und die er als den Gipfel der Kunſt preiſt. — Auch die ſchöne Clodia (hier warf der Sprecher einen ſchalkhaften Blick auf ſeinen Freund), die letzthin mit dem Vater in Kleinaſien geweſen, iſt dieſer Meinung, und da es darauf ankommt ſie umzuſtimmen, ſo ſollteſt du ſtatt meiner der Ueberbringer ſein."

„Damit ihre Spötterzunge deinem Werke einen Makel anhänge, weil ſie glauben wird, es ſei das meine!" fiel Hegeſiſtratos ſchnell ein. „Hat ſie nicht, wie der Alte, behauptet, die pompejaniſche Kunſt gehe immer leihen bei der griechiſchen und könne keine ſelbſtändige Idee oder Form mehr hervorbringen? Hat ſie mir nicht, als ich ihr das letzte Schmuckkäſtchen mit einem Gedichte brachte, geſagt, der gute Anakreon habe gewiß nicht geahnt, daß ſein Liedchen von der attiſchen Biene noch einmal auf campaniſches Wachs werde geſchrieben werden? — O, ſpröde Clodia, wir Dichter und Künſtler vom „ſchilfumſäuſelten Sarno" haben nicht nöthig, den Alten etwas zu entwenden!"

„Gemach, gemach!" fiel Mneſias lächelnd ein; „ich kenne Einen, der dem alten Clodius noch heute ſein reizendſtes Beſitzthum entwenden würde! — Und auch von den alten großen Meiſtern müſſen wir Nachgebornen entlehnen, mögen wir wollen oder nicht. Meinſt du, daß mein Faun geworden wäre, wenn ich nicht des Praxiteles ambroſiſche Geſtalten geſehen, wenn mir nicht ſein Eros und Dionyſos, ſein Himeros und Apollon wechſelsweiſe vor der Seele geſchwebt hätten?"

„Wohl", entgegnete der Gefragte; „aber dennoch iſt dein Faun nicht dem Praxiteles entlehnt, ſondern er iſt ein neues Werk deines Geiſtes, wie mein Gedicht aus meinem Geiſte war, und weder der alte Clodius, noch ſeine ſtolze Tochter ſollen mir diesmal die Alten über die Neuen ſtellen, ohne daß ich ihnen wie ein Athener die Wahrheit ſage! — Machen wir uns alſo auf den Weg. Er wird gerade beim Abendeſſen ſein und ladet uns vielleicht noch zu einem Becher Chiers."

„Oder zu einem Spaziergange im Garten, von wo man auf den Söller der Frauen hinaufblicken kann, was noch weit über eine ganze Amphora des beſten Chiers geht", fügte Mneſias mit neckendem Gelächter hinzu. „Nun ſo gehen wir denn. Aber hüte dich zu verrathen, daß das Werk aus unſerer Werkſtatt iſt. Ein Freund hat es aus Athen mitgebracht; es ſtammt aus des Praxiteles oder Skopas Schule. Wie werden wir über den Alten mit ihm ſelbſt und der ſchönen Clodia lachen, wenn er uns dann wieder bewieſen haben wird, daß ſolches Werk nur „die braven ſeßhaften Alten" fertigen konnten!"

„Heute zeigen wir ihm", rief mit blitzenden Augen Hegeſiſtratos, was das „wandernde Volk" vermag, und daß die Kunſt nicht an Zeit und

Stätte gebunden ist. Ha, das wandernde Künstlervolk wird sich heute über den Prokonsul Clodius lustig machen!"

Während dieses Gespräches hatte Mnesias seine Statuette auf dem niedrigen schön geformten Piedestal vollends befestigt und bereitete jetzt breite Streifen Bastes, um die Figur darin einzuhüllen, während sein Gefährte begann, die Lichter in der Werkstätte zu löschen.

Nur noch einen flüchtigen Blick konnte ich deshalb auf die zahlreichen anderen Gegenstände werfen, welche dieselbe erfüllten. Im Hintergrunde standen hohe Kandelaber mit zahlreichen Armen, deren jeder in anderer Weise verziert war, ohne daß doch die Harmonie gestört wurde; schöne Dreifüße mit allerlei Thierbildern ausgeziert, und bronzene Tische, Sessel und Lagerpfosten, von zierlichen Ornamenten ganz bedeckt. An der einen Seite sah man eine Reihe von getriebenen Büsten berühmter Männer, auch andere, welche Porträts von Lebenden zu sein schienen. Darüber hingen an der Wand die zierlich gearbeiteten kleinen Oellampen von der gleichen Form, wie die mehr üblichen thönernen, aber jede in anderer Art mit Geschmack und künstlerischem Sinne ausgeschmückt, wenn mein schneller Blick sich nicht täuschte. Derselbe künstlerische Geschmack ward auch an den Hausgeräthen nicht vermißt, die in großer Zahl auf der andern Seite, auf Wandbrettern, auf dem Boden und auch noch auf dem Verkaufstisch am Eingange sich befanden. Da sah man gehenkelte Eimer, Töpfe und Schüsseln mit ciselirtem Rande, Becher, Weinkrüge und Kannen der verschiedensten aber stets anmuthigen Form, Trinkschalen mit erhabenen Bildern und Rankenverzierungen und Spiegel mit eingravirten Zeichnungen. Selbst Beschläge für Thüren, Lagergestelle und Truhen; Kochmaschinen, Löffel und Teller; große und kleine Waagen, ärztliche Instrumente, Spielwürfel, Thürgriffe, Schlösser u. s. w. — Alles war mit sinniger Anwendung schöner Formen und Ornamente zu Kunstwerken gemacht worden. Wohl haben die Künstler Recht, — dachte ich bei mir — wenn sie auf die Kunst Pompeji's stolz sind, denn sie hat es verstanden, an den kleinen Gegenständen des täglichen Gebrauches alle die schönen Elemente der hellenischen Kunst in den bescheidensten Haushalt einzuführen.

Das letzte Licht verlosch in der Werkstätte; die beiden jungen Männer traten auf die Straße und wendeten sich der Richtung zu, aus der ich hergekommen war. Noch kurze Zeit vernahm ich ihr lebhaftes Gespräch; dann war Alles wieder still um mich, so daß ich schneller weiter eilte, um wieder Zeichen des Lebens zu begegnen.

Aber bald ward mein Schritt von Neuem gehemmt, und zwar durch eine Scene, die in der Schweigsamkeit, mit der sie vor sich ging, während schon die ganze Stadt in die Ruhe des Abends versank und kein Laut

aus der Umgegend hereintönte, einen feierlichen und feſſelnden Eindruck machte.

Ein rother Lichtſchein leuchtete mir entgegen, als ich in eine breite gerade Straße einbog, und ich ſah eine nicht geringe Gruppe von Perſonen ſchweigend um ein flackerndes Feuer ſtehen. Dasſelbe brannte auf einem am Straßenrande befindlichen Altar, über und neben welchem auf der Hauswand Gemälde angebracht waren, wie ich ſie ſchon mehrfach bemerkt, und den ein kleines Wetterdach überragte. Unten war auf beiden Seiten je eine mächtige gelbbraune Schlange gebildet, die in großen Windungen ſich auf den Altar zuringelten und die Köpfe züngelnd nach demſelben erhoben. Die ſchuppigen Hälſe und die mit einem rothen Kamm ausgezeichneten Köpfe waren erhaben gebildet und mit Gold überzogen, das im Scheine des Feuers blitzte. In der Flamme lag ein vielſchuppiger Pinienzapfen, der kniſternd brannte, nebſt zwei Eiern ſowie einer Handvoll kleiner Früchte wie Nüſſe, Mandeln u. dgl., und ſoeben ward von einem Manne, der mit hinterwärts verhülltem Haupte vor dem Altar ſtand, eine Spende dunkeln Weines aus einer ehernen Schale darüber ausgegoſſen, ſo daß die Aſche ziſchend aufflog.

Drei andere Männer in Amtstracht und eine Anzahl anderer Perſonen ſtanden in andächtiger Theilnahme in der Nähe, und auch wer ſich zufällig näherte, blieb ſchweigend ſtehen. Die Viermänner, welche die Aufſicht über die Wege und den Straßenverkehr führten, brachten den Lares compitales, den Schutzgeiſtern der Straßen, ein Opfer dar. — Die Bilder der Laren befanden ſich oberhalb des Altars gleichfalls in bunten Farben auf die Wand gemalt: Zwei Jünglinge in kurzer gegürteter Tunika, Stiefel an den Füßen, das Haupt bekränzt, in der einen Hand den Eimer, in der andern das Trinkhorn.

Als die Flamme niedergebrannt war, entfernten ſich Alle, indem ſie Segensſprüche mit einander wechſelten, und die Diener der Viermänner trugen die geſammelte Aſche in einem Kruge davon. —

Es war ſtiller geworden in den Straßen. Nur zuweilen begegnete mir ein einzelner von der Arbeit heimkehrender Mann, ein eiliger Sklave, der wohl einen Botengang that, oder eine verhüllte weibliche Geſtalt, die flüchtig im Schatten der Häuſer entlang huſchte. — Im Innern der Wohnungen war es belebter. Aus den Fenſtern der oberen Stockwerke, die unverſchloſſen und vielfach unverſchließbar waren, hörte ich muntere Frauenſtimmen; auch ließ ſich manches dunkelumrahmte Geſicht an den Oeffnungen ſehen. Aus vielen Häuſern auch tönte Geſang und Saitenſpiel, ohne daß man in das abgeſchloſſene Innere einen Blick hätte werfen können. —

Ein junger Sklave ſchritt eilends vor mir her und trat, nachdem er einen ſpähenden Blick um ſich geworfen, in die ſchmale Hinterpforte eines

großen Hauſes, durch die man in den Garten blicken konnte. Bald darauf hörte ich Geflüſter und vernahm, indem ich Halt machte, um die Sprechenden nicht zu ſtören, die von einer weiblichen Stimme geſprochenen Worte:

„Warum kamſt du geſtern nicht, Creſcens? Ich habe dich erwartet, bis Orion hinter der Jupitercella verſchwunden iſt.“

„Erſchrick nicht, Antonia“, ließ die andere Stimme ſich vernehmen, „daß nicht der Erwartete vor dir ſteht. Crescens ſendet mich, dir zu ſagen, daß er der unglücklichſte der Menſchen iſt, da er weder heute noch morgen dich zu ſehen Hoffnung hat. Der Herr hat ihn geſtern im Arbeitszimmer ertappt, wie er des Theokritos Gedichte las und hat ihn zur Strafe für drei Tage in die Mühle geſchickt, wo der Arme bis Mitternacht den Stein drehen muß.“

„O, der Grauſame!“ rief das Mädchen faſt ſchluchzend. „Möchte es doch wahr werden, daß Capella den Crescens an meine Herrin verkauft. Hier könnte er beim Abſchreiben die griechiſchen Dichter leſen, ſo viel ihm beliebt. — Aber ſehen will ich ihn doch. Sage ihm, daß er komme, ſobald er die Mühle verlaſſen; er findet mich im Garten am Lararium. Dank dir, Fumialus, du haſt dich wohl um uns verdient gemacht.“

Was weiter geſprochen ward, entging mir, da die Stimmen gedämpft wurden. Der Zufall wollte, daß ich weitergehend mich bald überzeugen konnte, daß die Sache ſich verhielt, wie der junge Sklave angegeben. Ich gelangte zu einem großen marmorartig bemalten Hauſe, in deſſen unterem Geſchoß ſich mehrere Werkräume und Läden zeigten, während das obere Stockwerk mit Balkonen und kleinen jetzt hell erleuchteten Glasfenſtern verſehen war. Zahlreiche auf die Mauer gemalte Inſchriften, in denen ſich der Name des Caecilius Capella wiederholte, gaben mir die Gewißheit, daß ich deſſen Beſitzung vor mir habe, und auch den Sklaven Creſcens erblickte ich bald, einen jungen Mann von wenig kräftigem Körperbau und feinen blaſſen Geſichtszügen, den die harte Arbeit offenbar aufs Aeußerſte anſtrengte. In einem kleinen Hofe, deſſen Hintergrund ein Backofen bildete, befanden ſich auf flachen cylinderförmigen Poſtamenten drei ſteinerne Mühlen, deren zwei von je einem Eſel, die dritte von dem Sklaven in Bewegung geſetzt wurde, was bei der Einrichtung der Mühlen nicht ohne ſtarken Kraftaufwand möglich war. Auf dem Unterbau nämlich befand ſich ein Kegel aus Lavaſtein, über welchen ein genau anſchließender beweglicher Doppeltrichter, gleichfalls aus Lava, geſetzt war. In die obere Oeffnung war das Getreide eingeſchüttet, das nun langſam abwärts glitt und zwiſchen der Wand des unteren Hohlkegels und dem feſtſtehenden Steine zermalmt wurde. Der obere Stein hatte zwei viereckige durchbohrte Anſätze, in welche eine Zugſtange eingelaſſen war, und an dieſer drehte nun, im Kreiſe ſchreitend wie die Thiere, der Sklave den

knirschenden Steintrichter, und sein Gewand und Antlitz wurden bestäubt von dem auffliegenden Mehle. —

Lauter Jubel ertönte vom Ende der Straße her. Mit Laternen und Fackeln erschien ein Trupp von Sängern, Tänzern und Tänzerinnen, die letzteren hochaufgeschürzt, alle in bunten Gewändern, Blumen im Haar und mit Saiten- und Blasinstrumenten versehen, denen sie unter lautem Gelächter und Stimmengewirr schrille Töne entlockten. Sie zogen vorüber und traten in ein unsern gelegenes Haus ein, über dessen Thür eine riesige Marke zwischen zwei bunten Laternen hing, die im Luftzuge schaukelten.

Die Thür hatte sich wieder geschlossen, und ich stand vor der Schwelle, die Buchstaben betrachtend, welche in bunter Mosaik in das Trottoir eingelegt waren und sich hell von dem dunkeln Boden abhoben. Sie bildeten das Wort Have — Sei gegrüßt — und die Eintretenden hatten, es erblickend, sich scherzend laut diesen Gruß zugerufen.

Plötzlich fühlte ich mich leicht an der Schulter berührt, und vor mir stand ein Greis von hoher Gestalt, in eine weiße purpurgesäumte Toga gehüllt, der zu mir sprach:

„Sei gegrüßt, Fremdling, und tritt ein in mein Haus. Die Penaten werden dich willkommen heißen an meinem Herde. Aber schweige, denn der Mund des ägyptischen Knaben ist bereit sich zu öffnen."

Ohne zu wissen, was die letzten Worte zu bedeuten hatten, folgte ich meinem Führer, der mir auf der Straße voranschritt bis zu einer zweiten größeren Pforte desselben Hauses, die von zwei mächtigen granitnen Säulen eingeschlossen und mit ehernen Nägeln dicht beschlagen war. Auf eine leichte Berührung seinerseits sprang sie auf, und wir standen in einer hellerleuchteten Hausflur, in deren Fußboden wiederum das Wort Have zu lesen war, während an den Wänden seltsame Bilder und Hieroglyphen eingegraben waren.

Auch das Atrium war fast tageshell erleuchtet. Ein bronzener Sessel stand am Eingange unterhalb einer Wandnische, in der eine rohe thönerne Figur stand, deren bizarre Formen seltsam mit der übrigen reichen und geschmackvollen Ausstattung contrastirten.

Durch einen stummen Wink lud der Greis mich ein auf dem Sessel auszuruhen, während er sich entfernte.

An der anderen Seite des Eingangs stand ein altarförmiger Bau mit einem zierlich geschweiften Dach, welches von vier Säulen getragen wurde. Unterbau wie Säulen waren in grellen Farben bemalt, und unter dem Dache stand ein mit der Vorderseite mir zugewendetes Steinbild, bei dessen Anblick mir der Sinn der vorher gehörten Worte klar wurde. Es war die Gestalt des ägyptischen Gottes Harpokrates, der da stand im faltigen Gewande, mit zusammengeschlossenen Füßen, den rechten Zeigefinger auf dem Munde.

Er ſchien mich anzuſchauen, mit der Aufforderung die Lippen nicht zu öffnen.

Andere ägyptiſche Götter und phantaſtiſche Thiergeſtalten waren rund herum am Sockel der Wände gemalt, während die Mittelflächen von großen Landſchaften eingenommen wurden, die gleichfalls an das Nilland gemahnten. Hohe Mauern umſchloſſen weite mit einfarbigen Gebäuden erfüllte Plätze. Tempel erhoben ſich darin mit mächtigen Pylonen und kurzen dicken Säulen, zwiſchen denen ſteinerne ſitzende Figuren gebildet waren. Reihen von Sphinxen führten zu den Eingängen der Tempel und hundsköpfige Götter bewachten die Pforten. Palmen und Schilfrohr ſpiegelten ſich in Gewäſſern, in denen hochbeinige Vögel herumwateten.

Ein heiſerer Laut ließ mich nach der Mitte des Atriums ſchauen, und überraſcht erblickte ich einen dieſer Vögel mit ſchwarzem Gefieder und rothen Beinen, der in dem marmornen Waſſerbaſſin ſtand und aufmerkſam um ſich ſchaute. Breitblättrige Waſſerpflanzen mit weißen ſchwimmenden Blumen umgaben dasſelbe und verdeckten faſt den Waſſerſpiegel, in dem es unſichtbar rauſchte und ſprudelte. Vier hohe Säulen von ſchwarzem glänzendem Stein ſtanden an den vier Ecken des Impluviums, trugen auf glockenförmigen Kapitälen das marmorne Dach und ſchienen ſich in den dunkeln Sternenhimmel hinauf fortzupflanzen. Am oberen Ende des Baſſins ſtand ein Marmortiſch, von geflügelten Sphinxen mit Jungfrauenköpfen und Löwenfüßen getragen, und auf demſelben ein vergoldetes Bild des Serapis, von Vaſen mit Lotosblumen umgeben.

Die Gemächer, welche auf beiden Seiten des Atriums lagen, waren durch ſchwere Vorhänge, in die Blumen und Thiere zwiſchen mäandriſchen Windungen eingeſtickt waren, geſchloſſen. Nur das letzte Zimmer auf jeder Seite war offen, und hier waren Wände, Decke und Fußboden wiederum mit Malereien in ägyptiſcher Weiſe geſchmückt. Im Boden des einen Zimmers war der Nil gebildet mit ſchwimmenden Blumen, Waſſervögeln, Ichneumonen und Krokodilen, gegen welche braune Männer mit Speeren einen Kampf beſtanden; im andern zeigte ſich eine Stadt des Nillandes mit niedrigen Häuſern, hohen Tempeln und Pyramiden, Altären und Götterbildern. An den Wänden ſah man Opferſcenen im Innern der Tempel, Kämpfe ägyptiſcher Krieger gegen ſchwarzfarbige Feinde, Könige in der Anbetung des heiligen Stieres Apis und die geheimnißvollen Herrſcher der Unterwelt auf ihren Richterſtühlen. — Doch enthielt das eine dieſer Gemächer auch einen Schmuck von ganz anderem Charakter. Im Hintergrunde befand ſich ein Schrank von dunkelm Holze, deſſen Thüren weit offen ſtanden, und in welchem mehrere Reihen von Porträtmasken aufgeſtellt waren. Dieſelben waren aus Wachs gefertigt, zeigten ſämmtlich die ſtrengen ausdrucksvollen an das catoniſche Römerthum erinnernden Züge, welche ich ſchon an einigen Marmorſtatuen

der Straßen bemerkt hatte, und ſchienen mir in einem gewiſſen Zuge mit dem greiſen Hausherrn Aehnlichkeit zu haben. Ohne Zweifel war es die Reihe ſeiner Ahnen, die er hier in den wohlgeordneten und werthgehaltenen imagines aufgeſtellt hatte. — In der gegenüberliegenden Aula ſtand an derſelben Stelle eine wohlverſchloſſene eiſenbeſchlagene Holzkiſte, feſtgenietet an einem Block von Travertinſtein, der ihr als Poſtament diente. Es iſt die Schatzkiſte, welche die baaren Geldvorräthe wie auch andere Werthſachen enthält.

Noch ein großes Gemach liegt auf der Rückſeite des Atriums, dem Eingange gerade gegenüber, und es iſt mir, als höre ich leiſe Stimmen darin. Ich weiß, es iſt das Tablinum, das ſpecielle Cabinet des Hausherrn, das demgemäß am würdigſten ausgeſtattet zu ſein, und auch die Dokumente, Schriften und Lieblingskunſtwerke zu enthalten pflegt. Die Vorhänge zwiſchen den Frontpfeilern ſind ein wenig zurückgeſchlagen, aber es herrſcht Dunkelheit in dem Raume, und ich kann nichts als die beiden Marmorſtufen des Einganges erkennen. Noch ſtehe ich betrachtend davor, als ich wiederum wie vorher eine Hand auf meiner Schulter fühle und umblickend den Hausherrn erkenne, der meine Hand ergreift und ſtumm mich in das Tablinum führt. Hinter dem erſten Vorhang befindet ſich ein zweiter, und als wir dieſen durchſchritten haben, ſtehen wir in einem ſchwach erleuchteten Gemach, in dem ſchon mehrere Männer, anſcheinend Gäſte, in ſtummer Erwartung verſammelt ſind. Mein Führer deutet auf einen Lehnſeſſel und verläßt mich ohne ein Wort zu ſprechen.

Die hintere Seite des Zimmers war gleichfalls durch einen Vorhang abgeſchloſſen. Auf ſchwarzem Grunde waren goldene Sterne geſtickt und in der Mitte ein Todtenkopf gebildet, von einem Pentagramm umgeben. Der Boden war mit Teppichen bedeckt. Am Sockel der beiden Wände waren in Moſaik die Geſtalten des Horus und der Neith abwechſelnd mit Obelisken und Hieroglyphentafeln angebracht, und in ihrer Mitte befand ſich je ein großes Gemälde, oberhalb deren in zierlichen Geſtellen von Ebenholz eine Menge von beſchriebenen Papyrusrollen, um Elfenbeinſtäbchen gewickelt, aufgeſtellt waren.

Das eine der Bilder ſtellte den Gott des Niles dar, wie er die vielduldende Jo der Göttin Iſis zuführt. Unter den Füßen der Göttin lag ein Krokodil; in der Hand hielt ſie die Schlange; ein weißes gürtelloſes Gewand umwallte ſie, und auf ihrer Stirn ragte die Lotosblume. Unten ſaß Harpokrates, den Zeigefinger auf den Lippen, eine Schlange neben ſich, die aus einem Gefäß ſich hervorringelte. Zwei Dienerinnen im Hintergrunde mit dem Siſtrum, dem helltönenden Muſikinſtrumente des Iſisdienſtes, vollendeten die Darſtellung. — Auf dem andern Bilde ſah man die Nilbarke

Digitized by Google

und die geheimnißvolle Lade des Horus, sowie den Serapis auf seinem Throne, die Rechte auf den dreiköpfigen Hund stützend, dessen Hals von einer Schlange umschlossen war. — Den oberen Theil der Zimmerwände umzog ein zierlicher vergoldeter Karnies und unter demselben eine Reihe von heiteren Miniaturdarstellungen, in denen man Amoretten zu Roß und zu Wagen, Genien mit Jagd und Vogelfang beschäftigt und Pygmäen mit Kranichen und Schildkröten kämpfen sah. Ueber der Mitte der hinteren Wand befand sich ein bronzener Rabe, welcher die Schnüre des Vorhanges in seinem Schnabel zusammenzuhalten schien.

Meine Augen waren der unterhaltenden Bilderreihe gefolgt und zu dem schwarzen Vorhange zurückgekehrt, dessen seltsame Verzierung jetzt wie von rothem Feuer durchglüht erschien. — Plötzlich ertönte ein donnerndes Geräusch wie von Pauken und zusammengeschlagenen Metallbecken, untermischt mit Jauchzen und Jubelrufen; der Vorhang riß auseinander, und das Peristyl des Hauses lag vor meinen Blicken, glänzend erleuchtet durch rothe Flammen, welche in Metallbecken brannten, und von einer phantastisch gekleideten Menge erfüllt, die wie in Verzückung jubelnde Rufe ausstieß und die Blicke nach dem Hintergrunde des Gartens gerichtet hatte.

Der breite Säulengang auf beiden Seiten war vollständig von ihnen erfüllt. Die Säulen waren mit Lampenschnüren umwunden und zwischen ihnen hingen die Feuerbecken herab. Der mittlere unbedeckte Gartenraum war frei gelassen. Aus dem runden Wasserbassin in seiner Mitte stiegen glitzernde Wasserstrahlen, wie eine Lotusblume geformt, in die Höhe und ergossen einen sprühenden Regen über die Palmen und die Tamariskensträucher, welche sie umgaben.

Dies Alles überflog ein schneller Blick, der dann im Hintergrunde des Gartens haftete. Dort blickte man in den Oecus, den säulengeschmückten Familiensaal, der jetzt durch Draperien und Estraden in eine Art von Heiligthum umgewandelt war. Zur Linken sah man einen kleinen kapellenartigen Holzbau mit niedriger Eingangsthür, dessen Wände mit Götterfiguren bemalt waren, zur Rechten ein mannshohes ehernes Wasserbecken, in dem es wie in einem Strome wallte und rauschte. Jünglinge und Jungfrauen, bekränzt und Sistren in den Händen, knieten auf dem Boden des Gemaches. Im Hintergrunde war zwischen den beiden Säulenreihen eine Estrade errichtet, zu welcher neun Stufen hinaufführten. Auf derselben stand auf einem altarförmigen Postament ein Bild der Göttin Isis, das man mit glänzendem Goldschmuck behängt hatte. Das faltige mit langen zottigen Fransen besetzte Gewand der Göttin war nicht gegürtet; die Enden waren über die Brust heraufgezogen, so daß das Kleid fest an den Körper anschloß. In der Rechten hielt sie ein Sistrum, in der Linken den Schlüssel der Unterwelt. —

Digitized by Google

In einer Niſche der Wand ſtand auf einem Baſaltblock eine Statue des Harpokrates, auf's Genaueſte derjenigen gleichend, welche ich im Atrium geſehen, aber mit natürlichen Gewändern bekleidet, ſo daß man nicht zu erkennen vermochte, aus welchem Stoffe ſie beſtehe. Vor ihr befand ſich ein kleiner Altar, von welchem ein Rauch aufſtieg, der das Zimmer in leichten Duft hüllte. Neben dem Altar ſtanden zwei Ibis; ebenſo zur Seite der Tempeltreppe, an deren Fuß zwei Sphinxe lagen. Hinten erhoben Palmen ihre breitſchattenden Häupter, und Schlangen ringelten an ihren Stämmen ſich empor. —

Ein Prieſter ſtand vor dem Altare und warf Räucherwerk in die Flamme, indem er eintönige Worte murmelte. In dem Augenblick, in welchem ſich die Scene mir zuerſt gezeigt und der Jubelruf der Verſammelten die Stille unterbrochen hatte, war es mir erſchienen, als wenn die erhobene Hand des Harpokratesbildes ſich bewegt und der Finger des Gottes ſich von den Lippen entfernt habe. — Jetzt verſtummte das murmelnde Gebet des Prieſters; eine ſtärkere Rauchwolke wallte von dem Altar auf; Paukenſchlag und der Klang metallener Klappern ertönte, und durch den Lärm hörte man eine dumpfe Stimme, die von dem Platze des Harpokrates her und zwar von ſeinen Lippen, die er wieder von dem Finger befreit hatte, zu kommen ſchien.

Neues entzücktes Jubelrufen folgte dieſem Ereigniß. Zwei Prieſter, die bisher zu Seiten des erſteren gekauert hatten, erhoben ſich und traten mit aufgehobenen Händen zu der kleinen Schaar der Jünglinge und Jungfrauen vor, welche die geheimnißvollen Weihen empfangen ſollten. Die Prieſter waren ohne Kopf- und Fußbedeckung. Ihr Haar war geſchoren, und ein weißes ſchleierartiges Gewand umhüllte ſie bis zu den Füßen. In dem einen erkannte ich ohne Mühe meinen greiſen Führer. Er winkte den Neophyten und trat mit ihnen an das eherne Waſſerbecken heran. Jene beugten die Häupter über den Rand desſelben, ſo daß die langen Haare der Jungfrauen in das Waſſer niederwallten; er ſchöpfte mit der hohlen Hand von demſelben und goß es, Gebete murmelnd, über dieſelben aus, worauf plötzlich das Wallen und Rauſchen in dem Becken aufhörte. Jetzt trat der andere Prieſter herzu, deſſen Gewand von einer ſchwarzen Schärpe um Schulter und Leib umſchloſſen war, und winkte den Getauften ſich umzuwenden. Er ſchritt ihnen voraus zu der gegenüber befindlichen Kapelle und berührte mit der in ſein Kleid gehüllten Hand die niedrige Pforte. Sie ſprang mit Krachen auf; gebückt ſchritt er hindurch, und die Andern folgten ihm; dann ſchloß die Thür ſich wieder wie von ſelbſt.

In demſelben Augenblick erloſchen die Feuer, welche den Garten und das Tempelgemach erhellten. Nur die Geſtalt der Göttin Iſis blieb in einem

bläulichen Lichtschimmer sichtbar, aber ein dünner Vorhang trennte sie von dem vorderen Raume.

Ein langgezogner Gesang erhob sich, man wußte nicht zu sagen woher. Auf der mittelsten der neun Stufen stand ein Priester, das Weihrauchfaß schwingend, zuweilen mit einem Kniefall sich gegen die Göttin umwendend. Auch die Versammelten lagen theilweise auf den Knieen und stimmten, die Hände auf die Brust gelegt, in den Gesang ein oder murmelten mit leiser Stimme Gebete. Die Sichel des Mondes stand gerade über dem Hause und gab den weißen Gewändern einen geisterhaften Schein.

Plötzlich dröhnten drei starke Schläge von außen an die Hofthüre. Der Priester trat an die Brüstung des Saales vor, erhob die Rechte nach jener Richtung und rief:

„Fern sei der Frevel, nahe das Heil! Wer stört die Gnade des göttlichen Kindes?“

Alle die Andächtigen hatten sich erhoben und lauschten gespannt dem Vorgange. Die drei Schläge wiederholten sich, und eine mächtige Stimme antwortete von draußen:

„Fern ist der Frevel, nahe das Heil! — Uns ward die Gnade der göttlichen Mutter!“ —

„Fern ist der Frevel, nahe das Heil! — Uns ward die Gnade der göttlichen Mutter“, — wiederholte mit lautem Rufe der Priester. In demselben Augenblick flog die Thür der Kapelle auf, und mit demselben Rufe stürzten die Neophyten heraus, mit zerrissenen Gewändern und aufgelösten Haaren, wilde Begeisterung im Blick und mit den Händen die Brüste schlagend. Derselbe Ruf wiederholte sich in der Menge, und hinein mischte sich von neuem der betäubende Lärm der Pauken und Becken, der auch von draußen hereintönte, und der immer mehr anschwellende Gesang der Verzückten.

Zum dritten Male erschallten die Schläge an der Hinterthür. Dann flog dieselbe auf, und man sah die Straße erfüllt von der gleichen festlich gekleideten Menge, von begeisterten Neophyten, von Priestern und Opferdienern. Zugleich sank der Vorhang vor dem Bilde der Isis, und die Göttin zeigte sich mit prachtvollem Gewande und Schmuck bekleidet.

Die Priester traten herzu und hoben das Bild herab. Unter Vorantritt von Paukenschlägern und Flötenbläsern wurde es hinausgetragen, und hinter ihm strömten die Andächtigen auf die Straße hinaus, so daß in einem Nu der Garten völlig geleert war.

Auch ich befand mich — ich weiß nicht wie — plötzlich wieder im Freien und mitten unter den Festtheilnehmern, die sich gegenseitig umarmten und sich zu dem Bilde der Göttin drängten, um den Saum ihres Gewandes zu küssen oder wenigstens die Gewänder der Priester zu berühren, welche das

Bild trugen. Die Zahl der Hinzugekommenen, unter denen gleichfalls zahlreiche tonſurirte Prieſter, Opferdiener und Neugeweihte ſich befanden, war noch größer, als die der vorher Verſammelten. Jetzt ordnete ſich die Menge einigermaßen, und in Proceſſion zog man die Straße entlang, voran die lärmende Muſik, dahinter die begeiſterte Schaar der Geweihten, denen die Prieſterſchaft mit dem Bilde der Göttin folgte, und endlich die Menge der Andächtigen, die wie ein Strom brauſte und wogte. Dieſelbe vermehrte ſich auf ihrem Zuge unabläſſig, indem aus allen Gaſſen und Straßen neue Theilnehmer zuſtrömten. Mehrmals auch machte der Zug vor einer verſchloſſenen Hauspforte Halt, der oberſte Prieſter that mit einem Siſtrum die drei Schläge an die Thür, und es wiederholte ſich die Scene, welche ich ſchon geſehen, und welche neue Genoſſen herbeiführte.

So gelangte der Zug an das Triumphthor, welches den Zugang zum Forum von Pompeji bildet. Ueber der Wölbung leuchtete in bläulichen Flammen eine Hieroglypheninſchrift. In den Niſchen der Pfeiler ſtanden Bildſäulen des Horus, wunderbar anzuſehen, Schalen in den Händen, aus denen Waſſer in marmorne Becken ſtrömte.

Die Proceſſion zog durch das Thor, und ein Jeder tauchte die Hand in eins der Baſſins, um Stirn, Lippen und Bruſt mit dem Waſſer zu berühren. Dann ſchwieg jede Stimme, und lautlos betrat man den weiten mit Steinplatten belegten Platz.

Derſelbe war völlig leer und ſtill. Im Mondlichte glänzten die weißen Säulen, die ihn umgaben, und auf den Marmorgebäuden, die rings herum ſich ausdehnten, wechſelten ſcharfe ſchwarze Schatten mit den ſilbernen Lichtflächen.

Ernſt und hehr ragte auf ſeiner Nordſeite ein Tempel empor. Der mächtige Unterbau, er allein ſchon von doppelter Mannshöhe, trat völlig aus dem Umkreiſe des Platzes hervor, ſo daß das Gebäude von allen Seiten ſichtbar war. Achtzehn Marmorſtufen führten von Süden hinauf zu ſeiner Vorhalle, die von zwölf hohen korinthiſchen Säulen gebildet ward, und hinter welcher die weiß ſchimmernde Tempelcella lag. — Es war der Tempel des höchſten Gottes, des Jupiter, der beherrſchend über alle andern Tempel und Prachtgebäude des Forums emporragte, wie wenn der Gott den Platz und die umliegende Stadt beſtändig unter ſeinen Augen und ſeiner ſchützenden Hand haben wolle.

Schweigend umſchritt der ſeltſame Zug das ganze Forum und machte vor der gewaltigen Treppe des Jupitertempels Halt.

Die Prieſter, welche das Bild der Iſis trugen, ſammt den Geweihten ſchritten hinauf. Zwei Opferdiener traten zu dem Altar, welcher in der Mitte

Digitized by Google

des Treppenplanes ſtand und entfachten ein Feuer auf demſelben. Als es hoch aufloderte, trat der Oberprieſter herzu und goß den Inhalt einer herzförmigen Schale hinein. Eine Dampfſäule ſtieg auf, und ein rother Lichtſchein übergoß die ganze phantaſtiſche Menge und den weißglänzenden Tempel, mit dem bleichen Lichte des Mondes ſich miſchend.

Jetzt hoben die Geweihten, welche zu beiden Seiten des Altars ſtanden, einen Geſang an. Die Prieſter und Prieſterinnen, letztere in weißen Kleidern mit dunkeln Ueberwürfen, ſchritten wieder die Treppe hinab und ſtellten ſich, zwei Reihen bildend, zur Seite auf den Stufen auf. Auch die Menge am Fuße der Treppe theilte ſich, ſo daß ein breiter Zwiſchengang bis zu dem großen inmitten des Forums ſtehenden Brandopferaltare des Jupiter frei blieb, und aus der Tiefe herauf ſchritt, während hinter ihm gleichfalls eine Opferflamme aufloderte, ein in ein violettes und weißes Kleid gehüllter Prieſter auf den Tempel zu. Seine Hände waren in das Gewand geborgen. An die Bruſt gedrückt hielt er in ihnen ein verſchloſſenes Metallgefäß in Form einer cylindriſchen Büchſe, auf das er unverwandt die Augen heftete. Ihn begleiteten Prieſterinnen, in der rechten Hand das Siſtrum, in der Linken einen ehernen Eimer haltend; Männer und Frauen mit Tympanen, Flötenbläſer und Mädchen mit metallenen Becken. Ein Schwertträger von ſchwarzer Hautfarbe, bis zum Gürtel unbekleidet, machte den Beſchluß.

An den Fuß der Freitreppe gelangt, blieb die geſammte Begleitung dort ſtehen; nur der Prieſter ſchritt hinauf zu dem Altar. Er hielt das Gefäß mit den verhüllten Händen in die Flamme — die Flamme erloſch. Dann wendete er ſich wieder zu der verſammelten Menge um, trat in die Mitte der Treppe und hob das unverſehrte Gefäß hoch empor. In dieſem Augenblick ſprangen die Thürflügel des Tempels auf, und man ſah im Hintergrunde der dunkeln Cella die rieſige marmorne Statue des höchſten Gottes.

Wie ein zurückgehaltener Sturm brach jetzt der Freudenruf der Andächtigen wieder los. Die Flöten, Tympanen und raſſelnden Becken ertönten, die Siſtren ſchlugen klappernd an einander, die Neugeweihten erhoben, um den Altar knieend, einen begeiſterten Geſang, und die Menge begann in Verzückung einen Tanz, der mit dem Getöſe der Inſtrumente immer wilder und verwirrender wurde, und machte Miene in voller Aufregung die Stufen hinaufzuſtürmen. Aber auf der erſten derſelben ſtand der ſchwarze Hüter mit dem langen bloßen Schwert, und wer ſich ihm genaht hatte, fuhr ſcheu wieder zurück.

Jetzt erhoben die Prieſter das Bild der Iſis und trugen es langſam dem Eingange des Allerheiligſten entgegen. Der Prieſter mit dem heiligen

Gefäße folgte, und ihm ſchloſſen die Neugeweihten ſich an, während der Oberprieſter in der Vorhalle ſtehen blieb.

Jene überſchritten die Schwelle der Cella, und man ſah, wie das Bild der Iſis ſich ſchwebend vor der Jupiterſtatue erhob, ſo daß ſie dieſe verdeckte. Zugleich erdröhnte ein erſchütternder Schlag, und die noch im raſenden Tanze begriffenen Frommen lagen auf den Knieen, mit der Stirn den Boden berührend. Der Oberprieſter trat an den Rand der Treppe vor, ſtreckte das Siſtrum mit der Rechten weit vor und rief mit einer über den ganzen Platz vernehmlichen Stimme:

„Die Stunde iſt vorüber; die Heilige entläßt den Lichtwandelnden; eilet von hinnen!“

In einem Augenblick waren die Knieenden ſämmtlich aufgeſprungen und zerſtoben nach allen Seiten über das Forum. Ein dichter Rauch hüllte die Treppe und die Vorhalle ein, aus dem nur das geſchwungene Schwert des Schwarzen hervorblitzte. Das Licht erloſch. Donnernd ſchlugen die Thüren des Tempels zu, und als ich um mich ſchaute, war der Platz völlig geleert. Ein leichter Nebel ſchwebte, ſeltſame Geſtalten bildend, vor den Gebäuden und Säulen, den Thorbogen und den hohen Poſtamenten. Ich ſchritt die Treppe des Tempels hinauf zu der Vorhalle; auch ſie war leer. Die Cella ſtand offen und unbedacht, ihre Mauern waren ohne Bekleidung und Schmuck, die Säulen verwittert, zum Theil geſtürzt und gebrochen.

Ich wandte mich um und ſchritt über das Forum. Es war, wie ich es oft geſehen, groß und gewaltig, aber in Trümmern, öde und einſam. Die Säulen lagen am Boden, die Wände der Prachtgebäude waren nackt und grau; von Bogen und Treppen fehlte die ſchimmernde Bekleidung. Der Mond ſtand hoch darüber und übergoß Alles mit magiſchem Schimmer. — Er leuchtete mir, als ich durch Straßen, ebenſo einſam und trümmerhaft, zum Thore zurückkehrte. Kein wachhaltender Krieger ſtand mehr dort; kein Thorflügel ſchloß das weite Gewölbe, und zertrümmert lagen zu beiden Seiten, von Erdreich bedeckt und von Geſtrüpp überwachſen, die ſchwarzgrauen Quadern der uralten Mauer. —

Noch oft bin ich an ſonnigen Abenden und in Mondnächten nach Pompeji gewandert, aber ich habe das alte Leben in den Straßen der Römerſtadt nicht mehr aufleben ſehen.

Rom, October 1876. Dr. R. Schoener.

Digitized by Google

Die politiſchen Zuſtände in der nordamerikaniſchen Union.

Am 7. November d. J. wird die diesjährige Präſidentenwahl in den Vereinigten Staaten entſchieden werden. Nach allen Nachrichten, die in jüngſter Zeit über den Ocean zu uns gekommen ſind, iſt der Wahlkampf ein äußerſt hartnäckiger, zum Theil erbitterter. Die demokratiſche Partei giebt ſich die größte Mühe, ſämmtliche Südſtaaten, d. h. die früheren Sklavenſtaaten, für ſich zu gewinnen. Zu dem Ende werden die alten Leidenſchaften, die in früheren Zeiten den Norden und Süden der Union gegen einander hetzten, von Neuem wieder angefacht, wenn auch in etwas veränderter Geſtalt. Ein Rundſchreiben, welches durch die Anhänger der demokratiſchen Präſidentſchaftskandidaten, Tilden und Hendricks, an die Führer der ſüdlichen Demokraten kürzlich erlaſſen worden iſt, wirft ein eigenthümliches Licht auf die demokratiſche Partei. Bekanntlich hat die Unionsregierung energiſche Maßregeln getroffen, um das bedrohte Wahlrecht in den Südſtaaten zu ſchützen, nöthigenfalls mit gewaffneter Hand. Dem gegenüber heißt es nun in dem beſagten Rundſchreiben: „Jeder ſüdliche Staat muß auf jede Gefahr hin (at all hazards) für die demokratiſchen Präſidentſchaftskandidaten gewonnen werden. Es giebt nicht Bundestruppen genug, um alle Wahlurnen im Süden zu bewachen. Der Preis, um den es ſich am Dienstag, 7. November, handelt, iſt der Beſitz der Regierung, und dieſer Preis kann errungen werden. Aber es dürfen vorher keine unvorſichtigen Reden geführt werden (but there must be no loose talk beforehand). Gebt uns ein geſchloſſenes ſüdliches Votum (a solid Southern vote) unter allen Umſtänden, und Alles wird gut gehen. Ohne ein ſolches Votum iſt unſere Ausſicht auf Sieg dahin und unſer Erfolg mehr als zweifelhaft.“

Aus dieſen Worten geht ziemlich deutlich hervor, daß die demokratiſche Partei kein Mittel, mag es geſetzmäßig ſein oder nicht, ſcheut, um die Republikaner in der diesjährigen Nationalwahl zu beſiegen, nur ſoll dabei mit der gehörigen Vorſicht zu Werke gegangen werden. Auch iſt in dem Rundſchreiben von „Reform“ nicht die Rede; „der Beſitz der Regierung“ wird offen als das Ziel hingeſtellt, wonach die Demokraten ſtreben. Wenn dies Ziel erreicht iſt, ſcheint es mit den in öffentlichen Reden ſo heilig verſprochenen Reformen nicht viel auf ſich zu haben.

Die Aufforderung aber, „auf jede Gefahr hin“ in den Südſtaaten die demokratiſchen Kandidaten zu erwählen, hat bereits ihre Früchte getragen. Die in Ausſicht geſtellte Befriedigung der lange gehegten Begierde, wieder einmal die Zügel der Herrſchaft zu erfaſſen, ſiegreich in's „weiße Haus“ ein-

zuziehen und, nach dem von Demokraten erfundenen Grundſatz, daß den Siegern die Beute gehört, Beſitz von den fetten Bundesämtern zu nehmen, die ſo lange von den Republikanern verwaltet wurden, — dieſe verlockende Ausſicht hat an vielen Orten des Südens die Demokraten verführt, die ihnen angerathene Vorſicht zu vergeſſen, die Maske des Friedens abzuwerfen und das alte beliebte Mobregiment, wie es in den Zeiten der Sklaverei im Schwunge war, von Neuem einzuführen. Amerikaniſche Blätter bringen faſt täglich ausführliche Berichte über geſetzwidrige Einſchüchterungen und Gewaltthaten, womit die ſüdlichen Demokraten die Freiheit der Rede und das freie Stimmrecht gefährden.

Unterdeſſen haben die Staatswahlen in den Einzelſtaaten Indiana und Ohio ſtattgefunden, welche für die kommende Nationalwahl von höchſter Bedeutung ſind. In Indiana trugen die Demokraten, in Ohio die Republikaner den Sieg davon; ſo meldete der Telegraph. Ausführlichere Nachrichten liegen über dieſe Wahlen noch nicht vor. Sehr geſpannt darf man auf den Ausfall der demnächſt bevorſtehenden Staatswahl in New-York, dem bevölkertſten Staate der Union, ſein. Die Partei, welche in New-York die Majorität erlangt, hat unter den obwaltenden Umſtänden alle Chancen des Sieges in der Nationalwahl für ſich. Der erfolgreiche Präſidentſchaftskandidat muß 185 Elektoralſtimmen für ſich haben. Die 16 Südſtaaten (Weſt-Virginien mit eingeſchloſſen) haben 138 dieſer Stimmen. Wenn nun die Demokraten den ganzen Süden für ſich gewönnen, ſo bedürften ſie, um in der Präſidentenwahl zu ſiegen, im Norden der Union nur in ſo vielen Staaten des Sieges, daß ſie 47 Stimmen zu den genannten 138 hinzugewönnen. Und nach dem oben erwähnten Rundſchreiben hoffen ſie in der That, in den drei Pacific-Staaten die Majorität zu erringen und damit die 6 Stimmen von Californien und die je 3 Stimmen in Nevada und Oregon zu erhalten. Im Oſten der Union aber rechnen ſie auf Connecticut mit 6, auf New-Jerſey mit 9 und auf New-York mit 35 Stimmen, ſo daß ſie in den ſüdlichen, in den öſtlichen und in den Pacific-Staaten zuſammen 200 Stimmen, mithin 15 Stimmen mehr, als zur Wahl nothwendig ſind, erhalten. Es fragt ſich nun aber ſehr, ob dieſe Rechnung richtig iſt. Zunächſt darf bezweifelt werden, daß ſie im ganzen Süden der Union ſiegreich ſein werden; ſehr wahrſcheinlich ſtimmen Süd-Carolina und Florida, vielleicht auch Louiſiana, für die republikaniſchen Präſidentſchaftskandidaten Hayes und Wheeler. New-York und Californien ſind mindeſtens ſehr zweifelhaft; die republikaniſche Partei hat in beiden Staaten oft genug den Sieg davon getragen.*)

Sehr komiſch iſt es, wenn conſervative Blätter in Deutſchland die Partei der Nationalliberalen mit der republikaniſchen Partei in den Vereinigten

*) Inzwiſchen iſt die Wahl vollzogen. Bis zum Schluſſe unſres Heftes machen ſich jedoch noch beide Parteien den Sieg ſtreitig. D. Red.

Staaten vergleichen, weil beide ausgezeichnet organisirt, aber auch äußerst gewissenlos seien. Allerdings besteht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den genannten Parteien, ebenso wie zwischen den Demokraten in Amerika und den Ultra-Conservativen und Orthodoxen in Deutschland. Die Republikaner sind die entschiedensten und treuesten Freunde der Union, sie bekämpfen alle secessionistischen Gelüste, welche die Einheit der Union gefährden; die Demokraten aber zählen nicht nur alle Secessionisten, alle Feinde der Union zu ihren Freunden und Anhängern, sondern auch die Ultramontanen. Es ist deshalb einfach lächerlich, die Demokraten weniger gewissenlos zu nennen, als die Republikaner. Wohl aber erklärt sich die Sympathie unserer Conservativen für die amerikanischen Demokraten. Beide begünstigen den Partikularismus, beide hassen den Kulturkampf und verbünden sich im Nothfall mit den Ultramontanen, die ebenso wenig die Union lieben, wie ein einiges und freies Deutschland.

Kürzlich wies die einflußreiche und vielgelesene „New-York Tribune“ auf die Thatsache hin, daß die demokratische Partei seit den Zeiten der südlichen Rebellion die Deutschen gründlich hasse, denn die „damned Dutch“ kämpften in ihrer überwiegenden Mehrheit *für* die Erhaltung der Union und *gegen* die demokratischen Secessionisten. Die „Tribune“ erinnerte ferner daran, daß während des Secessionskrieges die Sympathien der deutschen Nation in Europa für den republikanischen Norden und für die Erhaltung der Union gewesen seien, während Frankreich und England die demokratische Rebellion begünstigte; ebenso gedenkt sie des Umstands, daß die republikanische Partei in ihrer großen Mehrheit während des deutsch-französischen Krieges auf Seiten Deutschlands stand und die Wiedererstehung des deutschen Reiches mit Jubel begrüßte, während die demokratische Partei Frankreich den Sieg wünschte.

In jüngster Zeit müssen übrigens die Zustände in manchen Südstaaten der Union wirklich sehr beklagenswerth gewesen sein. Nicht genug, daß der Parteifanatismus der südlichen Demokraten das Gesetz mit Füßen trat und ein Mobregiment, wie im Jahre 1860, in's Leben rief, noch ein schrecklicherer Umstand trat hinzu — das *gelbe Fieber* ist mit einer furchtbaren Wuth im Süden ausgebrochen und, wie amerikanische Blätter von Ende September und Anfangs Oktober melden, nahm diese Seuche um jene Zeit in verheerender Weise zu. In Savannah z. B. waren mehr als 2000 Menschen davon erfaßt, in Brunswick im Staate Georgia nicht weniger als 600. Die meiste Hoffnung auf Rettung setzte man auf das baldige Eintreten der kühleren Jahreszeit. Ein schöner Zug aber zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Die republikanischen Blätter, welche mit Erbitterung die demokratischen Südländer bekämpften, appellirten einstimmig an das Humanitätsgefühl des

republikaniſchen Nordens und Oſtens und forderten ihre Parteigenoſſen ein dringlich auf, mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln den Leidenden und Kranken im Süden zur Hülfe zu eilen. Solche Züge echter Menſchlichkeit verſöhnen mit manchen Auswüchſen des amerikaniſchen Parteilebens.

Rud. Doehn.

Vom deutſchen Reichstag.

Berlin, den 12. November 1876.

In den Sitzungen vom 3. und 7. November hat der Reichstag ſich ſchlüſſig gemacht über die Behandlung der Reichsjuſtizgeſetze, der wichtigſten Aufgabe der diesmaligen Seſſion. Dieſe Geſetze, beſtehend in einem Geſetz über die Normen der Gerichtsverfaſſung, einer Civil-Prozeßordnung, einer Strafprozeßordnung und einer Concursordnung wurden am 24. November 1874 ſeitens der Bundesregierungen dem Reichstag vorgelegt. Am 25. November 1874 beſchloß der Reichstag, die drei erſten dieſer Geſetzentwürfe einer Commiſſion von 28 Mitgliedern zur Vorberathung zu überweiſen. Durch ein Reichsgeſetz vom 23. Dezember desſelben Jahres wurde dieſe Commiſſion ermächtigt, ihre Arbeiten über die laufende Seſſion hinaus fortzuſetzen. Im Herbſt 1875, als der Reichstag wieder zuſammentrat, hatte indeß die Commiſſion ihr Werk noch nicht vollenden können. Das Mandat derſelben wurde daher vom Reichstag ſofort erneuert. Da indeß vorauszuſehen war, daß die Zeit zur Vollendung des Werkes während der Reichstagſeſſion ſich nicht finden könne, ſo wurde der Commiſſion durch ein weiteres Reichsgeſetz vom 1. Februar 1876 abermals die Befugniß ertheilt, ihre Arbeit über die laufende Seſſion hinaus zu erſtrecken. Jetzt liegt dieſe Arbeit vollendet vor in den Abänderungsvorſchlägen, welche die Commiſſion zu jedem der drei Geſetzentwürfe beſchloſſen hat. Zur Begründung der Abänderungsvorſchläge wird jeder der Geſetzentwürfe durch einen beſonderen Bericht eingeleitet. Der Bericht zu dem Geſetzentwurf über die Gerichtsverfaſſung iſt von den Commiſſionsmitgliedern Miquel und Hauck erſtattet. Dieſem Bericht geht auch der Bericht über die Thätigkeit der Commiſſion im Allgemeinen voran. Der Bericht über die Civilprozeßordnung iſt von den Commiſſionsmitgliedern Becker und v. Forcade de Biaix erſtattet; der Bericht über die Strafprozeßordnung von den Commiſſionsmitgliedern Dr. v. Schwarze und Klotz. Zur Vorberathung der Concursordnung war eine beſondere Commiſſion gewählt

worden, welche durch den Abgeordneten v. Bahl mündlichen Bericht erſtattet hat, ſo daß von Seiten dieſer Commiſſion nur die Abänderungsbeſchlüſſe zur Concursordnung vorliegen.

Der Reichstag wäre demnach in der Lage geweſen, auf Grund der vorliegenden Commiſſionsarbeiten ſofort in die zweite Berathung der Juſtizgeſetze einzutreten. Der Präſident des Reichstages erklärte indeß als nothwendig, für die laufende Seſſion wiederum eine Juſtizcommiſſion zu bilden zur vorbereitenden Ausgleichung der Differenzen zwiſchen den Beſchlüſſen der bisherigen Commiſſion einerſeits und den Wünſchen des Bundesraths andrerſeits. Es hatte nämlich die Commiſſion das Ergebniß ihrer Arbeiten dem Bundesrath bereits Mitte des vergangenen Sommers vorgelegt. Der Bundesrath hatte die Commiſſionsarbeiten ſeinem Juſtizausſchuß überwieſen, und zu den Anträgen dieſes letzteren kamen die Anträge einzelner Bundesregierungen, aus welchen beiden Reihen von Anträgen der Bundesrath nunmehr ein Ganzes zu machen hatte, um dasſelbe vor dem Reichstag gegenüber der Commiſſion zu behaupten. Es war vielfach der Erwartung Ausdruck gegeben worden, es möge dem Bundesrath gelingen, vor dem Eintritt des Reichstags in die zweite Leſung der Juſtizgeſetze ein völliges Einvernehmen mit der Commiſſion herbeizuführen, deſſen Ergebniß der Reichstag alsdann wohl unverändert gut geheißen haben würde. Allein um dieſen Punkt zu erreichen, hatte die Zeit bis zum Zuſammentritt des Reichstags nicht ausgereicht. Als nun am 3. November der Präſident des Reichstags die Bildung einer Juſtizcommiſſion für die laufende Seſſion vorſchlug, wurde aus dem Reichstag ſogleich der Wunſch laut, einerſeits das Mandat der bisherigen Commiſſion zu erneuern, andrerſeits eine Zuſammenſtellung der vom Bundesrath gegenüber den Commiſſionsbeſchlüſſen behaupteten Abweichungen zu erhalten. Dieſe Zuſammenſtellung ſollte dann der Commiſſion als Baſis eines Ausgleichungsverſuches dienen, welchen ſie zwiſchen ihren eigenen Beſchlüſſen und denen des Bundesrathes dem Reichstag vor dem Eintritt in die zweite Berathung vorzulegen hätte. Dieſes Verfahren konnte indeß nicht eingeſchlagen werden ohne die Zuſtimmung der Bundesregierungen. Denn die letzteren waren nicht verpflichtet, ihre Abweichungen von den Commiſſionsbeſchlüſſen anders darzulegen, als im Laufe der paragraphenweiſen Durchberathung der einzelnen Geſetze. Der Bundesbevollmächtigte und preußiſche Juſtizminiſter Dr. Leonhardt ſagte indeß die vorläufige Mittheilung der geſammten Abweichungen des Bundesrathes zu, wobei er bemerkte, daß hinſichtlich der Concursordnung die Regierungen ſich im völligen Einvernehmen mit den Beſchlüſſen der betreffenden Commiſſion befänden. Hinſichtlich der übrigen Geſetze bemerkte der Bundesbevollmächtigte, daß die Regierungen zwar bereit ſeien, den Wünſchen des Reichstags durch die vorläufige Mit-

Digitized by Google

theilung aller Abweichungen zu entsprechen, jedoch mit dem zweifachen Vorbehalt, daß einmal aus diesem für die parlamentarische Action der Bundesregierungen nicht günstigen Verfahren kein Präcedens hergeleitet werde für künftige ähnliche Fälle, und daß zweitens sowohl für die Gesammtheit der Bundesregierungen als für jede einzelne derselben das Recht unbeschränkt bleibe, bei der zweiten und dritten Lesung ihre Bedenken gegen einzelne Punkte geltend zu machen, gleichviel ob diese Punkte schon in der vorläufigen Gesammtübersicht beanstandet worden, oder nicht.

Am 7. November nun stand die geschäftliche Behandlung der Justizgesetze bei der zweiten Berathung als besonderer Gegenstand auf der Tagesordnung, während am 3. November nur gelegentlich, aus Anlaß der zu bildenden besonderen Commissionen davon die Rede gewesen. Der Abgeordnete Miquel schlug namens der Justizcommission vor, eine Anzahl Punkte aus den Gesetzentwürfen als nicht geeignet für eine weitere Behandlung durch die Commission sofort zur Berathung im Plenum zu bestimmen. Nach einer kurzen Verhandlung fand dieser Antrag indeß nicht die Zustimmung des Reichstags. Statt dessen wurde beschlossen, alle Anträge des Bundesrathes an die Commission zu verweisen, dieselbe jedoch gleichzeitig zu ermächtigen, diejenigen Differenzpunkte, zu denen sie neue Erledigungsvorschläge nicht glaubte aufsuchen zu sollen, ohne nochmalige Berathung sofort dem Plenum vorzulegen. Die Commission glaubt nach den seitdem angestellten Erwägungen, ihre neue Ausgleichungs- und bezw. Nichtausgleichungsarbeit soweit beschleunigen zu können, daß der Reichstag am 16. November in die zweite Lesung einzutreten im Stande ist.

Neben dem Interesse an dem großen Werke der Justizgesetze verschwinden alle anderen Gegenstände der diesmaligen Reichstagsarbeit. Am 3. November begann die erste Berathung des Reichshaushalts für die Zeit vom 1. Januar bis 31. März 1877. Die Feststellung eines Haushaltplanes, der nur drei Monate umfaßt, ist bekanntlich zur Nothwendigkeit geworden, weil das Haushaltsjahr künftig mit dem 1. April beginnt und weil mit dieser Jahreseintheilung am 1. April 1877 der Anfang gemacht wird. Der erste Haushaltsplan nach der neuen Eintheilung wird von dem neu zu wählenden Reichstag in seiner ersten Session zu Anfang des Jahres 1877 festgestellt werden. — Daß die Haushaltsberathungen zum Tummelplatz unberufener Kritik gemacht werden, die sich ohne Zusammenhang an alles mögliche und unmögliche heftet, ist eine eingebürgerte Gewohnheit der meisten Parlamente. Nach den derzeitigen Parteiverhältnissen des deutschen Reichstages sind es die Ultramontanen, welche sich auf diesem Tummelplatz hervorthun. Es wäre jedoch ohne Nutzen, an dieser Stelle allen guten und schlechten Scherzen, allen scheinbaren und unscheinbaren Quängeleien, man verzeihe den Ausdruck

einer Opposition quand même zu folgen. — Am 6. November wurde ein Gesetzentwurf über die Untersuchung von Seeunfällen vorgelegt, der einer Commission von 14 Mitgliedern überwiesen ward. — Die Haushaltsberathung gelangte zu den Ausgaben des Auswärtigen Amtes, wobei die Ultramontanen einen mißglückten Versuch machten, die Haltung der deutschen Politik in der schwebenden Orient-Krisis irgend wie zu verdächtigen oder zu compromittiren oder die Leiter derselben auf's Glatteis zu locken. Genau wußten die Herren wohl selbst nicht, was herauskommen könne, aber sie hofften, es werde etwas der Leitung der deutschen Politik Unangenehmes oder Schädliches herauskommen. Aber es kam Nichts heraus, oder vielmehr, es kam etwas für die Ultramontanen Unangenehmes heraus, nämlich ein Vertrauensvotum für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des deutschen Reiches. —

Am 7. November gelangte die Haushaltsberathung zu den Ausgaben des Reichskanzleramtes. Seitdem dieses Amt gleichzeitig mit dem norddeutschen Bund gegründet worden, sind bereits eine ganze Anzahl selbständiger Reichsverwaltungszweige aus dem Anfangs einzigen Amt herausgewachsen. Zuerst das Auswärtige Amt, diesem sind gefolgt: das Marineamt, das Eisenbahnamt, das Generalpostamt. Immer noch vereinigte das Kanzleramt eine Reihe verschiedener Zweige der inneren Reichsverwaltung. Das ging jedoch nur an, so lange Delbrück mit seiner das gewöhnliche Maß weit übersteigenden Arbeitskraft und mit seiner ebenso ungewöhnlichen administrativen Vielseitigkeit dem Reichskanzleramt präsidirte. Allein auch Delbrück konnte zuletzt nicht mehr durchkommen, und dieser Umstand, verbunden mit dem natürlichen Unbehagen an einer Arbeitstheilung mag ein Hauptgrund seines Rücktritts gewesen sein. Für den Nachfolger Delbrücks war die weitere Theilung des Kanzleramtes die Vorbedingung zum Antritt der Führung desselben. Es werden daher jetzt aus dem Reichskanzleramt ausgeschieden: das Amt für Elsaß-Lothringen, welches als eigenes Reichsamt unter dem Kanzler einen Unterstaatssekretär erhält, und das Justizamt, welches zum Leiter einen Staatssekretär erhält, ohne darum dem Kanzler weniger untergeordnet zu sein. Das Reichskanzleramt umfaßt nun nur noch eine Centralabtheilung und eine Finanzabtheilung. Der oberste Chef ist der Kanzler, unter diesem der Präsident, unter diesem ein Unterstaatssekretär, welcher zugleich Spezialvorstand oder Direktor der Centralabtheilung ist; an die Spitze der Finanzabtheilung tritt ein Direktor. Vielerseits hat man befremdete Augen zu dieser Eintheilung der Reichsverwaltung und ihren verschiedenen Rangstufen gemacht. Die Zweckmäßigkeit liegt aber doch wahrlich nicht tief verborgen. Ich halte sonst viel von der Schablone, auf die alle Welt schimpft. Allein hier die Schablone eines sogenannten constitutionellen, collegialischen Reichsministeriums auf die Bedürfnisse der Reichsverwaltung anzuwenden, wäre offenbar die helle

Thorheit geweſen. Man braucht eine beſondere Verwaltung für Elſaß-Lothringen, weil dieſes Reichsland von Reichswegen verwaltet werden muß. Aber dieſe Verwaltung iſt nicht umfangreich und in die geſammte innere Reichsverwaltung nicht eingreifend genug, um ein Miniſterium daraus zu machen. Man begnügt ſich höchſt verſtändigerweiſe mit einem Unterſtaatsſekretär als Vorſtand dieſer Verwaltung. Die Vorſtände des Auswärtigen Amtes, des Marineamtes, des Poſtamtes, des Eiſenbahnamtes, des Juſtizamtes und des Reichskanzleramtes haben verſchiedene Titel; zwei heißen Staatsſekretäre, einer heißt Admiralitätschef, einer Generalpoſtmeiſter, zwei heißen Präſidenten. Dies ſind aber alles Miniſterſtellungen und dem Range nach als ſolche gekennzeichnet, auch ſind der Präſident des Reichskanzleramtes und der Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes in dieſem Sommer zu preußiſchen Staatsminiſtern mit Sitz und Stimme im Geſammtminiſterium ernannt worden. Welche Ausſtellung läßt ſich nun verſtändigerweiſe an der jetzigen Organiſation des Reichsdienſtes machen? Man wundert ſich, daß das Reichsamt für Elſaß-Lothringen in ſeinem Vorſtand mit keinem höheren Rang bedacht worden; wir haben den durchaus einleuchtenden Grund ſchon angegeben. Man wundert ſich, daß die Finanzabtheilung des Reichskanzleramtes noch nicht als ſelbſtändiges Reichsamt mit einem Staatsſekretär oder Miniſter organiſirt worden. Es liegt aber wirklich nicht fern zu vermuthen, daß, wenn der Kanzler die innere Reichspolitik feſt in der Hand behalten will, er vor Allem Chef der Finanzverwaltung bleiben muß. Die Uebelſtände der Trennung oder vielmehr der ebenbürtigen Stellung der Finanzverwaltung neben der Centralſtelle hat der Reichskanzler als preußiſcher Miniſterpräſident auf das Peinlichſte durchkoſten müſſen. Weil 1866 der Finanzminiſter v. Bodelſchwingh den Krieg mit Oeſterreich nicht wollte, hat der Staat Millionen verlieren müſſen, und dieſer Verluſt war noch als das blaue Auge zu betrachten, mit welchem der Staat davon kam. Später bereitete dem Miniſterpräſidenten die Schwerfälligkeit des Finanzminiſters v. d. Heydt bei dem beſten Willen des Letzteren große Ungelegenheiten, und man kann ohne eingeweiht zu ſein, vermuthen, daß auch das jetzige Verhältniß in Preußen nicht ohne Schwierigkeit iſt. Der Kanzler wird daher ſehr gut wiſſen, warum er keinen Miniſter oder Staatsſekretär der Reichsfinanzen als Vorſtand einer ſelbſtändigen Verwaltung haben will. In ſchöpferiſchen Perioden des Staatslebens muß der Finanzminiſter Miniſterpräſident oder der Miniſterpräſident Finanzminiſter ſein, wie es Cavour in der Epoche der Schöpfung des italieniſchen Staates war. Sonſt können die Dinge entweder gar nicht vorwärts gehen oder mit koſtſpieligen Hinderniſſen. Die collegialiſchen Miniſterien paſſen nur für träge, fertige Zuſtände.

Digitized by Google

Im deutschen Reich kommt nun noch eine ganz besondere Schwierigkeit zu den allgemeinen Uebelständen der collegialischen Ministerverfassung. Diese Schwierigkeit ist früher hier schon ausgeführt worden, und es ist erfreulich, daß man allgemein jetzt anfängt dahinter zu kommen. Auf dem Reichskanzler liegt als Vorsitzenden des Bundesrathes die Riesenaufgabe, aus dem Collegium des Bundesrathes eine im Handeln continuirliche Einheit zu machen. Das Reich würde bald in tausend Stücken gehen, wenn der Bundesrath heute mit Stimmenmehrheit einen Beschluß faßte und morgen einen zweiten, der zum ersten wie die Faust auf's Auge paßte. Es übersteigt aber die Kräfte selbst desjenigen Mannes, der hundertfache Männerkraft in seinem Geist vereinigt, den Bundesrath unter Einen Hut zu bringen und nachher noch einmal ein collegialisches Ministerium, in jedem Collegium die Stetigkeit und in beiden die Harmonie zu erhalten und dann auch noch den Reichstag nachzuziehen. Wer die unzweckmäßige Liebhaberei für collegialische Ministerien hat, muß erst den Bundesrath beseitigen, d. h. aus dem deutschen Reiche einen Einheitstaat machen. Nun kann Jemand den Einheitstaat auf das Lebhafteste ersehnen und doch verständig genug sein, die loyale Beobachtung der Reichsverfassung für das höchste Gebot der deutschen Politik zu halten. Wer so verständig denkt, der kann das Drängen auf das collegialische Reichsministerium, das heißt nach dem treffenden Wort des Fürsten Bismarck: das Hineintragen des Bundesraths in das Ministerium, dadurch, daß die Reichsverwaltungszweige in coordinirte Bundesstaaten verwandelt werden, nur für den Gipfel des Unverstandes erkennen.

Am 7. November waren es die Ultramontanen, welche das collegialische Reichsministerium verlangten, die Ultramontanen, welche nach der erst kürzlich erneuerten Erklärung ihres Führers Windthorst diejenige Fraction sind, die sich die Erhaltung der Einzelstaaten zum Ziele gesetzt hat! War dies nun Kurzsichtigkeit, Heuchelei oder einfach das Bedürfniß, Lärm und Aufenthalt zu verursachen, ohne die Lärmparole weiter als für den einmaligen Lärm benutzen zu wollen? Die Herren vom Centrum wissen das vielleicht selbst nicht, oder sie denken auch Einer anders über die Sache als der Andere. Sehr löblich aber war es, daß die Fortschrittspartei diesmal ausdrücklich ablehnte, auf den ultramontanen Leim zu gehen. Herr Richter-Hagen meinte: durch die Beanstandung der betreffenden Ausgaben für den Reichsverwaltungsdienst wären die verantwortlichen Ministerien doch nicht zu erlangen, die Fortschrittspartei hüte sich vor solcher Beanstandung, weil das von der Reichsregierung adoptirte System bereits am Rande des Bankerotts stehe. Das war wohl nur ein kräftiger Ausdruck zur Deckung des Rückzugs. Wir wären begierig, den Nachweis des Bankerotts aus dem Munde des Herrn Richter zu vernehmen. — Der Abgeordnete Bamberger gab seiner Sympathie für den Einheitsstaat

ziemlich ungenirten Ausdruck, was wir ihm nicht verargen, ohne irgend einen Nutzen davon einzusehen.

Die Klagen elsässischer Ultramontanen, daß durch das selbständige Reichsamt für Elsaß-Lothringen die dortige Verwaltung abhängiger vom Reichscentrum werde als bisher, sind eitel Wind. Bisher unterstand die Verwaltung Elsaß-Lothringens dem Reichskanzler, dem Präsidenten des Reichskanzleramtes, dem Director der Abtheilung im Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen. Jetzt untersteht dieselbe Verwaltung dem Reichskanzler, dem Unterstaatssekretär für Elsaß-Lothringen. Das lokale Centrum ist also im Reichscentrum eine Instanz los geworden. Wie kann man das verstärkte Centralisation nennen, es sei denn, daß man der Ansicht wäre, eine zweifache Oberinstanz müsse drückender sein als eine dreifache? Die Separatisten in Elsaß-Lothringen möchten freilich am liebsten die völlige bundesstaatliche Autonomie für ihre Provinz, um mittelst derselben desto bequemer in die Arme der französischen absoluten Centralisation zurückzufallen. Dieser Wunsch kann wenigstens nicht durch den deutschen Reichstag erfüllt werden, von welchem man so naiv war, das Mittel dafür zu verlangen.

Am 8. November gaben die Ausgaben für die Münzreform dem Abgeordneten Bamberger Anlaß, vorzubringen, was er gegen die Durchführung dieser Reform auf dem Herzen hat. Da kein an der betreffenden Arbeit betheiligter Regierungsvertreter anwesend war, die Beschwerden zu beantworten, so lassen wir dieselben einstweilen auf sich beruhen. In derselben Sitzung gaben die Ausgaben für die Post und für die Telegraphenverwaltung Anlaß zu dem mit einer zufälligen Majorität gefaßten und ob zwar folgenlosen, doch bedauerlichen Beschluß, für die Telegramme das Unwesen der verschiedenen Gebührzonen wieder herzustellen. C—r.

Literatur.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 39. Bd. Werner: Martin Luther oder: Die Weihe der Kraft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

Werner's Stück selbst wird den Lesern bekannt sein, obwohl es wie manches Andere aus den Kreisen der Romantiker eigentlich nur noch der Literaturgeschichte angehört und denen, die es ungelesen lassen, kaum Unbildung vorzuwerfen sein wird. Indeß ist es das Bedeutendste, was dieser wüste und unklare Geist geschaffen hat, und so mag man es mit der Einleitung, die Julian Schmidt dazu geschrieben hat, und die es aus den Gährungen der Zeit vor siebzig Jahren erklärt und es in seinen historischen Scenen der Schule Schillers zuweist, immerhin seiner Bibliothek einverleiben. Es wird dort aber den geeignetsten Platz unter den Schriften einnehmen, die sich mit Beiträgen zur Pathologie beschäftigen. Besser wäre, wenn man etwas aus Werners Dichtungen bringen mußte, sein „Vierundzwanzigster Februar" gewählt worden, da er der Vater der Schicksalstragödie geworden ist und somit eine ganze Classe von Dramen bezeichnet, welche ihre Zeit gehabt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Tabakologiſche Studien.

Von Blaſius Philocapnus.

I.

In der erſten Woche des November im Jahre 1492 entdeckte Columbus Amerika und zugleich die erſten Raucher. Zwei Seeleute, die er an's Land geſchickt, um das vor ihm liegende Guanahani zu erforſchen, erzählten ihm, nach den Schiffen zurückgekehrt, unter andern wunderbaren Dingen, daß ſie Eingeborne getroffen, die an einem glimmenden Stengel geſaugt und den Rauch durch die Naſe wieder von ſich gegeben hätten. Offenbar hätten ſie ſich damit inwendig räuchern oder parfümiren wollen, fügten die naiven Matroſen hinzu. Als man dieſe eigenthümliche Gewohnheit der wilden Leute dann näher unterſuchte, fand ſich, daß der Stengel ein Röllchen getrockneter Blätter von einer mit unſerm Bilſenkraut verwandten Pflanze war, die man in Maisblätter gewickelt hatte.

Dieſe Urcigarre war den Spaniern etwas Neues, dem von ihnen entdeckten rothhäutigen Weſtvolke aber in allen ſeinen Stämmen von der Kette der großen Seen bis über den Iſthmus hinab und nach Mexiko hinein eine alte Freundin, eine liebe Gewohnheit von unvordenklichen Zeiten her, und es gab bereits verſchiedene Methoden, das Kraut, welches bei den Karaiben Kohiba hieß, zu genießen. Die Kaziken von Hiſpaniola zündeten nach Oviedo, dem erſten Schriftſteller, der die Sitte klar und deutlich ſchildert, ein Feuer an, legten Kohibablätter darauf und athmeten dann den hiervon aufſteigenden Dampf vermittelſt eines hohlen gabelförmigen Inſtrumentes ein, das auch mit einem Y verglichen werden konnte, und deſſen Zinken in die Naſenlöcher geſteckt wurden. „Eine üble Gewohnheit, eine gefährliche Sitte“, ſagt Oviedo, „denn das Einathmen des Dampfes macht ſinnlos betrunken.“ Der Apparat aber wurde mit dem Namen Tabako bezeichnet. Auch das Schnupfen war

damals schon bekannt. In dem Bericht über die zweite Fahrt, die Columbus 1494 nach Amerika unternahm, erzählt dessen Verfasser, der Mönch Roman Pane, daß die Wilden das Kraut, welches er Kogiaba nennt, zu Staub zerrieben und durch ein Rohr von einer halben Elle Länge, das in die Nase gesteckt wurde, einathmeten, „was sie sehr reinigte." In Brasilien, wo die Pflanze Petun hieß, wurden ihre Blätter, wie uns De Bry in seiner 1590 erschienenen „Historia Brasiliana" berichtet, von den Eingebornen aus Pfeifen geraucht, die nach der Beschreibung und Abbildung, welche dieses Buch giebt, in fast allen Stücken dem türkischen Tschibbuk glichen und ebenso wie dieser gebraucht wurden. Francisco Lopez de Gomara, der Cortez 1519 während des Eroberungsfeldzugs in Mexiko als Kaplan begleitete, spricht von dem Tabakrauchen als einer dort allgemein verbreiteten Sitte, und Bernal Diaz erzählt, daß der Großkönig Montezuma, nachdem er gespeist, eine Pfeife rauchte, die ihm von der vornehmsten Dame seines Hofes mit großer Feierlichkeit gebracht wurde.

Endlich scheint der Gebrauch des Tabaks auch im Norden der transatlantischen Welt in sehr alte Zeiten zurückzureichen. Harriot, der an der Expedition Sir Walter Raleighs, des Entdeckers von Virginien, theilnahm, berichtet, daß die dortigen Indianer den Tabak als eine Gabe des Großen Geistes ehrten und ihn aus „Thonpfeifen rauchten, was ihnen Kopf und Magen von Schleim und groben Feuchtigkeiten reinigte, alle Poren und Gänge des Körpers öffnete und so denselben vor Verstopfungen bewahrte, so daß sie viele schlimme Krankheiten nicht kannten, mit denen wir in England geplagt sind." Sie glaubten ferner, „daß ihre Götter den Uppowok sehr liebten, weshalb sie Opferfeuer anzündeten, auf die sie Pulver davon streuten." Ueberfiel sie ein Sturm auf dem Wasser, so warfen sie Tabak in den betreffenden Strom oder See, bauten sie ein Wehr zum Fischfang, so weihten sie es durch ein ähnliches Opfer, und waren sie einer Gefahr entgangen, so ließen sie Tabak in die Luft fliegen. „Alles das aber wurde mit seltsamen Geberden, Aufstampfen, Tanzen, Händeklatschen, Emporstrecken der Arme und Hinaufstarren gen Himmel begleitet, wozu sie sonderbare Worte plapperten und allerlei Geräusch machten." Ferner hat man neuerdings in indianischen Grabhügeln des Mississippithales, deren hohes Alter durch vielhundertjährige Bäume, die auf ihnen wuchsen, bezeugt wurde, eine Menge von kunstvoll aus Stein gearbeiteten Pfeifenköpfen gefunden, welche menschliche Häupter und Figuren von Thieren der dortigen Gegenden, aber auch südlicher gelegener Landstriche darstellen. Wohlbekannt ist endlich die Kriegs- und die Friedenspfeife der noch jetzt existirenden Rothhäute, dieses unvermeidlich nothwendige Zubehör zu allen ihren diplomatischen Verhandlungen.

Der Genuß des Tabaks ist der alten Welt also mit der Pflanze aus der neuen jenseits des atlantischen Meeres zugekommen, nur war er dort weniger ein Genuß, als ein religiöser Gebrauch, ein Opfer, ein Mittel zur Versetzung des Rauchers in fromme Ekstase und daneben eine Arzenei. Die Behauptungen, daß er schon vor der Entdeckung Amerikas, ja schon dem grauen Alterthum bekannt gewesen sei, sind sämmtlich unhaltbar. Die „Ueberlieferung" der griechischen Kirche, daß Noah sich mit Tabaksrauch berauscht, ist selbstverständlich ein Product desselben unbewußten Humors, der den Raskolnicken die Pfeife versagt, weil gewisse Stellen des Neuen Testaments sie verbieten sollen. Wenn man gesagt hat, in China und Japan sei lange vor Christi Geburt schon geraucht worden, so ist das möglich, ja wahrscheinlich, wenn man dabei an andere medicinische Pflanzen denkt, sonst aber sehr unwahrscheinlich, weil sich in diesem Falle die Sitte bald über die benachbarten Völker und von diesen über den Westen verbreitet haben würde. Wenn endlich ein Engländer, der Dr. Yates, in einem altägyptischen Grabe die Darstellung einer rauchenden Gesellschaft entdeckt haben will, so hat er entweder Glasbläser für Raucher gehalten oder sich von einem Kisselak täuschen lassen, der den schlechten Geschmack hatte, gewissen Mizraimiten der Pharaonenzeit die Tabakspfeife des neunzehnten Jahrhunderts an den Mund zu malen.

Zu welcher Zeit die ersten Tabakspflanzen nach Europa gelangt sind, ist ungewiß. Gonzalo Hernandez de Toledo soll den ersten Samen nach Spanien gebracht haben, wo der Tabak Anfangs nur als Zierpflanze angebaut wurde. Später pries ihn Nicolo Menardez als Arzenei an, die man schnupfen sollte, und so entstand zu Sevilla eine Schnupftabakfabrik, die den berühmten Spaniol lieferte.

Nach Frankreich soll das Kraut durch André Thévet d'Angoulême gekommen sein, und zwar im Jahre 1556. Bekannter aber wurde es hier durch Jean Nicot de Villemain, der 1559 als Gesandter von Paris an den portugiesischen Hof ging und in Lissabon von einem vlämischen Kaufmann, der aus Florida kam, eine Quantität Tabakssamen kaufte. Er schickte ihn dem Großprior von Frankreich, weshalb die Pflanze eine Zeitlang „Herbe du Grand Prieur" hieß. Andere nannten sie „Herbe à l'Ambassadeur." Als Nicot 1561 nach Paris zurückkehrte, brachte er der Königin Marie de Medicis einige Pflanzen mit, und so verwandelte sich der bisherige Name des Tabaks im Munde der Höflinge, dann auch im Sprachgebrauch des Volkes galant und ehrerbietig in „Herbe à la Reine" oder „Herbe Medicée", während die Wissenschaft ihn nach Nicot „Nicotiana herba" nannte. Die letztere schrieb dem Kraute auch hier heilsame Eigenschaften zu, und auch hier wurde es im Hinblick darauf zunächst blos geschnupft. Zuerst nur als bestes Mittel gegen Migräne empfohlen, sollte es später so ziemlich alle Krankheiten

heilen, und zu gleicher Zeit wurde es in der Form von Schnupftabak in weiten Kreiſen zum Gegenſtand des Genuſſes. Nicht blos in Apotheken, ſondern auch in gewöhnlichen Kaufläden war jetzt der nun auch im Lande ſelbſt angebaute Tabak zu bekommen, und zwar führte er gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts außer den genannten Namen noch eine große Anzahl anderer, z. B. „Herbe sainte“, „Buglosse antarctique (ſüdliche Ochſenzunge)“, „Panacée antarctique“, „Jusquiaume de Perou (peruvianiſches Bilſenkraut)“, „Herbe de Tourbanon“ und „Herbe de St. Croix“, bis endlich hier wie anderwärts der ſpaniſche Name Tabaco alle andern verdrängte.

Etwas ſpäter als nach Frankreich gelangte der Tabak nach Italien, wo Rom durch den Kardinal Proſper Santa Croce, der ihn ebenfalls von Portugal her erhalten, mit ihm bekannt wurde, während der Norden das Kraut durch den franzöſiſchen Geſandten Tourbanon erhielt. Nach dieſem hieß es hier „Tornabona“, nach dem Cardinal aber „Erba Santa Croce“. Auch hier fand es als Heil- wie als Genußmittel raſch viele Freunde, und ſo wurde es im Toscaniſchen bereits 1574 angebaut. Wie in Frankreich und Spanien wurde es hier zuerſt nur geſchnupft, und zwar bald ſo allgemein, daß Venedig von 1657 bis 1662 aus der Verpachtung der Fabrikation und des Verſchleißes von Tabak die erhebliche Summe von vierzigtauſend Ducaten gewann.

Deutſchland lernte das Wunderkraut 1565 durch den Augsburger Stadtphyſicus Adolf Occo kennen und baute es von 1660 an in der Rheinpfalz im Großen. Nach der Schweiz brachte es um 1550 Konrad Gesner. Hier wie in Deutſchland und anderwärts wurde es von den Aerzten (z. B. von Dr. Neander von Bremen in ſeiner 1622 erſchienenen „Tabacologia“) als Panacee bei faſt allen Leiden des Kopfes und der Bruſt, namentlich aber auch als Pflaſter für Wunden und Ausſchläge empfohlen und angewendet.

Rauchen ſah man zuerſt in Spanien, wohin die Sitte durch Seeleute gelangte, welche ſie den Indianern der neuen Welt abgelernt hatten und in der Heimath raſch viele Nachahmer fanden. Nächſt den Spaniern ſcheinen die Engländer die erſte Nation Europas geweſen zu ſein, die am Tabaksgenuß in dieſer Form Gefallen fand. Die Pflanze kam den Einen zufolge „im zwanzigſten Jahre der Königin Eliſabeth“, alſo 1577, Andern zufolge aber ſchon 1565 nach England. Die Sitte, ihre Blätter zu rauchen aber gelangte hierher durch Ralph Lane, den 1586 in die Heimath zurückkehrenden Gouverneur von Virginien, und wurde durch den Entdecker Walter Raleigh, der ſelbſt ein ſtarker Raucher war, ſo daß er ſpäter mit der Pfeife im Munde der Enthauptung ſeines Freundes Eſſex zuſah und bis wenige Minuten vor ſeiner eignen Hinrichtung herzhaft dampfte, als geſund empfohlen.

Zuerſt ſcheint hier der Tabak in der Pfeife auf Manche abſtoßend gewirkt zu haben, wie u. A. die folgende Anekdote von Dick Tarlton andeutet.

Dieſer berühmte Witzbold, der 1588 ſtarb, rauchte nur, weil es Mode war. Eines Tages aber ſaß er mit einer Geſellſchaft, von der einige zu tief in's Weinglas geſehen hatten, die Pfeife im Munde am Tiſche, als jene, die von derartigem Vergnügen noch nichts gehört, beim Anblick der ihm aus der Naſe quellenden Dampfwolken plötzlich aufſprangen, „Feuer! Feuer!“ riefen und ihm ein Glas Wein in's Geſicht goſſen. „Laßt nun den Lärm“, ſagte Tarlton, „das Feuer iſt gelöſcht. Wenn die Sheriffs kommen, wird es eine Geldſtrafe geben, wie es Gebrauch iſt.“ Damit ſchmauchte er weiter. Von denen, die gelöſcht hatten, rief darauf einer: „Pfui, Teufel, was für einen Geſtank es macht, mir iſt, als wäre ich vergiftet.“ „Wen es ärgert“, erwiderte Tarlton, „der möge ſelber ein paar Züge thun, ſo wird der üble Geruch bald vergehen.“ Aber ſein Qualmen machte, daß ſie davon liefen und ihn die Zeche bezahlen ließen.

Mit der Zeit jedoch eroberte ſich die Mode mehr Terrain, und nach etwa zehn Jahren rauchte trotzdem, daß die Satiriker ihre beſten Pfeile nach dem „giftigen Kraute“ und ſeinen Verehrern abſchoſſen, faſt alle Welt mit Einſchluß nicht weniger Angehörigen des ſchönen Geſchlechts. Zu derſelben Zeit aber galt der Tabak wie im übrigen Europa auch den Engländern als ein Mittel gegen alle möglichen Gebrechen, und ſelbſt die Dichter waren ſeines Lobes voll. Spencer feiert ihn in ſeiner „Fairy Queen“ als „göttlich“, und William Lilly, der Hofpoet Eliſabeths, nennt ihn „unſer heiliges Kraut.“ Die Aerzte aber, bei denen er „Sana sancta Indorum“ hieß, miſchten ihn beinahe unter alle ihre Recepte.

Von England drang das Rauchen nach allen germaniſchen Ländern vor. Wohl ſchon 1580, jedenfalls noch im ſechzehnten Jahrhundert, verpflanzten engliſche Studenten es nach Leyden, von wo es ſich raſch über ganz Holland verbreitete, und wo man ſchon von 1615 an Tabak baute. Um 1620 brachten engliſche Truppen, die dem König Friedrich von Böhmen zu Hülfe zogen, die Sitte nach Deutſchland, wo ſie die kaiſerlichen wie die ſchwediſchen Heere von Ort zu Ort weiter trugen, und wo u. A. der Friedländer ihr huldigte. Engliſche Seeleute waren es, die um 1650 die Tabakspfeife in Schweden einheimiſch machten, engliſche Kaufleute endlich führten ſie unter den fernen Moskowitern ein. Lange vor dieſen, um 1601 bereits, rauchte der Türke am Bosporus und am Nil vergnügte Tſchibbuks. Vier Jahre ſpäter fingen die Muſelmänner im Reiche des Großmoguls an, es ihm nachzuthun, und ungefähr in derſelben Zeit, nach Andern erſt 1617, begannen, von Portugieſen gebracht, auf Java die erſten Tabakspfeifen zu glimmen. Zu Anfang der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts hatte der Tabak die geſammte damals bekannte Welt erobert: Amerika genoß ſeine Pfeife wie vor Alters, Europa rauchte und ſchnupfte von einem Ende bis zum andern, Afrika und

Asien thaten desgleichen von den Säulen des Herkules bis zur chinesischen Mauer. Es war damit gegangen wie mit der Wolke des Propheten Elias: zuerst war sie nicht größer als die Hand eines Mannes, und binnen Kurzem beschattete sie das Antlitz der ganzen Erde.

Diese weite Verbreitung des Tabaksgenusses in verhältnißmäßig kurzer Zeit giebt zu denken und ist um so merkwürdiger, als das Kraut Nicots im ersten Jahrzehnt nach seiner Herüberkunft nach Europa „mit Silber aufgewogen" wurde und auch später noch viel theurer als heutzutage der beste Rauchtabak war, und als es neben vielen Freunden auch einflußreiche und mächtige Feinde fand. Die Kirche wie eine ziemlich große Anzahl von Fürsten und Obrigkeiten erhoben ihre Stimme gegen die Sitte als gegen einen Unfug, und in nicht wenigen Ländern wurden die Raucher und Schnupfer wie schwere Verbrecher bestraft. Der Papst und der Sultan, der Großfürst von Moskau und der Großmogul in Delhi, selbst die damals nichts weniger als „freie" Schweiz zogen mit Edicten und harten Strafen gegen das uns so harmlos, wenigstens nicht, wie ihnen als gottlos erscheinende Rauch- und Schnupfkraut zu Felde.

Am mildesten noch sah man die Sache in Frankreich an, wo Ludwig der Dreizehnte den Verkauf dieser Drogue Allen mit Ausnahme der Apotheker bei Strafe von achtzig Livres verbot. Schlimmer schon verfuhren mehrere Päpste, die den Sündern mit der Dose, welche damit in der Kirche erschienen — Priester hatten sich nicht entblödet, während des Messelesens zu schnupfen — mit Excommunication drohten, was 1624 von Urban dem Achten und noch 1690 von Innocenz dem Zwölften geschah. In Toskana wurde der Anbau von Tabak auf bestimmte Districte beschränkt. In Bern ergingen 1660 und 1661 scharfe Mandate gegen das Rauchen, auch wurde ein eignes Gericht, die „Chambre du Tabac" zur Aburtheilung der Raucher und Schnupfer niedergesetzt, welches bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts bestand. In Glarus und Appenzell ging man mit ziemlich hohen Geldstrafen gegen diejenigen vor, welche der verbotnen Pfeife oder Dose huldigten. In Ungarn ahndete man das Rauchen ebenfalls mit Geldbußen, und der Anbau der Tabakspflanze sollte mit Einziehung des Grundbesitzes des Betreffenden bestraft werden. Nach der Berliner Polizeiordnung von 1661 stand das Rauchen ungefähr dem Ehebruch gleich, und noch 1675 war es mit Gefängniß und Pranger bedroht. Im Lüneburgischen sollten nach einer Verordnung von 1695 solche, die sich „mit dem liederlichen Werke des Tabakstrinkens" befaßten, sogar hingerichtet werden.

Kam das in deutschen Landen vor, so darf man sich nicht zu sehr wundern, wenn der barbarische Osten den Tabaksgenuß mit den grausamsten Mitteln auszurotten bemüht war. In Rußland wurde bis auf Peter den

Großen eine Prise mit Amputation der Nase durch den Henker geahndet. Gesandte des Herzogs von Holstein, die im Jahre 1634 Moskau besuchten, sahen hier an einem und demselben Tage acht Männer und eine Frau öffentlich knuten, weil sie Branntwein und Tabak verkauft hatten. Wer über diesem Vergehen das zweite Mal betroffen wurde, verlor den Kopf und zwar nicht etwa figürlich. In Konstantinopel, wo namentlich Sultan Murad der Vierte die Raucher mit frommer Wuth verfolgte und eine große Menge derselben köpfen ließ, sah der englische Reisende Sandys im Jahre 1610 einen unglücklichen Türken, der sich unvorsichtig den Tschibbuk hatte schmecken lassen, auf einem Esel durch die Straßen führen, nachdem man ihm die Nase durchstochen und das Pfeifenrohr quer hindurchgezogen hatte. Ein wenig glimpflicher verfuhren im Allgemeinen in Persien Schah Abbas der Große, der aber doch einst einen Kaufmann auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen befahl, welcher aus dem von ihm in's Lager eingeschmuggelten Tabak bestand, und der Kaiser Jehan Gir, der den Rauchern die Lippen, den Schnupfern die Nase abzuschneiden gebot.

Gelinder ließ Jakob der Erste (weil er nicht strenger sein durfte) seinen Ingrimm gegen die Verbreitung des „stygischen Qualmkrautes" in England aus, auf welches wir jetzt, Fairholts soeben erschienener Geschichte des Tabaks in Auszügen folgend, eingehender zu sprechen kommen*). Mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war in England das goldne Zeitalter für den Tabak angebrochen, er war hier die Leidenschaft aller Stände geworden. Man rauchte nicht nur während der Vorstellungen im Theater, sondern die Theater verkauften auch Tabak. Beliebte Schriftsteller priesen „den göttlichen Rauch des himmlischen Krautes" sogar der Damenwelt an, die sich das nicht zweimal sagen ließ, so daß man ihnen im Schauspielhause „statt der Aepfel, die bis dahin ihre hauptsächliche Erfrischung gewesen waren, die Tabakspfeife anbot." Gardiner, der 1610 gegen den Tabak schrieb, klagt: „Das Erbe vieler junger Herren ist ganz erschöpft und rein verschwunden mit diesem rauchigen Qualm und dem Besitzer auf die schändlichste und viehischste Weise zur Nase hinausgeflogen." (Acht Unzen Tabak bezahlte man noch im Jahre 1628 mit fünf Schillingen, und es kam in dieser Periode vor, daß Leute in einem einzigen Jahre drei bis vierhundert Pfund Sterl. verrauchten.) „Manche verbringen ganze Tage, Monate und Jahre mit Tabakrauchen und legen die Pfeife nicht einmal im Bette aus der Hand." Rich, ein anderer Gegner der Uebertreibung des Tabaksgenusses, sagt in einem Sittengemälde aus dem Jahre 1614: „Kein Reitknecht, der in ein Bierhaus

*) Der Titel des Buches ist: „Tobacco, its History and Associations by F. W. Fairholt. London, Chatto and Windus, 1876.

kommt, um ſich einen Krug zu beſtellen, iſt ſo gering, daß er nicht ſeine Pfeife Tabak haben müßte; denn es iſt eine Bequemlichkeit, die man jetzt in jeder Schenke, wo es Wein und Bier giebt, haben kann, und in Apothekerläden, Gewürzhandlungen und Victualienbuden iſt man nie ohne Geſellſchaft, die vom Morgen bis in die Nacht Tabak qualmt. Daneben aber giebt es eine Menge Leute, die Häuſer und offne Läden haben und von nichts anderem als vom Tabaksverkauf leben." Nach demſelben Autor gab es in London, welches damals noch lange keine Million Einwohner hatte, über ſieben tauſend Tabaksgeſchäfte, und das hier jährlich in Rauch aufgehende Geld wird von ihm auf 319,375 Pfund veranſchlagt. Es war daher nicht, wie Fairholt meint, bloße Querköpfigkeit, als König Jakob der Erſte ſchon bald nach ſeiner Thronbeſteigung dem Tabak den Krieg erklärte und ihn ſpäter als Schriftſteller und zuletzt als gebietender Herr in den Bann that. Wenn er dabei durch übergroßen Eifer vor der Nachwelt eine komiſche Figur ſpielte, ſo mag ihm zunächſt der Ton ſeiner Zeit, die Grobheiten noch nicht für unſchicklich hielt, ſein Haß gegen Raleigh, der das Tabakrauchen durch ſein vornehmes Beiſpiel in die Mode gebracht hatte, und der Umſtand, daß ſeine erſten Auslaſſungen in Sachen des Tabaks nicht nur nichts halfen, ſondern von dreiſten Unterthanen mit Lobpreiſungen des garſtigen Krautes erwidert wurden, die man ihm bei verſchiedenen Gelegenheiten in's Geſicht ſagte, einigermaßen zur Entſchuldigung dienen. 1603 veröffentlichte der König ſeinen „Counterblaste to Tobacco", in welchem er das Rauchen als „eine Sitte ekelhaft für das Auge, ſchädlich für das Gehirn, gefährlich für die Lunge und mit ihrem ſchwarzen ſtinkenden Qualme dem entſetzlichen Rauche der unergründlichen Hölle gleichend", verdammte, und 1605 mußte er erleben, daß bei der von der Univerſität Oxford in ſeinem Beiſein abgehaltenen Diſputation der Dr. Cheynell mit der Pfeife in der Hand auftrat, um die Tugenden des argen Krautes auf's Höchſte zu rühmen und es über alle anderen Heilmittel zu erheben. Einige Jahre ſpäter folgte aus der Feder des Königs dem „Gegenwind gegen den Tabak" der „Misocapnus", der Rauchfeind, der in wenig logiſcher, aber um ſo ungeſtümerer Weiſe darthat, daß der Tabak „in ſeinem ganzen Weſen der Hölle gleicht, da er ein ſtinkendes, ekelhaftes Zeug iſt", und im Jahre 1621 ſang man ihm im Theater bei der Aufführung von Barton Holidays „Heirath der Künſte" von der Bühne ein Lied entgegen, welches den Tabak als Muſiker, Sachwalter, Arzt und Reiſenden pries und viermal in den Refrain ausbrach:

„Ho boys, sound I loudly,
Earth ne'er did breed
Such a jovial weed,
Whereof to boast so proudly."

Allerdings fanden ſich Dichter wie Joſua Sylveſter bereit, ihre Harfen nach dem Willen des königlichen Rauchfeindes zu ſtimmen und ihm mit Verſen zu ſecundiren, in denen der Tabak „jener indianiſche Tyrann, Englands einzige Schande“ geſchmäht wurde, und die Geiſtlichkeit rückte mit ihrem ſchweren Geſchütz neben Sr. Majeſtät aus. Aber die Vertheidiger des angegriffnen Krautes waren zahlreicher und meiſt witziger als jene, und die Armee des Königs wurde in Verſen und Proſa geſchlagen. Dr. Barclai durfte ſein 1614 erſchienenes Gedicht „Von den Tugenden des Tabaks“, in welchem er dieſe Pflanze „die Fürſtin unter allen“ nennt und mit Begeiſterung von Amerika als dem „Lande, welches Gott mit dieſem glückbringenden und heiligen Kraute geehrt und geſegnet hat“, ſpricht, dem Biſchof von Murray widmen. Er vergleicht ſich darin mit Hercules, der nur mit einem Sack und einer Keule in den Krieg gegangen ſei, und ſagt: „Ich habe mich mit einem Kaſten ſtatt mit einem Sacke und einer Pfeife ſtatt einer Keule bewaffnet, mit einem Sacke, um meinen Tabak aufzubewahren, und mit einer Pfeife, um mich ihrer zu bedienen; mit dieſen beiden werde ich, ſo Gott will, viele Krankheiten überwinden.“ Selbſt die Geiſtlichkeit wankte und rauchte zuerſt im ſtillen Kämmerlein, ſpäter öffentlich, indem ſie vermuthlich zu der Ueberzeugung gelangt war, welche der Dichter Wither in dem noch jetzt beliebten Liede „Tobacco is an Indian plant“ ausſpricht, wo es u. A. heißt:

„The pipe, that is so lily white,
Wherein so many take delight,
Is broke with a touch — man's life is such —
Think of this, when you smoke tobacco.

The pipe, that is so foul within,
Shews how man's soul is stained with sin;
To purge with fire it does require —
Think af this, when you smoke tobacco.

Lastly, the ashes left behind
May daily serve, to move the mind,
That to ashes and dust return we must —
Think of this, when you smoke tobacco.“

D'Avenant ſpricht 1634 vom Rauchen als einer ſo allgemein gewordnen Gewohnheit, daß er glaubt, nächſtens „werde man den Kindern zur Erleichterung des Zahnens, ſtatt wie bisher Korallen, zerbrochne Thonpfeifen in den Mund geben.“ Und dabei hatte König Jakob es nicht bei Ermahnungen und Drohungen bewenden laſſen, ſondern den Einfuhrzoll auf Tabak von zwei Pence per Pfund auf die ungeheure Summe von ſechs Schilling und zehn Pence erhöht und damit noch nicht zufrieden, Raucher geringen Standes

ergreifen und ſtäupen, vornehmen den Bart abſcheeren und ſie aus dem Lande jagen laſſen. Es wiederholte ſich nach allen Richtungen die Bethätigung des alten Verſes: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“; das Rauchen war allerdings nicht eben etwas Natürliches, aber den Engländern zur andern Natur geworden. Wenn der Abſolutismus unnöthige und unbillige Geſetze macht, ſo denkt das Volk naturgemäß an Wege zur Umgehung derſelben. Da Jakobs Einfuhrzoll einer Unterdrückung der Einfuhr nahe kam, fingen die engliſchen Farmer an, auf ihrem eignen Boden Tabak zu bauen, und als der „ſchottiſche Salomo“ darauf hin ein Verbot gegen dieſen „Mißbrauch des Bodens unſeres fruchtbaren Königreichs“ erließ, erinnerte man ſich, daß nur die Einfuhr des virginiſchen Tabaks mit jenem exorbitanten Zoll belegt war, und bezog ſein Rauch- und Schnupfmaterial mit der alten wohlfeilen Abgabe von den ſpaniſchen und portugieſiſchen Niederlaſſungen in Amerika. Jakob verbot darauf jeden Tabakshandel in England, der nicht auf Grund eines von ihm um ſchweres Geld zu löſenden Patents betrieben wurde. Aber es gelang ihm durch dieſe Monopoliſirung nur, die Londoner Geſellſchaft der mit Virginien handelnden Kaufleute zu ruiniren und — ſeine Taſchen mit Geld zu füllen; denn der Tabaksgenuß florirte fort.

Karl der Erſte theilte den Abſcheu ſeines Vaters gegen den Tabak, behandelte wie dieſer den Verſchleiß desſelben als Monopol und ließ alle Vorſtellungen der dadurch geſchädigten virginiſchen Pflanzer unbeachtet. Unbillig zwar und unartig, aber erklärlich iſt's daher, wenn Leute ſich freuten, daß die Soldaten Cromwells ihm, als er in den Tagen ſeines Unglücks in der Wachtſtube von Weſtminſter ſaß, den Qualm ihrer Pfeifen in's Geſicht bliesen.

Auch die Herrſchaft der Puritaner war dem Tabak nicht hold. Cromwell war zwar ſelbſt ein ſtarker Raucher, wollte aber ſo wenig wie Jacob den Anbau des Tabaks in England dulden und ſchickte daher ſeine Truppen aus, um da, wo das Kraut gepflanzt worden, die Ernten niederzutreten.

Karl der Zweite beſtätigte nach der Reſtauration die alten Verbote des Anbaus von Tabak in England, dehnte ſie auf Irland aus und ſetzte eine Geldſtrafe von 40 Schillingen, die ſpäter auf 10 Pfund St. erhöht wurde, auf jede Ruthe mit Tabak bepflanzten Landes. Auch unterſagte er den Mitgliedern der Univerſität Cambridge außer dem Tragen von Perücken und dem Ableſen ihrer Predigten das Rauchen. Ihm ſo wenig wie ſeinen Vorgängern am Ruder der Regierung gelang es, den Genuß des Tabaks zu unterdrücken oder auch nur erheblich einzuſchränken. Der franzöſiſche Reiſende de Rochefort, der unter ihm England beſuchte, berichtet, daß dort Frauen ebenſowohl wie Männer rauchten, ja daß die Kinder von ihren Müttern

geſtopfte Pfeifen im Bücherbeutel mit in die Schule nahmen, die ſie ſtatt eines Frühſtücks genoſſen, und in deren Gebrauch und Behandlung ſie der Lehrer unterwies.

Sehr komiſch lautet der aus dieſer Zeit ſtammende Troſtbrief Tom Browns an eine alte Dame, die rauchte. Es heißt darin: „Obwohl die ſchnöde Welt Sie tadelt, weil Sie rauchen, ſo möchte ich ihnen doch nicht rathen, ein ſo harmloſes Vergnügen aufzugeben. Erſtens iſt es geſund und, wie Galen (!) ganz richtig bemerkt, ein vortreffliches Mittel gegen Zahnſchmerz, den unaufhörlichen Verfolger alter Damen. Zum Zweiten verhilft der Tabak, obwohl er einen heidniſchen Namen trägt, zu chriſtlichen Betrachtungen, was vermuthlich der Grund iſt, der ihn unſern Paſtoren empfiehlt, von denen die Mehrzahl ebenſo wenig ohne Pfeife im Munde als ohne Concordanz in der Hand eine Predigt zu verfaſſen im Stande iſt. Ueberdieß kann jede Pfeife, die Sie zerbrechen, Ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, von was für unbedeutenden Zufälligkeiten das Menſchenleben abhängt. Ich kenne einen nicht zur Kirche gehörigen Geiſtlichen, der an Feſttagen ein gutes Stück Rindslende verſpeiſte, weil es ihn daran erinnerte, daß alles Fleiſch wie Heu iſt, aber ich bin überzeugt, daß man vom Tabak viel mehr lernen kann. Er kann uns lehren, daß Reichthum, Schönheit und alle Herrlichkeiten der Welt wie eine Rauchwolke verſchwinden. Drittens iſt eine Pfeife ein hübſches Spielzeug. Zum Vierten und Letzten aber iſt ſie Mode, oder doch auf dem beſten Wege, es zu werden."

Als die Peſt London 1665 furchtbar heimſuchte, wurde (wie wir aus Abraham a Sancta Clara erſehen, geſchah dieß auch in Wien und vermuthlich in ganz Deutſchland) Tabak angelegentlich als Schutz- und Heilmittel dagegen empfohlen und eifrig angewendet. Die Aerzte, die Krankenpfleger und die, welche mit den Todtenkarren umherfuhren, ließen die Pfeife nicht ausgehen, und man glaubte allgemein, daß Tabakshändler ſammt ihren Familien vor jeder Anſteckung ſicher ſeien. Ein Gedicht, welches 1670 unter dem Titel „Nicotianae Encomium" erſchien, nennt den Tabak wie die alten franzöſiſchen Aerzte bei ſeinem erſten Bekanntwerden in Paris eine Panacee und ſagt mit Bezug auf die Peſt:

„If the Grand Bugbear Toad, the Plague, ye fear,
Lo! under God your antidote is here."

Das Tabakkauen kam durch Seeleute nach England und wurde auf General Monks Vorgang hin eine Zeit lang auch von Leuten der beſſern Stände betrieben, drang aber nicht wie in Amerika allgemein durch. Dagegen verbreitete ſich das Rauchen unter der Königin Anna noch mehr als bisher, nachdem es ſchon unter Wilhelm dem Dritten, dem gebornen Holländ-

der, sich des Wohlwollens von oben her erfreut hatte. Zwar sah es noch gelegentlich einen Schriftsteller mit einer Jeremiade gegen sich auftreten, der ungefähr wie 1703 Lawrence Spooner in seinem „Looking Glass for Smoakers“ lamentirte: „Die Sünde des maßlosen Tabaksgenusses schwillt und wächst im Lande mit jedem Tage so sehr, daß ich sie nur mit den Wassern Noahs vergleichen kann, die fünfzehn Ellen über die höchsten Berge anschwollen.“ „Daß dieses Gebahren selbst unter den meisten Gottesfürchtigen über alle Vernunft, Religion und Erfahrung triumphirt, erfüllt mit Staunen und Entsetzen; daß sie gestatten, daß sich ein solches unnatürliches Feuer in ihnen entzündet, welches sie in eine derartige Gährung und Unordnung versetzt, ist ein Wunder und läßt uns mit dem Propheten Jeremias, Buch 2, Vers 12 ausrufen: Sollte sich doch der Himmel davor entsetzen, erschrecken und sehr erbeben, spricht der Herr der Heerschaaren.“ Aber die Welt ließ auch hiervor die Pfeife nicht ausgehen. Fast alle die gewaltigen Perücken, die damals Mode waren, wurden von ihren Besitzern mit dem Dufte des virginischen Krautes durchräuchert. Die goldnen Namen der damaligen Literaturperiode, Addison, Steele, Congreve, Phillips und Prior rauchten, Pope und Swift folgten der Gewohnheit der französischen Geistlichkeit und schnupften. König Georg der Zweite that desgleichen, und ebenso war Gibbon ein großer Freund der Dose. In einem seiner Briefe schreibt er: „Ich zog meine Dose heraus, klopfte darauf, nahm zwei Prisen und setzte meinen Vortrag fort wie gewöhnlich, d. h. indem ich den Körper vorbeugte und den Zeigefinger ausstreckte.“ Der berühmte Dr. Parr genoß jeden Abend seine zwanzig Pfeifen, qualmte sogar in den Salons und Boudoirs von Damen und schreibt von sich selbst, indem er sich beim Abfassen seiner Werke schildert, „ich ließ vulkanische Qualmwolken nach der Decke aufsteigen.“ Gleich ihm waren Thomas Hobbes und Isaak Newton leidenschaftliche Raucher, und beide widerlegten damit die Behauptung, daß der Tabak das Leben verkürze; denn Hobbes wurde 92, Newton 85 Jahre alt. Unter den späteren Berühmtheiten Englands waren Charles Lamb und der Dichter Bloomfield sowie Walter Scott starke Raucher, während Campbell, Lord Byron, Thomas Moore und Tennyson sich dem Tabaksgenusse nur mäßig hingaben.

Während des Krieges mit den amerikanischen Colonien wurde der Tabak theurer, und so ließ sein Gebrauch erheblich nach. Auch gewannen um diese Zeit in den höheren Kreisen die Tabaksfeinde Terrain, so daß hier länger als ein Menschenalter Pfeife und Cigarre fast allenthalben im Bann waren.

Aber, wie schon aus dem Ebengesagten zu ersehen, niemals fehlte es an Ausnahmen. Die Lords Eldon und Stowell, desgleichen Lord Brougham kehrten sich nicht an jenes Vorurtheil. Die Herzöge von Sussex und Devonshire sanctionirten die alte Sitte, ja selbst Georg der Vierte wendete

ihr sein königliches Wohlwollen zu, und in den letzten Jahrzehnten ist dieselbe ziemlich allenthalben in England wieder rehabilitirt und zu ihrer früheren Verbreitung gelangt. Nur die Damen haben sich noch nicht wieder zu ihr bekehrt, aber ihre Aussichten auf Beseitigung des Rauchens bei dem stärkeren Geschlecht sind nach Thackeray's Meinung trübe. „Was ist denn dieses Rauchen, daß man es als ein Verbrechen betrachtet?" fragt dieser gefeierte Humorist in seinen „Fitz-Boodle Papers." „Ich bin im Stillen der Meinung, daß die Damen auf dasselbe eifersüchtig sind wie auf einen Nebenbuhler. Die Sache steht aber so, daß die Cigarre allerdings eine Nebenbuhlerin der Damen, aber zugleich ihnen überlegen ist. Man überschaue einmal die weite Welt, und man wird sehen, wie der Gegner der Damen sie überwältigt hat. Deutschland qualmt seit hundert und achtzig Jahren, Frankreich raucht Mann für Mann. Glaubt Ihr, daß Ihr den Feind von England fern halten könnt? Bah, seht Euch den Fortschritt an. Fragt die Clubs. Ich meinestheils gerathe nicht in Verzweifelung, wenn ich einen Bischof mit einem Glimmstengel im Munde oder einer Thonpfeife hinterm Hutbande aus dem Athenäum herausschlendern sehe."

Was hier Thackeray von Deutschland und Frankreich sagt, ist wahr. In letzterem war Ludwig der Vierzehnte dem Tabak äußerst abgeneigt, wir wissen aber, daß seine Töchter des Nachts sich von der Steifheit des Hofes bei kleinen Orgien erholten, bei denen sie sich eine Güte mit Pfeifen thaten, welche die dienstthuenden Schweizer ihnen leihen mußten. Ebenso wurde damals wie unter den späteren Königen viel geschnupft, und in diesem Jahrhundert ist das Sprichwort „fumer comme un Allemand" in Frankreich außer Uebung gekommen, weil der Franzose jetzt fast ebenso viel raucht als sein Herr Nachbar jenseits der Vogesen. Starke Raucher waren unter den französischen Dichtern Alfred de Musset, Prosper Merimée, Eugène Sue und Paul de St. Victor. Auch Madame Dudevant liebte die Cigarre. Balzac, Dumas und Victor Hugo enthielten sich des Tabaks. Napoleon III. schmauchte so leidenschaftlich Cigaretten, daß er sie auch während der Begegnung mit Bismarck zwischen Sedan und Donchery (Verfasser spricht als Augenzeuge) kaum ausgehen ließ. Sein Oheim schnupfte und war nicht der Erste auf Frankreichs Throne, der dieser Gewohnheit huldigte; denn schon Ludwig der Fünfzehnte hatte sich von den französischen Fabrikanten an allen Neujahrstagen mit feinem Rappé beschenken lassen. Talleyrand aber war der Meinung, daß jeder bedeutende Diplomat ein Schnupfer sein sollte, da die Dose ihm Gelegenheit verschaffe, unter dem Vorwand, eine Prise nehmen zu müssen, sich auf passende Antworten und Ausflüchte für plötzlich an ihn herantretende unbequeme oder gefährliche Fragsteller zu besinnen. Wenn wir uns einen deutschen Landpfarrer nicht gut ohne lange Pfeife vorstellen können

ſo fehlt dieſe beim franzöſiſchen Curé; dagegen vermögen wir uns dieſen wieder nicht ohne Schnupftabaksdoſe zu denken.

Von der Entwickelung der Dinge in Deutſchland ſagen wir ſonſt nur, daß auch hier der Tabak literariſch (z. B. von Moſcheroſch, Scriver und dem Jeſuiten Balde) ſtark angefeindet wurde und auch hier ſeiner Gegner ſpottete. Goethe und Heine waren ihm gram, Prinz Eugen war ein warmer Freund der Priſe, Friedrich der Große ſchnupfte unmäßig aus der Weſtentaſche, ſein geſtrenger Papa qualmte mit dem alten Deſſauer und dem Akademiker und Hofnarren Gundling nicht weniger maßlos im Tabakscollegium, und Hohe und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte thaten es ihm bis auf den heutigen Tag, unbehelligt von einem Monopole, nach.

Was aber auch England einſt, Frankreich jetzt und Deutſchland ſtets auf dieſem Gebiete geleiſtet haben mag, die Palme gebührt hier den Holländern, die von 1580 an bis heute, durch kein ſtörendes Geſetz erſchreckt und beeinträchtigt, behäbig, gemächlich und bedächtig geraucht und fortgeraucht haben. Bekannt iſt die reizende Schilderung Waſhington Irvings von dem, was ſie im Fache des Tabaksgenuſſes leiſten. Vergeſſen aber wird ſein, was vor etwa drei Jahren die Zeitungen meldeten.

An einem Apriltage des Jahres 1872 oder 73 ſtarb in der Nähe von Rotterdam Mynheer Klaus, „der König der Raucher“ genannt. Durch Leinwandhandel reich geworden, hatte er von ſeinem großen Vermögen einen ſehr eigenthümlichen Gebrauch gemacht. Bei Rotterdam hatte er ſich ein ſtattliches Haus gebaut und darin ein Muſeum für Tabakspfeifen eingerichtet, die in chronologiſcher Reihenfolge geordnet und nach den Nationalitäten aufgeſtellt waren. (Wir haben 1842 bei dem Reichstagsabgeordneten Wigard in Dresden und 1853 in der Zelle eines Inſaſſen des ſchleswigſchen Irrenhauſes Aehnliches geſehen.) In dem Teſtamente, welches er kurz vor ſeinem Ableben machte, ordnete er an, daß alle Raucher des Landes zu ſeinem Leichenbegängniſſe geladen und jedem 10 Pfund Tabak nebſt zwei Thonpfeifen neueſter Façon, auf denen Name, Wappen und Todestag des Erblaſſers angebracht waren, verehrt werden ſollten. Dafür ſollten ſie mit ſeinen Verwandten und Freunden dem Sarge mit brennenden Pfeifen folgen und ihm, ſtatt der üblichen drei Hände voll Erde, die Aſche derſelben in's Grab ausklopfen. Die Armen der Nachbarſchaft, die dieſen Wünſchen nachkämen, ſollten jedes Jahr am Todestage des wunderlichen Herrn wieder 10 Pfund Tabak und überdieß ein Fäßchen gutes Bier erhalten. Er befahl ferner, ſeinen eichnen Sarg mit den Cederbretchen der Cigarrenkiſten auszufüttern, die er ausgeraucht, und ihm eine Büchſe mit franzöſiſchem Caporal, ein Packet holländiſches Apenhaar, ſeine Leibpfeife und eine Schachtel mit

Digitized by Google

Zündhölzern, Stein, Stahl und Zunder an die Seite zu legen; „denn", meinte er, „man kann ja nicht wissen, was passirt." Man will berechnet haben, daß der alte Herr in den achtzig Jahren, die er gelebt und geraucht, etwa vier Tonnen, also achtzig Centner, Tabak in Rauch und Asche verwandelt und eine Viertelmillion Quart Bier dazu vertilgt hat.

Die polnischen Agitationen in Oberschlesien.

Daß eine von der allgemeinen abgesonderte Sprache eines Volksstamms, der auch geographisch gesonderte Wohnsitze hat, eine Gefahr für den Bestand des Staates enthält, das hat sich nirgends so unzweifelhaft erwiesen, als in Oestreich. Wer hätte vor 50 Jahren geahnt, daß nicht blos Magyaren, sondern auch Tschechen, Kroaten, ja sogar das kümmerliche Häuflein Slovenen besondere Reiche würden bilden wollen? Heute ist diese merkwürdige Erscheinung schon längst eine Thatsache. Und was war die erste, wenn nicht die einzige Veranlassung zu der Absonderungssucht? — Es war die besondere Sprache der Volksstämme.

Ein hervorragender Antrieb zur Gegnerschaft gegen den Staatsverband, dem anderssprechende Stämme angehören, ist *dann* vorhanden, wenn solche Stämme an der Grenze wohnen, jenseits deren nahe Verwandte einen eignen Staatsverband bilden, wie das in Oestreich bei den Italienern, Rumänen, Serben, Ruthenen der Fall ist. Verschärft wird der Gegensatz durch Verschiedenheit der Religion mit dem herrschenden Volk, wie wir in Preußen das bei den Polen empfinden müssen.

Nicht blos bei den vorzugsweise als Polen bezeichneten Slawen in Posen und Westpreußen ist der besondere Antrieb und die Veranlassung zur Verschärfung des Zwiespalts vorhanden, sondern auch bei den polnischsprechenden Oberschlesiern. Das Landvolk sowie die niedere Stadtbevölkerung in den *deutschen* Kreisen des Regierungsbezirks Oppeln, Neisse, Grotkau, Falkenberg, Neustadt, ist zwar, wie im polnischen Theile, auch katholisch; darauf aber kommt weniger an. Wichtiger ist, daß der höhere Bürgerstand und ebenso die größeren Gutsbesitzer im ganzen Regierungs-Bezirk weit überwiegend protestantisch und selbstverständlich deutsch sind. Dennoch schlief das polnische Nationalbewußtsein seit Jahrhunderten in Oberschlesien so fest, daß kein Mensch vor dreißig Jahren an die Möglichkeit

dachte, es könne durch die verschiedenen Gegensätze neu geweckt werden. Die Staatsregierung hielt aus dem Grunde ungefähr seit dem Jahre 1830 die Anordnung nicht mehr aufrecht, daß der Schulunterricht durchweg in deutscher Sprache ertheilt werden sollte. Das war bei den damaligen Erfahrungen verzeihlich.

Nicht lange darauf kamen aber die ersten Regungen des Nationalgefühls bei solchen Volksstämmen in Oestreich zu Tage, in denen es ebenso erstorben erschienen war, wie in den Oberschlesiern. Es erstarkte dann in einigen Jahren so weit, daß der Drang nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bewaffneten Aufständen führte, die blutig niedergeworfen werden mußten, und daß es eine Zeit lang schien, als wenn der alte, mächtige Kaiserstaat im Begriff stände, sich in kleine Nationalstaaten aufzulösen. Auch seit dem Jahre 1848 erschien und erscheint sein Bestand nur für eine absehbare Zeit, nicht für die Dauer gesichert. Wenn schon diese Erscheinungen und Ereignisse den preußischen Staatsmann und Patrioten auf die Gefahren aufmerksam machen mußten, die aus dem sprachlichen Getrenntsein eines Volksstammes von dem herrschenden Volke für den Staat erwachsen können, welcher für sich, ohne die Sprach- und Stammverwandten in Westpreußen und Posen, nicht viel weniger stark ist, als die Kroaten oder die Slovenen, so mußte das Bedenken dadurch noch bedeutend vermehrt werden, daß Oberschlesien im Jahre 1848 gar nicht unerheblich national aufgewiegelt war. Man hat das unter dem Gewicht der vielen unvergleichlich wichtigeren Ereignisse des Bewegungsjahres im großen Publikum übersehen und jetzt ganz vergessen; bei der Regierung durfte es aber nicht vergessen werden. Das in der Geschichte einzig dastehende Jahr ging an den Oberschlesiern keineswegs unbeachtet vorüber; auch ihrer bemächtigte sich die in Mitteleuropa allgemeine Aufregung, auch sie erwarteten allgemeine Glückseligkeit, die aus großen Umwälzungen hervorgehen sollte. Seit dem posener Aufstandsversuch des Jahres 1845 befanden sich in dem Bezirk einige polnische Aufwiegler, die bisher mit schlechtem Erfolg gearbeitet hatten. Jetzt, bei dem freien Versammlungsrecht und der Redefreiheit, die man sich nahm, bei der Erlahmung der Staatsgewalt fiel es ihnen nicht schwer, dem Volke vorzuspiegeln, daß die erste Bedingung der Erfüllung ihrer hochgespannten Erwartungen darin bestünde, daß sie sich als echte „Söhne Polens" erwiesen und sich in das „Polenreich der Piasten", welches man im Begriff stehe, wieder herzustellen, einverleiben ließen. Die Agitation wurde von Posen aus geleitet und hatte ihren Heerd in Beuthen, wo einer der thätigsten Aufwiegler, Lepkowski, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Das meiste zur Bearbeitung des Volkes that die Presse. Oberschlesien besaß damals schon sein eignes national-polnisches Organ, es war der „Dziennik", der in dem ansehnlichen Wallfahrtsorte Deutsch-Piekar nahe bei Beuthen erschien. Um die „patriotischen"

Schriften leichter zu verbreiten und die nicht eben wenigen wackeren Leute, die nicht lesen konnten, mit in die Bewegung zu ziehen, wurden Lesevereine (Czytelnie) gegründet. Den Gipfel des Agitationsapparates bildeten aber National-Klubs, in denen „nationale und demokratische Gesinnung" durch das lebendige Wort geweckt und entwickelt wurde. Bei all dieser eifrigen Thätigkeit hätten die großpolnischen Träumer auf die Masse des oberschlesischen Volkes keinen erheblichen Einfluß, und sie würden dessen noch weniger gehabt haben, wenn nicht schon damals die Geistlichkeit ihre Bestrebungen unterstützt hätte. Als das Ministerium Manteuffel berufen wurde, hörte in kurzem die ganze Bewegung auf, rascher als in Posen, der „Dziennik" von Piekar ging ein, die Nationalklubs wurden geschlossen, die Lesevereine lösten sich von selbst auf, die Agitatoren verschwanden von der Bühne, und alles schien nur ein vorübergerauschter Traum gewesen zu sein. Es schien. Wer wollte den Zuständen in Oestreich gegenüber behaupten, daß den Erscheinungen des Jahres 1848 in Oberschlesien keine tiefere, dauernde Bedeutung beizulegen war?

Die reaktionären Staatsmänner, die nach 1848 Preußen regierten, schlugen aber diese Lehren der Zeitgeschichte in den Wind, wie denn noch viele andere und gewichtigere Lehren an ihrem Ohr vorübergingen. In ihrem überwiegenden Streben, alte Zustände wieder herzustellen, die der Zeit zum Opfer gefallen waren, und in den alten Kirchen die Hauptstütze derselben erkennend, vernachlässigten sie alle wahren Interessen des Staates, um nur diese zu befestigen. Indem man die polnische Sprache, nicht ohne Grund, als eng verbunden mit der katholischen Kirche ansah, wurde sie in Posen und Westpreußen in ihrem Bestande erhalten, in Oberschlesien sogar begünstigt. Als endlich der Kultusminister v. Mühler entlassen war und sein erleuchteter Nachfolger Dr. Falk 1873 verfügte, daß in allen Volksschulen, auch in denen mit polnischen Schülern, in deutscher Sprache unterrichtet werden solle, konnte es geschehn, daß die noch von Mühler auserwählten Organe des Ministers gegen die Ausführung der Anordnung Widerspruch erhoben. In Oppeln thaten das alle drei Schulräthe, am eifrigsten der evangelische. Und doch war die national-polnische Wühlerei, die in verstärktem Maße noch jetzt fortdauert, in dem Bezirk schon damals im Gange. Die verblendeten Beamten sahen nicht, daß die besondere Sprache der Bevölkerung dazu die hauptsächlichste Handhabe darbot.

Entsprungen sind die national-polnischen Bestrebungen in Oberschlesien der ultramontanen Opposition. Man hat es bei dem heftigeren Kulturkampf unter dem Minister Falk ziemlich vergessen, daß auch der dem Katholizismus so sehr zugeneigte Minister v. Mühler den römischen Bischöfen nichts recht machen konnte, sondern mit ihnen in stetigen Streitigkeiten lebte, und daß auch unter den nichtgeistlichen Katholiken, die ihrer Kirche mit besonderem

Eifer zugethan waren, keine große Anhänglichkeit an den immer doch vorzugsweiſe ketzeriſchen Staat vorhanden war. Zu dieſen eifrigen Katholiken gehörte der Schullehrer Karl Miarka zu Königshütte. Er iſt eigentlich ein Deutſcher, indem die Sprache, die er am fertigſten ſpricht, die deutſche iſt und dieſe dem Vernehmen nach noch heute in ſeiner Familie hauptſächlich geſprochen wird. Erſt in reifen Jahren erlernte er in der Erkenntniß des engen Zuſammenhanges zwiſchen der Feſthaltung der polniſchen Sprache und der feſten Treue für die alleinſeligmachende Kirche aus Büchern dieſe Sprache und fing dann auch alsbald an, Artikel für polniſche religiöſe Blätter zu ſchreiben. Vor 8—10 Jahren legte er ſeine Lehrerſtelle nieder und unternahm die Herausgabe eines ſelbſtändigen polniſchen Blattes, des „Katolik.“ Es ſollte zwar ausſchließlich religiöſen Intereſſen dienen, dieſe erſchienen aber ſchon damals an allen Ecken und Enden vom Staate ſo bedroht, daß das „religiöſe“ Blatt ſich alsbald als ein politiſches und zwar ein Oppoſitionsblatt in religiöſem Gewande entpuppte. Die Einſicht und die Kenntniſſe, mit denen der „Katolik“ redigirt wurde, waren recht beſcheiden; um ſo näher ſtand er aber dadurch dem Volke, das er überdies durch die religiöſe Form, den Predigerton, die bibliſchen Phraſen feſſelte. Von national-polniſchen Velleitäten hielt ſich Herr Miarka anfänglich frei, bis, etwa im Jahre 1870, einer der geſchickteſten Agenten der polniſchen Propaganda in Poſen, der Doktor der Medizin Franz v. Chlapowski, ſich in Königshütte als Arzt niederließ.

Dr. v. Chlapowski gehört der unter dem polniſchen Adel hochangeſehenen Familie dieſes Namens an, welche von dem General der polniſchen Armee des Jahres 1831 von Chlapowski abſtammt und ſich durch ihre Wirthſchaftlichkeit und ihren daraus entſpringenden Wohlſtand, aber auch durch ihren Ultramontanismus und ihren polniſchen Patriotismus auszeichnet. Er ſoll ſich zuerſt der Theologie gewidmet und es bis zur Prieſterweihe oder doch zu einer der vorhergehenden Weihen gebracht haben. Es iſt kein Zweifel, daß ein geiſtlicher Arzt vermöge dieſes ſeines Doppel-Charakters ganz beſonders zur Beeinfluſſung des Volkes, namentlich des katholiſchen, befähigt iſt. Gewiß hat Herr v. Chlapowski dieſe Befähigung bei ſeiner Ausbildung im Auge gehabt; daß er ſeinen Beruf nicht in der Ausübung der ärztlichen Kunſt an ſich ſucht, ſondern mehr nur als Mittel zum Zweck behandelt, das ergiebt ſich daraus, daß er ſeinen Aufenthalt fortwährend wechſelt. Jetzt, nachdem er ihn ſoeben wieder einmal nach dem Poſenſchen verlegt, hat er ſich (in Schildberg) zum Landtagsabgeordneten wählen laſſen und wird alſo einen großen Theil der nächſten Jahre in Berlin zubringen.

Als Dr. v. Chlapowski um das Jahr 1870 für ein paar Jahre in Königshütte ſeinen Hauptaufenthalt nahm, zeigte ſich ſein Einfluß auf

Miarka, der in ihm vielleicht zum erſten Mal einen echten Vertreter der „polniſchen Nation“, einen polniſchen Edelmann, vor Augen bekam, ſehr bald darin, daß der „Katolik“ anfing von der polniſchen Nationalität zu ſprechen, ſelbe auch den Oberſchleſiern zuſchrieb, ſie auf die „Brüder“ jenſeits der Provinz- und der Landesgrenze aufmerkſam machte, die katholiſche Religion und die polniſche Nationalität gleichſtellte, die Bewahrung der letzteren als heilige Pflicht aufgab u. ſ. w. Obwohl Herr Miarka ſich in dieſer Frage immer noch ſehr gemäßigt verhielt, verſtieß er doch in anderen Beziehungen ſo oft gegen das Preßgeſetz, daß er einmal über das andere zur Unterſuchung gezogen wurde und ſich Gefängnißſtrafen von zuſammen nahezu 1½ Jahren zuzog. Als er um Johanni 1873 ſich der Abbüßung derſelben unterzog, veranlaßte Dr. v. Chlapowski bei dem poſener Central-Comité der Propaganda die Abſendung eines Stellvertreters in der Redaction des „Katolik“, der die Nationalitätsfrage in dem Blatte mit viel mehr Dreiſtigkeit behandelte.

Der Weltprieſter Franz Przyniczynski wanderte im Jünglingsalter aus Ruſſiſch-Polen in Preußen ein, beſuchte das katholiſche Gymnaſium in Poſen, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und wurde als Religionslehrer am Lehrer-Seminar in Paradies angeſtellt. Mit ſolcher Sorgfalt wurde zu Mühlerſcher Zeit bei der Auswahl von Männern zur Beſetzung eines ſo wichtigen Amtes verfahren. Herr Przyniczynski iſt ſelbſtverſtändlich ein eifriger Pole und Feind der Deutſchen, an die ihn nichts in ſeinem Herzen bindet, auch nicht Dank für die Gaſtlichkeit und das Vertrauen, welche ihm, dem Ausländer, hier gewährt werden. Er rückte im „Katolik“ bald mit der bis dahin unerhörten Behauptung vor, Oberſchleſien ſei „polniſche Erde“, auf die allein die oberſchleſiſchen, ſowie die übrigen Polen ein Recht haben, die Deutſchen ſeien „Fremde“, die hier nur geduldet werden. Auf größere Nachſicht für ihr Daſein ſchienen ſie nur rechnen zu dürfen, wenn ſie „gute Katholiken“ waren. Ja, der fremde Prieſter ging in ſeiner Keckheit ſo weit, von den Deutſchen mit Spott und Hohn zu ſprechen, namentlich ſie mit dem Spitznamen „Fritzchen“ zu bezeichnen. Das alles hatte natürlich nur den Zweck, das polniſch-ſprechende oberſchleſiſche Volk von ſeinen deutſch-ſprechenden Mitbürgern zu trennen, in ihm gegen dieſe möglichſt viel Abneigung zu wecken und ihm eine Art von Nationaldünkel beizubringen.

Im Jahre 1874 überwarf ſich Herr Przyniczynski vorübergehend mit Dr. v. Chlapowski, gab die Redaktion des „Katolik“ auf und gründete in dem nahen Beuthen ein Konkurrenzblatt, die „Gazeta gornoſzlaska“ (Oberſchleſiſche Zeitung). Die dazu nöthigen Mittel erhielt er offenbar von der poſener Propaganda, die das Blatt auch bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten hat, indem es ohne dieſe Stütze kaum über ein halbes Jahr Beſtand behalten hätte. Vor kurzem kam die Nachricht aus Beuthen O.-S., daß dort

sogar eine „polnische Druckerei“ eingerichtet worden sei, welche hauptsächlich die „Gazeta gornoszlaska“ an das Tageslicht fördern soll. Der Druck wird dem Herrn Przyniczynski wohl billig zu stehen kommen, und er wird wegen Bezahlung desselben künftig nicht in Verlegenheit kommen. Aber er verdient auch diese kräftige Unterstützung, er dient nicht blos in seinem Blatte mit großem Eifer, mit allen seinen Kräften der Idee eines neuen jesuitischen Polenreiches, sondern auch durch seine anderweitige persönliche Thätigkeit. In Unverfrorenheit der nationalen Agitation that und thut er es Herrn Miarka zuvor, der seinen „Katolik“, den er jetzt in Nikolai, einer kleinen Stadt im Kreise Pleß, erscheinen läßt, seit seiner Entlassung aus dem Gefängniß wieder selbst redigirt, wenn auch nicht unter eigner Verantwortlichkeit. Letzterem, als gebornem Schlesier, steckt die Loyalität gegen Preußen und seinen König im Blut, er vermag sie nicht ganz loszuwerden; er ist vorzugsweise religiöser Fanatiker und hält das Polenthum hauptsächlich als solcher hoch, also mehr als Mittel zum Zweck. Nie, sagt er, werden die Polen, so lange sie ihre Nationalität bewahren, ihrem Glauben untreu werden! Und er hat insofern Recht, als die Unkenntniß der deutschen Sprache ein Hinderniß für die Erwerbung einer größeren Bildung ist. Bei dem angegebenen Standpunkt leistet der „Katolik“ doch ganz Anerkennenswerthes in den Bemühungen, die polnischen Oberschlesier gegen die Deutschen, gegen den Staat und seine Regierung aufzuwiegeln und ihnen Nationaldünkel beizubringen. Wenn er über Liberale, Freimaurer u. s. w. herzieht, wird gern darauf aufmerksam gemacht, daß es Deutsche sind, die bekämpft werden. Das Dreikaiserbündniß vergleicht die tiefe politische Weisheit des „Katolik“ in Betreff des Südslawen-Aufstandes mit dem Bündniß des schlauen Fuchses, des „verschlagenen Affen“ und der gutmüthigen Katze, welche letztere (Oestreich) ihre Pfoten zum Herausholen der Kastanien aus der Glut herzugeben gezwungen wird, während jene den Vortheil davon haben. Als der importirte polnische Fanatiker, Dr. Brodziak in Königshütte, eine mehrmonatliche Gefängnißhaft, zu der er wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt war, abgebüßt hatte und entlassen war, entblödete sich der „Katolik“ nicht, ihn „freudig“ zu begrüßen und „von ganzer Seele herzlich willkommen zu heißen“ — ihn, den Beleidiger des hochverehrten Monarchen. Was bleibt da von der abwechselnd versicherten treuen Unterthanschaft noch übrig?

Solche unbedachte Fälle des Verrathes der wahren Gesinnung kommen beim „Katolik“ indeß nur ausnahmsweise vor, bei der „Gazeta gornoszlaska“ bilden sie die Regel oder vielmehr, die staats- und deutschfeindliche Gesinnung tritt in ihr ganz unverhüllt auf. Nur einige Proben davon: Zunächst kann das Blatt seinen Lesern nicht oft und eindringlich genug einprägen, daß ihre „Brüder“ allein in den „Polen“ in den Provinzen aller drei Theil-

mächte zu ſuchen ſeien, daß ſie mit den Deutſchen in gar keiner inneren Gemeinſchaft ſtehen; die deutſchen Lokalblätter Oberſchleſiens ſind eine „fremde Preſſe“; es wird deswegen gefordert, daß von den Oberſchleſiern in erſter Reihe Polen zu Abgeordneten gewählt werden. Wenn der Zuſatz „und gute Katholiken“ nachſchleppt, ſo geſchieht das mit der reſignirten Einſicht, daß die Waſſerpolen erfahrungsmäßig doch deutſchen Ultramontanen vorwiegend ihre Stimmen geben. In einer Wahlanrede, die einem poſener Blatte entnommen iſt, aber ohne Bemerkung auf Oberſchleſien angewendet wird, heißt es: „Durch Zulaſſung Gottes ſind wir nach Verluſt unſeres Vaterlandes und unſerer nationalen Selbſtändigkeit Bürger eines fremden Landes geworden.“ Somit ſoll der Oberſchleſier glauben, daß auch er ſein Vaterland verloren habe. In einem anderen ebenſo entlehnten Artikel werden dieſelben aufgefordert, in geſchloſſnem Verbande mit ihren übrigen polniſchen Brüdern „einen feſten Damm gegen das Eindringen der Deutſchen“ zu bilden. Die Deutſchen entziehen den Polen nicht nur eigennützig im Gewerbsleben allen Gewinn und verdrängen ſie aus dem Beſitz der Güter, ſie ſind auch die Unterdrücker ihres heiligen Glaubens und ihrer Nationalität. Die Deutſchen haben die abſcheulichen preußiſchen Maigeſetze und die Geſetze wegen der himmelſchreienden Einſchränkung des Gebrauchs der polniſchen Sprache erdacht und gemacht. Die hochſinnigen polniſchen Vorfahren hätten lieber den Tod, als „das Joch der Fremden“ ertragen, ſolche Helden ſollen auch die guten Waſſerpolaken ſein. Als Vorbilder werden ihnen namentlich die — Glogauer vorgehalten, die (in dem bekannten unglücklichen Feldzuge Kaiſer Heinrichs II. gegen Boleslaus Chrobry) vor — neunhundert Jahren mit Todesverachtung das ganze feindliche Heer von ihren Mauern zurückſchlugen. Leider ſtand dem glühend patriotiſchen Redakteur kein beſſeres Beiſpiel aus Kriegen der Polen gegen die Deutſchen, an denen auch die Schleſier auf Seiten der Polen betheiligt waren, zu Gebot. Genug der Anführungen, um die gläubige „Gazeta gornoſzlaska“ zu charakteriſiren!

Es ſei hier nur noch bemerkt, daß die vorwiegend von deutſchen Ultramontanen beſuchte und geleitete „Verſammlung ſchleſiſcher Katholiken“ des laufenden Jahres die „Gazeta gornoſzlaska“ der Unterſtützung aller guten Katholiken empfahl.

Kein Zweifel, daß die beiden polniſchen Hetzblätter durch ihr ununterbrochenes Bohren, Reizen, Aufſtacheln, Verdächtigen, Schmähen allein ausreichen würden, in kurzer Zeit die ganze polniſch-ſprechende Bevölkerung Oberſchleſiens meuteriſch zu machen, wenn man im Stande wäre, ſie in jedermanns Hände und zu jedermanns Gehör zu bringen. Zur Erreichung dieſes Zieles ſetzen denn auch die Redakteure und Helfershelfer alle Hebel in Bewegung. Zunächſt iſt für beide Blätter und ihre Leſer der Segen

des Heiligen Vaters beſchafft worden — der Segen des Statthalters Chriſti für Organe des Haſſes! Przyniczynski, als umſichtiger Geſchäftsmann, kündigte dieſen Segen gegen das Ende des Quartals an, behielt ihn aber bis zum Beginn des neuen Vierteljahrs im Sack, damit ihn — recht viele neue Abonnenten mitgenießen könnten.

Ein Hauptmittel zur Verbreitung der oberſchleſiſchen, wie der anderen polniſchen Hetzblätter bilden die polniſchen „Leſevereine", deren ſich ſchon die Wühler des Jahres 1848 bedient haben, wie oben berichtet wurde. Den erſten gründete Dr. v. Chlapowski in Königshütte; jetzt giebt es deren eine ganze Anzahl in Städten und Dörfern. Sie werden meiſtens von Kaplänen geleitet, die durch ihre mündlichen Erläuterungen den Eindruck der Druckſchriften beſtens zu verſtärken bemüht ſind. Ueberhaupt iſt die römiſche Geiſtlichkeit Oberſchleſiens, obwohl ſie vorwiegend aus Deutſchen beſteht, die Hauptſtütze der national-polniſchen Preſſe und der ganzen Wühlerei. Durch ſie wird nicht blos das Abonnement auf jene den Bauern und anderen Gläubigen aufgedrungen, manche Prieſter halten auch aus eignem Beutel mehr oder weniger Exemplare derſelben und vertheilen ſie unter Unbemittelte.

Neu eingeführt wurden durch Dr. v. Chlapowski die „Kolko", polniſche Unterhaltungsgeſellſchaften, in denen bei Tanz, Muſik, Bier und heiteren Geſprächen die „nationale Idee" verbreitet werden ſoll. Dieſe Art von polniſchen Vereinen iſt die unſchädlichſte; wenn die Gründer derſelben oder doch irgend ein geiſtlicher Führer nicht beſtändig gegenwärtig ſind, ſo tritt in ihnen bald der Branntwein als erſtes nationales Unterhaltungsmittel in ſeine Rechte. Dr. v. Chlapowski gründete zuerſt in Königshütte ein Kolko, dann in Beuthen, als er nach mehrmonatlichen Reiſen dorthin ſeinen Aufenthalt verlegte. Letzterer Verein beſteht hauptſächlich aus vorſtädtiſchen Bauern, außerdem aus einigen Schuhmachern und anderen kleinen Handwerkern. Aehnlich wird vermuthlich die Zuſammenſetzung der übrigen gleichen Vereine in mehreren kleinen Städten und Dörfern des öſtlichen Oberſchleſiens beſchaffen ſein. Dennoch hat ſich unter den Mitgliedern der Kolkos das Material gefunden, aus dem beſonders der vielſeitige Redakteur Przyniczynski Schauſpieler drillte, indem er mit ihnen, z. Th. unter Zuziehung einzelner wirklicher Schauſpieler, in einigen Städten Theaterſtücke zur Aufführung brachte. In Beuthen wurde u. A. die Geburt Jeſu zum Beſten gegeben, in der als Verkündigungs-Engel bei den Hirten ein ſtrammes Frauenzimmer mit mächtigen Papier-Fittigen auftrat und faſt den meiſten Beifall bei der dankbaren Zuhörerſchaft erntete. Unabhängig von Herrn Przyniczynski leitete ſein Konkurrent, Herr Miarka, die nationalen Bühnen in Nikolai und in dem benachbarten Sohrau. Er ſpeiſte dieſe Kunſtanſtalten z. Th. mit eignen

Werken, darunter „das Glöckchen der Heiligen Hedwig.“ Man brachte zunächst vorzugsweise nur harmlose religiöse Stoffe zur Aufführung, um die Staatsbehörden erst sicher zu machen. Die gehässigen, aufwiegelnden würden wohl alsbald gefolgt sein, wenn die Bezirksregierung nicht, gestützt auf einen §. der Gewerbe-Ordnung, dem Spuk durch ein Verbot ein Ende gemacht hätte.

Noch ist zu erwähnen, daß besonders durch Dr. v. Chlapowski, der bis Johannis d. J. die Stellung einer Art von Hauptagenten der polnischen Propaganda für Oberschlesien einnahm, eine beträchtliche Anzahl von polnischen Handwerkern, auch einige Aerzte, Apotheker u. s. w. von bewährtem Nationaleifer aus Posen, z. Th. auch aus Galizien nach Oberschlesien gezogen worden sind, gewissermaßen um die Rasse zu veredeln. Diese vereinzelten Eiferer vermögen aber höchstens in den Kolkos vor einer Handvoll schon anderweltig hinreichend bearbeiteter Zuhörer den Ton anzugeben, für die Masse der Bürgerschaften bleiben sie ganz ohne Einfluß; wohl aber hat schon mancher von ihnen für das Ueberwallen seiner nationalen Gefühle vor den Richter treten und sich einsperren lassen müssen. Von der Bestrafung des Dr. Brodziak (eigentlich Brodsack) in Königshütte haben wir bereits Erwähnung gethan. Ein Uhrmacher, wie dieser ein Posener, wurde gleichfalls wegen Majestätsbeleidigung zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt. Es kam dabei zur Sprache, daß er im Bierhause auch von „deutschen Hunden“, die aus dem Lande zu treiben seien und vor denen der Pole, wenn er ihnen begegne, ausspucken müsse, gegeifert hatte. Solche Sprache darf der polnische „Patriot“ wohl eher in einer Winkelkneipe Posens, aber nicht in dem immer noch vorwiegend gut preußischen Oberschlesien wagen.

Ja, Oberschlesien ist noch gut preußisch, in seinen gebildeten Ständen auch gut deutsch gesinnt. Alle Mühen und Künste der Aufwiegler haben während 6 bis 8 Jahren auch bei der Masse des polnischsprechenden Volkes nur einen unerheblichen Erfolg gehabt, die Zahl der für die polnische Idee in Oberschlesien ernstlich Gewonnenen wird vielleicht nicht über Hundert hinausgehen. Aufgewiegelt sind die Massen, wer sollte das bestreiten? Aber nicht für ein Phantasie-Polenreich, sondern einzig religiös. Alles, was die Wühler über die Bedrängniß und Bedrohung der katholischen Religion dem einfältigen Volke vorschwindeln, das dringt zu seinem Herzen, das regt es auf. In der Beziehung leisten die Nationalitätswähler nur die Nebenarbeit; die Hauptarbeit ist schon vor ihnen und dann mit ihnen Hand in Hand von den ultramontanen Priestern besorgt worden. Der Erfolg entspricht denn auch diesen Bestrebungen: Die Landtags- und Reichstagswahlen fallen in fast ganz Oberschlesien auf Ultramontane, nicht aber auf Vertreter der polnischen Bestrebungen. Ein weiterer Erfolg besteht in der noch vermehrten

Kirchlichkeit. Von der Einwirkung der nationalen Agitation findet ſich dagegen bei der großen Maſſe kaum eine Spur, auch nicht einmal ein größerer Eifer für die „Mutterſprache“, die ja hier nicht in einem guten Polniſch, ſondern in dem Waſſerpolniſch, voll von deutſchen Einmengungen, beſteht, von dem die „Gazeta gornoſzlaska“ ſelbſt geäußert hat, daß es für den Großpolen oft ganz unverſtändlich ſei. Nun ſoll der Waſſerpole, dem das „Lernen“ noch aus der Schulzeit ein Grauen iſt, in reifen Jahren wieder lernen: dieſe Zumuthung kann ihn nur abſchrecken. Er bleibt bei ſeinem Kauderwelſch ſtehen, das ihm freilich immer ſehr lieb war und lieb bleibt, und läßt ſeine Kinder Deutſch lernen, das ihnen doch für ihr Fortkommen nützlich iſt.

Wie ſehr ſich die polniſche National-Partei über die Erfolge ihrer Agitation in Oberſchleſien täuſcht, das hat ſoeben die Landtagswahl erwieſen. Der „Dziennik poznanski“, eins ihrer Organe, forderte in der Zeit der Wahlvorbereitung die Aufſtellung von „mehreren Kandidaten“ ihrer Partei in Oberſchleſien. Als es zur Entſcheidung kam, konnte man ſich hier nicht zur Aufſtellung eines einzigen entſchließen; der Märtyrer Miarka, der zu dieſer Partei kaum zu rechnen iſt, fiel mit ſeinem prieſterlichen Nebenmann in dem Wahlkreis Groß-Strehlitz-Sublinitz, in dem das ſlawiſche Element der Zahl nach ganz beſonders ſtark iſt, gegen zwei Reichstreue durch. Die Stadt Beuthen und das Beuthener-Land, beſtehend aus den bergwerks- und hüttenreichen Kreiſen Beuthen, Tarnowitz, Zabrze und Kattowitz, iſt von jeher der Heerd der polniſchen Wühlereien. Dr. v. Chlapowski iſt hier in jedem Dorfe bekannt und hochgeſchätzt wegen ſeiner unentgeltlichen Kuren, wegen ſeines muſterhaften Katholizismus, wegen ſeines geiſtlichen Weſens, wegen ſeiner Herablaſſung als Edelmann und anderer Tugenden; die geſammte Geiſtlichkeit des Wahlkreiſes ſteht mit Enthuſiasmus hinter ihm; nichts deſto weniger wagte man nicht, ihn als Wahlkandidaten aufzuſtellen, ſondern blieb bei den früheren Abgeordneten, deutſchen Ultramontanen, ſtehen, und dieſe — fielen durch. Aus der ultramontanen bedeutenden Majorität des Wahlkreiſes im Jahre 1873 war trotz oder vielleicht — gerade infolge der angeſtrengten polniſchen Agitation eine liberale und reichstreue Majorität von 65—70 Wahlmännerſtimmen geworden. Auch bei der Reichstagswahl erhoffen die Liberalen wenigſtens in einem der beiden Wahlkreiſe, in die das Beuthener-Land getheilt iſt, den Sieg.

Trotz dieſes vorläufigen Mißerfolges darf die polniſche Agitation in Oberſchleſien doch nicht geringgeſchätzt und unbeachtet gelaſſen werden. Das könnte ſich ſchwer ſtrafen, wenn über Preußen wieder einmal ein wenn auch nur vorübergehender Zuſtand der Schwäche der Staatsgewalt kommt.

Edwart Kattner.

Digitized by Google

Aus dem Elsaß.

Die Versicherung des Ministers Hofmann in der dritten Sitzung des Deutschen Reichstages, daß durch die beabsichtigte Reorganisation einzelner Abtheilungen des Reichskanzleramtes die Verwaltung Elsaß-Lothringens in keiner Weise berührt werde, hat hier die in Folge der an die betreffende Denkschrift angeknüpften Discussion in zahlreichen Preßorganen erzeugte Aufregung einigermaßen beschwichtigt. War doch von nichts Geringerem die Rede, als von der Schöpfung eines elsaß-lothringischen Ministeriums in Berlin. Das sollte nach der Ansicht des „Elsässer Journals" und seiner Anhänger die nothwendige direkte oder indirekte Folge jener Reorganisation der obersten Reichsämter sein.

Das genannte Blatt hat diesem Gegenstande und seiner Ausführung in jüngster Zeit eine ganze Serie von Artikeln gewidmet und will sich auch heute noch nicht von seiner jedenfalls irrigen Ansicht trotz jener bündigen Erklärung bekehren. In einem dieser Artikel wird sogar die etwas bedenkliche Theorie und sicherlich frühreife Idee eines neuen Particular-Staates Elsaß-Lothringen allen Ernstes vertreten und vertheidigt. Wir glauben mit gutem Grunde bezweifeln zu dürfen, daß die darin ausgesprochene Politik mit den Bestrebungen und Ansichten der Mehrheit der altelsässisch-liberalen Partei, wie sie sich namentlich im „Landesausschusse" vertreten findet, harmonirt. Welche Art Verfassung dieser neue Kleinstaat haben soll, — ob eine monarchische oder demokratisch-republikanische — darüber ist man sich denn auch wohl noch nicht recht klar in jenem Lager.

Jedenfalls aber erstrebt man vorläufig ziemlich allgemein im Lande eine größere Dezentralisation und Unabhängigkeit von den Berliner Bureau's. Und diese Tendenz ist den Elsaß-Lothringern, wenn sie in vernünftiger Weise zu Tage tritt, kaum zu verdenken. Selbst ein maßgebender Theil der überrheinischen liberalen Presse kann nicht umhin, dieses Streben in seinem Princip vollkommen gerechtfertigt zu finden. Entspricht es doch der deutschen Anschauung in diesem Punkte und althergebrachten Traditionen, wie sie mehr oder weniger in allen deutschen Ländern und Provinzen maßgebend sind. Natürlich gilt es dabei, Maß und Ziel zu halten und in dem Streben nach Reformen im Einzelnen nicht das allgemeine Wohl aus dem Auge zu verlieren.

Hand in Hand geht damit die gewiß ebenso berechtigte Agitation für die Erweiterung der Befugnisse des Landes-Ausschusses. Es ist der sehnlichste und schon wiederholt ausgesprochene Wunsch aller Elsässer, denen man in diesen Dingen ein competentes Urtheil zutrauen darf, möglichst bald aus ihrem parlamentarischen Embryo sich eine wirkliche und ordentliche

Volksvertretung mit allen Rechten und Pflichten einer ſolchen entwickeln zu ſehen. Ein guter Anfang dazu iſt mit dem kürzlich dem Bundesrathe vorgelegten und hier, — wie ſeiner Zeit berichtet, — mit großer Freude und Einmüthigkeit aufgenommenen Entwurf, betr. die Landesgeſetzgebung Elſaß-Lothringens gemacht. Zu bedauern wäre es jedenfalls, wenn, wie neuerdings verlautete, dieſer Entwurf, der trotz entgegengeſetzter Anführungen eines Theiles der nationalliberalen Preſſe uns eine weitere Etappe in der verfaſſungsmäßigen Fortentwicklung des Reichslandes zu bilden ſcheint, dem Reichstage in ſeiner gegenwärtigen Seſſion noch nicht vorgelegt würde.

Was die hier und da ſignaliſirte Bewegung rückſichtlich der bevorſtehenden Reichstagswahlen in Elſaß-Lothringen angeht, ſo tritt dieſelbe im Schooße der Bevölkerung nur ſehr ſporadiſch, oder eigentlich zur Zeit noch gar nicht hervor. Nur die größere Provinzial-Preſſe, an der Spitze wieder das „Elſäſſer Journal“ und der Mühlhauſer „Industriel“ haben hin und wieder Propaganda dafür gemacht und ſogar verſucht, ein einheitliches Programm aufzuſtellen. Das iſt aber, wie es ſcheint, geſcheitert. Das erſtere Blatt wollte wo möglich alle frühern Parteien, Imperialiſten, Orleaniſten, Republikaner u. ſ. w. unter einen Hut bringen. Der „Induſtriel“ iſt damit aber nicht einverſtanden, weiſt vielmehr jede nähere Verbindung mit den „Männern des Verbrechens“, will heißen, den alten Anhängern des Kaiſerthums — von ſich ab.

Die Folge wird wohl die ſein, daß der demnächſtigen Wahl jede einheitliche Leitung fehlen, und die Partei, welche im Finſtern ſchleicht und unter der Hand alles klug abzumachen weiß, wieder, wie früher, den Löwenantheil davon tragen wird. Ueberhaupt iſt bezüglich der Partei-Verhältniſſe im Reichslande noch alles im Werden begriffen, noch nichts conſolidirt. Von einer eigentlichen feſten Partei-Organiſation nach altdeutſchem Muſter kann gar nicht die Rede ſein, und wird ſo lange nicht die Rede ſein können, als man noch in politicis die landläufige Unterſcheidung zwiſchen Eingewanderten und Einheimiſchen, „Schwoben“ und Elſäſſern, mit mehr oder weniger Fug zu machen beliebt.

Die Zeitungs-Nachrichten von einer Importation ſocial-demokratiſcher, klerikaler oder ſelbſt agrariſcher Reichs-Candidaten von jenſeits des Rheines ſind wohl in das Gebiet der „Wahlenten“ zu verweiſen. Herr Windthorſt — Candidat in Schlettſtadt, Bürger Bebel in Straßburg iſt zwar eine ſehr geiſtreiche Combination, namentlich wenn die letztere Candidatur von der Pariſer „Tribüne“ gelobt und befürwortet wird, darum aber practiſch nicht viel mehr werth, als wenn die beiden Herren ſich auch in Sibirien für den Ruſſiſchen Reichstag in spe als Candidaten präſentiren würden. Jedenfalls kann man dem Organ des altelſäſſiſchen Liberalismus nicht Unrecht geben,

Digitized by Google

wenn es den betreffenden Candidaten höflichſt empfiehlt, bei ihren Penaten zu bleiben. —

Die Weinernte — um auch darüber zum Schluß noch ein Wörtchen hinzu zu fügen — iſt ſeit Eintritt der kalten Witterung ſo ziemlich in allen Cantonen des Elſaſſes und Lothringens beendet. Sie iſt etwas beſſer und reichlicher ausgefallen, als man anfangs, beiſpielsweiſe noch im September dieſes Jahres erwartete, überſteigt jedoch nicht das Maß einer Drittelsernte mittlerer Qualität. Das vorige Weinjahr war unbedingt ein in Bezug auf Qualität und Quantität weit ergiebigeres, als das heurige. Doch kann man ohne allzu übertriebene Anſprüche ſich auch mit dem 1876er „Neuen“ zufrieden erklären. *μ.*

Herbſtliche Reiſeglossen.

I.

„Wann ſoll man reiſen?“ Unſere Bädeker, Berlepſch u. ſ. w. lehren uns mit dankenswerther Befliſſenheit, wie wir am zweckmäßigſten reiſen; über das „Wann“ ſchweigen ſie. Es iſt ja ſelbſtverſtändlich; man reiſt eben in der „ſchönen Jahreszeit.“ Aber welches iſt dieſe? Die Poeſie behauptet: der Frühling, die proſaiſche Praxis entſcheidet ſich für den Sommer; wer's machen kann, benutzt beide. Zwar wird der fromme Glaube auf manche harte Probe geſtellt. Welcher Bewohner norddeutſcher Städte hätte nie am lieblichen Pfingſtfeſt im Harz oder im Thüringer Walde, in der Sächſiſchen Schweiz oder im Rieſengebirge das Lied vom „wunderſchönen Monat Mai“ geſungen, derweil er hinter dem warmen Ofen der Waldſchenke die erſtarrten Glieder mit heilſamem Grog wieder zu beleben bemüht war! Wer hätte nie in den Hundstagen das unbändige Vergnügen genoſſen, auf der Höhe des Rigi Tage, ja, wenn er's aushielt, Wochen lang im froſtigen Nebel zu ſitzen, das Berner Oberland, die Gotthardſtraße, das Engadin bei endlos ſtrömendem Regen, wenn nicht im Schneegeſtöber, zu durchfliegen! Aber gereiſt muß werden, denn mit der Tag- und Nachtgleiche des September iſt es nach allgemeiner Uebereinſtimmung mit der „ſchönen Jahreszeit“ unwiderruflich zu Ende.

Beklagenswerth der Mann, den harte Pflicht in den Dunſtkreis der Großſtadt gebannt, bis die Sonne den Erdgebornen die Strahlen bereits

in bedenklich schiefem Winkel sendet, der Abend die Genossen des Hauses schon wieder um den traulichen Theetisch sammelt! Soll es ihm wirklich versagt sein, Verjüngung zu trinken an dem Quell, da sie allein ächt zu finden, in der ewig jungfräulichen Erhabenheit des Hochgebirges? — Mitleidiges Lächeln begleitete mich, als ich im letzten Drittel des September den Freunden Lebewohl sagte, um nach der Schweiz und Tirol zu gehen. Allerdings, seit dem 25. August hatte es kaum einmal ernstlich aufgehört zu regnen; dabei eine Temperatur, daß die Kohlen- und Brennholzlager überlaufen wurden von vorsorglichen Hausvätern, die den Winterbedarf bei Zeiten zu sichern trachteten. Aber um so stärker war meine Zuversicht. In Süddeutschland schon zertheilten sich die Wolken, und als ich von der alten Reichsstadt Lindau nach dem schweizerischen Gestade hinüberdampfte, da war der endlose Spiegel des schwäbischen Meeres von freundlich warmer Sonne beschienen, lieblicher als je winkten die grünen Matten des Appenzeller Landes herüber, und droben ragten im lichten Aether die stolzen Schneefelder des Sentis. Noch gelang es wohl den finsteren Mächten, mir auf der Fahrt das Rheinthal hinauf hie und da einen Berggipfel zu verschleiern; selbst alle Schleusen wurden zu guter Zeit noch einmal aufgezogen. Am andern Morgen aber lachte ein wolkenloser Himmel in das enge Thal hernieder, goldner Sonnenschein lag auf den Bergeshalden, der Sieg der guten Gottheit war entschieden, und es begann für 1876 die schönste Jahreszeit.

Was mag es sein, das diesen sonnigen Herbsttagen über das Gemüth eine so eigenartige, wunderbare Macht verleiht? Die rein äußerliche Wirkung des größeren Farbenreichthums in der Natur reicht nicht aus, die Thatsache zu erklären. Aber doch liegt hier die Lösung des Räthsels. Jede Mannichfaltigkeit von Eindrücken hat etwas Anregendes, Belebendes; eine Mannichfaltigkeit von Farbeneffecten zumal, wenn sie unter einander harmoniren, wird niemals auf die Seele der erheiternden Wirkung verfehlen. Dazu kommt andrerseits die Eigenart der herbstlichen Tinten. Dieses Grün, Roth, Gelb der Blätter trägt nicht das Gepräge frischer Lebenskraft, der Keim des Todes blickt unverkennbar hervor aus diesen matt abgetönten Farben. Und so mischt sich mit der Freude an der bunten Nüancirung das schmerzliche Gefühl, welches der Anblick verwelkenden Lebens erzeugt, und über das Gemüth lagert sich jene seltsame Stimmung, welche man als heitere Wehmuth bezeichnen könnte. Nehmt dazu den überwältigenden Eindruck, den die ununterbrochene Endlosigkeit des Aethers — oder, wie es der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt, der „wolkenlose blaue Himmel" — hervorbringt, versetzt Euch zudem mitten hinein in die großartigen Formen des Hochgebirges, und Ihr begreift, warum das Anschauen der Natur niemals entzückender und ergreifender zugleich sein kann, als in dem von den Reiselustigen so arg verkannten Herbst. —

Unbeſtreitbar hat die Schweiz weit romantiſchere Thäler, als den Prättigau. Dennoch kann ich ſagen, daß mich der Naturgenuß niemals ſo in innerſter Seele gepackt hat, wie dort und in jenen Tagen. Auf der Höhe von Kloſters überſchaut man den zurückgelegten Weg. Drunten zieht die ſchäumende Landquart durch immer grüne Wieſen; hell ſchimmern im Sonnenglanz die Dörfer und Weiler; in beſtändig wechſelnder Schattirung zieht ſich der Wald die Bergwand hinan, hie und da den Sennhütten Ausblick gewährend. Nun überſchreiten wir den Kamm der Straße, und vor uns breitet ſich, den ganzen Hintergrund ſperrend, der Silvrettagletſcher, der unvergleichliche Schlußeffect dieſes herrlichen Gemäldes. Wie hätte ich in jenem Augenblicke gewünſcht, Alle, die gleich mir mühſelig und beladen waren, um mich verſammeln zu können. Der Politiker, dem das gehäſſige Treiben der Parteien die Freude am Leben vergällte, der Gelehrte, der in dem Staub der Pergamente zu vermodern begann, der Geſchäftsmann, auf dem die ſchwere Sorge dieſer trüben Zeiten laſtet, ſelbſt jene zahlreiche Spezies jüngerer Unglücklicher, denen um einer geſcheiterten Liebe willen der Reſt des Daſeins als ein ödes Grab erſcheint — ſie Alle hätten inmitten dieſer Jubelfeier des alternden Jahres die urſprüngliche Luſt am Menſchſein ergriffen. Sogar der Philoſoph des Unbewußten, glaub' ich, hätte einen Augenblick vergeſſen, die Verſenkung in das Nichts als das einzig wahre Glück zu preiſen. Und wenn nicht — nun, Angeſichts dieſer lachenden Sterbeſcene der Natur könnte auch für den Menſchen der Tod eine Wonne ſein! Mir aber kam aus längſtvergeſſenen Tagen eins jener alten Kirchenlieder in den Sinn, die in ihrer naiven Trivialität ſo oft den Nagel auf den Kopf treffen, und laut ſagte ich mir die Strophe vor:

„O wunderſchön iſt Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſes ſchönen Lebens freun!"

In ſcharfem Contraſt zu der lieblichen Mannichfaltigkeit des Prättigaus ſteht das Landſchaftsbild, welches ſich zwei Stunden ſpäter vor dem Wanderer öffnet. In ſtrenger Steigung windet ſich von Kloſters die Straße den Berg hinauf nach Davos. Davos hat als Luftkurort in den letzten Jahren eine Weltberühmtheit erlangt. Wunderdinge werden von der Milde ſeines Winterklimas erzählt. Da iſt es verzeihlich, wenn der Neuling ein wahres Paradies zu finden erwartet. Statt deſſen breitet ſich vor ſeinen enttäuſchten Blicken ein einförmiges Hochalpenthal, am oberen Ende ein nüchterner See, an den beiden Längsſeiten etwas Tannenwald, langweilige Bergrücken, kahle Hörner ohne intereſſante Formung, in weiter Ferne die majeſtätiſch-barocke

Zacke des ſchneebedeckten Tinzenhorns. Ein unheimlich düſterer Ernſt liegt über dieſer Einöde. Das iſt kein Ort für anmuthige Kurzweil, nur wer einer bitteren Nothwendigkeit gehorcht, wird hier verweilen.

Und dennoch, den erſten Eindruck einmal überwunden, fühlt man ſich ganz behaglich da droben. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, in dieſer Abgeſchiedenheit die Allüren einer paſſabeln Stadt zu finden. Ich meine das nicht wegen der zahlreichen Hotels, die, wie überall in der Schweiz, in großem Style angelegt ſind und eine gute Verpflegung ſpenden, wenngleich es den rüſtigen Touriſten manchmal ſcheinen mag, als ob die Küche etwas zu ſehr auf den weniger intenſiven Appetit des lungenkranken Kurgaſtes berechnet wäre. Nein, was mehr überraſcht, iſt die Wahrnehmung, wie für die Befriedigung auch der höheren Anſprüche und Bedürfniſſe in ausgedehntem Maße Sorge getragen iſt. Bazar, Buchhandlung, ſonſtige Läden, Bäckereien und Metzgereien, Schneider- und Schuſterateliers, auch ein elegant ausgeſtatteter salon pour la coupe des cheveux mit doppelten Pariſer Preiſen — und das Alles 5000 Fuß über dem Meeresſpiegel! Sogar an einer Straßenbeleuchtung mit Gas ſowie an einer Straßenbeſprengungseinrichtung fehlt es nicht; doch muß ich als gewiſſenhafter Berichterſtatter geſtehen, daß mir nicht vergönnt war dieſelben zu genießen, die erſtere nicht, weil grade Mondſchein im Kalender ſtand, die andere nicht, weil Jupiter Pluvius ſein Reſervatrecht in angemeſſenen Intervallen ſelbſt auszuüben geruhte. — Im Ganzen macht Davos ein wenig den Eindruck, als ob das Gründungsfieber ſelbſt bis in dieſe höchſten Regionen der belebten Schöpfung hinauf gewüthet hätte; indeß, das gehört mit dazu. Mit einem Worte: man könnte ſich ganz wie zu Hauſe fühlen, — wenn man in dieſem Wahne nicht durch die köſtliche Luft in der angenehmſten Weiſe geſtört würde.

Es läßt ſich darüber ſtreiten, welchem der verſchiedenen leiblichen Hochgenüſſe der Vorrang gebühre. Pindar preiſt das Waſſer, Anakreon den Wein als das Beſte. Ich halte es, wenn die Alternative ſo geſtellt wird, mit dem letzteren; beiden gegenüber aber gebe ich der Luft den Vorzug. Reinen Wein kann man in unſern Großſtädten im Glücksfalle noch bekommen, reines Waſſer zur Noth auch, reine Luft aber nimmermehr. Da iſt denn die Wonne ſchier unbeſchreiblich, wenn man aus der verrufenen Atmoſphäre der deutſchen Kaiſerſtadt plötzlich in dieſes unverfälſchte Luftmeer verſetzt iſt. Man ſteigt hinauf auf die Schatzalp und ſetzt ſich auf irgend einen Balken einer Sennhütte. Der Blick auf das tief unten liegende Davos iſt nicht gerade bezaubernd, die aus dem baumloſen Kurgarten heraufſchallende Muſik weckt nur deshalb ein behagliches Gefühl, weil man ſich freut, ſoweit von ihr entfernt zu ſein — aber man athmet, athmet mit voller Lunge, in langen, tiefen Zügen, und es wird einem ſo leicht um's Herz, daß man

jauchzend ausrufen möchte: Was ist der Nektar der Götter gegen solche Seligkeit! — Es mag dahingestellt bleiben, ob nicht eine kleine Dosis Aberglauben mitwirkt, wenn man der Davoser Luft eine ganz specifische Vortrefflichkeit zuschreibt. An plausibler Erklärung für die letztere fehlt es indeß nicht. Zum mindesten liegt auf der Hand, daß die eigenthümliche Configuration des Thales, welche eine vollständig geschützte Lage gewährt, ohne die Nachtheile der Kesselformation zu haben, das stete Zuströmen frischer Luft gestattet, derselben jedoch die Rauheit nimmt, die ihr sonst bei gleichem Höhegrade eigen zu sein pflegt.

Ein Uebelstand des Davoser Naturgenusses aber, den man recht unangenehm empfindet, ist die trostlose Beschaffenheit der Spazierwege. Von einem weltberühmten Kurorte darf man in dieser Richtung billigerweise Einiges verlangen, zumal es sich eigentlich nur um ein paar Fußsteige nach der Schatzalp hinauf handeln kann. Mir für meine Person ist es zwar einer der ergötzlichsten Momente gewesen, als ich, den halsbrecherischen Pfad im Schweiße meines Angesichts hinabgestiegen, unten den freundlichen Wink des „Verschönerungsvereines“ las: „Wir empfehlen diesen Fußweg dem Schutze des Publikums.“ Indeß, verehrtes Publikum, wenn ich Dir rathen darf, so thue dem Verschönerungsverein den Gefallen und verschone seinen Fußpfad ganz! Es ist doch nicht Jeder aus so dauerhaftem Stoffe geschaffen, wie Unsereins! Ein Stückchen weiter hinaus steigt sich's ganz bequem auf grünem Rasen hinauf und herab, und schwindet einem ab und zu einmal der Boden unter den Füßen, so fällt man wenigstens weich und hat Gelegenheit, sich durch den Genuß selbstgepflückter Waldbeeren über die unfreiwillige Veränderung der Lage zu trösten. Zur Entschuldigung für die Mangelhaftigkeit der Wege glaubt man freilich die verheerenden Wirkungen des Schnees anführen zu können. Aber warum sollte der Schnee grade auf der Davoser Schatzalp ein so ganz besonderer Unhold sein? Die schroffe Felswand des großen Mythen zum Exempel, die an die 7000 Fuß hoch in die Lüfte ragt, ist den Unbilden des Wetters doch ganz anders ausgesetzt. Aber der Zickzackweg, den der Schweizerische Alpenklub dort hinaufgebahnt hat, verhält sich zum Schatzalpwege wie die Eisenbahn zum Knüppeldamm.

Wer sich übrigens in Davos mit der vortrefflichen Luft nicht begnügen, sondern durchaus Naturromantik genießen will, kann bequem einen lohnenden Ausflug thalabwärts nach „den Zügen“ machen. Nach einer einstündigen reizlosen Strecke verengert sich das Thal, eine Reihe anmuthiger Bilder folgt einander, das „Landwasser“, ein frischer, fröhlicher Gletscherbach, braust stärker und stärker, bis schließlich die Bergkolosse sich von beiden Seiten hart an dasselbe herandrängen und die Chaussee ihren Weg durch die Felswand nehmen

muß. Hier hat man einen Punkt, der den berühmteſten Thalſchluchten der Alpenwelt nicht viel nachgiebt. —

Was Davos aber für den beobachtenden Reiſenden ein ganz beſonderes Intereſſe verleiht, iſt die dortige Geſellſchaft. Die meiſten anderen Kurorte ſind zugleich als Vergnügungsaufenthalt geſucht, haben daher ein ſtets wechſelndes Publikum, deſſen verſchiedene Elemente meiſtens nicht in nähere Berührung mit einander kommen, als bei den Bewohnern einer Großſtadt der Fall zu ſein pflegt. Davos hat, außer den Wenigen, die um Anderer willen das Opfer der Weltentſagung bringen, nur kranke Gäſte. Und welche Kranken! Mit geringen Ausnahmen ſind es Solche, die vor dem furchtbarſten Erbfeinde der Menſchheit, der Lungenſchwindſucht, bei der Allerbarmerin Natur die Hülfe ſuchen, welche menſchliche Kunſt ihnen nicht gewähren kann. Darum iſt langer Aufenthalt geboten, und ſo kommt es, daß Einer den Anderen kennt und alle die geſellſchaftlichen Beziehungen ſich herausbilden, wie ſie unter der dauernd mit einander verbundenen Bewohnerſchaft eines kleinen Gemeinweſens beſtehen. Sehr irren aber würde man, wenn man annähme, daß auf dieſer Geſellſchaft der bleierne Druck der Reſignation oder gar der Verzweiflung laſtete. Im Gegentheil, man iſt munter und guter Dinge, ſingt und ſpielt, trinkt Bier, raucht ſogar, macht fröhliche Bergpartien, läuft Schlittſchuh im Winter und ſcherzt beim Huſten über die Kraft der Lungen, welche einem noch geblieben — kurz, das Ganze trägt das Gepräge des Galgenhumors. Aber auch die Schattenſeiten des geſellſchaftlichen Zuſammenlebens fehlen nicht. Die Gemüther befinden ſich — man ſagt, es ſei dies eine Wirkung der hohen Lage — in einer chroniſchen Ekſtaſe, und das dient begreiflicherweiſe nicht gerade zur Beſchwichtigung der Leidenſchaften. Die Mediſance wuchert üppiger, als irgend ſonſt, Liebe und Haß bewegen die Herzen ſtärker, als im normalen Zuſtande, ja es kommt vor, daß Menſchen, die ſich dort droben zuſammengefunden, um dem Tode zu entrinnen, einander zum Duell herausfordern. Für den Pſychologen und den Ethiker müßte es eine anziehende Aufgabe ſein, die Wirkung der hier nur flüchtig angedeuteten Erſcheinungen auf die Geſtaltung des ſocialen Lebens genauer zu ſtudiren. Mir machte es den Eindruck, als hätte ſich hier eine kleine Welt für ſich mit ganz eigenartigen geſellſchaftlichen Geſetzen herausgebildet.

Bleibt ſchließlich noch die Frage nach der Heilkraft von Davos. Die Anſichten darüber ſcheinen ſehr auseinanderzugehen. Unparteiiſche Beurtheiler, welche die praktiſchen Ergebniſſe der Kur längere Zeit beobachtet haben, verſicherten mir, daß ihnen ein Fall wirklicher, gründlicher Heilung der Lungenſchwindſucht nicht bekannt geworden ſei. Andererſeits weiß ich aus der eigenen Erfahrung tüchtiger Aerzte, daß eine in den erſten An-

fängen der Tuberculoſe gebrauchte Davoſer-Kur die Krankheit wenigſtens auf längere Zeit zurückgedrängt hat. Soviel ſcheint aber unter allen Umſtänden feſtzuſtehen, daß der Aufenthalt in Davos das traurige Loos des Kranken bedeutend erleichtert. Beſonders der Winter, dieſer gefürchtetſte Feind der Lungenkranken in unſeren Breitegraden, ſoll in Davos ſeine Schrecken verlieren. Von glaubwürdigſter Seite wurde mir geſagt, daß das Wetter in den Wintermonaten vorwiegend klar und ruhig ſei, und daß das Thermometer mitten im Januar während der Mittagsſtunden in der Sonne oft bis zu 25° ſteige. Man ſitzt alsdann auf den Balkonen und Veranden; ſogar recht luſtige Kaffeepartieen im Schnee ſollen vorkommen. Demnach wird vielleicht die eigentliche Bedeutung von Davos für die Zukunft darin beſtehen, daß die Patienten, welche dazu in der Lage ſind, ſich ganz dort anſiedeln. —

Im Grauen eines froſtigen Herbſtmorgens an der Monatswende vom September und Oktober verließ ich Davos. In fahlem Dämmerſchein lagen die weißen Häuſer, tief unten in der Thalſchlucht lagerten noch die Schatten der Nacht, droben am Himmel erbleichten die Sterne. Ein unheimliches Gefühl beſchlich mich; mir war, als weilte ich im Lande der abgeſchiedenen Seelen. Dieſe Vorſtellung hat eine gewiſſe Berechtigung. Aber es läßt ſich ihr eine freundlichere Seite abgewinnen. Der ſüße Wunſch ſo manches kindlich-frommen Gemüths, die Todten im Jenſeits beſuchen zu können, hier iſt er verwirklicht. Die Lieben, welche uns der ſchwarze Fürſt der Schatten hienieden nur zu bald auf immerdar entreißen würde, da droben bleiben ſie uns erhalten und in den Erholungspauſen des arbeitenden Lebens iſt uns vergönnt, ſie als Weſen von Fleiſch und Blut wiederzuſchauen, ſie mit der Sprache der Menſchen zu begrüßen.

Vom deutſchen Reichstag.

Berlin, den 19. November 1876.

Vier Sitzungen hat der Reichstag in dieſer Woche gehalten. Die Sitzung vom 15. November betraf die erſte Leſung des Haushaltplanes für Elſaß-Lothringen auf das Jahr 1877. Denn in den beiden Reichslanden hat die Begrenzung des Haushaltjahres von April zu April noch nicht Platz greifen können wie in Preußen und im Reich. Der Haushaltplan wurde

einer Commiſſion von 21 Mitgliedern zur Vorbereitung der zweiten Leſung überwieſen.

Am 16. November beſchäftigte ſich der Reichstag u. A. mit einem Geſetzentwurf zum Schutze nützlicher Vogelarten, einem höchſt löblichen Zweck, deſſen Mittel wir hier aber nicht im Einzelnen erörtern wollen. Auch dieſer Geſetzentwurf, deſſen Einbringung der Initiative eines Reichstagsmitgliedes zu verdanken, wurde an eine Commiſſion verwieſen.

Am 17. November trat der Reichstag an das Hauptwerk der Seſſion, an die großen Juſtizgeſetze heran. Es wäre eigentlich die Aufgabe der Preſſe, über die Bedeutung dieſer Geſetze und die Art wie die geſetzgeberiſche Aufgabe in den bisherigen Stadien, welche jedenfalls für den noch übrigen Weg entſcheidend geweſen, gelöſt worden, den gebildeten Theil der Nation in umfaſſender und eindringender Weiſe aufzuklären. Daß dies nur in ungenügendem Maße geſchieht, kann man bedauern, aber man darf Niemanden darob anklagen. Die Fülle der Aufgaben, welche ſich der deutſchen Nation in den letzten Jahren aufgedrängt hat und immer noch weiter aufdrängt, wäre von dem Geiſt keines Volkes zu keiner Zeit auf einmal bewältigt worden, d. h. nicht ſo, wie es ſein müßte, nicht ſo, daß jedes Werk für das Allgemeine auch zum allgemeinen Verſtändniß gelangte. Einzelne Kreiſe und Kräfte thun ihr Beſtes für das Ganze, und erſt wenn alle Arbeiten vollendet ſind, wird die Nation Zeit haben, ſich in dem Ganzen ihrer Einrichtungen zu orientiren und mit Verſtändniß in dasſelbe einzuleben.

Der Verſuch, das Werk dieſer Juſtizgeſetzgebung, die jetzt im Reichstag zum Abſchluß kommen ſoll, nicht bloß nach der formalen Seite, daß für das deutſche Reich ein einheitliches Gerichtsverfahren geſchaffen wird, ſondern auch nach dem Werth und Charakter der gefundenen Löſung zu erläutern, wäre auch eine dankenswerthe Aufgabe für dieſe Briefe. Allein nicht blos die mangelnde Kunſt des Berichterſtatters, vielleicht auch die mangelnde Ausdauer der Leſer, in dieſer Zeit immerhin weit ausholenden Auseinanderſetzungen zu folgen, ſtellt ſich dem Unternehmen abwehrend entgegen. Einiges zum Verſtändniß der großen Arbeit beizutragen, ſoll dennoch hier verſucht werden. Dies wird aber am Zweckmäßigſten im Rückblick auf größere Abſchnitte der Verhandlungen geſchehen. So ſei denn der Beginn dem nächſten Brief verſpart.

C—r.

Literatur.

Geſchichte des römiſchen Papſtthums. Vorträge von Wilhelm Wattenbach. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz. 1876.

Lange Jahrzehnte hindurch, ja ſeit dem Ausgang der Reformationszeit iſt nicht ſo viel vom Papſte die Rede geweſen wie heutzutage. Im vollen Ernſte wird von Rom aus der Verſuch gemacht, uns alle, Proteſtanten wie Katholiken in's Mittelalter zurückzuverſetzen, indem man uns dem in der Lehre Thomas von Aquino wurzelnden Papalſyſtem unterwerfen will, welches davon ausgeht, daß der Papſt als Stellvertreter Petri, Chriſti, Gottes auf Erden Inhaber nicht nur der biſchöflichen, ſondern aller Gewalt überhaupt iſt, daß er die Kirche beſteuern kann, daß deren ganzes Vermögen ihm gehört, und daß er ſogar über das Eigenthum der Laien zum Beſten der Kirche zu verfügen berechtigt iſt. Auch im Mittelalter iſt hiergegen gekämpft worden, aber nicht ſowohl gegen das Syſtem, als gegen ſeine Uebertreibung und Ausartung in der Praxis. Die Gegenwart mußte dagegen dieſem in den letzten Jahrhunderten vorzüglich von den Jeſuiten vertretenen Syſteme ſelbſt den Krieg erklären; denn unſere ganze Bildung, unſer Staatsweſen ruht auf ganz andern Grundlagen als die Culturwelt des Mittelalters. Lange Zeit kam es der neuen Zeit, als die jeſuitiſche Partei in der katholiſchen Kirche die Allmacht des Papſtes zurückforderte, wie das Treiben eines aus dem Grabe der Vergangenheit wieder aufgeſtiegnen, nur wollenden, aber nicht könnenden Schattens vor, und erſt vor Kurzem ſah man ein, daß das Geſpenſt es mit ſeinem Anſpruch nicht blos ganz ernſtlich meinte, ſondern auch Leben und Kraft beſaß — namentlich die Kraft zu ſchaden. Es hat in Deutſchland Familien und Gemeinden entzweit, und es hat eine nichts weniger als unbedeutende reichsfeindliche Partei entſtehen laſſen. Es hat, als in Frankreich die bigotte Spanierin Eugenie auf dem Thron ſaß, einen ſchweren Krieg gegen uns heraufbeſchworen. Es ſchürt und wühlt dort noch heute gegen uns. Es ſitzt dem neuen Italien als Pfahl im Fleiſche. Es verübte in Spanien durch den Arm des von ihm mit allen Mitteln unterſtützten blutigen Prätendenten drei Jahre hindurch allerlei Greuelthaten.

Inſofern iſt jedes auf wiſſenſchaftlichem ruhende Buch, das uns die Geſchichte der Päpſte in allgemein faßlicher Weiſe erzählt, willkommen zu heißen, und ein ſolches Buch haben wir vor uns. In nüchterner, leidenſchaftsloſer Weiſe unterſucht der Verfaſſer, woher das Papſtthum ſtammt, wie es zur Höhe ſeiner Macht gelangt, wie es zu gewiſſen Zeiten und nach gewiſſen Seiten hin nothwendig und nützlich geweſen iſt, und warum und auf welche Weiſe endlich ſeine Allgewalt geſprengt wurde, ſo daß die Gegenſätze ſich

fortan (nach den Concilien von Conſtanz und Baſel) nur noch äußerlich gegenüberſtanden. Alles das iſt in kurzen Umriſſen der Hauptperſonen und der von ihnen geſchaffnen Situationen ausgeführt. Doch iſt lediglich das Mittelalter eingehend behandelt, und von der Urzeit des Papſtthums ſowie von den Jahrhunderten nach Sixtus dem Fünften wird nur das Nöthigſte kurz erwähnt — mit Recht, da wir in Betreff der neueren Zeit in Rankes Werk gründliche und reichliche Belehrung finden, das mittelalterliche Papſtthum aber noch keine Darſtellung gefunden hat, die genügte.

Sollen wir gewiſſen Partien des Buches den Vorzug geben, ſo ſind es die Kapitel, welche den Kampf des Papſtthums mit dem Kaiſerthum unter den Hohenſtaufen und das endliche Unterliegen des letzteren mit dem Untergange dieſes Geſchlechts ſchildern, deſſen größter Vertreter, Friedrich der Zweite, ſeiner Zeit wie in andern Dingen auch hierin voraus, allen Ernſtes daran dachte, die Herrſchaft Roms durch eine unter dem Kaiſer ſtehende Staatskirche zu erſetzen. Nächſt dieſen Abſchnitten bieten das meiſte Intereſſe für die Gegenwart diejenigen, welche uns den ſiegreichen Kampf Frankreichs, der nach dem Zerfall des Kaiſerreichs im Vordergrund ſtehenden Macht, mit Bonifacius dem Achten darſtellen. Deutſchland und Italien befanden ſich in einem Zuſtande unerträglicher Auflöſung, wie ihn der Sieg kirchlicher Politik über den Staat ſtets zur Folge hatte und haben würde. Da vergalt den Päpſten, welche dieſen Zuſtand herbeigeführt hatten, Philipp der Schöne, was ſie dadurch nicht blos an den betreffenden Völkern und Fürſten, ſondern an ihrem eignen Intereſſe verbrochen, in gründlichſter Weiſe. Sie hatten das Kaiſerthum nicht zertrümmern, wohl aber es ſich dienſtbar machen, bevorzugte Mitregenten desſelben werden wollen. Als es mit Hülfe Frankreichs zertrümmert war, beſaß der Papſt keinen Schutz mehr, und als er den Kampf mit Philipp wagte, mußte er unterliegen, und für lange Zeit trat das Gegentheil von dem ein, was Gregor und Innocenz erſtrebt hatten. Das Papſtthum ging in's Exil nach Avignon und wurde von den franzöſiſchen Königen abhängiger, als es ſeit den Ottonen je von den Kaiſern geweſen war.

Caroline Herſchel's Memoiren und Briefwechſel (1750 — 1848). Aus dem Engliſchen von A. Scheibe. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 1877.

Caroline Herſchel iſt die Schweſter des Aſtronomen Wilhelm Herſchel, ihre Briefe und Denkwürdigkeiten aber ſind in gewiſſem Grade eine Lebensbeſchreibung dieſes epochemachenden Entdeckers in der Sternenwelt, wenigſtens vortreffliche Beiträge zu einer guten Biographie desſelben, die noch geſchrieben werden ſoll, und ſo iſt die hier gebotene Ueberſetzung, da wir auch in Caroline ſelbſt einer ungewöhnlichen Frau begegnen, von doppeltem Intereſſe. Viele

Jahrzehnte ſtand ſie ihrem Bruder zur Seite. Als er von Hannover nach England gegangen war, folgte ſie ihm, und als er hier eine einträgliche Stellung als Muſiker aufgab, um ſich der Erforſchung des Himmels ganz widmen zu können, machte ſie ihm nicht blos durch Sparſamkeit in der Wirthſchaft dies möglich, ſondern half ihm auch bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, indem ſie hingebend und willensſtark alle Schwierigkeiten überwand, die dem Laien ſich beim Studium der aſtronomiſchen Berechnungsmethode entgegenſtellen. Sie wurde ſeine Mitarbeiterin in der Werkſtätte, wo er ſeine Spiegel ſchliff und polirte, ſie ſtand in kalten Nächten, wo die Tinte gefror, neben ſeinem Teleskop, um ſeine Beobachtungen aufzuſchreiben, ſie lebte überhaupt nur für ihn. Leicht hätte ſie allein eine berühmte Frau werden können; denn mit dem ſiebenfüßigen Newton'ſchen Kometenſucher, den ſie von ihrem Bruder erhalten, entdeckte ſie acht neue Kometen, aber ſie arbeitete damit nur für ihren Bruder, und ihre Aufzeichnungen beweiſen, daß er nicht blos als Gelehrter, ſondern auch als Menſch dieſe Liebe und Entſagung verdiente. Caroline Herſchels Erinnerungen gehen bis auf das große Erdbeben in Liſſabon zurück, ſie erlebte den Abfall der nordamerikaniſchen Colonien von England, die erſte franzöſiſche Revolution, die Erhebung und den Fall Napoleons; ſie war Zeugin einer Menge weltumgeſtaltender Verbeſſerungen und Erfindungen bis auf die Eiſenbahnen und elektriſchen Telegraphen; denn ſie lebte bis in die Regierungszeit der Königin Victoria. Aber ihre Aufgabe, mit dem Bruder den Himmel zu erforſchen, nahm ſie ſo in Anſpruch, daß wir in ihren Aufzeichnungen kaum ein öffentliches Ereigniß erwähnt finden. Deſto intereſſanter ſind die Einblicke, die ſie in das gewöhnliche und wiſſenſchaftliche Leben der Geſchwiſter von ihrem Aufenthalte in Hannover an, wo ihr Vater Muſiker bei dem Garderegiment des Kurfürſten war, in welcher Eigenſchaft er den ſiebenjährigen Krieg mitmachte, bis zum Tode Wilhelms und dann von ihrer Rückkehr nach Hannover bis zur Reiſe ihres Neffen John Herſchel nach dem Cap, ihrer Erhebung zum Mitgliede verſchiedener gelehrter Geſellſchaften und Akademien und ihrem am 9. Januar 1848 erfolgten Tode gewähren. Wir müſſen in Betreff aller dieſer Mittheilungen, unter denen ſich auch eine beträchtliche Zahl Briefe von John Herſchel an ſeine Tante befinden, auf das Buch ſelbſt verweiſen, welches uns zeigt, daß Caroline nicht nur eine in ihrer Art gelehrte Dame war, ſondern auch eine recht artige humoriſtiſche Ader hatte. In einem Briefe an Lady Herſchel, der vom 10. Januar 1840 datirt iſt, erzählt ſie:

„Sie haben vielleicht gehört, daß, als das Rohr des Vierzigfüßigen (des großen Teleskops, welches Wilhelm Herſchel in den Jahren 1786 bis 1788 anfertigte) aufgerichtet war, die ganze Tiſchgeſellſchaft hineinkletterte und den König ſegne Gott ſang. Einige von den Griesbachs begleiteten

den Geſang auf der Oboe und andern Inſtrumenten, die ſie mit hineinnehmen konnten — und ich gehörte zu den Erſten, die hinein und wieder herausſchlüpften. Aber jetzt — du lieber Himmel! — bin ich kaum im Stande, ohne Hülfe über die Stube zu gehen. Doch was ſoll das? Dorcas in der Bettleroper ſagt: Es kann doch eins ſeinen Kuchen nicht aufeſſen und ihn dann noch haben wollen." — Eine andere Anekdote vom großen Teleskop iſt folgende, die in demſelben Briefe mitgetheilt wird: „Ehe noch die optiſchen Theile eingeſetzt waren, machte ſich mancher Beſucher den Spaß durch das Rohr zu gehen. Unter ihnen waren auch der König Georg der Dritte und der Erzbiſchof von Canterbury. Letzterer, der hinter dem Könige herging, fand es ſchwierig, vorwärts zu kommen. Da drehte ſich der König um, reichte ihm die Hand und ſagte: Kommen Sie, Mylord Biſchof, ich will Ihnen den Weg zum Himmel zeigen."

In einem andern Briefe, vom 22. März 1831, ſagt die alte Dame mit komiſcher Reſignation: „Ich thue, was ich kann, um meinen Muth unter der täglich zunehmenden Gebrechlichkeit aufrecht zu erhalten, aber ich war den größten Theil des Winters an's Zimmer gefeſſelt. Und meine Krankheit iſt unheilbar; denn ſie heißt Altersſchwäche. Neun Tage nach Deinem Geburtstage werde ich einundachtzig Jahre alt. Welch abſcheulicher Gedanke, im Abſterben, in der Auflöſung begriffen zu ſein! Aber was thut's im Grunde? Je mehr von einem hier ſchon vergeht, deſto weniger braucht im Grabe zu vermodern."

Geſchichte des Feldzugs von 1815 nach archivaliſchen Quellen von v. Ollech, General der Infanterie. Mit 4 lithographirten Karten und einem Facſimile. Berlin 1876, Mittler und Sohn.

Ein Separatabdruck aus der bekannten ſehr werthvollen Biographie des General von Reyher, wobei alles das weggefallen iſt, was nur die perſönlichen Verhältniſſe desſelben und nicht ſeine unmittelbare Einwirkung auf den Gang der Operationen betrifft. Eine andere Abänderung beſteht in der Einfügung einiger ergänzenden Notizen, die der Verfaſſer, bekanntlich zu den tüchtigſten unſrer wiſſenſchaftlich gebildeten Offiziere gehörig, den hinterlaſſnen Denkwürdigkeiten des Generals v. Wuſſow entnehmen durfte. Die Notizen betreffen zunächſt den Rapport, den v. Wuſſow, damals Leutnant und Generalſtabsoffizier im Stabe Blüchers, im Auftrage Gneiſenaus dem Herzoge v. Wellington in Quatre Bras über den Stand der Schlacht bei Ligny abſtattete, und der darauf hinauslief, daß man ſich preußiſcher Seits dort höchſtens bis zum Einbruch der Nacht auf dem Schlachtfelde zu behaupten im Stande ſein werde, dann einige Momente der Schlacht bei Waterloo. Das Facſimile iſt ein Brief, den Wellington am 16. Juni 10½ Uhr früh an Blücher ſchrieb, und nach welchem dieſer und Gneiſenau auf eine active

Mitwirkung englischer Truppen bei dem bevorstehenden Kampfe rechnen konnten.

Christoph Martin Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Prof. L. F. Ofterdinger. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Die von 1733 bis 1769 gehende Periode im Leben Wielands ist in der Biographie, die Gruber von ihm geliefert hat, vielfach ungenügend und hin und wieder unrichtig dargestellt und durch spätere Schriften kaum viel besser behandelt worden; ein Autor aber, der, wie wir jetzt über ihn auch urtheilen mögen, auf die damalige deutsche Literatur sehr bedeutenden Einfluß übte, für dessen Leistungen die Großväter der heutigen Generation im hohen Grade schwärmten, und der deshalb eine hervorragende Stelle in der Geschichte des geistigen Lebens der Nation einnimmt, verdient, daß wir ihn und die Entstehung seiner Werke gründlich kennen. Hierzu aber liefert der Verfasser einen werthvollen Beitrag. Er hat mit gutem Material gearbeitet, und namentlich seine Mittheilungen über das Leben Wielands in der kleinen schwäbischen Reichsstadt Biberach stellen Vieles in ein ganz neues Lichte Seine Eltern, die sich stark für den beliebten Dichter interessirten, sammelten. als sie nach Biberach kamen, wo sie noch viele Bekannte und Verwandt, desselben vorfanden, alles was über ihn zu erhalten war, und der Verfasser setzte diese Sammlungen fleißig fort und studirte u. A. auch die von Wieland als Stadtschreiber von Biberach verfaßten Rathsprotokolle, wobei ihm manches Neue zu entdecken und manches Irrige zu berichtigen gelang. Neu ist in dem vorliegenden Buche ein Gedicht Wielands aus seiner Knabenzeit. Ferner ist die Entstehung verschiedner seiner Werke z. B. die der Abenteuer des Don Silvio und die des Amadis hier zum ersten Male festgestellt worden. Ebenso hat der Verfasser den bisher unbekannten Ursprung einiger Geschichten in den Abderiten nachgewiesen. Vollständiger endlich als bisher sind mehrere Liebesverhältnisse des Dichters, u. A. das zu Sophie de Laroche, die Stellung Wielands zu seinen Mitbürgern in Biberach, zu seinen Verwandten und zu einer Anzahl andrer Persönlichkeiten, z. B. zu dem damals berühmten Schauspieler Abt, zu Pfarrer Brechter und zu dem Grafen Stadion erzählt. Nicht ohne Werth und Interesse sind die artistischen Beigaben des Buches, die zunächst in einem Wieland in noch ziemlich jungen Jahren darstellenden Titelbilde, welches nach einer in Weimar befindlichen Büste angefertigt ist, und in Portraits der Frau La Roche und des Grafen Friedrich v. Stadion, dann in einer Ansicht des Schlosses Warthausen, wo der Dichter einige Zeit wohnte, einem Bildchen von Biberach und verschiedenen dortigen Gebäuden, die in dem Leben des Dichters eine Rolle gespielt haben, sowie aus einer Abbildung des Pfarrhauses in Oberholzheim bestehen, wo derselbe

als zweites Kind des Pfarrers Thomas Adam Wieland am 5. September 1733 geboren wurde. Wir finden vielleicht Muße und Raum, in diesem Blatte ein gedrängtes Bild dieser ersten Hälfte des Lebens Wielands, die auch interessante Blicke in das gesellschaftliche Leben der damaligen süddeutschen Kleinstaaten öffnet, zusammenzustellen und mitzutheilen. Für heute nur eine charakteristische Anekdote von Wielands Gönner Stadion, welche zeigt, daß es auch in dieser vielfach verkommenen, von Tyrannei gedrückten und mit Bedientenhaftigkeit aller Art geschlagnen Zeit billig und gerecht denkende Männer gab. „An die Stadionsche Herrschaft Warthausen grenzte, wie an viele andere schwäbische Herrschaften und Prälaturen die oberschwäbische freie Pürsch, auf der die Bauern und Städter das Jagdrecht ausüben durften. Die Herren vom Adel und die Prälaten suchten von jeher dieses Recht zu beschränken oder am liebsten ganz aufzuheben, weil sie meinten, Bürger und Bauern gehörten nicht auf die Jagd, und weil sie ihre eigne Jagd durch jenes Recht geschmälert glaubten. Da diese Herren bemerkten, wie gern Graf Stadion dem Jagdvergnügen huldigte, und da sie wußten, daß er bedeutenden Einfluß beim Reichshofrath in Wien hatte, so wurde er gebeten, einen Plan zu unterstützen, nach welchem die kleinen Jagdrechte der reichsstädtischen Bürger und der angrenzenden Bauern aufgehoben und die sogenannte freie Pürsch den Forsten des Adels und der Prälaten zugelegt werden sollte. Graf Stadion hatte den Vortrag ruhig mit angehört, dann aber stand er auf und sagte: „Mir ist leid, daß Sie Ihr Vertrauen auf meinen Credit bei dem Reichshofrath in dieser Sache zeigen. Wenn Sie Ihre Forsten zur freien Pürsch machen wollen, so trete ich bei; aber zur Aufhebung der freien Pürsch, als des einzigen Hülfsmittels gegen die Menge des Wildes, das die Felder zerstört, gebe ich meine Einwilligung niemals; denn die Bauern sind mir lieber als Hirsche und wilde Schweine."

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von Karl Bartsch. 3 Theile. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1877.

So oft auch der Versuch gemacht worden ist, Dantes großes Dichterwerk in's Deutsche zu übertragen, und so viel Treffliches dieses Streben zu Tage gefördert hat (wir hatten erst vor Kurzem Veranlassung der verbesserten Uebersetzung Wittes zu gedenken), Vollkommenes ist noch nicht erreicht, und namentlich ist es noch nicht gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich einer treuen und vollständigen Wiedergabe des Inhalts der Dichtung entgegenstellen, wenn auch die Form der Verdeutschung dem Original vollständig entsprechen, d. h. in gereimten Terzinen sich bewegen soll. Witte und Philalethes haben die letztere nicht für so wesentlich gehalten, um ihr, wie dann immer mehr oder weniger nothwendig sein wird, den Sinn zu opfern. Der Verfasser unsrer Uebersetzung hat zwar auch gefühlt, daß, wenn die Form des Originals beibehalten werden soll, der Nachdichtende sich nicht so streng an den Wortlaut halten kann, als wenn er den Reim aufgiebt. Aber er hat es dennoch mit diesem wagen zu müssen geglaubt, obwohl er wenigstens insofern abweicht, als er häufig männliche Reime wählt, wo Dante weibliche anwendet, und wir müssen sagen, daß sein Versuch erheblich besser gelungen ist, als der seiner Vorgänger, wobei ihm freilich zu Gute kam, daß diese ihm mit ihrem Besten zur Auswahl und Benutzung zur Hand waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Volksprophetie.

Von Moritz Busch.

Gewisse Secten, die Irvingianer z. B., klagen, daß die Gnadengabe der Weissagung erloschen sei, die Rockenphilosophie unsrer Bauern aber weiß, daß dem nicht so ist, sondern noch heute eigenthümlich begabte Menschen vorkommen, welchen die Zukunft in Visionen offenbart wird. Dieser Glaube begegnet uns im Norden wie im Süden Deutschlands, in der Bretagne wie unter englischen und schottischen Landleuten, im Gebirge und auf den Niederungen, namentlich aber auf langgestreckten einsamen Haiden und Mooren.

Wie in den Wüsten des Morgenlandes und über den Meeren und Strandgegenden des europäischen Südens, so werden auch dort bisweilen über irgend einem Punkte des Horizonts Landschaften, Orte und Gebäude sichtbar, die, gewöhnlich schattenhaft, mitunter auch farbig, meist zitternd und flackernd wie erhitzte Luft, oft aber auch still und stetig, sich eine Weile erhalten und dann allmählig verschwinden. Immer sind diese wunderbaren Phänomene Abbilder oder Spiegelungen von Gegenständen, die tiefer als die Stelle liegen, von der aus sie gesehen werden. Dörfer, Gehölze, Inseln, die hier dem Auge für gewöhnlich entzogen sind, tauchen am Gesichtskreise auf und erheben sich über denselben, mitunter verkehrt, so daß die Dächer, Thurmspitzen und Baumwipfel nach unten stehen, häufig aber auch in vollkommen natürlicher Stellung ihrer einzelnen Bestandtheile. Um ein Beispiel anzuführen, habe ich das Städtchen Ripen mit seiner Domkirche scheinbar in der Entfernung von etwa anderthalb Stunden inselartig vor mir gehabt, während es in Wirklichkeit noch drei Meilen weit weg und unter dem Horizonte lag.

Nun geht aber neben dieser Fata Morgana des Nordens nach dem Volksglauben eine ähnliche Erscheinung her, die ebenso wunderbar wie jene aussieht und, wenn sie vor der Wissenschaft Stand hielte, noch wunderbarer sein

würde, da sie nicht gleich jener auf natürlichem Wege zu erklären ist. Ich meine das „Zweite Gesicht.“ Wie bei den geschilderten Spiegelbildern der Luft Dinge wahrgenommen werden, die unter dem räumlichen Gesichtskreise verborgen sein sollten, so werden hier solche geschaut, die unter dem zeitlichen liegen. Außerdem aber unterscheidet sich diese Fata Morgana der Seele von der natürlichen zunächst dadurch, daß sie der Nachtseite der Welt angehört, während jene, nur bei sehr starker Sättigung der Atmosphäre mit Licht möglich, entschieden auf die Tagseite zu setzen ist, dann dadurch, daß sie in der Regel nur einzelnen, mit der Sehergabe wie mit einer Krankheit behafteten Personen erscheint, während jenes Formen- und Farbenspiel der Natur von Allen gesehen wird.

Der Glaube an das, was man die Nachtseite der Natur genannt hat, bleibe Liebhabern überlassen. Halten wir es mit den Tagmenschen, welche der Meinung sind, daß die Zukunft bis zu einem gewissen Grade durch verständige Prüfung der Aspecten der Gegenwart in Verbindung mit den aus der Vergangenheit gewonnenen Lehren errathen werden kann, die Ansicht dagegen, sie könne auch auf andere Weise, durch eigenthümliche und unerklärliche Begabung des Auges und Gemüths geschaut werden, bis jetzt unerwiesen ist und aller Wahrscheinlichkeit nach so bleiben wird. Wahr ist, soweit unsre Kenntniß der Seele reicht, nur, daß es wirklich unter dem Volke in Deutschland, Oesterreich, Scandinavien und auf den britischen Inseln Leute giebt, die sich der Gabe des zweiten Gesichts rühmen und Visionen haben, welche ihnen das, wovon sie hoffen oder fürchten, es werde kommen, im Spiel einer lebhaften Einbildungskraft als in die unmittelbare Gegenwart gerückt erscheinen lassen. Einige solcher Hallucinationen, zu denen sich auch an sich unbedeutende und gleichgültige gesellen, werden sich durch Zufall erfüllt haben, und so wurde der „Spökengieker“, der Seher von „Vorgeschichten“, eine Figur des Volksglaubens und der Sagenbildung, welche, da der Zufall in manchen Fällen dem Wunder täuschend ähnlich sah, auch in „gebildeten“ Kreisen an den Satz erinnerte, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge giebt, von der unsere Philosophie niemals träumte.

Der Spökenkieker ist ein Verwandter der Somnambulen, aber bescheidener und prosaischer. Er hat es bei seinem Schauen nicht mit religiösen Dingen, nicht mit Naturgeheimnissen, nicht mit „jenen Sternen“, sondern gewöhnlich nur mit dem Alltagsleben zu thun, und er gelangt in manchen Gegenden zu seiner unheimlichen Begabung auf nichts weniger als tragische, ja hier und da geradezu auf komische Weise, und es geschieht sogar, daß Hunde und Pferde dieselbe mit ihm theilen. Er sieht den Tischler des Dorfes für einen Nachbar, der — so klingt die Sache im Volksmunde — noch wohlauf ist, einen Sarg zurecht hobeln, oder er sieht eine Leichenbahre vor dessen Thür stehen, und der

Nachbar und Gevatter ſtirbt wirklich bald darauf. Der Seher bemerkt, wie ein Hochzeitszug an ſeinem Fenſter vorbeigeht, der Bräutigam mit dem Rosmarinſtrauß vor der Bruſt und die Braut mit dem Myrthenkranz oder der Goldpapierkrone ſind ihm bekannt, 's iſt Hinzens Hans und Kunzens Grete, und richtig heirathen ſich die Beiden kurz nachher, obwohl ſie — ſo ſchmückt ſich der Bericht bei ſeinem Gang durch die Spinnſtuben aus — zur Zeit der Viſion durchaus in keinem näheren Verhältniß zu einander ſtanden. Der Seher ſieht ferner Feuer aus Dächern emporſchlagen, die ſpäter in der That in Brand gerathen, ja er merkt es manchmal ſchon dem Balken, der für einen Bau angefahren wird, an, daß er durch eine Feuersbrunſt zerſtört zu werden beſtimmt iſt. Zuweilen gewahrt er Fremde, die morgen eintreffen werden, mit allen ihren äußeren Eigenthümlichkeiten ſchon heute. Seltener und zwar gewöhnlich nach Kriegen oder wo Derartiges in der Luft liegt, iſt er Zeuge, wie Schlachten und Heereszüge „vorſpuken." Andere Formen des zweiten Geſichts, welches mit der Erſcheinung des „Doppelgängers" verwandt, aber ſchwerlich, wie Wuttke meint, nach dem Sehen desſelben benannt iſt, ſondern die Annahme eines inneren und höheren Sehvermögens neben dem alltäglichen, eines Augenpaares für die Zukunft neben dem für die Gegenwart ausdrückt, wollen wir bei den einzelnen deutſchen Landſtrichen anführen, wo dieſer Aberglaube herrſcht, und zu deren Betrachtung ich jetzt übergehe.*)

In Tirol bezeichnet das Volk das zweite Geſicht mit dem Worte „Voarweiling" oder „Färweiling", und es hat hier beinahe nur das Vorausſchauen von Todesfällen zum Zwecke. Es giebt hier nach Zingerle Leute, die genau wiſſen, in welcher Gegend die nächſte Leiche ſein wird. So lebte im Dorfe Tirol ein alter Mann, der immer beſtimmt anzugeben wußte, aus welchem Hauſe der nächſte Sarg herausgetragen werden würde. Er hörte nämlich des Nachts Sand an eines ſeiner Fenſter werfen, und von welcher Seite der Sand kam, auf der gab es eine Leiche. Wenn man im Etſchland Abends nach dem Avemaria-Läuten einen geiſterhaften Leichenzug ſieht, ſo weiß man, daß die Perſon, die unmittelbar hinter der Bahre hergeht, bald ſterben muß — ein Vorſpuk, der in den dortigen Thälern häufig bemerkt worden iſt. Iſt im Pitzthal jemand krank, und man ſieht ſeinen Doppelgänger vom Gottesacker kommen, ſo wird er wieder geſund, geht das Geſpenſt nach jenem hin, ſo ſtirbt jener an ſeiner Krankheit. Kommt ein Jäger im Gebirge um's Leben, ſo heißt es, wie Vernaleken berichtet, in

*) Der Doppelgänger iſt ein geſpenſterhaftes Bild, in welchem der Viſionär ſich ſelbſt erkennt, und mit deſſen Erſcheinung er gewöhnlich einen Wink bekommt, daß er bald ſterben wird. Bisweilen aber lockt der Spuk nur von einer Gefahr, einem einſtürzen wollenden Hauſe u. d. hinweg.

ſeinem Dorfe gewöhnlich, er habe auf ſeiner vorletzten Jagd eine weiße Gemſe angetroffen. In Zierl bei Innsbruck ſehen nach Alpenburg die Leute, welche in den dem Kirchhofe zugekehrten Häuſern wohnen, in der Mitternachtsſtunde Leichenzüge mit den Perſonen, die nächſtens ſterben werden, weshalb man dieſe Wohnungen meidet und ſie den Armen unentgeltlich überläßt.

Die Gabe des zweiten Geſichts iſt in Tirol von Jedem zu erwerben, da ſie an beſtimmte Zeiten gebunden iſt, die man nur zu benutzen braucht, um gewiſſe zukünftige Dinge zu erfahren. Wer in Alpach in der Chriſtnacht rücklings aus dem Hauſe geht und dabei zum Firſt hinaufblickt, der ſieht, wenn im folgenden Jahre jemand aus dem Hauſe ſterben ſoll, eine Leiche. Umſchreitet man in derſelben Nacht dreimal ſein Haus, ſo erſcheint einem der künftige Gatte, und gukt oder horcht man in den Backofen, ſo ſieht oder hört man ſein Schickſal in den nächſten zwölf Monaten. Stellt man ſich zu Serfaus in der heiligen Nacht um zwölf Uhr auf den Friedhof, ſo erſcheinen einem alle, welche im folgenden Jahre den Tod zu erwarten haben, und zwar ſtehen ſie auf der Mauer und tragen rothe Strümpfe. Wer ſich, während es zur Chriſtmette läutet, unter drei Brücken die Augen wäſcht, bekommt alles, was das künftige Jahr bringen wird, zu ſehen. Von der Sylveſternacht heißt es im Innthale, wer in ihr um die zwölfte Stunde ſich nach der Kirche begebe, ſehe alle, die im neuen Jahre zu ſterben beſtimmt ſeien, um den Altar zum Opfer gehen, und ſolle man ſelbſt ſterben, ſo ſehe man ſich ſelbſt darunter, aber ohne Kopf.

In Oberöſterreich gehören zu den Volkspropheten die „Leichenſeher“, die in der Sylveſternacht geboren werden und wochenlang Todesfälle vorausſagen, die ſich ihnen durch Viſionen ankündigen, in welchen ſie den Leichenzug des Betreffenden vor ſich haben. Der Kanton Glarus hat ſeine „Kirchgangſchauerinnen“, die auch „Fronfaſtenkinder“ heißen und gleichfalls Sterbefälle in Geſichten vorauserfahren.

In Schleſien und Oſtpreußen iſt die Gabe des zweiten Geſichts in manchen Familien erblich und zeigt ſich beſonders bei Blödſinnigen und anderen Geiſteskranken. In Mecklenburg ſowie im Lauenburgiſchen iſt ſie wieder an eine gewiſſe Zeit und beſtimmten Brauch gebunden und Allen zugänglich. Wer hier erfahren will, ob im Laufe des künftigen Jahres dem Hauſe ein Todesfall oder eine Geburt bevorſteht, der geht in der Neujahrsmitternacht, nachdem er ein weißes Laken über den Kopf gezogen, rücklings zum Hauſe hinaus und blickt nach deſſen Firſt hinauf. Gewahrt er dort einen Sarg, ſo ſtirbt jemand, ſieht er eine Wiege, ſo wird ein Kind geboren. Bei den Wenden der Lauſitz heißt das zweite Geſicht „Boſche ſedleſchko“, und

Digitized by Google

der Seher erblickt, wenn in einem Hauſe ein Sterbefall zu fürchten iſt, auf dem Dache desſelben entweder eine weiße Henne oder ein kleines Kind im fliegenden Hemdchen. In Schwaben ſehen die Mädchen in der Chriſtnacht in den „Höhlhafen“ am Feuerheerd, wo ſie dann die nackte Geſtalt ihres künftigen Mannes gewahr werden. Im Harz ſchließt ſich das heirathsluſtige Mädchen am Andreasabend mit Einbruch der Nacht in ihre Schlafkammer, zieht ſich nackt aus, nimmt zwei Becher, gießt in den einen Waſſer, in den andern Wein und ſtellt ſie auf einen weiß gedeckten Tiſch. Dann ſpricht ſie die Reime: „Bettſtand, ich tritt Dich, Sanct Andres, ich bitt' Dich, laß doch erſcheinen, den Herzallerliebſten, den Meinen“ u. ſ. w., wobei ſie den einen Fuß auf's Bett ſetzt. Alsdann kommt die Geſtalt des künftigen Bräutigams herein und leert einen der beiden Becher. Trinkt er den Wein, ſo wird das Mädchen an ihm einen reichen, trinkt er das Waſſer, ſo wird ſie an ihm einen armen Mann bekommen. In Oſtfriesland können manche Leute, wenn eine Pfarrſtelle erledigt iſt, den künftigen Pfarrer auf der Kanzel ſehen.

Faſt allenthalben in Deutſchland herrſcht der ſchon kurz erwähnte Glaube, daß Pferde und Hunde Seher- und Prophetengabe beſitzen. In Oſtpreußen meint man, ein im Finſtern ſchnaubendes Pferd ſehe den Tod. Wenn Pferde vor einem Hauſe ſcheuen und nicht vorbei wollen, heißt es am Rhein, ſo ſtirbt bald jemand in demſelben. Allgemein iſt die Meinung, daß Hundegeheul vor einem Hauſe Unheil bedeute. Sieht das Thier dabei zur Erde, ſo zeigt es den Tod eines Mitgliedes der Familie an, blickt es nach dem Dache hinauf, ſo wird dieſes nächſtens in Flammen ſtehen. Nicht alle Hunde haben dieſe prophetiſche Eigenſchaft; die ſie aber beſitzen, laufen in der Nacht umher, bleiben vor der Thür, in die in Kurzem der Tod treten wird, ſtehen, ſpreizen die Beine weit auseinander und beginnen dann kläglich zu heulen. Ein ſolcher Hund, in Tirol „Toadereara“, Todtenheuler, genannt, wurde nach Alpenburg den Leuten in einem Dorfe bei Innsbruck durch mehrmaliges Eintreffen ſeiner Prophezeihungen ſo unheimlich, daß ſie ihn vergifteten.

In Weſtphalen wird das Vorausſehen der Zukunft auf dieſem Wege „Schichten“ genannt. Hunde können ſchichten oder, wie man auch ſagt, „ſchichtern“, desgleichen Eulen, die durch ihr Geſchrei wie jene durch ihr Geheul verkünden, daß dem Hauſe desjenigen, in deſſen Nähe ſie laut werden, ein Todesfall bevorſteht. Bei Kuhn finden wir ferner über dieſen Aberglauben folgende Notizen geſammelt. Menſchen, welche die Gabe beſitzen, Vorgeſchichten zu ſehen, können ſich dem Drange dazu nicht entziehen, mitten in der Nacht oft treibt es ſie aus dem Bette an den Ort, wo ſie die Erſcheinung wahrnehmen ſollen. Sie gewahren dann gewöhnlich einen Leichenzug oder einen

Sarg, bisweilen auch nichts, wohl aber vernehmen sie dann, wie Bretter vom Boden geworfen oder ein Sarg zugenagelt wird. Ein Schneider oder eine Nätherin hört die Scheere „snippeln“, wenn bald ein Todtenhemde angefertigt werden muß, wird in Büren behauptet. Oft sieht hier der Seher ein Feuer an einem Hause hinäuslaufen, und dann muß er schnell hingehen und fühlen, ob es warm oder kalt ist. Ist es warm, so verkündigt es einen baldigen Brand, ist es kalt, so bedeutet es eine Leiche. Aehnlicher Glaube herrscht im Bremischen, wo man im letzteren Falle beobachten muß, wo das anscheinend in Flammen stehende Dachstroh zuerst herabfällt; geschieht dieß auf der Vorderseite des Hauses, so stirbt binnen Jahr und Tag der Hausherr, geschieht es auf der hintern Seite, so zeigt es an, daß in derselben Frist die Hausfrau sterben wird. Von andern solchen Sehern weiß man nur, daß sie kommende Ereignisse voraussagen, aber nicht, wie sie zu dieser Kunde gelangen. So ist in Werl einmal ein Knecht gewesen, der hat es jedesmal vorausgewußt, wenn einer sterben sollte. Er merkte es, wenn der Pastor in's Haus trat, aber woran, hat er nicht sagen wollen. Je später nach Mitternacht man eine Vorgeschichte wahrnimmt, desto rascher, je früher vor Mitternacht man sie schaut, desto später tritt das betreffende Ereigniß ein. Sieht man sich in einem gespenstischen Leichenzuge nicht selbst, so kann es sein, daß man bald sterben muß. Schon Mancher hat sich selbst im Sarge liegen sehen. Es ist ferner vorgekommen, daß von zwei Personen, die mit einander des Nachts über die Straße gingen, der eine ihnen blos einen Leichenzug entgegenschreiten sah, während der andere die Vorgeschichte schaute. Jener warnt: „Geh aus dem Wege.“ — „Warum?“ fragt der Andere, und in demselben Augenblicke rennt er an den Sarg an und stürzt von dem Stoße zu Boden. Nun sieht auch der Erste nichts mehr. Bisweilen täuschen sich die Vorgeschichtenseher über die Bedeutung des von ihnen Geschauten. In der Pfarre zu Siddinghausen erblickte der Knecht eines Tages einen Sarg auf der Hausflur, und glaubte, derselbe zeige den baldigen Tod der kranken Haushälterin an, aber sie wurde gesund, während er selbst nach kurzer Zeit starb.

Auffallen kann, daß vor den Leichenwagen, der den Sehern erscheint, gewöhnlich ein Schimmel gespannt ist, es ist aber nur ein Nachhall des Glaubens an das weiße Roß Wuotans, des alten Gottes, der die Todten abholte. In der Gegend von Dortmund geschah es einmal, daß ein Knabe, der die Gabe des zweiten Gesichts besaß, wegen irgend eines dummen Streichs von einem Müller Prügel bekam. „Warte nur“, sagte erbittert der Junge, „du sollst hier nicht mehr lange hausen, bald wird dich das weiße Pferd holen.“ Und so kam es denn auch. Der Müller starb nach vierzehn Tagen und wurde mit einem Schimmel zu Grabe gefahren. Zu Echthausen starb die

Frau von Schüngel. Ein Bauer hatte in der Vorgeſchichte einen Schimmel vor dem Leichenwagen erblickt, und man ſpannte deshalb abſichtlich ein anderes Pferd vor, aber dieſes wurde wild und zerriß das Geſchirr, ſo daß man ſich gezwungen fand, einen Schimmel zu holen, um die Leiche zur Ruhe zu bringen.

Das zweite Geſicht iſt in Weſtphalen gewöhnlich angeboren und gilt als eine Art Krankheit. Am meiſten ſind ihm die ausgeſetzt, welche in der Matthiasnacht geboren ſind; denn die „müſſen mit den Hollen fahren", ſie können an den Wänden emporſteigen und mit geſchloſſenen Augen auf den höchſten Zinnen hinſchreiten, und ſie haben in gewiſſen Nächten auf dem Kirchhofe die Geiſter zu tragen. Dafür wiſſen ſie aber auch immer voraus, wer im Dorfe ſtirbt. Sodann ſetzt man ein Kind, wenn man zwiſchen ſeiner Geburt und ſeiner Taufe zwei Freitage vergehen läßt, der Gefahr aus, daß es ſpäter „ſchichtert" — ein Ausdruck, der eigentlich nur gewandt, flink, klug (engliſch shifty) ſein und erſt in zweiter Linie Geiſter ſehen heißt.

Man kann ſich das zweite Geſicht aber auch verſchaffen oder zuziehen; denn wer einem Menſchen oder einem Hunde, der „ſchichtert", über die linke Schulter blickt, der nimmt Dasſelbe wahr, was jener vor ſich bemerkt, und behält dieſe unheimliche Gabe bis an ſeinen Tod, wenn ſie ihm nicht jemand abnimmt. In Schmallenberg iſt, wie man Kuhn erzählte, einmal ein Mädchen geweſen, die hat es jede Nacht um zwölf Uhr aus dem Bette und an's Fenſter getrieben, wo ſie den Geiſtern auf dem Kirchhofe zuſehen mußte. Als ſie das einmal ihren Nachbarn klagte, war einer darunter, der ihr's nicht glauben wollte. Da hat ſie ihn eingeladen, doch in der nächſten Nacht bei ihr zu wachen, und als ſie nun wirklich Punkt Zwölfe an's Fenſter ging, trat er hinter ſie und ſah über ihre linke Schulter auf den Kirchhof hinaus. Von Stund an war das Mädchen die Sache los, und der ungläubige Nachbar mußte jetzt ſtatt ihrer allnächtlich den Geiſterſpuk mit anſehen, bis ihm endlich jemand rieth, ſich dabei von einem Hunde über die linke Schulter blicken zu laſſen. Das hat er gethan, und von jetzt an hat er wieder ſchlafen können. Im Hildesheim'ſchen, wo das zweite Geſicht „Vorgelate" heißt, geſchieht dasſelbe, wenn man dem Schauenden über die rechte Schulter ſieht. In Schwaben tritt man zu demſelben Zwecke irgend jemandem auf den rechten Fuß und ſieht ihm über die linke Schulter, man kann ſich ihm aber auch auf den linken Fuß ſtellen und ihm über die rechte Schulter blicken; denn „es iſt einerlei, wenn es nur kreuzweiſe geſchieht."

Auf der Lüneburger Haide giebt es ebenfalls Vorgeſchichtenſeher, die Sterbefälle voraus wiſſen. Der Todescandidat erſcheint ihnen in ein Leichentuch gehüllt, und je höher ihm dieſes von den Füßen an heraufgeht, deſto eher kommt der Tod zu ihm.

Besonders häufig soll das zweite Gesicht in Holstein und Schleswig vorkommen. Aeltere Geschichten enthält Müllenhoffs Sagensammlung, aus der ich einige Proben mittheilen werde. In Owschlag bei Eckernförde gab es vor Zeiten einen Mann, der konnte Leichen, Hochzeiten u. dergl. voraussagen. Er mußte, wenn das des Nachts an seinem Hause vorüberzog, aufstehen und zusehen, und blieb er dabei zu lange in seinem Bette, so zwang es ihn, dem Spuke so lange nachzulaufen, bis er ihn zu Gesicht bekam. Die Ursache seines Zustandes war, daß er früher einmal einem heulenden Hunde auf den Schwanz getreten und zwischen den Ohren durchgesehen hatte. Erst machte ihm seine Gabe Spaß, später verdroß sie ihn. Er wurde sie aber nicht eher wieder los, als bis er sein Hemde ein ganzes Jahr verkehrt getragen hatte.

In Nordballig beherbergte ein Bauer einen armen Mann über Nacht, und als dieser am andern Morgen fortging, sagte er zu seinem Wirth: „Nimm den Balken da aus deinem Hause weg und lege ihn auf's freie Feld.“ Der Bauer wollte ungern daran, aber der arme Mann drang so lange in ihn, bis er den Balken herauszog und als Steg über einen Bach legte. Ein paar Tage darauf, als die Kirchgänger über den Bach heimwollten, war der Steg zu Kohle und Asche geworden. Da merkte der Bauer, daß der arme Mann es hatte „vorbrennen“ sehen, und daß ihm das Haus über dem Kopfe verbrannt sein würde, wenn er dem ihm von jenem ertheilten Rathe nicht gefolgt hätte.

In Bergenhusen sahen die Mägde, wenn sie früh vor Sonnenaufgang zum Melken gingen, einen feurigen Mann auf einem der größeren Häuser des Dorfes stehen und von diesem mit einem weiten Schritte auf ein benachbartes kleineres treten. Diese Erscheinung wiederholte sich drei Tage nach einander, und in der dritten Nacht brannte zunächst das große, dann das kleine Haus nieder. An dem Haffdeich bei Marne in Ditmarschen hielt sich früher ein Fisch auf, der so groß wie ein Kalb war und einen Sarg auf dem Rücken hatte. Wer ihn erblickte, mußte bald nachher ertrinken. In Tondern trabte in alter Zeit um Mitternacht ein dreibeiniges Pferd durch die Straßen, welches Hel hieß (wie die altgermanische Todesgöttin) und jedem sein baldiges Ableben verkündigte, der es vor seiner Thür Halt machen sah.

Vielleicht nur einem Theil der Leser ist die Sage aus Ditmarschen bekannt, die Klaus Grot in dem Gedichte „De Pukerstock“ behandelt hat, und so gebe ich kurz deren Inhalt an. Ein Bauerssohn hatte einen Weißdornstock, der ihn nöthigte, gegen seinen Willen, oft bei Nacht und Nebel, das Haus zu verlassen und, niemand wußte, wohin, zu wandern. Sein Ort war im Gehäuse der Wanduhr bei andern Stöcken. Rührte er sich, so mußte sein Besitzer fort über Haide und Moor, durch Sturm und Wetter. Kam er dann

wieder, ſo war er bleich und matt, ſchlief wie todt und arbeitete darnach ſtill und in ſich gekehrt, bis es ihn wieder rief. Wohin er ging und was er ſah, theilte er niemand mit. Die Leute aber ſagten, ſobald jemand in der Umgegend nur noch einen Monat zu leben habe, zwinge es den Burſchen, an ſein Fenſter zu gehen und hinein zu blicken. Dann ſehe er ihn, der in Wirklichkeit noch geſund ſei, im Todtenhemde im Sarge liegen, und müſſe mit dem Stocke dreimal an das Fenſter klopfen. Vergebens ſuchte der Burſch ſich des Stockes zu entledigen, er warf ihn in einen Bach, zerhackte, verbrannte ihn, aber immer war er wieder da, bis einmal an einem Weihnachtsabend ein Mann erſchien, der den Stock abholte.

Ein Hufner in einem Dorfe bei Düppel, welches nur ſieben Bohlſtellen (größere Güter) hatte, ging einſt ſpät von einem Aerrel (Leichenſchmauſe) heim. Da kam ihm vor, als ſähe er aus dem Kirchhofe vor ihm drei weiße Betttücher aufflattern. Als ſie an ihm vorüberſchwebten, hörte er ſie ſagen: „Eins, zwei, drei!“, und etwas angetrunken, beging er den Frevel, bis fünf weiterzuzählen. Gleich nachher aber befiel ihn eine Angſt, wie wenn er damit ein Unglück angerichtet hätte. Und man ſah bald, daß dem wirklich ſo war. In demſelben Jahre ſtarben von den ſieben Hufnern des Ortes erſt drei und kurze Zeit darauf noch zwei. Der Tod der erſten drei war durch die fliegenden Tücher angedeutet worden, den der beiden letzten hatte der, welcher das Geſicht erblickt, durch ſein unbeſonnenes Weiterzählen veranlaßt. So meinten wenigſtens die Leute, als man ihm, der ſelbſt der fünfte Todte war, ſein Aerrel hielt.

Neben dieſen und einer Anzahl ähnlicher alter Geſchichten giebt es aber in Schleswig-Holſtein eine große Menge verwandter, die ſich in der neueſten Zeit begeben haben ſollen. Ein Paſtor im öſtlichen Schleswig erzählte mir, daß ein Knecht ſeines Vaters ein Viſionär geweſen. Der Vater, ein wohlhabender Landmann, hatte ſich zum Vergnügen neben ſeinen bäuerlichen Arbeiten mit Tiſchlerei beſchäftigt und unter Anderm auch Särge angefertigt. Da er ſie billiger geliefert, als eigentliche Meiſter, ſo waren häufig Beſtellungen eingelaufen. Der Knecht aber hatte dieſe ſtets vorhergeſagt, und darüber befragt, hatte er nach einigem Zögern geantwortet, je nun, er ſähe dann jedesmal den „Wirth“ (ſo wird der Hausherr hier gewöhnlich vom Geſinde bezeichnet) des Nachts nach dem Balken gehen, wo er Hobel und Säge verwahrte, und dieſes Handwerkszeug herunterholen. Eine Frau im Amte Tondern hatte in den erſten fünfziger Jahren ein Geſicht, in welchem ſie den neueingeſetzten däniſchen Paſtor haſtig aus ſeinem Hauſe kommen und auf einem Leiterwagen wegfahren ſah. Sie wunderte ſich darüber und erzählte es weiter. Der Geiſtliche wußte von nichts, merkte aber nach einigem Beſinnen den Wunſch, welcher der Viſion das Leben gegeben,

zeigte die Sache an und veranlaßte dadurch, daß die Seherin auf ein paar Tage eingesteckt wurde.

Aehnliches soll sich in den verschiedensten Strichen Schleswig-Holsteins begeben haben. Man erblickt in den Marschen und auf den Inseln der Nordfriesen blaue Flämmchen, wo später jemand ertrinkt. Man vernimmt vor Häusern, denen ein Todesfall droht, einen klagenden Ruf. Ein gespensterhaftes Hornblasen tönt durch die Nacht, und einige Tage nachher geht bei einer Ueberfluthung der Deiche eine Heerde zu Grunde. Zuweilen und zwar in den Jahren 1852 bis 1864 ziemlich oft, greift das Schauen oder Hören über das alltägliche Leben hinaus und deutet heranziehende Kriege u. d. an. Beispiele dieser Art von Prophetien finden wir in Müllenhoffs Sammlung schon aus dem Anfang des fünfzehnten und der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angeführt.

Die Friesin Fru Hertje, eine Prophetin „aus Mutterleibe geschnitten", weissagt allerlei Dunkles und einiges Klare von ungeheuren Dingen, großen Deichbrüchen, versinkenden Ortschaften, einer blutigen Schlacht bei Flensburg, Zeiten, wo „die Menschen vier Arme kriegen und zwei Paar Schuhe an den Füßen tragen", und wo „der Priester seine Glatze bedecken und sagen wird, er sei kein Priester." (Die Reformation?) „Die Zeit wird kommen, daß man die Menschen nicht mehr bei ihren Namen, sondern wie das Vieh nennen wird." (Offenbar wenn die Herren Socialdemokraten die Ehe und Familie abgeschafft haben.) „Es wird die Zeit kommen, daß ein wohlgekleideter Edelmann zu einem Bauer beim Pfluge, der einen grauen Kittel trägt, gelaufen kommen und bitten wird, daß er mit ihm seinen Rock vertauschen wolle." (Die erste französische Revolution?) „Wenn die Berge niedergehen und die Düngerstätten sich erheben, (ganz entschieden die Erfüllung des Traumes unsrer Socialisten) wird es übel in der Welt stehen."

Das zweite Beispiel Müllenhoffs ist aus der Geschichte Ditmarschens vom Pfarrer Neocorus entlehnt, welcher berichtet: „Im Jahre vor dem, da der König Johann und der Herzog von Holstein hereinkamen, um Ditmarschen einzunehmen, geschahen wunderbare Zeichen. Denn in dem Sommer, als die Arbeitsleute die Gräben neben dem Dusentdüwelswarf (bei Hemmingstedt, wo später das dänisch-holsteinische Heer von den Ditmarsen unter Wolf Isebrand geschlagen und fast vernichtet wurde) kleieten (d. h. schlämmten), erhob sich jeden Abend, wenn die Sonne sich geneigt hatte und es dunkel werden wollte, ja auch bei hellem Tage, ein greuliches Getöse und Gerassel. Allerlei Erscheinungen ließen sich sehen und hören, so daß sich die Arbeiter nie verspäten oder zur Abendzeit dahin wagen durften. Ja oft mußten sie vor dem Spuk ihre Arbeit stehen lassen und nach Hause gehen."

Hier haben wir wieder eine Viſion vor uns, wo die Erſcheinung des Vorſpuks Mehreren zugleich wurde. Häufiger wurden in der Gegend von Schleswig in den Jahren vor 1860 Beiſpiele erzählt, wo nur ein Einzelner der Seher war. Vielfach wurde in dieſer Zeit die Hoffnung, daß die Schlacht bei Idſtedt nicht die letzte im Streite Deutſchlands mit Dänemark geweſen ſei, auf prophetiſche Geſichte zurückgeführt. Eine Sammlung ſolcher Viſionen, mir vom Obergerichtsadvocaten Heiberg übergeben, wurde damals von mir in den „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen" veröffentlicht, und ich will hier an ein paar davon erinnern.

Ein Bauer aus einem der Dörfer ſüdlich vom Dannewerk behauptete, die zukünftige Schlacht werde zwiſchen Kropp und Bennebeck geliefert werden. Sie war ihm im Sommer 1852 in einem Geſicht offenbart worden. Das Gemetzel war „ſchauderhaft anzuſehen." Civilperſonen trugen die Munition herzu. Das Militär hatte rothe Hoſen an, die Reiterei beſtand aus Huſaren in grünen, ſchwarz aufgeſchlagnen Pelzen, und ſie ritt Pferde, deren Zäume mit Schlangenköpfchen verziert waren. In Kropp brannte Alles bis auf ein einziges Haus nieder. Auch in Kurburg, weiter nördlich, war eine große Feuersbrunſt. Hiervon iſt nur das Eine eingetroffen, daß 1864 bei Kropp ein Treffen zwiſchen Oeſterreichern und Dänen ſtattfand — das Gefecht am Königshügel. Von rothen Hoſen, grünen Huſaren, brennenden Dörfern war nichts dabei zu bemerken.

Ein anderer Spökenkieker ſah im Herbſt bei hellem Tage die Vorpoſtenkette von Jagel nach Ellingſtedt wieder aufgeſtellt, ganz wie einſt Williſens Truppen, die Geſichter nach Norden gekehrt.

Ein kleines Mädchen in Wedelſpang, eine Meile nördlich von der Stadt Schleswig, war gewohnt, Abends dem von der Arbeit heimkehrenden Vater entgegenzugehen. Eines Tages, im Sommer 1853, ging ſie auch, kam indeß ſehr bald ganz verſtört und ohne den Vater wieder. Die Mutter fragte nach der Urſache, aber das Kind wollte lange nicht mit der Sprache heraus, bis es endlich geſtand, es ſei draußen am Berge ein ſo grauſames Schießen, und das ganze Feld ſtehe ſo voller Soldaten in weißen Röcken, daß es ſich nicht weiter getraut habe. Weißröckige Soldaten ſind allerdings elf Jahre ſpäter hier vorbeigezogen, und geſchoſſen haben ſie zwar am Berge nicht, wohl aber eine Meile von Wedelſpang, bei Oeverſee.

Ein Bauer aus Angeln erzählte Dr. Heiberg, er ſei acht Tage nach Johanni 1853 von Hollingſtedt an der Treene nach Kurburg gegangen. Da ſeien ihm gegen Abend am Dannewerk eine Menge Reiter in grünen Uniformen begegnet, die nach Flensburg zu geritten wären. Sie hätten eine ihm unverſtändliche Sprache geredet; und er habe ſich an den Wall drücken müſſen, um nicht niedergeritten zu werden. Leute, die an die Spökenkiekerei

glauben, werden hier an die grünen Röcke und die czechiſche Sprache der Windiſchgrätz-Dragoner denken, die allerdings 1864 in die Gegend von Flensburg kamen. Schade nur, daß ſie nicht durch das Dannewerk zogen.

Auffällig wird denen, welchen dieſe Erzählungen bedeutungsvoll erſcheinen, der Umſtand vorkommen, daß vom Sturm auf die Düppelſtellung und dem Uebergang nach Alſen, Ereigniſſen, welche den letzten däniſch-deutſchen Krieg entſchieden, nichts vorausgeſehen worden iſt. Mir aber iſt das nicht verwunderlich. Mittelſchleswig war wie Holſtein in den genannten Jahren vor der Befreiung des Landes von den Dänen deutſchgeſinnt, Sundewitt und Alſen dagegen hielten es in der Mehrzahl ihrer Bevölkerung mit der kopenhagener Politik.

Fälle dieſer Krankheit oder dieſes Aberglaubens — nach einigen Erfahrungen könnte man ſich faſt verſucht fühlen, zu ſagen, dieſes Schwindels — ereigneten ſich in den Jahren 1866 und 1867 auch in Hannover. Schon früher ſcheint es hier ebenfalls politiſche Spökenkieker gegeben zu haben. Wenigſtens wurde während des Jahres, in welchem ſich das Welfenreich in eine preußiſche Provinz verwandelte, von den Buchbindern und ähnlichen Bibliopolen eine kleine Broſchüre: „Prophezeiungen von Wickenthies“ verkauft, die darauf ſchließen ließ. Das Büchlein, in einigen Theilen unzweifelhaft ſehr alt, vielleicht aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in andern aber, wie alle als untrüglich im Volke umlaufenden Dinge der Art, ebenſo unzweifelhaft von neueſtem Datum und nichts als tendenziöſe Interpolation, hatte etwa folgenden Inhalt:

Im Jahre 1618 hat in Burgdorf (Städtchen auf der lüneburger Haide) ein Mann Namens Thies gelebt, der hat zukünftige Dinge vorherſagen können, weshalb man ihn Wickenthies (wicken heißt niederdeutſch zaubern, dann auch prophezeien, vgl. das engliſche witch) genannt hat. Derſelbe hat „das Prognoſtikon der Stadt Burgdorf auf etwa dritthalbhundert Jahre aufgeſtellt und zum Zeichen, daß es richtig, gewiſſe Dinge, die vorher geſchehen würden, angegeben.“ Solche Dinge ſind: „Es ſollte ein Hund mitten im Waſſer auf der Aue fünf Junge werfen, was in dieſem Säculo eingetroffen ſein ſoll. Das Dorf Datmiſſen ſollte ganz roth werden, was inſofern erfüllt worden iſt, als alle Gebäude auf dem herrſchaftlichen Vorwerke, die vordem mit Stroh gedeckt waren, jetzt mit Ziegeln belegt ſind. Das Föhr über den Seebock nach Uetze ſollte ausgefüllt werden, was gleichermaßen geſchehen iſt. Ein großer Feldſtein, welcher vor dem Rathhauſe lag, ſollte berſten, was, wie das Schriftchen behauptet, auch wahr geworden iſt. Von Celle nach Burgdorf ſollte ein feuriges Pferd gejagt kommen, welches eine lange Reihe mächtig großer Wagen mitten durch die Felder zöge; kaum ein Vogel würde es ihm an Schnelligkeit gleichthun. Alles Fuhrwerk würde

dann eingeſtellt, und der Blitz würde Briefträger werden" — Anſpielungen auf die Eiſenbahn und den elektriſchen Telegraphen, die natürlich Einſchaltungen aus der neueſten Zeit ſind. Ferner: „Auf dem Kirchhofe in der Stadt würde man ſtehen und die Windmühle vor Uetze ſehen können, was in dieſem Säculo eingetroffen iſt, indem die dazwiſchenliegenden Häuſer in Aſche gelegt und nicht wieder aufgebaut wurden. Eine Kuh in Burgdorf würde ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt bringen, von denen der eine blöken, der andere ſingen würde." — „Auch das hat ſich beſtätigt", bemerkt unſere Broſchüre. Was der Kalbskopf geſungen, iſt nicht verzeichnet. Vermuthlich das „Hannoveranerlied." „Die Linde am Kirchhofe vor dem hannoverſchen Thor würde vom Winde niedergebrochen werden, was 1757, der eiſerne Klöppel in der großen Glocke zu Burgdorf würde zerſpringen, was 1715 geſchehen, als man zur Kirche geläutet."

„Einſt ſtand Wickenthies des Nachts auf und ging (wie die Vorgeſchichtenſeher im Weſtphäliſchen und Holſteiniſchen) umher. Als er wiederkam, fragte ihn ſeine Frau, was er geſehen habe. Darauf nannte er ein Haus, aus welchem eine vornehme Leiche getragen worden, meinte aber, er wiſſe nicht, wer das ſein ſolle, da in dem Hauſe ein armer Mann wohne. Da aber kam ein fremder Pfarrer, ſtarb in dem Hauſe und wurde mit derſelben Anzahl von Leidtragenden beerdigt, welche der Spökenkieker geſehen hatte. Als er ein andres Mal des Nachts umhergegangen, erſchien er des Morgens beim Amtmann und berichtete, heute würde man einen Kerl auf's Amt bringen mit gelben krauſen Haaren und in einem braunen Kamiſol, der würde gerädert werden. Wie er noch mit dem Amtmann redet, bringt man einen jungen Menſchen von ſeiner Beſchreibung, welcher ergriffen worden, wie er ſeinen alten Vater todtgeſchlagen. Derſelbige wurde im vorigen Säculo vor Burgdorf wirklich gerädert."

Das angebliche „Prognoſtikon" aber iſt folgendes:

Zu einer Zeit, die Wickenthies nicht genau angeben kann, „wird guter Rath und Feuerung ſehr theuer werden. Dann wird ein Krieg entſtehen unter den deutſchen Völkern, die Heere werden hin und herziehen in den Ländern, und kein Menſch wird daraus klug werden. Große Feindſeligkeiten werden in Hannover vorerſt nicht ſtattfinden, ſpäter aber werden ſich fremde Völker einmiſchen, und dann wird der Krieg furchtbar werden. (Dieſer Satz iſt ohne Zweifel erſt nach den Ereigniſſen des Sommers von 1866 eingeſchoben und drückt die damaligen Hoffnungen der Welfiſchen auf Frankreich oder Rußland aus.) Ein Holz, die Haſſeltanne, wird von undeutſchem Kriegsvolke ganz abgehauen werden. Zu Großen-Burgwedel wird ein Scharmützel ſtattfinden. Dann werden die Heere ſich bei Burgdorf, auf dem Hagenfelde, welches entweder mit Buchweizen oder mit Miſthaufen bedeckt ſein wird,

eine große Schlacht liefern. Die fremden Völker werden Mützen tragen und von den Dörfern Ahligſen und Schillerslage heranziehen. In der Schlacht wird es ſo grauſam hergehen, daß das Blut gleich Strömen bergab in den Stadtgraben laufen und daß das Waſſer in letzterem kaum noch erkennbar ſein wird. Den Burgdorfern ſelbſt aber wird dabei kein Leid widerfahren, nur werden ſie ſich vor Rauch und Dampf kaum bergen können, auch wird einmal Feuer hinter dem Wall ausbrechen, doch wird es ſogleich gelöſcht werden." Wer von den Einwohnern aber fliehen wolle, räth Wickenthies, der ſolle nach dem Riſchmoor gehen. In Braunſchweig aber werde es ganz ſicher ſein. In der Schlacht würde unter einem dicken Baume, unter welchem vorher eine Sau ein Neſt mit Eiern ausgewühlt haben werde, ein General todtgeſchoſſen werden. Sie würde Anfangs ſehr zweifelhaft ſein. Wenn aber der Reiter auf dem weißen Pferde von Celle her erſcheine, würden die Feinde, welche kein undeutſches Volk ſeien, auf einmal in die Flucht geſchlagen werden und ſich ſo eilig zurückziehen, daß, wenn ein Brot auf dem Schlagbaum läge und ſie noch ſo hungrig wären, ſich doch keiner die Zeit nehmen würde, es wegzutragen. Nach der Schlacht, in welcher das Heer des Königs der ſieben Länder neun Fuder Gold und andere unermeßliche Kriegsbeute gewinnen werde, würde der Weg nach Celle frei ſein. Das geſammte Kriegsvolk würde dann nach Hannover hinrücken und Alles hinter ſich verwüſten. Auch die Stadt Hannover würde in einen Steinhaufen verwandelt werden. Dagegen würden die Burgdorfer ſich bei der böſen Zeit gut ſtehen, indem ihnen zwei Fuder Gold von dem Schatze des Feindes, die im Ahrbecker Föhr zurückbleiben gemußt, weil der Damm, der in der Eile gemacht worden, einen Bruch erlitten habe, zur Beute werden ſollten. „Die Erſten, welche es angreifen, verlieren das Leben darüber, die zweite Partei erobert es ohne Schwertſtreich, die dritte hat das leere Nachſehen." Zum Schluß erfolgt ein erwünſchter Friede, den der Reiter auf dem weißen Pferde von Celle herüberbringt.

Das fremde, aber nicht undeutſche Volk in Mützen, welches die Prophezeiung als Feinde bezeichnete, ſollten vermuthlich die Preußen und der König der ſieben Länder, welcher ſiegt, ſollte wohl Napoleon der Dritte oder Kaiſer Alexander von Rußland ſein, auf welchen die Welfiſchen — weßhalb, war räthſelhaft — damals auch Hoffnungen bauten. Der Reiter auf dem weißen Pferde konnte ein ſehr alter, aber auch ein ſehr junger Herr ſein: ein ſehr alter, nämlich der Schlachtengott der heidniſchen Deutſchen, Wuotan auf dem achtfüßigen Schimmel Sleipner, den man in Sagen der Urzeit oft in dieſer Weiſe über Schlachten walten ſieht, ein ſehr junger, nämlich der Kronprinz Ernſt Auguſt auf einem der „Weißgebornen" des exköniglichen Marſtalls. Der gute Jüngling ſieht auf ſeiner Photographie nicht wie ein Held

Digitized by Google

aus; aber ein richtiger Welfling iſt Unwahrſcheinlicheres, Abſurderes zu glauben im Stande, und ſagt nicht auch das obenerwähnte Lieblingslied der Partei: „Da ſeh ich von weitem den Kronprinzen reiten auf — doch nein, in dem Liede, wie ich es kenne, reitet er — auf keinem Pferde.

Mag der Bauer, dem das Büchlein verkauft wurde, ſich bei dieſen Dingen gedacht haben, was ihm gefiel und beliebte, jedenfalls wurde mit der Aufwärmung dieſer alten, urſprünglich ſicher ganz anders lautenden Prophezeiung ein politiſcher Zweck verfolgt. Ob ſie viele Gläubige gefunden hat, weiß ich nicht. Möglich wäre es; denn das „Prognoſtikon“ iſt gedruckt und wie geſagt, beim Buchbinder zu haben. Buchbinder verkaufen auch Kalender. Kalender aber lügen niemals — alſo!

Und wer von den Abergläubiſchen dem alten Wickenthies nicht traute, der in der That ſchon lange todt war, der glaubte irgend einem der Wickewieber, die ſich damals über die Zukunft Hannovers vernehmen ließen, oder dem prophetiſchen Schäfer im Osnabrückſchen, der erſt im Dezember 1866 das Zeitliche geſegnet hatte. Das weiße Geſpenſt im Lengdener Kirchthurm, welches Kindern, die am Charfreitag in die Predigt geläutet, allerlei Belehrung über die nächſtens zu erwartende Wiederkehr Georgs des Fünften und Letzten ertheilt hatte, war von der Polizei ertappt, ausgeſchält und als unecht erkannt worden. Der Osnabrücker Kuhhirt aber, das war der rechte Prophet. Der hatte mehr als Broteſſen gekonnt. Hatte er doch Tag und Stunde ſeines Todes vorausgewußt, ja ſogar, daß bei ſeinem Begräbniß der Wagen zerbrechen würde. Warum ſollte er nicht auch Kunde von politiſchen Ereigniſſen der kommenden Tage beſeſſen haben? Zwei Wochen nach ſeinem Ableben werde, ſo hatte er verkündigt, für ſechs Wochen Thauwetter eintreten, dann werde für ebenſo lange Zeit ſcharfer Froſt kommen, darauf ein Krieg und nach dieſem die Wiedereinſetzung König Georgs. Die Wetterprophezeiung war nun allerdings nicht eingetroffen. Schadet aber nichts, ſagten die, welche durchaus glauben wollten, weil ſie wünſchten, was geweiſſagt wurde. Man nahm ſich eben, wie häufig geſchieht, von der Sache, was von ihr paßte. Befragen wir doch auch in Angelegenheiten, wo wir unſchlüſſig oder in Zweifel ſind, die Rockknöpfe, und thun und hoffen wir nicht, mögen ſie antworten, was ſie wollen, dennoch, wonach uns vorher der Sinn ſtand?

Es kann nach dem Obigen ſcheinen, als ob ich alle dieſe hannoverſchen Propheten perhorresciren wollte. Das iſt jedoch mit nichten der Fall. — Keineswegs von einem unehrerbietigen Spaßvogel herrührend, vielmehr offenbar naiv gemeint und wahrſcheinlich auf Grund einer Viſion entſtanden, ging noch im Jahre 1875 in Hannover die zwar nicht ſehr poetiſche, dafür aber um ſo tiefſinnigere Weiſſagung um: „Wenn eine Blutwurſt auf der Umfuhr liegt, ſo wird König Georg wiederkommen“, und

das ist auch mein Glaube. Die Umfuhr nämlich, eine Straße neben der die Leinestadt durchschneidenden Eisenbahn, ist entweder inzwischen schon verschwunden oder wird demnächst der Erde gleich gemacht werden, und wie kann da die Welfenwurst auf ihr Platz finden?

Soeben finde ich noch, daß auch Westphalen und die Schweiz Prophezeiungen wie die des hannoverschen Wickenthies und Visionen wie die von Neocorus erzählte und die der mittelschleswigschen Landleute aufzuweisen haben, daß ferner diese Visionen in einem Falle bestimmt, wahrscheinlich aber nicht blos in diesem einen, mit der Fata Morgana der nordischen Ebene noch näher verwandt waren, als ich zu Anfang dieses Artikels meinte, und daß endlich jene Weissagungen und diese Gesichte mehr oder minder deutliche Anklänge an den Glauben an eine bevorstehende große Schlacht enthalten, die dem ewigen Frieden vorangehen werde, und die in Baiern auf das Walserfeld, in Thüringen auf die Ebene bei Pfiffelbach zwischen Erfurt und Weimar und in Westphalen gewöhnlich auf eine Haide vor dem Dorfe Bremen in der Nähe von Werl verlegt wird.

Durch ganz Westphalen ist die Sage von einer Schlacht verbreitet, die einst auf rother Erde stattfinden soll. Kuhn berichtet darüber sowie über die darauf bezüglichen Gesichte u. A. etwa Folgendes:

Bei Thudorf unweit Paderborn hat man einige Jahre vor 1859 gesehen, daß sich der Himmel geöffnet und eine Straße aus demselben zur Erde geführt hat, an deren linker Seite sich ein Wirthshaus befand. Auf dieser Seite sah man lange Züge von Soldaten, zuerst in blauen, dann in rothen Uniformen hinreiten, die, als sie auf der Erde ankamen, ihre Pferde an einer Stelle anbanden, an welcher früher Eichen (der dürre Birnbaum des Walserfeldes) gestanden haben.

Der „blinde Junge von Elsen", ein prophetischer Schäfer, hat verkündet, die große Schlacht werde auf dem Bockskamp bei Paderborn geschlagen werden, man werde dabei bis an die Enken (Knöchel) im Blute waten, und wenn sie vorüber sei, werde wieder einer mit sechs Füchsen nach Schloß Neuhaus fahren, d. h. Paderborn wieder seinen eignen Herrn bekommen.

Wieder andere Volkspropheten Westphalens haben (vor 1859, seit 1866 und 1871 gewiß nicht mehr) Truppenzüge und Kämpfe auf dem Schafberge bei Ibbenbühren beobachtet. Die Meisten erzählten aber, daß die Schlacht dereinst am Lausebrink beim Birkenbaum in der Nähe von Werl stattfinden werde. Der Birkenbaum ist eine Haidenfläche beim Dorfe Bremen, die ohne Zweifel ihren Namen von einem Baume hat, der ebenfalls mit dem auf dem Walserfelde verwandt ist. An dem neuen Heck (Feldthor) eines dort liegenden Gehöfts sollten die Reiter ihre Pferde anbinden. Der König, der hier siegen würde, sollte nach den Einen der König von Preußen, nach

den Andern der des Heeres in weißen Röcken, also wohl der Kaiser von Oesterreich, und wieder nach Andern derjenige sein, dessen Priester im Fürstenberg, einem Walde der Gegend, nicht fern von Neheim, seinen Soldaten das Abendmahl reichen würde. Dieser Priester würde auf einem weißen Rosse herbeigeritten kommen.

Nach einigen Berichterstattern sollten es drei Schlachten sein, welche die neue bessere Zeit einzuleiten bestimmt waren; und der Feind waren die Russen. Der erste Kampf sollte am Rheine stattfinden, der zweite auf dem Birkenbaum bei Bremen, der dritte, nachdem bei jenen beiden die Deutschen geschlagen worden, am Lausebrink bei Salzkotten. Von hier würde „kein Russe heimkehren, um den Seinigen zu sagen, daß sie alle gefallen seien." In der „Prophetia de terribili luctu Austri et Aquilonis", die 1701 in Cöln erschien, wo die Schlacht an das „Birkenwäldchen" nahe bei Budberg verlegt wird, werden zuerst „die bärtigen Völker des Siebengestirns", bei denen man sich an den „König der sieben Länder" bei Wickenthies erinnert, den Sieg erfechten, aber ihre Gegner werden sich wieder stellen und mit äußerster Verzweiflung weiter kämpfen.

Die Cölnische sowie die Augsburger Allgemeine Zeitung brachten im Februar 1854 die Mittheilung, daß beim Dorfe Büderich an der Chaussee zwischen Unna und Werl ein merkwürdiges Naturspiel beobachtet worden, über welches die Behörden gegen fünfzig Augenzeugen vernommen hätten. Man hatte dort am 22. Januar kurz vor Sonnenuntergang eine großartige Luftspiegelung gesehen, die man mit der Prophezeiung von der Völkerschlacht am Birkenbaum in Verbindung brachte. Ein unermeßlicher Heereszug, der aus Reiterei, Fußvolk und unzähligen Wagen bestand, bewegte sich von der Anhöhe Schlückingens nach dem Schafhauser Holze hin. Man unterschied deutlich das Blitzen der Gewehrläufe und die weiße Uniform der Kavalerie. Als die Infanterie in das Holz abgezogen war, und die Reiter nach dem Dorfe Hemmerde abschwenkten, hüllten sich mit einem Male die Bäume in einen dichten Rauch, und man bemerkte dazwischen zwei Häuser, welche in hellen Flammen standen.

In der Schweiz war die neueste Prophezeiung der hier geschilderten Art nach Rochholz die 1843 im Luzerner Lande vielbesprochne Weissagung von einer Schlacht auf dem Emmenfelde. Sie wurde damals dem Bruder Klaus von der Flüh zugeschrieben, während sie Andere dem Bauer Thomas Wandeler in der Funtannen, der im vorigen Jahrhunderte lebte, in den Mund legten, und lautete etwa folgendermaßen:

Auf dem Emmenfelde wird eine Schlacht stattfinden, bei der die Pferde „bis an's Gefieder" im Blute stehen werden. Alte Männer und elfjährige Knaben, lauter Bauern aus den Schneebergen, werden den Feind ganz aus

dem Lande hinaustreiben bis auf das Ochsenfeld. Hier wird die letzte Schlacht geliefert, und die Schweizer siegen. Ein Sechzehnjähriger, der auf dem Emmenfelde unter einer Linde geboren ist, (auch hier fehlt also der Schicksalsbaum nicht) wird als Sieger auf der Wahlstatt die Fahne der Freiheit für die ganze Welt aufpflanzen. Die Sieger werden einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren sollen, aber sie werden in einem einzigen Platz genug finden.

Diese Prophezeiung gab damals Anlaß zu einem langen Hochverrathsprocesse. Der Sonderbundskrieg, bei dem die Pferde allerdings nicht bis an's Gefieder im Blute zu waten hatten, war im Anzug. Welche Fahne der Freiheit die Weissagung im Auge hatte, ob die der Jesuiten, die den Krieg hervorriefen, oder die der Gegner der von jenen verfochtenen Freiheit Roms, die Welt zu modeln und zu maßregeln, ist aus meiner Quelle nicht ersichtlich.

Tabakologische Studien.

Von Blasius Philocapnus.

II.

Im vorigen Februar hielt die britische Antitabaksgesellschaft in London ihre Generalversammlung für dieses Jahr ab. Dieselbe war sehr schwach besucht, und man kam in der Hauptsache wohl nur zusammen, um den hergebrachten Schmerzensschrei über die Verblendung der dem „stinkenden giftigen Schmauchkraute" ergebnen Menschheit wieder einmal erschallen zu lassen und die Engländer mit der Mittheilung zu erschrecken, daß sie jedes Jahr so und so viel Millionen Pfund Sterling „zum Schaden ihrer Gesundheit und zur Verunehrung des Schöpfers" durch Tabakqualmen in Rauch und Asche verwandeln. Sonst erfuhr man aus den Verhandlungen der Herren nur noch, daß es mit den Finanzen der Gesellschaft schlecht stand, indem die Rechnungen mit einem Deficit schlossen.

Nicht besser verhält es sich mit der französischen Gesellschaft, die im Jahre 1868 zusammentrat, um dem Mißbrauch des Tabaks entgegenzuwirken. Die Welt betrachtet derartige Bestrebungen etwa mit denselben Gefühlen, mit denen sie dem Treiben der Vegetarianer, der Impfungsfeinde und ähnlicher sonderbarer Schwärmer zusieht. Die Tiraden der alten Kanzelredner

und Moraliſten gegen Nicots Kraut waren unbegründet, aber doch erklärlich, da zu ihrer Zeit noch keine genügende Erfahrung vorlag, welche die Harmloſigkeit eines mäßigen Tabaksgenuſſes erwies. Der Miſocapnus von heute hat für ſeine Uebertreibungen keine Entſchuldigung. Der höfliche Raucher hat nur ein vielſagendes „Hm, hm, ſo, ſo" für ihn, der unhöfliche lacht ihn einfach aus und ſteckt ſich eine friſche Cigarre an. Die Obrigkeiten und Regierungen aber haben längſt ſchon die Strafruthe aus der Hand gelegt; denn was vielen derſelben Anfangs ein Uebel zu ſein ſchien, erwies ſich bei genauerer Beſichtigung als eine äußerſt ergiebige Einnahmequelle.

Wir haben geſehen, daß ſchon die fromme Wuth König Jacobs des Erſten dieſer Betrachtung nicht unzugänglich war, und daß Venedig bereits 1657 die Anfertigung von Tabakspräparaten zum Monopol machte, und ſeitdem ſind die meiſten großen Staaten Europas dieſem Beiſpiele gefolgt, zuerſt, ſchon 1670, das immer an finanzieller Athemnoth leidende Oeſterreich, dann Frankreich und Spanien, ſpäter Rußland und Italien, zuletzt auch die Türkei. Deutſchland wird, wie u. A. auch Karl Mathy meinte, auf die Dauer nicht zurückbleiben können.

In Frankreich war der Tabak ſeit 1639 mit 20 Sols auf das Pfund der Einfuhr vom Auslande beſteuert. Colbert aber nahm 1674 die Verarbeitung und den Verkauf desſelben für den Staat in Anſpruch, und man verpachtete das ſo geſchaffne Monopol anfänglich für 600,000 Livres. 1791 wurde es aufgegeben und 1798 durch eine Steuer erſetzt. Napoleon ſtellte es durch die Verordnungen vom 29. December 1810 und vom 12. Januar 1811 wieder her, wodurch über ſechshundert Tabaksfabriken, welche die Privatinduſtrie inzwiſchen errichtet hatte, zu Grunde gingen. In der Zeit, wo an die Stelle des Monopols eine einfache Tabaksſteuer getreten war, nahmen die Staatskaſſen durch dieſelbe jährlich circa $3^1/_2$ Millionen Francs ein. Nach der Wiedereinführung des Monopols ſtieg dieſe Einnahme ſofort beinahe um das Achtfache. Im Jahre 1820 betrug ſie rund 42, im Jahre 1840 etwa 72, im Jahre 1850 ſchon 122 Millionen, und 1863 war ſie auf 233, ſechs Jahre ſpäter aber auf 248 Millionen Francs angewachſen. 1873 endlich betrug die Geſammteinnahme des mittlerweile um Elſaß-Lothringen verkleinerten Staates aus den von ihm betriebnen Tabaksfabriken 294 Millionen. Der Statiſtiker Huſſon berechnete vor einigen Jahren den jährlichen Reingewinn der Regierung aus dieſer Induſtrie auf hundert Millionen Francs, d. h. auf den fünfzehnten Theil ſämmtlicher Revenuen Frankreichs vor Einführung der neuen Steuern ſeit 1871.

In Großbritannien, wo der Tabakshandel kein eigentliches Monopol, wohl aber mit ſehr hohen Einfuhrzöllen belaſtet iſt — rohe Blätter zahlen circa 3, Schnupftabake über 6, zu Rauchtabak verarbeitete Blätter ſowie

Cigarren mehr als 9 Schillinge per Pfund — brachte die Beſteuerung des Tabaks der Regierung im Jahre 1821 etwas mehr als 3, im Jahre 1849 aber ſchon faſt 4½ und im Jahre 1856 die Summe von 5¼ Millionen Pfund Sterling ein, was die Zolleinnahmen vom Zucker um mehr als eine halbe Million überſtieg und überhaupt nur unter denjenigen blieb, welche der Thee den Kaſſen des Staates zuführte. In Oeſterreich lieferte die Tabaksregie 1847 einen Reinertrag von 12,384,000 Gulden, wobei die italieniſchen und ungariſchen Länder nicht mitgerechnet ſind. Spanien endlich gewann in den Jahren 1844 bis 1854 durch ſein Tabaksmonopol jährlich im Durchſchnitt 75 Millionen Realen.

Kein Verbrauchsgegenſtand zeigt eine ſo allgemeine und ſo rapide Steigerung ſeiner Maſſe als der Tabak. Dr. Riant ſagt in ſeiner Schrift „L'Alcool et le Tabac“ (Paris, Hachette, 1876): „Barral, der Berichterſtatter über die Tabaksfrage bei der Ausſtellung von 1855, hatte damals berechnet, daß die geſammte Welt jährlich für eine Milliarde und 500,000 Francs Tabak conſumire. 1867 mußte er anerkennen, daß dieſe Summe in der Zwiſchenzeit auf zwei Milliarden und 200,000 Francs geſtiegen war. Nach einem andern Statiſtiker verbrauchte die Menſchheit das Jahr über 275 Millionen Kilogramme.“ — „Ein Schriftſteller hat neuerdings herausgerechnet, daß der Tabak nächſt dem Salze dasjenige Bodenerzeugniß iſt, von dem die Menſchen das Meiſte conſumiren, da es keine Nation und keinen Himmelsſtrich giebt, wo er nicht Bedürfniß wäre.

Die Tabaksproduction der Vereinigten Staaten beträgt circa 2 Millionen, die der Inſel Cuba 610,000, die von Portorico 70,000, die von Mittelamerika 100,000 Centner, Oſtindien liefert ebenſoviel, die Philippinen erzeugen 200,000 Centner, Deutſchland producirt durchſchnittlich eine halbe Million, Oeſterreich-Ungarn 800,000, Rußland 150,000, Rumänien 12,000, Holland 60,000, Belgien 10,000, Italien 33,000, Dänemark 2000, die Schweiz 3000 Centner, was zuſammen 4,650,000 Centner giebt. Man kann annehmen, daß in allen übrigen Ländern zuſammen gleichfalls gegen fünf Millionen Centner gewonnen werden, ſodaß die Geſammtproduction der Erde ungefähr zehn Millionen Centner betrüge. In Deutſchland hat der Tabaksbau in der letzten Zeit erheblich zugenommen. 1863 waren hier 84,000 Morgen mit Tabak bepflanzt, im nächſten Jahre ſchon 90,000. Der Ertrag an trocknen Blättern belief ſich in jenem Jahre auf 682,000 Centner, von denen nächſt Oeſterreich Baden mit 29,468 Centnern das Meiſte lieferte.

Die Geſammtproduction von (verarbeitetem) Tabak in England beträgt nach „Blackwoods Magazine“ jährlich zwei Millionen Tonnen. Dieſe ungeheure Ziffer wird um ſo mehr auffallen, wenn man bedenkt, daß das Totalgewicht des von der Bevölkerung hier jährlich verzehrten Getreides

Digitized by Google

4,350,000 Tonnen nicht übersteigt, und daß der zur Befriedigung des Verlangens nach diesem narkotischen Kraute hergestellte Tabak so viel wiegt als das zur Ernährung von zehn Millionen Engländern erforderliche Getreide Wenn man aber den Preis des Tabaks nur doppelt so hoch veranschlagt als den Werth des Kornes auf dem Markte, so kostet er so viel als alles Getreide, das zur Versorgung der Bevölkerung Großbritanniens nothwendig ist.

„Im Jahre 1869", sagt Riant, „wurde die jährlich in England eingeführte Quantität Tabak auf fünfzig Millionen Pfund geschätzt, sodaß auf den Kopf ungefähr zwei Pfund fielen. Ziehen wir davon die Frauen, die Kinder und den zehnten Theil der männlichen Bevölkerung als nicht rauchend ab, so könnte der jährliche Verbrauch der Uebrigen zu zehn Pfund per Kopf angenommen werden (d. h. wenn keine Ausfuhr von verarbeitetem Tabak stattfände).

Die jährliche Tabaksconsumption von Paris ist 1856 auf 1,604,601 Kilogramme veranschlagt worden, was auf den Kopf $3_{,820}$ Kilogramm ergeben würde."

Im Verhältniß zur Einwohnerzahl beläuft sich der Tabaksverbrauch nach den neuesten statistischen Erhebungen in England durchschnittlich auf $1^1/_2$, in Frankreich auf $1^3/_5$, in Oesterreich auf 2, in Deutschland auf $2^4/_5$, in Nordamerika auf 4, in Belgien auf $4^1/_4$, in Dänemark auf $4^3/_4$ und in Neusüdwales, wo der Tabak zollfrei eingeführt wird, angeblich auf 14 Pfund per Kopf. Nach Chevallier käme in Frankreich auf den Einzelnen ein Consum an Tabak von 511 Grammen, die sich so vertheilten, daß 198 Gramm auf Schnupftabak und 313 Gramm auf Rauchtabak fielen. „Ein Franzose", behauptet derselbe Schriftsteller, „verbraucht so viel Tabak als ein Russe, doppelt so viel als ein Italiener, dreimal weniger als ein Deutscher oder ein Holländer und viermal weniger als ein Belgier." Die Statistik zeigt ferner, daß in Frankreich von 15 Rauchern 8 sich der Pfeife bedienen, während 5 Cigarren und 2 Cigaretten rauchen. Im Jahre 1869 war Frankreich — nach Riants Quellen — bei einem Tabaksconsum von 31,245,396 Kilogrammen angelangt. Neuere Berechnungen kommen zu folgenden Ziffern für den Verbrauch von Tabak in seinen verschiedenen Gestalten. Man consumirt in Frankreich das Jahr hindurch zwischen 18 und 19 Millionen Kilogramme Rauchtabak (Scaferlati oder Caporal), $3^1/_2$ Millionen Kilogramme Cigarren (wobei 250 Stück auf das Kilogramm gerechnet werden), $7^1/_2$ Millionen Kilogramme Schnupftabak, 650,000 Kilogramme Kautabak und 450,000 Kilogramme Carotte, eine Tabaksorte, die in Paris wenig bekannt und fast nur in der Bretagne geraucht und zugleich geschnupft und gekaut wird. Seit dem Wegfall von Straßburg und Metz besitzt der französische Staat 16 große

Tabaksfabriken, und die Zahl der Verkaufsstellen für deren Producte beträgt in Paris über 1200.“

Wieder ein anderer Statistiker will herausgerechnet haben, daß man im Jahre 1874 in Frankreich rund 742 Millionen Cigarren und 468 Millionen Cigaretten geraucht hätte, woraus, angenommen, daß alle Franzosen mit Einschluß der Weiber und Kinder dieser Gewohnheit huldigten, folgen würde, daß bei unsern Nachbarn in diesem Jahre jedermann seine 20 Cigarren nebst 13 Cigaretten consumirt hätte.

In Oesterreich wurden in den letzten Jahren durchschnittlich etwa tausend Millionen Cigarren jährlich in Asche verwandelt, an welcher Metamorphose Wien allein mit zweiundfünfzig Millionen Stück betheiligt war. Im Laufe des letzten Decenniums hat sich die Nachfrage nach Cigarren hier, wie wohl allerwärts, namentlich in Mitteldeutschland, um hundert Procent gesteigert und die nach Rollen- und Kraustabak im Verhältniß hierzu vermindert. Die meisten Cigarren raucht wohl schon seit geraumer Zeit Hamburg, dessen Bevölkerung sich zu der von Wien wie 1 zu 3 verhält, während sein jährlicher Cigarrenverbrauch auf 18 Millionen Stück veranschlagt worden ist. Die wenigsten Tabaksläden endlich unter allen Großstädten Europas hat Rom aufzuweisen.

Der Tabak ist eine Pflanze aus der Familie der Nachtschattengewächse mit großen, weichen, abwechselnden Blättern und trichterförmigen fünflappigen Blüthen, die in Rispen am Ende des Stengels stehen und fünf Staubgefäße enthalten. Die Früchte sind Kapseln mit zwei bis vier Fächern und vielen Samenkörnern. Man hat einige fünfzig Arten beschrieben, die aber nur Varietäten von einigen Hauptarten sind. Dahin gehören der virginische oder gemeine, der Maryland- und der Bauern- oder Veilchentabak. Der virginische Tabak wird 5 bis 6 Fuß hoch, ist mit drüsigen Haaren bedeckt und hat 6 bis 18 Zoll lange und 4 bis 8 Zoll breite, lanzettförmig zugespitzte Blätter, deren Adern von der Mittelrippe im spitzen Winkel verlaufen, und rosenrothe Glockenblumen in weit ausgebreiteten Rispen. Die besten Varietäten sind der breitblätterige, der weißrippige mit aufrechtstehenden, der Hängetabak mit ungestielten hängenden Blättern und der Baumcanaster, dessen Blätter gestielt sind. Der Maryland-Tabak hat zunächst einen dickeren Stengel als der virginische, dann eiförmige spitzzulaufende Blätter, deren Adern sich von der Mittelrippe fast im rechten Winkel nach dem Rande hinziehen, und deren herzförmige Basis geöhrt ist, endlich rothe Blüthen, die dicht beisammen stehen. Seine bekanntesten Varietäten sind der straßburger und der amersforter, der podolische, der ungarische und der türkische Tabak. Der Bauerntabak hat gestielte, eirunde, stumpfe Blätter und grünlich-gelbe Blüthen mit abgerundeten

Zipfeln und einer unten bauchigen, weiter oben eingebogenen Röhre. Er wird nur 3 bis 4 Fuß hoch.

Der Tabak kann vom Aequator bis zum 50. Grad nördlicher und südlicher Breite gebaut werden, obwohl er am beſten innerhalb der erſten 35 Grade auf jeder Seite des Aequators gedeiht und zwiſchen dem 15. und 35. Grade die feinſten Sorten liefert. Die Pflanze liebt Wärme mit etwas Feuchtigkeit, Sonnenbrand ſchadet ihr ebenſo wie zu viel Näſſe. Am beſten ſagt ihr ein Klima mit 10 bis 20° mittlerer Jahrestemperatur zu. In trocknen Jahren und Bodenarten wird der Tabak aromatiſcher, in feuchten verliert er faſt allen Wohlgeruch. Er verlangt einen leichten, tiefgründigen, gut gelockerten Boden, welcher Ueberſchuß an organiſcher und löslicher mineraliſcher Nahrung enthält, unter der ſich namentlich Kali befinden muß. Zum Anbau der Pflanze beſtimmte Felder bedürfen daher reichlicher und ſchnell wirkender Düngung, die frühzeitig im Herbſt vorzunehmen iſt. Sie werden dann tief gelockert, im Frühjahr ſorgfältig gepflügt und geeggt, nochmals gedüngt und dann wieder gepflügt, geeggt und gewalzt, damit man ein möglichſt gleichmäßiges und klares Feld gewinnt. Die Wahl der Saaten iſt durch Klima und Boden bedingt. In Deutſchland cultivirt man außer dem Bauerntabak vorzüglich die virginiſche Art. Hier wie in ganz Europa muß der Tabak, bevor er auf's Feld kommt, in Treibbeeten gezogen werden, die in geſchützter Lage angebracht und mit guter Erde angefüllt ſind. Die Ausſaat wird hier in der Mitte des März vorgenommen. Die jungen Pflänzchen ſind mäßig feucht zu halten und fleißig von Ungeziefer und Unkraut zu befreien. Im Juni kommen ſie auf's Feld, wo man ſie — am beſten bei feuchter Witterung — je 2 bis 2½ Fuß von einander einſetzt. Die weitere Pflege beſteht in häufigem Behacken, Jäten und Behäufeln. Sind die Blätter 9 bis 10 Zoll lang, ſo nimmt man der Pflanze die „Diebe", d. h. die Seitentriebe; iſt ſie zur Blüthe gelangt, ſo wird ihr die Spitze ſammt allen Blumen abgebrochen, wodurch man kräftigere Blätter erzielt. Die dann in den Blattwinkeln wieder hervorkeimenden Blättchen, in der Kunſtſprache „Geize", müſſen gleichfalls immer wieder entfernt werden und ſchließlich die unterſten Blätter am Stengel. Die Ernte beginnt, wenn die Blätter ſich gelblich gefärbt haben. Die unterſten vier derſelben geben den geringſten, die vier folgenden weiter oben einen beſſeren, die oberſten endlich den beſten Tabak. Man gewinnt in günſtigen Jahren vom Morgen bis zu 20 Centner gute und 1 bis 2 Centner ſchlechte Blätter, ſo wie 1 bis 3 Centner Abfall. Die Stengel ſind nur als Brennmaterial zu verwenden. Die Ernte endigt damit, daß man die Blätter ſorgfältig ſortirt und ſie dann auf dünne Stäbe reiht, die man in luftigen Räumen zur Abtrocknung der Blätter aufhängt. Die Cultur des Tabaks iſt, wie man ſieht, koſtſpielig

und mühſam, wirft aber auch bisweilen hohe Erträge ab, und immer iſt ſie lohnend, wenn der Preis für den Centner nicht unter 6 Thaler herabgeht. Die friſchen Tabaksblätter enthalten, wie alle Pflanzentheile, Proteïnkörperchen, welche beim Rauchen die Verbrennung hindern und den üblen Geruch verbreiten, den man „Kneller“ nennt. Zur Entfernung derſelben dient eine Gährung, das „Schwitzen“, die dadurch bewirkt wird, daß man die getrockneten Blätter anfeuchtet und dann auf einander ſchichtet, wodurch zugleich ein Theil des ſpäter zu beſprechenden Nicotins entfernt wird.

Die zum Rauchen beſtimmten Blätter werden entweder nach vorgängiger Anfeuchtung auf einer Maſchine zu Kraustabak zerſchnitten oder in der Spinnmühle zu Rollentabak gedreht oder zu Cigarren verarbeitet. In letzterem Falle werden zunächſt den Blättern, nachdem ſie naß gemacht worden, die Hauptrippen genommen und die entrippten Blätter über einander gelegt und gepreßt. Die ſo zugerichteten Blätter geben die äußerſte Umhüllung der Cigarre, das Deckblatt. Unter dieſem liegt das nicht entrippte Umblatt, und dann folgt als Innerſtes die Einlage, die, während das Deck- und Umblatt im feuchten Zuſtande verarbeitet werden, ſorgfältig trocken gehalten wird. Manche Tabaksſorten erfordern noch eine beſondere Behandlung. Der fette Kentucky-Tabak z. B. muß vor der Verarbeitung erſt vierundzwanzig Stunden in Waſſer eingeweicht und dann ausgepreßt und getrocknet werden, durch welchen Proceß er den größten Theil ſeiner narkotiſchen Beſtandtheile verliert. Andere in Klumpen zuſammengedrückte Tabake, wie der ſchwere braſilianiſche, können nicht eher zu Cigarren verarbeitet werden, als bis ſie durch Dämpfe aufgelockert ſind. Die zur Einlage beſtimmten Blätter werden der Länge nach in die Hand genommen und in das Umblatt gewickelt, worauf der Arbeiter das einen ſchmalen Streifen bildende Deckblatt ſpiralförmig darum windet und das eine Ende zu einer Spitze zuſammendreht, die mit einem aus Stärkemehl und Cichorien beſtehenden Klebſtoff haltbar gemacht wird. Die fertigen Cigarren legt man auf „Horden“, d. h. mit Leinwand oder Bindfaden überſpannte Rahmen, damit ſie einigermaßen trocknen. Dann folgt das Sortiren nach der Farbe, deren Verſchiedenheit die verſchiedene Güte der Cigarre ausdrückt. Manche Sorte zerfällt in zwanzig und mehr Nuancen, im Allgemeinen aber gilt, daß die braunen Cigarren die beſten ſind. Je mehr ihre Farbe ſich einerſeits dem Gelb, andrerſeits dem Schwarz nähert, deſto weniger taugen ſie nach Geruch und Geſchmack. Auch ein fahles Grün verſpricht nichts Gutes. Zu feſt gewickelte Cigarren brennen ebenſo ſchlecht wie zu locker gearbeitete, jene laſſen zu wenig Luft hindurch, bei dieſen kommt der Rauch zu heiß in den Mund, auch brennen ſie leicht ſchief. Von der Horde kommen die Cigarren in Kiſtchen von Cedernholz, in denen ſie an einem luftigen, trocknen und warmen, aber nicht heißen Orte

aufbewahrt werden. Solche, die von fettem Tabak gemacht ſind, müſſen hier wenigſtens ein halbes Jahr „ablagern“, bei andern genügen zwei bis drei Monate. Der Glaube, daß jede Cigarre durch ſehr langes Liegen gewinne, iſt Aberglaube. Nach drei bis vier Jahren verlieren die meiſten Sorten ihr Arom.

Zur Schnupftabaksfabrikation werden die Blätter entrippt und in die Sauce oder Beize getaucht, die Geheimniß der Fabrik iſt. Manche verwenden dazu Waſſer, Rothwein und gereinigten Weinſtein, Andere fügen Roſenwaſſer, Gewürze und andere Wohlgerüche hinzu. Soll der Schnupftabak ſchwarz werden, ſo wird er in heiße Sauce gelegt. Die durchtränkten Blätter ſchichtet man in Haufen und überläßt ſie der Gährung, worauf man ſie mit Soda oder Kochſalz beſtreut und ſie durch Schneiden, Stampfen und Reiben in Pulver verwandelt, welches hierauf in kleine dichte Fäſſer oder in Kruken gethan wird. Das Verpacken in Blei iſt geſundheitsgefährlich. Zur Darſtellung der Carotten werden aus den gebeizten Blättern rübenförmige Körper von 1 bis 2 Fuß Länge zuſammengepreßt, die man mehrere Monate ſchwitzen und gähren läßt, um dann aus ihnen durch eine Maſchine mit einem Reibeiſen den Rappé herzuſtellen. Die ſehr zahlreichen Sorten des Schnupftabaks zerfallen in alkaliſche (auch Pariſer genannt) und ſaure. Jene ſind tief dunkelbraun, dieſe lichtbraun von Farbe.

Kautabak wird ähnlich wie der Schnupftabak mit Hülfe gewürziger Beizen hergeſtellt. Man erhält ihn im Handel in verſchiedener Geſtalt, bald in kleinen Röllchen von dünnem Geſpinnſt (Lady Twiſt), bald in Zöpfchen geflochten (Negro Heads), jetzt aber gewöhnlich in Platten von der Form und Größe der Chocoladetafeln, wo ihm gewöhnlich Zucker beigeſetzt iſt (Honey Dew).

Die verſchiedenen Tabaksſorten werden nach ihrer Verwendung eingetheilt in Carottengut, das zu Schnupftabak, in Schneidegut, das zu Kraustabak, in Spinngut, das zu Rollen- und Kautabak verarbeitet wird, endlich in Cigarrentabak. Carottengut liefern die ſchweren, fetten Qualitäten, Schneidegut die mittleren und leichten, die ſchon in Blättern ganz ausfermentirt ſind; zu Spinngut dienen beſondere Sorten, die unentrippt bleiben, von den Cigarrentabaken verlangt man, daß ſie fehlerfrei brennen, und der zu Deckblättern beſtimmte Tabak muß dünne Rippen und paſſende Farbe haben, auch darf er ſich bei der Gährung nicht zu ſtark erhitzen, weil er ſonſt brüchig wird.

Nach den Productionsländern unterſcheidet man europäiſche und überſeeiſche Producte. Die wichtigſten Sorten ſind, um von unten, d. h. mit den geringſten anzufangen, zunächſt der holländiſche, franzöſiſche und deutſche Tabak. Der holländiſche wird vorzüglich bei Amersfort, Nybeck und Maſtricht

gebaut, ist wenig aromatisch, sehr narkotisch und liefert hauptsächlich Schnupftabak. Dieselben Eigenschaften besitzt der französische, der aus den Departements Isle et Vilaine, Lot, Lot et Garonne, Nord, Pas de Calais, Bouches du Rhône, Var und Gironde kommt, und dem der von Algier beizuzählen ist, wo man schon 1852 zwei Millionen Kilogramme Tabak erzeugte. Der beste deutsche Tabak wird in der Gegend von Worms, Speyer und Mannheim gebaut. Er erfreut sich starken Absatzes nach dem Auslande, besonders nach Oesterreich, Spanien, England und (in fertigen Cigarren) selbst nach den Vereinigten Staaten. Der ungarische Tabak zeichnet sich durch gute Farbe und Wohlgeruch aus, was namentlich von dem aus der Nachbarschaft von Fünfkirchen gilt. Der türkische Tabak, der gewöhnlich geschnitten, aber seit einiger Zeit auch viel in Blättern in den Handel kommt, zerfällt in sehr verschiedene Sorten, von denen die besten in Macedonien und Bosnien erzeugt werden. Der Jawasch ist mild, der Orta mittelstark, der Duchan Uklö scharf, der Sert sehr stark. Besonders beliebt ist der hochgelbe Giobek und der lichtbraune Sultansky. Wohlfeilere türkische Tabake sind der dunkle Samsun und der hellere Bafra. Verwandt mit dem türkischen ist der syrische Tabak oder Latakiah, der in drei Klassen zerfällt: Dschebeli, die vornehmste, die auf den Vorbergen des Taurus wächst, ihren Wohlgeruch aber durch Räucherung über Feuern erhält, auf welche Aloe, Sandelholz, Bernstein, Benzoeharz und ähnliche aromatische Stoffe geworfen werden, Suri und Beledi (Land- oder Bauerntabak). Dschebeli und Suri werden in Häuten frisch geschlachteter Gazellen verpackt und haben (vom Rauche, dem man sie ausgesetzt hat) eine dunkelbraune Farbe, während der Beledi grünlich aussieht. Der persische Tabak oder Tumbeki ist sehr mild und wird nur aus Wasserpfeifen (Nargileh oder Schischi) geraucht, und zwar zieht man den Dampf dabei im Orient nicht blos in den Mund, sondern in die Lunge ein.

Indische Tabake sind der Akayab und der Coringo, beide aus dem englischen Ostindien, der Javatabak, der meist zu Cigarren verarbeitet wird, ein schönes Deckblatt liefert und sich durch einen eigenthümlichen gewürzhaften Geruch auszeichnet, endlich der Manilatabak, der ebenfalls größtentheils zur Fabrikation von Cigarren verwendet wird, vortrefflich brennt und einen außerordentlich milden und lieblichen Geruch und Geschmack besitzt. Er wird auf den Inseln des malayischen Archipels und in ganz Indien fast ausschließlich geraucht, und es werden von ihm jährlich an tausend Millionen Stück Cigarren und über hunderttausend Centner Blätter auf den Markt gebracht. Die Regierung kauft die ganze Ernte von den Pflanzern um einen festgesetzten Preis und läßt sodann in drei großen Fabriken mit etwa 20,000 Arbeitern die Cigarren anfertigen, wozu sonst niemand befugt ist. Die in

Europa viel verbreitete Meinung, zu den Manilacigarren werde Opium verwendet, ist grundlos.

Von den amerikanischen Tabaken wird der aus Maryland sowie der aus Ohio, welcher einen gewürzhaften, rauchartigen Duft hat, größtentheils zu Schneidegut verwendet, da er zu Cigarren nicht fein genug ist. Massen davon gehen nach Holland, Schweden und Rußland. Der virginische Tabak, dessen beste Sorte am Jamesflusse wächst, liefert Carotten gut und wird zu mittelmäßigem Rauchtabak verarbeitet. Der von Kentucky findet vielfach dieselbe Verwendung, eignet sich aber auch zur Cigarrenfabrikation und wird besonders oft zu Deckblättern genommen. Dasselbe ist vom Seedleaf zu sagen, einer Tabaksorte, die vorzüglich in Ohio, Connecticut und Pennsylvanien cultivirt wird und aus Cuba-Samen gezogen ist. Der Tabak von Florida giebt schönfarbige, zarte, große Deckblätter zu Mittelcigarren. Brasiltabak eignet sich ebenfalls sehr gut zur Verarbeitung in Cigarren und liefert den Fabrikanten sowohl Deckblätter und Umblätter als Einlagen. Der beste Rauchtabak ist der Varinas, früher nach den Körben, in denen man ihn verschickte, Canaster genannt; er kommt aus Venezuela, und seine Blätter eignen sich nicht zur Anfertigung von Cigarren, wogegen andere Tabake Venezuelas, wie Laguayra, Upata und Cumanacoa, trotzdem, daß sie von geringerer Qualität sind und oft nicht brennen, vielfach bei der Cigarrenfabrication verwendet werden. Dasselbe gilt von dem Esmeralda, der aus Ecuador kommt Besser und zum Theil sehr gut sind die Tabake von Neugranada: der Giron Columbia und der diesem sehr ähnliche Palmyra, ferner der Carmen Columbia und vor Allem der Columbia Ambalema, der in der Provinz Cundinamarca gebaut wird und die beliebteste Sorte zur Cigarrenfabrication ist. Er zeichnet sich durch milden, angenehmen Geschmack und ziemlich feinen Geruch aus, brennt in der Regel tadellos und wird deshalb mit Havanna- oder Cuba-Einlage zu feinen Marken verarbeitet, liefert aber auch mit geringerer Einlage eine rauchbare Mittelcigarre. Ein gutes Deckblatt, bisweilen auch Schneidegut giebt der Tabak von Domingo, während der von Portorico nächst dem Varinas den feinsten Rauchtabak liefert.

Die edelsten Cigarren nach Farbe, Geruch und Geschmack erhalten wir aus der Havanna. Der feinste Tabak wird hier in der Vuelta d' Abajo (wörtlich: Wendung nach unten) gebaut, welche das Gebiet der kleinen Flüsse umfaßt, die von den Sierras de los Organos und del Rosario nach der Südküste hinströmen, und unter denen der Rio Hondo der bedeutendste ist. Die bekanntesten Ortschaften dieses Bezirks sind San Diego, San Juan de Martinez und Pinal de Rio. Die vorzüglichsten Plantagen (spanisch: Vegas) liegen in den Thälern, welche in den Sommermonaten durch tägliche Regengüsse unter Wasser gesetzt werden, namentlich auf der Fläche, die der Cuya-

quataya durchfließt. Sie sind meistentheils klein, indem sie oft nicht mehr als eine Caballeria einnehmen, die sich zum Quadratkilometer wie eins zu sieben verhält. Die Hälfte dieser Vegas ist mit Platanen bepflanzt, welche den Tabaksstauden Schatten geben. Im September beginnt mit der trocknen Jahreszeit die Arbeit der Pflanzer damit, daß die „Semilleros" oder Saatbeete, die gewöhnlich über dem Gebiete der Flußüberschwemmungen liegen, besäet werden. Im Oktober versetzt man aus jenen die jungen Pflanzen auf die tiefer gelegenen feuchteren Felder. Im Januar, Februar und März ist der Tabak zum Schnitte reif. Die obern Blätter der Pflanze gelten für die besten, weil sie bei Tage am meisten Licht und in der Nacht den meisten Thau erhalten. Man nennt sie Disecho. Der Tabak feinster Qualität ist von gleichmäßiger tiefbrauner Farbe, ohne Streifen und Flecken, brennt frei und hat eine weiße, nicht leicht abfallende Asche. Eine Caballeria liefert in guten Jahren 9000 Pfund, ein Ballen von 100 Pfund ist durchschnittlich 25 Dollars werth, doch giebt es Vejas, die ihn schon mit 400 Dollars bezahlt bekommen haben. Zwischen der Vuelta d' Abajo und Havanna liegen auf einer Strecke von etwa zwanzig Meilen die Partidos de San Marco, San Felice und San Antonio, welche den Partido-Tabak liefern, der als Havanna- oder Cabannas-Tabak nach Europa geht. Er hat in der Regel ein größeres und feineres Blatt und ist auch meist von schönerer Färbung als das Product der Vuelta d' Abajo, seine Qualität ist aber geringer als dieses. Indeß wird auch er von mehrern Fabriken der Havanna zu Cigarren verarbeitet. Die Plantagenbesitzer sind nur selten Fabrikanten. In den Partidos kommt es zwar vor, daß die Eigenthümer von Kaffeeplantagen etwas Tabak anbauen und diesen in der Zeit des Jahres, wo der Kaffeebau weniger Hände beschäftigt, durch ihre Neger zu den bekannten Pflanzercigarren oder Vegueros verarbeiten lassen, doch ist das mehr Haus- als Fabrikindustrie.

In der Stadt Havanna giebt es über hundert Cigarrenfabriken, die ihr Product theils mit dem Namen ihrer Besitzer, theils mit einer besondern Marke bezeichnen. Die feinsten Cigarren gehen aus den Geschäften von J. Upmann, (der Begründer stammt aus Deutschland und zwar aus Bielefeld) José Partagás (Marke: Flor de Tabacos) und Cabannas y Carvajal hervor. Andere große Fabriken mit geschätzten Marken sind die von Bock y Comp., (Marke: Aquila de Oro), Diaz Bances, (Marke: Carolina), Villary Villar, Cabargas, Julian Alvarez, (Marke: Henry Clay), Luis Corujo, (Marke: Punch), Valle Suarez y Comp. (Marke: Flor de Cuba) und Menendez y Suarez, (Marken: Boschetti und Todo). Der jährliche Absatz der Fabrik Cabannas belief sich 1866 schon auf 16 Millionen Stück. Davon blieben in Cuba selbst $2\frac{1}{2}$ Millionen, während nach den Vereinigten Staaten

3, nach Großbritannien ebenfalls 3, nach Spanien 2½, nach Deutſchland 2 Millionen, nach dem ſpaniſchen Amerika ebenſo viel und nach Frankreich 1 Million gingen. Manuel Carvajal iſt der Schwiegerſohn von Cabannas und war früher deſſen Geſchäftsführer, ſeine Frau war in den fünfziger Jahren mit Kennerſchaft bei der Anfertigung der Cigarren und bei dem Vertrieb thätig. Der größere Theil der von dieſer Fabrik gelieferten Cigarren geht für deren eigne Rechnung nach England und wird dort commiſſionsweiſe verkauft. Nicht ohne Nutzen für Raucher von Havanna-Cigarren wird es ſein, wenn wir bemerken, daß die meiſten kleineren Fabriken ihren Cigarren zweiter und dritter Klaſſe häufig ſelbſt andere Firmen geben, als denen von erſter Güte (Primeras). Auch ſonſt kommen bisweilen unfeine Manöver vor. So begab ſich vor etwa fünfundzwanzig Jahren Carvajal mit ſeiner Familie nach Spanien, um dort für längerer Zeit ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Um ſich ſeines blühenden Geſchäftes nicht entäußern zu müſſen, verpachtete er die Fabrik ſammt der Benutzung ihres Marktes für eine beträchtliche Summe an Cabargas. Dieſer benutzte den guten Ruf des Geſchäftes, um durch weniger ſorgfältig behandelte, aber ausgedehntere Lieferungen in kurzer Zeit einen höheren Ertrag zu erzielen. Carvajal erfuhr dieß, kehrte daraufhin ſofort zurück und löſte den Pachtvertrag auf. Cabargas errichtete dann eine eigne Fabrik, imitirte, die Aehnlichkeit ſeines Namens mit dem ſeines früheren Verpächters benutzend, die Stempel und die Etiketten des letzteren ſo täuſchend als möglich, kaufte alte geſchickte Arbeiter desſelben frei und nahm ſie darauf gegen Lohn in ſeine Dienſte, kurz, that, was er konnte, um ſich in den Ruf Herrn Manuels einzudrängen und dieſem zu ſchaden. Ungefähr um dieſelbe Zeit begründete Partagás die Flor de Tabacos, eine Marke, der er, beſonders durch ausgezeichnete Tabakskenntniß, raſch einen guten Namen zu machen verſtand.

Am einzelnen Blatte werden bei der Verarbeitung verſchiedene Qualitäten beachtet, die äußeren Theile gelten für feiner, als die am Stiele. Die ſortirten Cigarren werden in Bündeln von 25 Stück in Kiſtchen gepackt. Daß die Vegueros oder Pflanzercigarren die feinſten ſeien, iſt unrichtig, man kann dieß annähernd nur von denen der Vega de la Lenna ſagen, die als der Johannisberg der Vuelta d' Abajo anzuſehen iſt, und deren Product ſchon vor dreißig Jahren, wo die Preiſe lange noch nicht halb ſo hoch waren als jetzt, mit 51 Dollars pro Mille bezahlt wurden. Die größte Havanna-Cigarre iſt die Regalia Imperial, ſie koſtet an Ort und Stelle 200 bis 400 Dollars das Tauſend. Die Regalia (der Name kommt nicht von rey = König oder regal = Staatsmonopol, ſondern von regular = regaliren, ſchenken, bedeutet alſo eine zu Geſchenken geeignete Cigarre) iſt nicht ganz ſo lang, aber eben ſo fein. Die Cazadores ſind ſchlanker. Die Trabuquillos, kurze und ſehr

dicke Cigarren, nach den kurzen, nach vorn sich erweiternden Gewehren der spanischen Banditten benannt und vor zwanzig Jahren ungemein beliebt, sind nicht mehr in der Mode. Ebenso haben die viereckig gepreßten Prensados, von einigen Fabriken als Brevas (frühreife Feigen) versandt, und die Trompetas, die von der Spitze nach dem Brennende gleichmäßig an Umfang zu nehmen, nur kurze Zeit gefallen. Cigarren mit vergoldeten Spitzen sind ein unnützer Luxus, das Goldblatt verbessert selbstverständlich den Geschmack des Tabaks nicht, und bleibt dem Raucher an den Lippen hängen.

Nach der Qualität wird die Cigarre als „superfino", „fino," „superior" und „bueno" bezeichnet, nach der Stärke als „maduro" (besonders stark), „oscuro" (stark), „colorado" (mittel) und „claro" (mild). Weniger gebräuchlich ist die Sortirung der Cigarren in „flojo" (leicht), „entrefuerte" (mittel schwer) und „fuerte" (schwer). Ein sehr wesentliches Moment bei der Beurtheilung der Havanna-Cigarren ist der Unterschied nach Ernten oder Jahrgängen; denn wie beim Weine hat auch bei dem Havanna-Tabake jede Ernte ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Vorzüge und ihre Mängel. Es giebt Jahrgänge, die ebenso schön von Farbe, als gehaltvoll und von gutem Brande sind, und es giebt andere, deren Farbe fahl, deren Geruch dumpfig oder sonst unangenehm ist, und die so schwammig sind, daß sie selbst ganz abgelagert und trocken nach einigen Zügen weich werden und von der Hälfte an nicht mehr im Brande zu erhalten sind. Als die besten Ernten der letzten Jahre wurden uns von der Handlung Bernhard Schwabe in Leipzig, die von den oben erwähnten und andern guten Marken Lager hält, die der Jahre 1869 und 1872 (die allerbeste) bezeichnet. Die von 1873 war noch gut, die von 1874 ungenießbar, die von 1875 mittelmäßig, die dießjährige schlecht.

In den Cigarrenfabriken Havannas, von denen einige 5 bis 600 Arbeiter aufweisen, sind keineswegs blos Neger, sondern fast ebenso viele Weiße — theils Eingeborne, theils Einwanderer aus Spanien und von den Canarischen Inseln — als Farbige beschäftigt, und die Ansicht, daß die Negerinnen der Fabriken oder Vegas die Cigarren auf ihren nackten Schenkeln rollen, ist eine Fabel, welche die Comtesse Merlin unter die Leute gebracht hat. Dagegen ist richtig, daß die Guajiras, d. h. die Creolinnen unter der derben, altväterischen Landbevölkerung im Innern Cubas dem Gaste, der bei ihnen vorspricht, eine Veguero-Cigarre aus freier Hand drehen, einige Züge daraus thun und sie dann zum Weiterrauchen überreichen — eine Sitte, die an die altindianische Friedenspfeife erinnert.

Die Fabrikpreise der gangbarsten Cabannas betragen 120 bis 130 Dollars, doch giebt es auch billigere Sorten („regulares" oder „communes") bis zu 30 Dollars herab, während Upmann seine Preise noch beträchtlich höher als Cabannas normirt. Es giebt Cigarren, von denen das Tausend 3000 Mark

kostet. Die Fabriken verkaufen natürlich nur per Mille, und sie geben für jede Ordre von zehntausend Stück fünf Prozent Rabatt; sonst erhält der Kaufmann in der Regel keine weitere Vergünstigung. Echte Havanna-Cigarren im Einzelnen zu bekommen, hält in Havanna selbst schwer, und dann muß man sie enorm hoch bezahlen. Die Kreolen der Städte rauchen niemals Cigarren oder, wie sie es nennen, „Tabacos puros", sondern wie die auf Cuba eingewanderten Altspanier Cigarillos, Papiercigarren. Sie überlassen jenen Genuß den Bauern im Innern und den in der Stadt verweilenden Nordeuropäern und Nordamerikanern, consumiren aber dafür eine gewaltige Menge von Cigaretten. Jedes zehnte oder zwölfte Haus zeigt einen Laden, wo diese zu haben sind, und das bedeutendste Geschäft in diesem Artikel, die königliche Fabrik La Honradez, arbeitet mit tausend Chinesen und producirt täglich gegen dritthalb Millionen Stück und daneben noch Cigarren und Schnupftabake.

Die Vegas der Vuelta d'Abajo beschäftigen 60 bis 70,000 Menschen fast ausschließlich mit dem Tabaksbau. Dieser District erzeugte 1836 circa 90,000 Ballen zu 120 bis 140 Pfund, 1843 schon 130.000 und in den letzten Jahren zwischen 150,00 und 180,000 Ballen. Bei guten Ernten gehörte davon etwa 1 Procent der ersten Blätterqualität an. Der große Unterschied zwischen den importirten Havanna-Cigarren und denen, die sich Havanna-Cigarren nennen, weil sie aus Blättern bestehen, die aus der Havanna bezogen sind, erklärt sich lediglich daraus, daß man die feinsten Blätter nicht exportirt, also nicht, wie behauptet wird, auch daraus, daß selbst diese in Europa verarbeitet erheblich geringere Waare liefern, als wenn sie in der Havanna gleich frisch in Cigarren verwandelt werden. Die Ursache davon soll darin zu suchen sein, daß der Tabak, auch wenn er zur Versendung über die See noch so sorgfältig verpackt werde, auf der Reise einer Gährung unterliege, die ihm einen bedeutenden Theil seines Aromas benehme, und daß der Rest davon bei der Cigarrenfabrikation nochmals vermindert werde, indem die Blätter wiederum angefeuchtet werden müssen. Fachmänner lächeln über diesen Aberglauben. Die feinsten Blätter werden einfach deshalb nicht exportirt, weil der europäische Fabrikant sie nicht bestellt, und dieser wieder bestellt sie nicht, weil ihm niemand seine Cigarren mit so hohem Preise bezahlen würde, als er dann verlangen müßte. Schon eine nicht importirte Cigarre für 180 Mark würde auf unfreundliche Gesichter stoßen und von groben Leuten als Unverschämtheit bezeichnet werden. Woher aber schreibt sich diese Geringschätzung? Davon, daß man anfänglich die Cigarrenfabrikation nicht so gut verstanden, also nicht so feine Arbeit geliefert hat, als in der Havanna. Daß dies jetzt noch der Fall sei, wird kein Sachverständiger behaupten wollen.

Die Anfertigung von Cigarren wurde Anfangs (wenn wir von den im ersten Artikel erwähnten indianischen Glimmstengeln absehen) in Spanien betrieben. In Deutschland begann man hiermit sowie mit dem Genusse dieses Fabrikats, vor dem die Pfeife jetzt selbst in den untersten Ständen vielfach geflohen ist, erst kurz vor Anfang des laufenden Jahrhunderts, und zwar war Hamburg die erste Stadt, welche Cigarren machte und rauchte. Dann fand dieser Industriezweig mit dieser Sitte in Bremen Eingang und außerordentliche Verbreitung. Im deutschen Binnenlande folgte (um das Jahr 1825) zuerst Leipzig nach, dem dann Berlin und Magdeburg Concurrenz machten. Gegenwärtig befinden sich auch in Hannover, Osnabrück, Braunschweig, sowie in Minden, Hanau, Mannheim und Heidelberg große Cigarrenfabriken. Doch werden hier größtentheils einheimische Tabake zu jenen Sorten verarbeitet, die der Volkswitz als „Estramuros“ (nur im Freien zu rauchen) oder „Dos amigos“ (Freundschaftscigarren) bezeichnet. Daß sich die damit gemeinten üblen Eigenschaften auf Einlage von Nuß-, Kastanien- oder Rhabarberblättern zurückführen lassen, wollen wir nicht glauben. Die Natur hat wohl hier schon genug gethan.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 26. November 1876.

Am 17. November hat der Reichstag die Berathung der drei großen Justizgesetze begonnen, und hat in täglichen Sitzungen bis zum vorgestrigen Tage das Gerichtsverfassungsgesetz und die Civilproceßordnung ausschließlich der Einführungsgesetze erledigt. Die Annahme der Civilproceßordnung erfolgte am 18. November im Ganzen. In der nächsten Woche wird voraussichtlich auch die zweite Lesung der Strafproceßordnung beendigt werden. — Man könnte diese Sachlage als eine recht hoffnungsvolle für das Gelingen der drei Justizgesetze ansehen. Leider ist dieser günstige Stand nur scheinbar. Die Bundesregierungen hatten, so viel man hört, beim Zusammentritt des Reichstages sich schlüssig gemacht über die Punkte, welche in den Anträgen der Justizcommission des Reichtages für definitiv unannehmbar erkannt wurden. Eine Zusammenstellung dieser Punkte ist dem Reichstag auf den im vorigen Brief erwähnten Wunsch mehrerer Mitglieder zugestellt worden, allerdings aber ist in dieser Zusammenstellung nur kenntlich gemacht, was die Bundesregierungen beim Zusammentritt des Reichstags gegenüber der Com-

miſſion beanſtandeten, nicht aber, was ſie unter allen Umſtänden zurückweiſen wollen. Es konnte dies auch nicht wohl geſchehen, da die Freiheit des Entſchluſſes doch ſo lange als möglich gewahrt werden muß. Von vielen Seiten war indeß erwartet worden, es würden beim Beginn der zweiten Leſung oder im Laufe derſelben bei den einzelnen Berathungspunkten mündliche Erklärungen der Regierungen erfolgen über das, was dieſelben unter allen Umſtänden zurückweiſen. Auch dies iſt nicht geſchehen. Statt deſſen erklärte der Bundesbevollmächtigte Juſtizminiſter Leonhardt gelegentlich bei der Berathung des Gerichtsverfaſſungsgeſetzes, die Regierungen würden bei der zweiten Leſung keinen einzigen Punkt als unannehmbar bezeichnen, um die Freiheit der ſachlichen Erörterung in keiner Weiſe zu beeinträchtigen. Dieſes Verhalten iſt gewiß zu loben. Aber der Eindruck würde weit günſtiger geweſen ſein, wenn die Erklärung nicht gelegentlich, ſondern ſofort beim Eintritt in die zweite Leſung erfolgt wäre, mit dem Hinzufügen, daß die Regierungen vor dem Beginn der dritten Leſung ihre letzten Entſchlüſſe kundgeben würden. Vielleicht wäre es auch von guter Wirkung geweſen, im Namen der Bundesregierungen die Bitte auszuſprechen, daß der Reichstag ſeinerſeits Bedacht nehmen möge, ſchon bei der zweiten Leſung die vorausſichtlichen Differenzpunkte möglichſt zu vermindern. Statt deſſen hat der Reichstag bei dem Gerichtsverfaſſungsgeſetz ſämmtliche Punkte feſtgehalten, welche von den Regierungen bisher zurückgewieſen worden. Als eine günſtige Ausſicht für das Gelingen des ganzen Geſetzes läßt ſich dies keinesfalls betrachten, denn es bleibt eine eigne Sache, wenn, nachdem die Regierungen erklärt haben: ehe wir in dieſe und dieſe Beſtimmungen willigen, ziehen wir das Geſetz zurück, der Reichstag in dritter Leſung ſeine ſämmtlichen Beſchlüſſe zweiter Leſung widerrufen ſoll. Es iſt ferner auch eine eigne Sache, möglichſt viel unannehmbare Beſchlüße in der Abſicht zu faſſen, wenigſtens einige davon den Regierungen aufzudrängen und die Annahme derſelben mit dem Opfer der übrigen gewiſſermaßen zu erkaufen. — Es muß als ein ſchlimmes Mißgeſchick beklagt werden, daß bei jenem Antrag des Abgeordneten Lasker auf Abänderung der Reichsverfaſſung behufs Einbeziehung des geſammten bürgerlichen Rechts in die Reichsgeſetzgebung der Antrag, auch die ganze Geſtaltung der Gerichtsverfaſſung in die Reichscompetenz einzubeziehen, fallen gelaſſen wurde. Denn zu einem einheitlichen Recht, deſſen Beſitz, man kann ſagen, das natürlichſte Recht des deutſchen Volkes iſt, gehört auch die einheitliche Verfaſſung der Gerichte. Man kann mit ehrlichſter Treue zur Aufrechthaltung der Einzelſtaaten entſchloſſen ſein nach Maßgabe der Reichsverfaſſung, und kann doch das Gerede von Juſtizhoheit der Einzelſtaaten recht müßig und mißlich finden. Den Einzelſtaaten kann auf dem Boden des einheitlichen Rechts nur die Verwaltung desſelben nach den geſetzlichen Anordnungen des

Reiches zuſtehen. Eine Juſtizhoheit, nachdem die Geſetzgebung über das materielle Recht auf das Reich übergegangen, eine Juſtizhoheit alſo, welche ſich grade nur auf einen Theil der Form der Rechtspflege bezieht, da auch das Gerichtsverfahren der Reichsgeſetzgebung unterliegt, hat weder Sinn noch Werth, kann vielmehr nur Schaden ſtiften. Da jedoch unglücklicher Weiſe die Verfaſſungsbeſtimmung, dem Reich auch die geſammte Gerichtsverfaſſung zu unterſtellen, nicht erobert worden, ſo ſcheint mir der Weg, den die Juſtizcommiſſion des Reichstages eingeſchlagen, ein verfehlter: der Weg nämlich, in das Reichsgeſetz über die Gerichtsverfaſſung ſo viel hineinzubringen, als ſich irgend erraffen ließ. Es wäre beſſer geweſen, mit Freimuth dem Bundesrath noch einmal an das Herz zu legen, daß eine einheitliche Regel des Gerichtsverfahrens unausweichlich auch die einheitliche Gerichtsverfaſſung erfordert, und demnach den Bundesrath um Vorlage einer vollſtändigen Gerichtsverfaſſung zu erſuchen. Verſprach man ſich von dieſem Schritt für jetzt keine Wirkung, ſo war es beſſer, ſich einſtweilen mit dem zu begnügen, was die Regierungsvorlage bot, in der ſicheren Vorausſicht, daß die anderen Stücke nachfolgen müſſen. Indem die Commiſſion ſtatt deſſen die einheitliche Regelung des Gerichtsweſens nach vielen Seiten ausgedehnt und doch immer nur fragmentariſch ausgedehnt, hat ſie in der That den Bundesregierungen eine Verlegenheit geſchaffen. Denn nichts iſt unbequemer, als Fragmente anzunehmen, die für das Ganze präjudicirlich ſind, während das Ganze noch nicht erwogen und durchverhandelt iſt.

Die Stücke der Gerichtsverfaſſung, welche die Juſtizcommiſſion des Reichstags in die Vorlage hineingetragen, betreffen die Bedingungen der richterlichen Laufbahn, ohne dieſelben zu erſchöpfen; betreffen die Bildung der Gerichte, ohne dieſelbe zu erſchöpfen; betreffen die Beſchaffenheit der ſogenannten Competenzhöfe zur Feſtſtellung der Grenzen zwiſchen Verwaltungsgerichtsbarkeit und Privatrechtlicher Gerichtsbarkeit, ohne dieſelbe zu erſchöpfen; betreffen die Ordnung der Rechtsanwaltſchaft, ohne dieſelbe zu erſchöpfen. Das heißt den Regierungen zu viel unverdauliche Fragmente bieten. Denn mit Recht können, müſſen vielleicht die Regierungen ſagen: wenn wir das ganze Gerichtsweſen einheitlich ordnen, ſo wollen wir es auf der Baſis einer Erwägung aller Verhältniſſe thun, nicht aber auf fragmentariſch präjudizirlicher Baſis. —

Wären dieſer vom Reichstag belegten Fragmente nicht zu viele, handelte es ſich z. B. nur um die Bedingungen der Angehörigkeit zum Richterſtand, ſo würde der Reichstag mit ſeinem Wunſch unzweifelhaft durchdringen. Bei dem jetzt eingeſchlagenen Verfahren aber iſt die Gefahr, daß das ganze Geſetz ſcheitert, ziemlich groß geworden. Schwer begreiflich iſt namentlich, wie die

Reichstagsmehrheit auf dem Bruchstück einer Anwaltsordnung bestehen konnte, nachdem vom Bundesrathstisch die Vorlage einer vollständigen Anwaltsordnung an den nächsten Reichstag zugesagt war. Denn die Besorgniß ist zu wenig stichhaltig, daß der Bundesrath eine Anwaltsordnung vorlegen könnte, welche mit der jetzt beschlossenen Regelung des Gerichtsverfahrens nicht im Einklang stehen möchte. —

Die Justizcommission des Reichstags hat aber neben der Ausdehnung der einheitlichen Regelung noch eine andere Abweichung von politischer Bedeutung von der Vorlage der Gerichtsverfassung in das Gesetz hineingetragen. Wir meinen die Aburtheilung der Preßvergehen und Preßverbrechen durch die Schwurgerichte. Am 22. November ist der Reichstag dem Beschluß der Commission mit großer Majorität beigetreten. Und doch war in der vorausgegangenen Versammlung das Uebergewicht der Gründe ganz entschieden auf Seiten der Gegner dieser Zuständigkeit der Schwurgerichte. Die Hauptgründe, welche die Schwurgerichte zur Aburtheilung der Preßvergehen unfähig machen, sind freilich gar nicht zur Sprache gekommen. Am Bundesrathstisch beschränkte man sich auf die Ausführung, daß das in dem Verfassungsgesetz angenommene System der Competenzvertheilung zwischen den drei Gerichtsstufen durchbrochen, mithin für die Presse ein nicht zu begründendes Vorrecht geschaffen würde. Aus dem Reichstag führte Gneist in seiner tiefen Weise aus, nachdem er sich als überzeugten Anhänger des Schwurgerichts bekannt, daß Nichts dieser Institution schädlicher sein könne, als den regelmäßigen Kreis ihrer Wirksamkeit durch Ausdehnung auf Favoritgegenstände zu erweitern. Wolle man das Schwurgericht in dauernder, behauptungsfähiger Weise ausdehnen, so müsse man es an der gesammten Strafrechtspflege betheiligen. Auch Treitschke erhob sich gegen die Zuständigkeit des Schwurgerichts in Preßsachen. Er zeigte sich als den geborenen Redner, der er ist, indem er die Versammlung hinriß ohne sie zu bekehren, indem er auch Ihren Berichterstatter hinriß, der längst gegen die Schwurgerichte bekehrt war, der aber freilich den Irrthum der Treitschkeschen Gründe sich nicht verhehlen konnte. Ich glaube, die ganze Argumentation erhält einen unrichtigen Zielpunkt, wenn man beweisen will, wie Treitschke that, daß die Presse des Schwurgerichts nicht würdig ist. Man muß umgekehrt beweisen, daß Geschworene nicht die Fähigkeit haben können, der Presse gerecht zu werden, weder im Verurtheilen noch im Freisprechen. Treitschke's mit großem Nachdrucke vorgetragene Behauptung, daß zwischen Vergehen mittelst des gesprochenen und mittelst des gedruckten Wortes nicht der geringste Unterschied obwalte, ist ganz gewiß ein ganzer Irrthum. Nicht minder die Ansicht, den Grund für die Entartung der Presse in der Anonymität zu finden. —

Die Anhänger des Schwurgerichts in Preßſachen ſprachen in maßvoller Weiſe, aber durchaus vom Standpunkt des vormärzlichen Liberalismus. Der Richterſtand ſei unfähig zur Rechtſprechung über die Preſſe, weil er einen Theil der Regierung bildet, welche der Preſſe gegenüber ſtets Partei iſt. — Als ob die Geſchworenen nicht auch Partei ſein könnten. Die Argumentation verkennt ganz und gar, daß wir in eine neue Entwicklung des Staats und der Geſellſchaft eingetreten. Alle Staaten, welche die Oeffentlichkeit des Staatslebens und die wirkſame Betheiligung des Volks am Staate erobert haben, durchlaufen ein Stadium mit der Preſſe, wenn dieſelbe durch tauſend Gewichte zum gemeingefährlichen Gewerbe herabgezogen wird. Ob dieſe Entartung am beſten durch das Schwurgericht zu verhindern iſt, möchte mehr als fraglich ſein.

Ihr Berichterſtatter iſt überzeugt, daß die Zuſtändigkeit der Schwurgerichte in Preßſachen außerordentlich viel beitragen würde, das Inſtitut der Schwurgerichte überhaupt zu discreditiren. Inſofern könnte ein Gegner dieſer Einrichtung den Reichstagsbeſchluß vom 22. November begrüßen. Außerdem werden neben ungerechtfertigten Freiſprechungen auch ungerechtfertigte Verurtheilungen von Preßvergehen durch die Geſchwornen vorkommen. Da einſtweilen auch die Berufsrichter den Preßvergehen gegenüber noch ſo wenig eine feſte Linie gewonnen haben, daß auch hier unglaubliche Freiſprechungen vorkommen neben auffallenden Verurtheilungen, ſo wird die Zuſtändigkeit der Schwurgerichte die gegenwärtigen Uebelſtände nicht ſehr verſchlimmern. Aber ſie wird die Heilung unmöglich machen, und das iſt das ſchlimmſte Uebel, wenn nicht der Erfolg eintritt, das ganze Inſtitut der Geſchworenen durch ein beſſeres zu beſeitigen. —

Auch der Beſchluß vom 22. November bezüglich der Zuſtändigkeit der Geſchworenen in Preßſachen würde für ſich allein das Geſetz über die Gerichtsverfaſſung nicht zum Scheitern bringen. Aber in Verbindung mit den übrigen beſchwerenden Beſchlüſſen ſteht allerdings zu befürchten, daß es das Schifflein zum Unterſinken bringt. Die geſtrige Berathung des Einführungsgeſetzes zur Gerichtsverfaſſung mit den gefaßten Beſchlüſſen hat nun gar, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, dem Faß den Boden ausgeſchlagen, oder, um zu dem erſten Bilde zurückzukehren, in das Schiff ein Leck geſtoßen. Ein weiteres Eingehen auf die geſtrige Sitzung behalte ich dem nächſten Briefe vor. C — r.

Digitized by Google

Herbſtliche Reiſeglosſen.

II.

Wer geſunde Gliedmaßen und Zeit hat, ſcheint mir eine unverzeihliche Sünde zu begehen, wenn er ſich im Hochgebirge irgend eines andern Fortbewegungsapparates bedient, als ſeiner eigenen Beine. Man kann indeß ſeine guten Gründe haben, auch eine anziehende Gegend möglichſt ſchnell zu durchreiſen. In dieſem Fall bieten die ſchweizeriſchen Poſtwagen mit ihrem erhabenen Anhängſel, „Banket“ oder auch „Imperiale“ genannt, eine vortreffliche Einrichtung. Ein Privatwagen, und wäre er noch ſo bequem eingerichtet, hat neben den gepfefferten Preiſen immer die Schattenſeite, daß einem die Ausſicht nach vorn durch die volle Breite des Kutſcherrückens verſperrt wird; hier ſchwebt man frei in den Lüften, den Blick nach keiner Seite gehemmt. Im Sommer pflegt um dieſe zwei einzigen Plätze an den Poſtſtationen nicht ſelten ein gelinder Krieg Aller gegen Alle zu entbrennen; im Herbſt werden ſie Euch von Niemandem ſtreitig gemacht. In der That, es koſtet eine kleine Ueberwindung, in froſtiger Morgendämmerung da hinaufzuklettern. Der Zephyr fächelt einem gar barſch die Wangen; man zieht die Reiſedecke bis an's Kinn herauf und klappt den Rockkragen über die Ohren; das Tempo, in welchem das Fahrzeug die ſteilen Windungen hinaufſchleicht, bringt einen allmählich in Verzweiflung. Aber endlich iſt die Paßhöhe erreicht. Im Hoſpiz erwärmen wir unſern erſtarrten Leichnam von außen und innen, und nun beginnt die luſtige Fahrt zu Thal. Eben kommt die Sonne über die Bergesſpitzen, der friſchgefallene Schnee glitzert und funkelt zwiſchen wildzerklüftetem ſchwarzen Geſtein, ein einſamer Waidmann ſchreitet auf ſchwindligem Pfade zur Gemsjagd. Der Poſtillon mahnt ſeine Roſſe mit gellendem Weckruf, ſchwingt ſeine lange Peitſche im Kreiſe, daß ſie Dir ziſchend vor der Naſe vorbeiſauſt, und fort geht's in raſtloſem Trabe, haarſcharf den düſtern Abgrund entlang, als ob es ein Kinderſpiel wäre.

Die Sicherheit und Eleganz, mit welcher die ſchweizeriſchen Poſtkutſcher ihr Fünfgeſpann lenken, hat etwas Ehrfurchtgebietendes. Unglücksfälle ſind auf den dortigen Poſttouren verhältnißmäßig ſelten, und noch ſeltener ſind ſie die Schuld des Kutſchers. In friſcher Erinnerung iſt der traurige Fall, der im letzten Sommer im Prättigau zwiſchen Mezzaſelva und Kloſters einem jungen Mediciner das Leben und verſchiedenen Anderen die geſunden Glieder koſtete. Noch im Herbſt ſtritt man darüber, ob der Poſtillon oder der entgegenkommende Holzwagen oder der Steinhaufen am Rande der Straße das Unglück verurſacht haben. Mir dünkt, alle drei ſind freizuſprechen und die Schuld fällt allein auf die beiſpielloſe Schmalheit der Straße. Dieſer Uebel-

ſtand iſt ſo arg, daß man ſich lediglich darüber wundern kann, nicht alle paar Tage von einem größeren Unfall zu hören. Dazu noch fehlen in den Barrieren zur Seite der Straße die Stangen entweder ganz oder ſie ſind zum größten Theil von ſo erbärmlicher Beſchaffenheit, daß jeder ſtärkere Druck ſie ſofort zerbrechen müßte. Ich bin allezeit ein Lobredner der ſchweizeriſchen Verkehrsanſtalten geweſen; um ſo weniger habe ich Grund, über die ſchreiende Mangelhaftigkeit der Landſtraße des Prättigaus zu ſchweigen. Eine Verbreiterung derſelben würde allerdings erhebliche Koſten verurſachen, aber anderwärts hat man die Sicherheit des reiſenden Publikums mit noch weit größeren Opfern erkaufen müſſen. Man vergleiche nur die Chauſſeen bei Graubündtens nächſtem Nachbar, Tirol. Die Straße, welche vom Unterengadin nach Nauders hinüberführt, läßt ihre Graubündtner Schweſtern weit hinter ſich zurück.

Dies iſt übrigens auch der einzige erfreuliche Unterſchied, den man nach dem Ueberſchreiten der Tiroler Grenze zu beobachten Gelegenheit hat. Was einem ſonſt zunächſt in's Auge fällt, ſind die zahlloſen Heiligenbilder. Am unangenehmſten aber empfindet man die Inferiorität der Gaſthofseinrichtungen. Ich habe einen großen Reſpect vor den „guten Alten"; auch das Prädicat „deutſch-bürgerlich" hat für mich einen wohlthuenden Klang. Aber wenn man ſich unter dieſer Firma roſtige Gabeln, unſaubere Servietten, Blümchenkaffee, zähen Hammelbraten oder gar Forellen mit Knoblauch gekocht (!) gefallen laſſen muß, dann fühle ich mich doch wohler in den Schweizer Hotels, die, man mag über ihren oft ſinnloſen Luxus und über die Unausſtehlichkeit der unvermeidlichen „Engländer" ſagen, was man will, doch, was die Zweckmäßigkeit der Einrichtung und die Beſchaffenheit der Speiſen anlangt, die beſten Gaſthöfe der Welt bleiben. Meine Charakteriſtik bezieht ſich ſelbſtverſtändlich nicht auf die Hotels in den größeren Städten Tirols. Für die kleineren Orte aber trifft ſie faſt durchweg zu.

Die einzige Schwierigkeit, die das herbſtliche Reiſen mit ſich bringt, iſt die Aufgabe, an ſolchen Orten die langen Abende zuzubringen. Wir befinden uns z. B. in einem bedeutenden Marktflecken. Es iſt Sonnabend; eben iſt das Dunkel hereingebrochen, und die Menſchen ſchicken ſich an, von der Arbeit des Werktags auszuruhen. Wir treten in den erſten Gaſthof, einen alterthümlichen Bau mit vorſpringenden Erkern, Wände und Thüren mit allerlei Wappenthieren und Madonnen bemalt. Man weiſt uns in das „Extrazimmer." Drüben, in der „gewöhnlichen" Stube, lärmt eine Schaar betrunkener Soldaten, die der Beſatzung einer benachbarten kleinen Veſte angehören; hier dagegen herrſcht feierliche Stille: wir ſind mutterſeelenallein. Eine veraltete illuſtrirte Wochenſchrift iſt die einzige geiſtige Nahrung, mit der wir verſuchen mögen, uns die Zeit zu vertreiben. Schlag 7 Uhr ſtellt ſich der erſte ein-

heimiſche Gaſt ein. Wie wir aus der begrüßenden Anrede der Kellnerin entnehmen, iſt es der Herr „Kanzliſt“, ein urgemüthlich ausſchauender Biedermann mit mächtigem grauen Knebelbart, in ſeinem ganzen Weſen einem derben alten Förſter gleichend. Er ſetzt ſich uns gegenüber, und nachdem er ſeine kurze Pfeife angezündet, verſuchen wir, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Allein er hört ſchwer, kann auch die norddeutſche Ausſprache nicht vertragen, und ſo waltet alsbald wieder unheimliche Stille. Eine Viertelſtunde ſpäter erſcheint der Herr „Controlor“, ein ausgemachter Bureaukrat in mittleren Jahren. Er ſetzt ſich zu unſerer Rechten, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Wir reden ihn an, natürlich mit der in der ganzen civiliſirten Welt üblichen Einleitungsformel vom Wetter. Er mißt uns mit inquiſitoriſchem Blick vom Scheitel bis zur Zehe, fertigt uns kurz ab und beginnt mit Stentorſtimme eine Unterhaltung mit dem Herrn Kanzliſt. Abermals eine Viertelſtunde ſpäter tritt der Herr „Bezirksrichter“ ein, der jüngſte von den Dreien. Er ſetzt ſich zu unſerer Linken; vielleicht iſt er von humanerer Gemüthsart, als unſer Nachbar zur Rechten; aber wir ſind eingeſchüchtert und verharren in Schweigen. Zuletzt kommt auch der Herr Wirth, pflanzt ſich quer vor den Tiſch, paſſt den Gäſten ſeinen Knäller in's Geſicht und ſpuckt ohne Unterlaß in kühnem Bogen bis mitten in die Stube. Und nun rollt der Vierſprach luſtig dahin, von Holzverkauf und Holzdiebſtahl, vom demnächſtigen Jahrmarkt und dem geſtrigen „Concert“ (eine herumziehende Tingeltangelgeſellſchaft), vom Schluß des Weideganges u. ſ. w. Dazwiſchen, ſobald einer der Gäſte das Letzte aus ſeiner Flaſche gegoſſen, tönt die ſonore Frage der Kellnerin: „Trinken Sie noch a Wein?“ So geht es bis gegen 9. Da erſcheint in der Thür eine hagere Mannesgeſtalt, in Hemdärmeln, mit weißem Schurz, ein langes Meſſer in der Rechten. Wir fahren zuſammen; bei dem Halbdunkel des raucherfüllten Zimmers iſt uns, als ſähen wir einen Geiſt. Aber der Herr Bezirksrichter erhebt ſich mit dem fröhlichen Ausruf: „Na, da wollen wir alſo unſer Samstagsgeſchäft abſolviren“, ſetzt ſeinen Stuhl mitten in die Stube und läßt ſich nach allen Regeln der Kunſt raſiren. Desgleichen die Anderen secundum ordinem. Dieſen gewichtigen Act vollendet, zieht ſich Jeder in ſichtlich befriedigter Stimmung noch ein Viertel Rothen zu Gemüthe und Punkt 10 Uhr iſt die ganze Honoratiorengeſellſchaft verſchwunden. Wir ſind wieder allein, den Kopf ſchwer von dem tückiſchen Tiroler Landwein und weit mehr noch von dem Qualm des k. k. Knaſters, aber wir tragen einen köſtlichen Gewinn davon: wir ſind eingeweiht in die tiefſten Myſterien des „Extrazimmers.“

Wolle der geneigte Leſer dies Genrebild nicht etwa als ein Erzeugniß boshafter Phantaſie betrachten; es iſt baare Thatſache. Im Sommer würde man auf eine derartige Idylle natürlich verzichten müſſen. Alſo ergiebt ſich, daß

ſelbſt die bedenklichſte Seite der herbſtlichen Reiſezeit, die langen Abende, ihre Vorzüge hat. —

Die Naturſchönheiten Oſttirols gruppiren ſich um die Oetzthaler Alpen und um die Ortlerkette. Der großartigſte Punkt des Oberinnthals, Finſtermünz, gehört eigentlich noch zum Engadin; es iſt der impoſante Schlußeffect dieſer einzigen Landſchaft. Die Sonne war bereits hinter den Bergen verſchwunden, als ich von der Höhe der überaus kühn und ſplendid angelegten neuen Landſtraße dies Bild betrachtete. Ein heftiger Sturm hatte ſich erhoben; durch die zerriſſenen Wolken blickte der Himmel mit jenem fahlen Blau, das ihm bei föhnigem Wetter eigen iſt. Geſpenſterhaft ragten in der Ferne die Schneeberge des Engadin; tief unten, ſchon halb im Dunkel, zwängt ſich brauſend und ſchäumend der Inn an der alten Finſtermünz vorbei. Eine angemeſſenere Beleuchtung für dies ſchaurig-ſchöne Naturſpiel wüßte ich mir nicht zu denken. — Jenſeits des Paſſes, nach Süden zu, iſt die Gegend reizloſes Hochland. Aber ſo wie man die Reſchenſcheideck, die Waſſerſcheide zwiſchen Inn und Etſch, überſchritten hat, öffnet ſich eine der überwältigendſten Anſichten, welche die Alpenwelt aufzuweiſen hat: vor uns breiten ſich, wenn auch noch in reſpectabler Ferne, die glänzenden Schnee- und Eisfelder der Ortlergruppe.

Einen bequemeren, gründlicheren und zugleich ſo wenig zeitraubenden Naturgenuß, als dieſen Ortleranblick kann es nicht geben. Von der Reſchenſcheideck bis Mals hat man volle $4^1/_2$ Stunden zu wandern; während dieſer ganzen Zeit liegt die Kette unverrückt vor unſern Augen; kein Baum, kein Berg tritt hindernd dazwiſchen. Aber um den Genuß voll und ungetrübt zu haben, bedarf es wiederum des Herbſtes; an einem klaren Sommertage wäre in dieſen ſchattenloſen Anfängen des Etſchthals das Vergnügen von vornherein zur Hälfte verdorben. Ein Oktobertag, wie er ſonnenheller und angenehmer nicht gedacht werden kann, war mir für dieſe Wanderung beſchieden. Es war ein Sonntag. Wohl in meinem ganzen Leben nicht iſt mir Uhlands ſchönes Lied vom Tage des Herrn ſo oft in den Sinn gekommen, wie in dieſen wenigen Stunden. In dem Kirchdorfe Graun lud ein wohlklingendes kräftiges Geläut zum Gottesdienſt. In reicher Zahl kam die bäuerliche Bevölkerung herangezogen, die ſchmucken Mädchen Arm in Arm gehend, den Roſenkranz in den Händen. Die Meiſten hatten für den fremden Wanderer ein freundliches „Grüß' Gott" oder „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus." Aus dem Schulhauſe tönte, von glockenreinen Mädchenſtimmen geſungen, die ergreifende alte Melodie: „O sanctissima." Und dann wieder vollendete, feierliche Stille. Mir war, als wäre mir die friſche Bergluft nicht allein in die Lunge, ſondern auch in die Seele geſtrömt. Es iſt etwas Eigenes um derartige Stimmungen. Nachher, am Schreibtiſch, wenn man ſich ihrer erinnert, ſucht man wohl, ſie zu reconſtruiren. Es wäre ein ebenſo unmögliches Beginnen, wie wenn man durch chemiſche Compoſition der Elemente ein lebendes Weſen bilden wollte. Begnügen wir uns, ſie einen Augenblick genoſſen zu haben. Als mir bald darauf ein greiſer Bettler mit ehrlichem Geſicht begegnete und mich in herzlichem Tone mit den Worten anredete: „Sie freuen mich, Sie ſehen aus wie ein fröhlicher Mann" — da war's um meine Fröhlichkeit geſchehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Tabakologiſche Studien.

Von Blaſius Philocapnus.

III.

Iſt der Tabaksgenuß ſchädlich oder harmlos? Aus königlichem Munde haben wir gehört, daß das Rauchen ein Bild der Hölle iſt und in die Hölle bringt. Aber der König war ein myſtiſcher Sonderling, und die Welt glaubt nicht mehr an die Hölle. Wir werden uns daher nach andern üblen Folgen der Sitte umſehen müſſen, und da uns Behauptungen der alten Aerzte wie die, das Rauchen fülle die Lunge, das Schnupfen das Gehirn mit giftigem Ruß, wie ſich wiederholt bei Sectionen gezeigt habe, auch nicht mehr imponiren, ſo geben wir dem neueſten Gegner des Rauchens unter ihren Collegen, Dr. Riant, deſſen Schrift ſchon im zweiten Abſchnitt dieſer Betrachtungen citirt wurde, das Wort, um uns ſagen zu laſſen, was ſich in der Angelegenheit mit Recht oder Unrecht ſagen läßt. Wo der Ankläger Unbegründetes vorbringt, werden wir Einſpruch thun, wo er Richtiges äußert, werden wir ihn nicht unterbrechen, und der Leſer ſoll dann Erlaubniß haben, unſer Schweigen als Zuſtimmung zu deuten.

Der Doctor beginnt mit einer Charakteriſtik der Tabakspflanze, bezeichnet ſie als zur Familie der Solaneen gehörig und bemerkt, daß zu dieſer auch der Nachtſchatten, der Stechapfel, die Tollkirſche und das Bilſenkraut zählen. Wenn er damit andeuten will, daß der Tabak giftige Eigenſchaften habe, ſo widerlegt oder ſo ſchwächt er dieſen Wink in demſelben Athem damit, daß er hinzufügen muß, zu derſelben Pflanzenſippe würden auch die Kartoffelſtaude, der Liebesapfel und die Eierpflanze gerechnet; denn die Knolle der Kartoffel iſt die Speiſe aller Welt, und der Liebesapfel (Tomato) wird in Südeuropa und Amerika gleichfalls viel gegeſſen, beide aber ſind durchaus harmloſe Gaben der Erde. Sodann iſt zu beachten, daß die genannten Giftkräuter nur in den Magen gebracht tödtlich, geraucht dagegen, wie wir wenigſtens vom Bilſen-

kraut wiſſen, blos berauſchend, höchſtens ſtark betäubend wirken, und daß der Tabak nicht gegeſſen wird. Warum ſoll ich ein Mörder ſein, weil mein Vetter, der Stechapfel, einer iſt, kann der Tabak fragen, warum nicht eine Wohlthat für die Menſchheit, wie meine Muhme, die redliche Kartoffel, die mir überdieß als amerikaniſche Landsmännin erheblich näher ſteht als jener ſchlimme Geſell aus der alten Welt?

Wir meinen, das ließe ſich hören. Aber der Ankläger fährt fort: „Der Tabak hat in friſchem Zuſtande einen ſtarken und ſehr unangenehmen Duft. (Wie der Knoblauch und die unſchuldige Zwiebel — „des Juden Speiſe", wirft der Vertheidiger ein. Aber gemach!) Er riecht ſcharf, bitter, Uebelkeit erregend, und das kommt davon, daß er in der That ein ſtarkes Gift enthält, welches genau ſo plötzlich tödtet als Blauſäure und Strychnin. Die Auslaugung, Gährung und Beizung, welcher der Tabak bei der Verarbeitung für den Genuß unterzogen wird, läßt zwar einen großen Theil des Nicotins ſich ausſcheiden und verflüchtigen, aber trotzdem bleibt in den aus der Fabrik auf den Markt gehenden Rauch-, Schnupf- und Kautabaken ein beträchtlicher Reſt des Giftes zurück, wie wir daran gewahr werden, daß die erſte Pfeife oder Cigarre in der Regel Erſcheinungen zur Folge hat, die denen einer gelinden Vergiftung ähnlich ſind, und die vorzüglich in Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen und Herzklopfen beſtehen."

Das klingt plauſibel und gefährlich zugleich, iſt aber näher in's Auge gefaßt, zum Theil wenigſtens, Uebertreibung. Niemand hat uns bis jetzt ganz ſicher bewieſen, daß jene Erſcheinungen die Folge von Nicotingenuß ſind, und zweitens wird, wie ſchon bemerkt, der Tabak nicht, wie das Nicotin, wenn es tödten ſoll, verſchluckt, ſondern geraucht. Die Blätter des Tabaks enthalten außer dem Nicotin auch das nicht giftige Nicotianin oder den Tabakskampher, der von Vauquelin entdeckt und von Poſſelt und Reimann genauer unterſucht wurde, ferner Aepfel-, Citronen- und Oxalſäure, der Tabaksrauch aber außer den gewöhnlichen Verbrennungsproducten: Kohlenſäure, Waſſerdampf und Ammoniak, auch Producte der trocknen Deſtillation: Theeröle, Kohlen-, Schwefel- und Cyanwaſſerſtoff, vielleicht etwas Anilin, endlich allerdings auch Nicotin, und alle oder doch einige dieſer Stoffe können zuſammen wirken, um jenen Schwindel und jenes Erbrechen zu erzeugen. Das Nicotin, von Geiger am genaueſten unterſucht, iſt eine organiſche Salzbaſis, die man erhält, wenn man den wäſſerigen Extract von Tabaksblättern mit Alkohol auszieht und die hierdurch gewonnene weingeiſtige Löſung mit Kali verſetzt und mit Aether ſchüttelt. Aus der ätheriſchen Löſung wird das Nicotin durch Oxalſäure und Abdeſtilliren ausgeſchieden. Es iſt eine ölige farbloſe Flüſſigkeit von $1{,}_{03}$ ſpecif. Gewicht, ſcharfem Geruch und brennendem Geſchmack, die bei 180° ſiedet, ſich in Waſſer, Weingeiſt und Aether löſt und

in der That, in genügender Menge in den Magen gebracht, beinahe augenblicklich tödtet. Ein Hund ſtirbt von einem Tropfen ſchon. Feine Tabaksſorten enthalten nur 2 bis 4, grobe und ſchwere dagegen, wie die franzöſiſchen, holländiſchen und deutſchen, 7 bis 8 Procent Nicotin. Schlöſing fand in trocknen entrippten Blättern aus dem franzöſiſchen Departement Lot $7,_{96}$ in ſolchen aus Virginien $6,_{87}$, in ſolchen aus Kentucky $6,_{09}$, in ſolchen aus dem Elſaß $3,_{21}$, in ſolchen aus Maryland nur $2,_{29}$ und in ſolchen aus Havanna weniger als 2 Procent. Auch der türkiſche Tabak enthält wenig Nicotin. Nach Lincke wird der Nicotingehalt des Tabaks durch das Schwitzen ſtark vermindert. Kohlende Tabake haben mehr Nicotin in ſich als gut brennende. Das Kohlen verſchwindet aber durch fortgeſetztes Schwitzenlaſſen, und in gleichem Maße nimmt der Nicotingehalt ab. Was davon übrig bleibt, verbrennt zum größten Theile beim Rauchen, und der Reſt, ſchwerlich noch viel kräftiger als die Atome von Pflanzengift in gewiſſen zahmen homöopathiſchen Pülverchen, verwandelt ſich (bei Pfeifen mit Abguß) in ein brenzliches Oel. Letzteres wird von civiliſirten Menſchen weggegoſſen, von den Grönländern aber, wenn franzöſiſche Reiſende die Wahrheit erzählt haben, wohlſchmeckend gefunden und getrunken. Daß es ihnen Beſchwerden verurſacht habe, wird nicht gemeldet, es kann alſo nach dem Proceß, den es beim Rauchen durchmacht, nicht ſehr ſchädlich ſein.

Weniger harmlos möchte das im Kautabak lauernde Nicotin ſein, indeß wer Matroſen kennt, wird auch daran nicht recht glauben wollen. Am gefährlichſten ſollte der Schnupftabak ſein, von dem manche Sorten 2 Procent enthalten; da er indeß auch nicht gegeſſen zu werden pflegt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn es trotzdem paſſionirte Schnupfer gegeben hat, die achtzig Jahre und älter wurden und niemals krank waren. Wäre es dennoch, wie allerdings wahrſcheinlich iſt, das Nicotin, wenn „der Bub', zum Rauchen noch nicht reif", ſich mit „ſeines Vaters Tabakspfeif'" an der Stadtmauer zu erfreuen ging und ſeine Freude durch gewiſſe krankheitsartige Erſcheinungen beeinträchtigt und auf einige Zeit verdrängt ſah, nun, ſo geht das wie mit andern Dingen, die Anfangs nicht recht bekommen, an die man ſich aber allmählig gewöhnt, und in denen man zuletzt eine gute Gabe Gottes verehrt, welche man um Alles in der Welt nicht miſſen möchte. Aller Anfang iſt ſchwer, und est modus in rebus.

Mit der letzteren Maxime iſt auch das Meiſte von dem auf ſein rechtes Maß zurückgeführt, was Riant von den Folgen fortgeſetzten Tabaksgenuſſes ſagt. Er kann nur von maßloſem Rauchen, Schnupfen oder Kauen reden, und nur von ſolcher Maßloſigkeit bei Leuten, die ihre Schwächen dem Tabak gegenüber nicht berückſichtigen, wenn er fortfährt:

„Geraucht ſtört der Tabak die Functionen des Magens, ſei es durch den Verluſt des Speichels, den der Rauchende wegſpuckt, ſei es infolge des Dampfes, den er verſchluckt. (Was nur die wilde Rothhaut thut.) Er greift die Zähne an und ſchwärzt ſie, ſchwächt die Sehkraft, reizt die Lunge und kann an den Lippen des Rauchers die Entwicklung bösartiger Geſchwüre zur Folge haben. Die durch Pfeifen mit zu kurzem Rohr, durch Cigarren oder Cigaretten an die Zähne gelangende Hitze läßt den Schmelzüberzug derſelben zerſpringen". (Gut, ſo rauche man aus langer Pfeife oder Cigarrenſpitze.)

„Das durch die Naſe eingezogne Tabakspulver reizt die Schleimhaut der Naſe und Stirnhöhle, zwingt zum Nieſen, bewirkt übermäßige Ausſcheidung von Flüſſigkeit und vermindert die Fähigkeit zu riechen, ja läßt ſie oft ganz verſchwinden. Bei manchen eifrigen Schnupfern, welche eine beträchtliche Menge Tabak nehmen, wird ein Theil des ſchwarzen Staubes verſchluckt und ſinkt auf dieſe Weiſe in den Magen, der das darin enthaltene Nicotin aufſaugt. Endlich nimmt der Athem des Schnupfers einen ſtarken, widerwärtigen Geruch an. Seine Kleider duften nach altem Tabak, ſeine Wäſche iſt beſudelt. Die Gewohnheit des Schnupfens iſt entſchieden unanſtändig."

Liegt in den letzten Sätzen manches, was nicht wohl zu leugnen iſt, ſo verfällt unſer Autor wieder in Uebertreibung, wenn er nach Schilderung der kleinen Leiden des Anfängers im Rauchen fortfährt:

„Aber der Zweck läßt Alles ertragen: man muß rauchen, man iſt ohne jenen Preis kein Mann. Die Gewohnheit mildert mit der Zeit jene peinlichen Folgen, jene ſchrecklichen Empfindungen beim Beginn, eine übel angebrachte Eitelkeit geſtattet kein Zurücktreten, man darf einen um den Preis entſetzlicher Leiden erkauften Grad nicht aufgeben. Man raucht von Woche zu Woche mehr, man ſucht mehr und mehr jenen Halbſchlummer auf, während deſſen die Vernunft abdicirt und das Denken erliſcht; bald wird jede Aufmerkſamkeit zur Unmöglichkeit, und das Erinnerungsvermögen verliert ſich. Der Raucher findet an nichts mehr Geſchmack, was nicht mit dieſem berauſchenden Qualme gewürzt iſt; er verdaut nicht, wenn er nicht raucht, er ſchläft nicht ein, wenn er nicht erſt die Pfeife oder Cigarre im Munde gehabt hat, er raucht ſofort nach dem Aufſtehen, er muß auf jeder Reiſe den Tabak zum Begleiter haben. Er hat einen Zeitvertreib geſucht und hat einen Herrn und Meiſter gefunden, der ſeinem Sclaven keinen Augenblick Ruhe gönnt. Der Tabak iſt aus einer Gewohnheit eine Leidenſchaft, ein unbedingtes Bedürfniß, eine vollſtändige Knechtſchaft geworden. Dieſes unnatürliche Bedürfniß wird ſo gebieteriſch, daß es an die Stelle wirklicher Bedürfniſſe tritt. Hat der Raucher zwiſchen Tabak und Brod zu wählen, ſagt Balzac, ſo zögert er nicht, nach dem erſteren zu greifen. Man hat Bergleute, die mehrere Tage verſchüttet geweſen waren, als ſie ausgegraben worden, zuerſt

nach Tabak als nach demjenigen verlangen ſehen, deſſen Entbehrung ihnen am ſchwerſten gefallen war. Für den Soldaten hat das Rauchen nicht blos den Werth einer Gewohnheit. Bei Feldzügen wenigſtens übt der Tabak eine moraliſche Wirkung aus, der man ſelbſt nach der Meinung von Militärärzten, welche ihm ſonſt nicht wohlwollen, Rechnung tragen muß. (Auch eine phyſiſche Wirkung: es marſchirt und es hungert ſich beſſer, wenn man raucht.) Infolge deſſen liefert die franzöſiſche Regierung ſeit 1853 ihren Soldaten „tabac de cantine“ zu ermäßigtem Preiſe, und zwar täglich 10 Gramm eine Maßregel, die der Academiker Jolly lebhaft getadelt hat.“ (Auch in den Vereinigten Staaten gehört zu den Competenzen der Soldaten eine beſtimmte Quantität Tabak und zwar nach der Sitte des Landes Kautabak.

Auch die Anklagen, die man gegen den Tabak von volkswirthſchaftlichem Standpunkte erhebt, beruhen auf ſchwachen Gründen. Der Tabaksbau, ſagt man, nimmt große Flächen des beſten Bodens in Anſpruch, die viel vortheilhafter mit Weizen oder einem andern Getreide beſäet würden. Die Tabaksfabrication erfordert Tauſende von Händen, die beſſer andere Waaren herſtellten. Europa verwandelt Millionen von Mark, Francs, Pfund Sterling Piaſtern, Rubeln u. d. durch Rauchen in Aſche, während es klüger thäte, ſich Brod und Fleiſch dafür zu kaufen. Der Tabak macht Durſt, treibt zum Bier oder Wein in die Wirthshäuſer, je mehr man raucht, deſto mehr trinkt man, dann kommt wohl auch ein Kartenſpiel hinzu u. ſ. w.

Wir ſagen dazu erſtens, wer die Tabaksfelder abſchaffen und durch Getreidefelder erſetzen will, der muß conſequent ſein und unſre Weinberge und Hopfenpflanzungen ausrotten, um ſie durch Wälder oder Obſtgärten oder etwas anderes Nützliches zu erſetzen. Der Tabak ernährt nicht, der Wein auch nicht, das Bier nur mäßig. Der Tabak berauſcht, der Wein und das Bier berauſchen auch. Dieſe Getränke erfreuen die Zunge, der Tabak thut desgleichen. Die feinſte Havanna-Cigarre, die mir eine Stunde lang Vergnügen gewährt, mich angenehm aufregt, koſtet noch nicht die Hälfte einer feinen Flaſche Wein, die dasſelbe leiſtet. Dieſe Cigarre wird allerdings zu Rauch und Aſche, aber das iſt das Loos aller irdiſchen Dinge, und was wird denn aus dem Johannisberger oder Champagner, wenn er die Zunge paſſirt hat? Ganz und gar ungerechtfertigt endlich iſt die Behauptung, der Tabak verführe zum Trinken oder gar zur Trunkſucht, wie gewiſſe Fanatiker wollen. Im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß ſtarke Raucher in der Regel mäßige Leute ſind, und daß viele überhaupt oder wenigſtens beim Rauchen nur Waſſer trinken, da der Genuß von Wein und Bier die feine Zunge für die Eigenſchaften guter Tabaks- und Cigarrenſorten verdirbt, wie man umgekehrt auch zu einem Glaſe Bouquetwein nicht rauchen kann, ohne ſich den Geſchmack desſelben zu vermindern oder zu zerſtören. Viele, welche nicht

rauchen, ſind ſtarke Trinker von Spirituoſen, wenige Trunkenbolde ſind ſtarke Raucher, da beim Katzenjammer die Pfeife nicht ſchmeckt, und wo man Ausnahmen antrifft, wird man finden, daß die Liebe zum Trinken vor der Liebe zum Rauchen vorhanden war.

Aehnlich verhält es ſich mit der Klage, der Tabak verderbe die Zähne, ſchwäche den Verſtand, verſenke in träumeriſches Duſeln, laſſe das Gedächtniß ſchwinden, mache arbeitsunfähig und verkürze das Leben. Daß die kurze franzöſiſche Thonpfeife den Zähnen ſchadet, iſt gewiß nicht in Abrede zu ſtellen. Daß der Tabak ſie ſchwärze und überhaupt ſchlecht werden laſſe, iſt grundlos. Eher könnten wir behaupten, er trage zu ihrer Erhaltung bei. Newton wurde, wie bemerkt, 85 Jahre alt und hatte, als er ſtarb, erſt einen Zahn verloren, obwohl er ein leidenſchaftlicher Raucher war. Daß Rauchen oder Schnupfen den Verſtand ſchwäche, wird jeder Tabaksliebhaber nicht blos leugnen, ſondern mit der Bemerkung erwidern, daß er ſchärfer denke, raſcher componire und reicher erfinde, wenn er rauche, als wenn er nicht rauche. Sodann aber lehrt uns die Geſchichte, daß viele ſtarke Raucher oder Schnupfer nichts weniger als träge, geiſtig unkräftige oder willensſchwache Individuen, ſondern ungemein fleißige und energiſche Geiſter, fähig zum Ertragen der ſchwerſten Anſtrengungen waren, wobei wir nur an Doctor Parr, Hobbes und Walter Scott, an Friedrich den Großen, Gibbon und Napoleon den Erſten erinnern. Auch Fürſt Bismarck raucht und hat früher leidenſchaftlich geraucht. Daß der Tabak endlich das Leben verkürze, bedarf den von uns im erſten Abſchnitte angeführten Beiſpielen von hochbetagten berühmten Rauchern gegenüber, denen jeder Leſer aus eigner Erfahrung Beiſpiele von langlebigen Freunden der Pfeife an die Seite zu ſtellen im Stande ſein wird, keiner Widerlegung. Es mag ſein, daß Mancher ſich durch zu viel Rauchen von ſchweren Cigarren auf eine Weile den Magen verdorben und die Nerven zerrüttet hat. Er hätte dann zu rechter Stunde in ſich gehen und aufhören ſollen. Sonſt iſt hier zu fragen: was iſt zu viel? Was mehr iſt, als einem frommt. Dem Einen macht eine Cigarre ſchon Beſchwerden, dem Andern hat „der grundgütige Gott“, um mit dem Weihbiſchof von Bingen bei Göthe zu reden, „die beſondere Gnade verliehen“, ein Dutzend oder mehr des Tages zu genießen, und während jener ſich das Rauchen am Beſten ganz verſagt, darf dieſer „wohl mit gutem Gewiſſen und mit Dank dieſer anvertrauten Gabe ſich auch fernerhin erfreuen.“

Daß das Schnupfen zu einer unſaubern Gewohnheit werden kann, iſt ſicher. Wir waren ſelbſt einmal blutſchwitzend Zeuge, wie ein Bonner Profeſſor mit ſehr ausgebildetem Riechorgan bei einem Freunde ein kunſtvoll geſchriebenes, ſoeben angekommenes Diplom beſah, das auf dem Tiſche vor ihm aufgerollt war, und wie an beſagtem Organ ein brauner Tropfen hing,

der wie das Schwert des Damokles über den prachtvollen Goldbuchſtaben ſchwebte. Aber weder auf die Intelligenz noch auf den Charakter übt die Doſe eine üble Wirkung. Im Gegentheil läßt Molière ihr in dieſer Beziehung von Sganarelle im Don Juan nachrühmen:

„Was auch Ariſtoteles und die geſammte Philoſophie ſagen mögen, es iſt nichts im Vergleich mit dem Tabak. Er iſt die Leidenſchaft der rechtſchaffnen Leute, und wer ohne Tabak lebt, iſt nicht werth zu leben. Er erquickt und reinigt nicht blos das menſchliche Gehirn, ſondern führt auch die Seelen zur Tugend, und man lernt von ihm, ein wohlwollender Menſch werden. Seht Ihr denn nicht, in welcher verbindlichen Weiſe man, ſobald man ein Schnupfer wird, ſich ſeiner jedermann gegenüber bedient, und wie befliſſen man iſt, nach rechts und links hin überall, wo man ſich befindet, Priſen anzubieten? Man wartet nicht einmal ab, daß ſie verlangt werden, ſondern läuft hin, bevor der Wunſch laut wird, und ſo iſt es denn wahr, daß der Tabak allen denen, die ſchnupfen, ehrenwerthe und tugendhafte Gefühle einflößt.“

Iſt der Tabak, mäßig, d. h. von jedem Einzelnen nach dem Maße ſeines körperlichen Vermögens genoſſen, nicht ſchädlich, ſo muß andrerſeits zugeſtanden werden, daß er nicht entfernt die vortrefflichen mediciniſchen Eigenſchaften beſitzt, die ihm die alten Aerzte nachrühmten und mit denen er geraume Zeit von den Apotheken als „Heilmittel für Alles“, als „heiliges Wundkraut“ u. d. verkauft wurde. Die Engländer ſcheinen ihm noch die meiſten Tugenden in dieſer Hinſicht zuzuſchreiben. Fairholt ſagt in dem angeführten Buche:

„Nach Merat hätten die Deutſchen und die Schweizer die Gewohnheit, Perſonen, die durch Untertauchen in Waſſer erſtickt worden, Tabaksrauch einzutreiben. Häufig wurde im vorigen Jahrhundert eine Abkochung von Tabak zur Cur von hartnäckigen toniſchen Krämpfen verwendet. Ebenſo wurde dieſelbe Medicin bei Katarrh und Bronchitis empfohlen und zwar gemiſcht mit Cognac. Neander lobt ihn in dieſer Form als höchſt wirkſames Brechmittel — was wir durchaus nicht in Zweifel ziehen wollen. Die Apotheker bereiteten „Tabakswein“ auf folgendem Wege. Man nahm 1 Unze Tabaksblätter und 1 Pfund ſpaniſchen Wein, ließ die Miſchung ſieben Tage ſtehen, goß ſie durch Löſchpapier und wendete ſie dann als ein die Nierenthätigkeit beförderndes Mittel gegen Waſſerſucht an, welches man den Kranken in Doſen erſt von 30, dann von 60 und zuletzt von 80 Tropfen täglich zweimal einnehmen ließ. Die londoner „Medical Gazette“ berichtet, daß Fälle epidemiſch auftretenden Scharlachfiebers vor einigen Jahren durch Eingeben von gepulvertem Tabak gründlich und ohne üble Folge geheilt worden ſeien. Die Doſis betrug je nach dem Alter des Patienten ein Viertelgran bis 2

Gran und wurde täglich einmal gereicht. Man ſollte damit, während Belladonna und ähnliche Arzeneien nichts geholfen hätten, in einer Woche fünfzig Kranken das Leben gerettet haben. Sir Aſtley Cooper endlich hat den Tabak für das wirkſamſte und erfolgreichſte Agens bei der Heilung von Brüchen erklärt."

Der amerikaniſche Arzt Stephenſon will die Kopfroſe dadurch geheilt haben, daß er die entzündete Stelle ſo lange mit angefeuchtetem Tabak bedeckt habe, bis der Kranke Uebelkeit empfunden.

Riant verhält ſich kühler. Er ſagt:

„Als innerlich angewendetes Mittel iſt der Tabak faſt ganz aus der Medicin verbannt. Indeß bleibt ein leichter Abguß von Tabaksblättern die letzte Zuflucht, wenn es bei eingeklemmten Brüchen die Eingeweide zu reizen gilt. Ebenſo leiſtet er gute Dienſte zur Wiedererweckung der Nerventhätigkeit und zur Wiederbelebung des Kranken, der in Gefahr iſt, zu erſticken. Man wendet den Tabak dann in der Form von Dampfbädern oder Lavements an, es bedarf indeß dabei der äußerſten Vorſicht. Endlich betrachtet man den Tabak als ein Mittel gegen das Aſthma, doch haben ſich die Kranken dabei großer Mäßigung zu befleißigen, wenn ſie nicht Rückfälle hervorrufen wollen. Aeußerlich wendet man Abkochungen von Tabaksblättern gegen vegetabiliſche und animaliſche Paraſiten an." Nicht zu rathen iſt, ſich ſeiner gegen Ausſchläge zu bedienen; denn „drei Kinder, die daran litten und denen man den Kopf mit einem Präparat aus Tabak eingerieben hatte, ſtarben binnen vierundzwanzig Stunden." Ebenſo möchte der obenerwähnte „Tabakswein" ſein Bedenkliches haben, da Riant erzählt, daß der Dichter Santeuil nach dem Genuß eines Glaſes Wein, in das man Tabak geworfen, unter ſchrecklichen Schmerzen verſchieden ſei.

Der deutſche Botaniker Hayne endlich ſpricht ſich in ſeiner „Darſtellung und Beſchreibung der in der Arzeneikunde gebräuchlichen Pflanzen" über Nicots Kraut folgendermaßen aus: „Da die Wirkungen des Tabaks ſowohl in der Abkochung als auch in Extract und in Pulver ſo heftig ſind, namentlich leicht Schwindel, Betäubung und alle Zeichen einer narkotiſchen Vergiftung hervorbringen, ſo wendet man ihn nur ſelten an, höchſtens noch bei hartnäckigen Verſtopfungen und zu Waſchwaſſer (1 Unze Tabak auf 8 Unzen Waſſer) bei Hautausſchlägen. Der diätetiſche Gebrauch des Rauch- und Schnupftabaks iſt dagegen ſehr zu empfehlen, namentlich der erſtere bei obſtruirten und an Hämorrhoiden leidenden Perſonen und der letztere als ableitendes Mittel bei Augen- und Gehörkrankheiten."

Wie kam der Tabak zu ſo raſcher und allgemeiner Verbreitung als Genußmittel? Worin beſteht die Annehmlichkeit, der Reiz des Rauchens? Die Antwort hierauf iſt ſo ſchwer, daß Kant der Meinung geweſen iſt, dieſe

Annehmlichkeit beſtehe nur in einer den Ideengang befördernden Nebenbeſchäftigung von Hand und Mund, wie denn Nichtraucher ſich entſprechend mit den Händen zu thun machen (Fingermühle ſpielen, an etwas ſchnitzeln?) müſſen, wenn ſie aufmerkſam zuhören oder nachdenken wollen. Wir wiſſen nicht, ob Kant ſelbſt geraucht hat; was er ſagt, iſt aber gewiß nicht das Rechte. Eher läßt ſich's hören, wenn Pereira ſich den Zauber, der im Genuß einer Pfeife oder Cigarre liegt, damit erklärt, daß der Tabak eine beſänftigende, ruhig ſtimmende Wirkung auf das Gemüth übe. Nach Maddens Anſicht wieder wäre das träumeriſche Vergnügen des Rauchers in der Erzeugung einer vollkommenen Gedankenloſigkeit zu ſuchen; denn wenn man jenem die Frage vorlege, woran er bei ſeinem ſtummen Genuſſe gedacht habe, ſo werde er antworten, an nichts. Das wird ohne Zweifel von Manchem gelten, gewiß aber nicht von Allen und am wenigſten von denen, die bei geiſtiger Arbeit rauchen und ſich zu rauchen gezwungen fühlen. Viel richtiger ſcheint, daß der Reiz des Tabaksgenuſſes und vorzüglich des Rauchens gerade im Gegentheil von dem, was Madden ſagt, nämlich darin liegt, daß derſelbe ſchneller denken und reichlicher phantaſiren läßt, daß der Tabak alſo dasſelbe bewirkt, wie der Kaffee, der ſchwächer, und das Opium, welches ſtärker in die Denkmaſchine und den Apparat der Phantaſie eingreift. Eine einſchläfernde Wirkung des Tabaks haben wir wenigſtens niemals bemerkt, man müßte denn dabei bildlich ſprechen und an die Einſchläferung von Hunger und Zahnſchmerz denken.

Wenn bei Manchem die erſte Cigarre oder Pfeife nicht die ſchlimmen Wirkungen hat, wie bei den Meiſten, ſo liegt das wohl daran, daß er ſich ſchon als Kind im Rauchen von allerhand andern Subſtanzen, darunter auch übelſchmeckende waren, geübt hat. Wer von uns hätte nicht auf dem Wege zur Schule oder in Freiſtunden ſein Heil mit einem glimmenden Stück Ausklopferöhrchen verſucht? Wir ſelbſt bekennen uns dazu, und es iſt uns, als hätte das Röhrchen geſchmeckt, beſſer wenigſtens im Munde als auf dem Rücken, wenn der Schulmeiſter uns über ſolchem Rauchen ertappt hatte. Andere rauchten Roſenblätter — es werden empfindſam geſtimmte Seelen geweſen ſein. Auch Salbei that es, desgleichen Häckerling. Ein vortreffliches Tabakſurrogat lieferte Kaffeeſatz. Ein Freund rauchte ſogar alte Leinwand, ja einer der beiden Verfaſſer der „Hygiène des Fumeurs“, die vor Kurzem in dritter Auflage erſchien, will ſelbſt Sohlen von abgelegten Stiefeln, mit einem Federmeſſer klein geſchnitten, in die Pfeife ſeiner Knabenjahre geſtopft und genoſſen haben. Daß er ſie ſchmackhaft und wohlriechend gefunden, ſagt er nicht, fügt aber hinzu: „Das Kind, welches raucht, iſt wilden Gemüthes und ſchrickt vor nichts zurück. Auf der Schule würde man, wenn es ginge, ſich ſein Calumet mit den vermoderten Gebeinen ſeines Urgroßvaters füllen.“

Mit fünfzehn Jahren raucht man Tabak, aber nicht für sich, sondern für andere Leute, nicht um des Genusses willen, sondern der Wichtigkeit halber, die es giebt. Man bildet sich ein, daß man damit auf der Promenade Sensation macht, daß alle Frauen auf einen hinzeigen und sagen: „Da seht 'mal den hübschen Jungen, wie nett dem die Cigarre zu Gesichte steht.“ Man läßt seinen Glimmstengel absichtlich ausgehen, nur um den nächsten alten Herrn, der uns vor einer Gruppe Damen begegnet, um Feuer ansprechen zu können, obwohl man weiß, daß solche alte Herren häufig grob werden und von Gelbschnäbeln reden, die hinter den Ohren noch nicht trocken sind. Man ist kühn in dieser Zeit glücklicher Selbsttäuschungen.

Mit zwanzig Jahren raucht man, so oft man ausgeht. Aber man hat noch keinen Tabaksverstand, man denkt wenig an die Güte des Tabaks, dagegen um so mehr an eine stattliche Pfeife, man wählt seine Cigarre nicht, wohl aber seine Cigarrenspitze. Ein Mille Cigarren von Upmann oder Cabannas läßt uns zwar nicht kalt, wärmer aber werden wir, wenn Frauenhand dem Herrn Studenten zu Weihnachten einen saubergestickten Tabaksbeutel oder ein derartiges Cigarrenetui mit den Farben der Verbindung verehrt.

Erst mit dreißig Jahren wird der Raucher reif und Meister, und oft erst später gelangt er durch eigne Erfahrung und Lehre von andern Kunstgenossen in den Besitz aller Vortheile, Regeln und Wahrheiten, die den ganz Eingeweihten schmücken und charakterisiren. Mit einigen von diesen Maximen wollen wir unsern Sermon beschließen.

Rollentabak gewinnt, wenn er an einem trocknen, nicht heißen Orte aufbewahrt wird, mit den Jahren. Namentlich gilt dieß vom Varinas. Geschnitten darf er indeß nicht lange liegen, da er sonst zu sehr austrocknet und staubartig wird. Man schneide sich daher nur den Bedarf für eine Woche und hebe das Geschnittene in einem Gefäße von Steingut auf. Die Tabake der Levante, vorzüglich der Latakiah, schimmeln leicht, wenn sie zu viel Feuchtigkeit bekommen, dürfen aber auch nicht zu starkem Austrocknen ausgesetzt werden, da sie dann ebenfalls zu Staub zerbröckeln und überdieß ihr Arom verlieren. Man bewahrt seinen Vorrath davon am Besten in Blasen, Lederbeuteln oder Thierfellen auf, die noch die Haare haben, und die man vor ein Fenster hängt, wo sie abwechselnd Regen und Luft bekommen. In Kellern verderben sie. Persischer Tabak muß, bevor er auf den Kohlenbecher der Wasserpfeife kommt, angefeuchtet werden.

Von den Cigarren gilt zunächst die Regel: lieber wenig, aber gute Marken, als viel und Mittelgut oder gar schlechtes Zeug rauchen. Es ist entsetzlich, zu sehen und — zu riechen, in welchem Maße hier nicht selten auch Leute, die das Beste haben könnten, gegen sich selbst und ihre Nebenmenschen sündigen. Sage mir, was Du rauchst, und ich will Dir sagen,

was Du biſt. Schon die Alten ahnten das, da die Sprache guten Ruf und guten Geruch als Synonyma braucht.

Wie lange muß die Havanna von ſeiner Ernte liegen, ehe ſie genießbar wird? Raſche und emphatiſche Antwort: Gar nicht! Sie muß im Gegentheil ſofort nach ihrem Eintreffen von der Seereiſe geraucht werden, wenn ſie ihr volles Arom entwickeln ſoll. Und wie lange hält ſich eine Havanna, bevor ſie ungenießbar wird? Das kommt auf die Qualität, den Jahrgang an. Sehr fette, ſpeckige Cigarren ſollen etwa ein halbes Jahr und können höchſtens drei Jahre lagern. Später könnte man ungefähr eben ſo gut Stroh rauchen, als ſolche ſtumpfe, entkräftete Krautbündel.

Jede Cigarre, von der die Aſche dicht vor der Brandſtelle abfällt, verliert ſofort merklich an Wohlgeruch, und je länger die Aſche am Ende derſelben wird, deſto beſſer riecht und ſchmeckt der Rauch am andern Ende. Die Urſache hiervon wird darin geſucht, daß die Aſche eine Art Kruſte bildet, welche das Arom ſich auf dieſer Seite nicht verflüchtigen läßt. Andere erklären die Erſcheinung damit, daß die heiße Aſchenkruſte die Wirkung eines Filtrirapparats habe, durch welchen die äußere Luft hindurchgehe, wobei ſie einen großen Theil ihrer Feuchtigkeit verliere, ſo daß das Innere der Cigarre nicht naß werde und dieſelbe regelmäßig brenne. Ueberhaupt hängt die feine Cigarre ſehr vom Wetter ab, ſo daß ſie guten Beobachtern als eine Art Barometer dienen kann. Bei ſchwerer, ſchwüler, drückender Luft verliert, bei heiterer, reiner, leichter gewinnt ſie erheblich an Duft und Geſchmack. Feuchtes Wetter ſchadet ihr, auch wenn ſie gut verwahrt im Zimmer ſteht, weshalb ſie im Sommer durchſchnittlich mehr werth zu ſein ſcheint, als im Winter. Regel: man ſchmähe eine Sorte nicht eher, als bis man ſie bei trocknem Wetter und heiterem Himmel geraucht hat, und man preiſe ſie nicht eher, als bis ſie bei dicker Luft und naſſem Erdboden verſucht worden iſt.

Cigarren, welche ſchief brennen wollen, vertreibt man dieſe Unart in der Regel dadurch, daß man — mit oder ohne quos ego und gelindes Fluchen — einige Secunden ſtark hineinbläſt und dann etliche kräftige Züge thut. Hilft das nicht, ſo werfe man ſie weg. Eine ſchiefbrennende Cigarre, die ſich nicht raſch beſſert, weiter rauchen, kommt gleich hinter dem Verzehren einer faulen Auſter.

Cigarren, welche zu feſt gewickelt ſind und keine Luft haben, curirt man damit, daß man nach Abſchneiden der Spitze durch die obere Hälfte bis auf die Entfernung eines Zolles oder etwas weiter eine ſtarke Nadel hindurchſticht und ſo dem Rauch einen Weg bahnt; doch iſt das vorſichtig zu bewirken, weil ſonſt das Deckblatt leicht zerplatzt. Der Cigarre den Kopf abzubeißen, iſt unverſtändig, man ſchneide ihn ab, und man ſchneide nicht zu wenig ab. Feine Cigarren aus langen Pfeifen zu rauchen iſt unklug, da auf dieſe Weiſe

der Rauch ſeinen Weg durch die Abſonderung hindurchnimmt, welche ſich in Kopf, Rohr und Spitze angeſetzt hat, und da er hierdurch ſein Arom mit häßlichen Düften miſcht. Höchſtens eine kurze einfache Cigarrenſpitze iſt erlaubt. Am beſten aber bringt man die Cigarre direct an den Mund.

Unrecht iſt es, die Cigarre mit den Zähnen zu faſſen, abſcheulich endlich, ſie zu zerkauen. Je trockner das Mundſtück bleibt, deſto ſauberer und deſto duftiger wird die Cigarre ſein. Sparſamkeit ohne Ueberlegung nennen wir es, wenn jemand eine ausgegangene Cigarre, die ſtundenlang gelegen hat, wieder in Angriff nimmt, weil eine ſolche die Zunge beißt und die Naſe nicht vergnügt.

Wir bemerken noch, daß man wohlthut, nicht unmittelbar vor dem Schlafengehen und nicht ſofort nach dem Aufſtehen ſowie nicht bis kurz vor der Zeit, wo man ſich zu Tiſche ſetzt, zu rauchen. Im erſten Fall ſichern wir uns durch die anempfohlene Enthaltſamkeit ein baldiges Einſchlafen; im zweiten bewahren wir uns vor der Wirkung, die der Tabak ſelbſt auf manchen alten und wohldisciplinirten Raucher hat, wenn er nüchtern genoſſen wird; im dritten bringen wir guten Appetit, die beſte, und keinen Tabaksgeſchmack, die ſchlechteſte Würze, mit zum Mahle.

Ein Gottesgericht in Weſt-Afrika.

Von Herman Soyaux.

Allen unentwickelten Völkern iſt der Tod nicht die nothwendige Folge des Lebens, ſondern die Wirkung einer geheimen von erzürnten Göttern oder böſen Zauberern ausgeübten Macht; ihnen kommt der Gedanke nicht, daß auf natürlichem Wege das warme Blut erſtarren, das leuchtende Auge brechen, und der Körper ſeine lebenäußernden Funktionen einſtellen könne.

Auf jeder Stufe des geiſtigen Entwickelungsganges fühlt der Menſch das Bedürfniß, für alle Erſcheinungen im Leben und in der Natur, für alle Vorfälle einen Grund und Urheber zu erforſchen und kennen zu lernen. Jeder gebildete Menſch weiß, daß der Tod folgerichtig eintreten muß und in der Abnutzung der Kräfte, in dem „allgemeinen Verbrennungsproceſſe“ ſeinen letzten Grund finde. Der Ungebildete glaubt an die Zauberkraft eines Menſchen oder die Machtäußerung eines Geiſtes als die Urſache des Todes. Warum ſollte daher nicht der Wilde zu demſelben Glauben und zu dem Wahne ge-

Digitized by Google

langen, daß auch Menſchen vermögen, geheime Zauberkräfte zur Herbeiführung eines Todesfalles wirken zu laſſen. Die Idee, daß der Menſch ohne Beeinfluſſung ſolcher das Leben endender Kräfte ewig leben könne, finden wir auf dem ganzen Erdball, bei den Patagoniern, den Auſtraliern, den Abiponen am Paraguay, den Papuanen auf den Hebriden, den Fidjiinſulanern und den Negern.

Vereint aber mit dieſem Wahnglauben tritt auch derjenige an Rechtsoffenbarungen auf, die Gott ordnungsmäßig und kunſtgerecht befragt, ertheilen müſſe. Noch augenblicklich iſt das „Gottesgericht“ bei einigen Dravidaſtämmen in Süd-Arabien, bei Brahmanen-Hindus, bei den Papuanen Neu-Guineas und den Negern der Goldküſte in vollem Brauch.

In Süd-Afrika finden wir als Mittel zur Vollziehung des Gottesgerichtes den Genuß eines Giftes, welches, in Loango „N-kaſſa“ genannt, von der pulveriſirten Rinde eines Caeſalpinienbaumes (Erythroloeum guineense) bereitet wird. Wer der Schuld eines Todesfalles bezichtigt wird, fällt dem Gottesgericht anheim; er erhält zu dem Zweck von dem N-ganga (Zauberprieſter) das Giftpulver eingegeben. Wirkt daſſelbe als Vomitiv, ſo iſt ſeine Unſchuld glänzend erwieſen, und dieſelbe Menge, die den Beſchuldigten vorher in fanatiſchem Eifer ſchlug und peinigte, beſchimpfte und mit Koth bewarf, feiert dann zu Ehren des Unſchuldbeweiſes die glänzendſten Feſte. — Bleibt das Gift jedoch im Magen, ſo wirkt es tödtend, und gewöhnlich wird dem Leben des Ueberführten, ſchon ehe das Gift den Tod bewirkte, durch Verbrennen ein Ende gemacht. Im Süden Angolas erhält auch an Stelle des Angeklagten ein Hund, den er ſelbſt zu wählen hat, das Gift — natürlich in verringerter Menge, und falls das Thier ſtirbt, wird der nun für ſchuldig Gehaltene zum Tode oder zur Sklaverei verurtheilt. —

Daß es bei den Gottesgerichten nicht immer in rechtmäßiger Art und Weiſe zugeht, verſteht ſich von ſelbſt, — iſt ja doch die Hierarchie mit im Spiele. Iſt die Meinung des N-ganga derjenigen der Ankläger aus irgend welchen Gründen entgegengeſetzt, ſo iſt die Wirkung des Giftes als Brechmittel ſicher, der Angeklagte ſchuldlos und man ſchreitet zur Unterſuchung eines Anderen, gewöhnlich des Anklägers. Prinzen ſind vom N-caſſa-Eſſen ganz frei, und häufig müſſen die einmal Angeſchuldigten à tout prix ſterben. Den letzteren Fall und zwar in ſcheußlichſter Weiſe hatte ich einmal Gelegenheit anzuſehen.

Es war in Chinchoxo — der Station der erſten deutſchen Expedition zur Erforſchung Central-Afrikas — am Morgen des 19. October 1874. Wie ſtets hatte ich ſchon frühzeitig mein Lager verlaſſen und ſtand am Abhang der Dünenklippe in's Meer ſchauend und die langſam in's Land ziehende Briſe in die Bruſt ſaugend. — Unermüdlich wie immer, ob am Morgen

oder Abend, am Tage oder zur Nachtzeit, ſchob der Atlantiſche Ocean ſeine Ränderwellen auf den hellen Strand, der erſt in einiger Entfernung vom Waſſer eine arme, aber eigenthümlich ſchöne Vegetation zeigte. In gefälligen, oft ſchwungvollen Arabeskenlinien verſchlangen ſich auf hellgelbem Grunde die Ranken einer violettblüthigen Bohne mit großen, lederglänzenden Blättern mit denen von Trichterwinden, deren weiße und roſa Blumen dem Lichte des kommenden Tages ſich ſchüchtern zu erſchließen begannen. Einförmig großartig brauſte das Meer ſeine Morgenhymne, und donnernd zerſchellten die Wogen in der Brandung zu unzähligen Giſchtatomen. Mit der friedvollen Ruhe, die ein großartiges Naturbild in die empfängliche Seele legt, ſah ich in die dunkle, wallende und wogende Fläche des Meeres, deſſen Fernen ſich mit dem Blau des Himmels zu einer Linie verbanden. Allmälig wurde es heller, der Sterne mattflimmerndes Licht verblaßte ganz, ſanfte Lichthauche wehten verheißend über den Himmelsraum, und dann ſchoß plötzlich hinter den Bergen, die gegen das Innere des Landes die Landſchaft umſäumten, ein Strahl hervor, der „des Morgens goldflammende Majeſtät“ verkündete. Die Sonne ſtieg auf. Sie glühte bald durch die laubloſen Aeſte der Baobabbäume, bald verbarg ſie ſich, wie in einen Schleier gehüllt, hinter den zitternden Blättern der Fiederpalmen. Sie weckte die Schläfer aus der Ruhe. Sich dehnend und gähnend erhoben ſich vom Erdboden im Hofe die ſchwarzen Burſche, die nach halbdurchtanzter, fröhlicher Mondnacht unter dünnen, weißbaumwollenen Tüchern des Morgenſchlummers gepflogen; der Tag kam und mit ihm Arbeit und Sorgen. Das faſt vergangene Feuer wurde von Neuem angefacht und ſandte blaue Rauchwölkchen in den friſchen Morgenwind, der ſie hinübertrug zu den Hütten des Negerdorfes am Fuße des Berges. Auch dort ſah ich Bewegung; zwiſchen den Palmblattdächern der niedrigen, kleinen Häuschen huſchten weiße Geſtalten umher, Feuerbrände irrten hierhin und dorthin, da loderte eine angefachte Flamme auf, und Schafe und Ziegen riefen nach der Weide. Kein friedlicheres Bild als das eines Negerdorfes im Scheine der Frühſonne! Noch iſt es friſch, und Alles ſchaart ſich um die erwärmenden Feuer, in denen die Maiskolben zum leckern Mahle geröſtet werden; Gelächter allenthalben, Plaudern und Erzählen vom vergangenen Tage, von den Träumen der Nacht und von der — „Arbeit“ des heutigen Tages. Doch plötzlich ändert ſich die Scenerie. Dumpfer Trommelſchall klang vom Dorfe hohl und unheimlich herüber durch die friedvolle Morgenſtille. Aber auch die Natur harmonirte nun mit der Muſik, unheilſchwangere Wetter zogen über den Bergen auf, und eine graue Wolke verdeckte die Sonne, die vor Kurzem noch ſo fröhlich ſtrahlte.

Da kam auch ſchon der Dolmetſcher. Seine Rede begleitete er mit den dem Neger eigenthümlichen ausdrucksvollen Geſten und erklärte mir, daß in

unſerem Nachbardorfe N-zala ein Gottesgericht ſtattfinden werde; er ſetzte hinzu, daß, wenn wir Luſt hätten, wir demſelben beiwohnen könnten. Auf mein Befragen nach dem Grunde der Ceremonie, theilte er mir mit, daß vor Kurzem ein junges Mädchen „aus guter Familie“ an der Schlafſucht (doença de somno der Portugieſen), einer jenen Gegenden — beſonders Moſſamedes — und auch Braſilien eigenthümlichen und noch nicht genügend aufgeklärten Krankheit, geſtorben ſei, und daß nun in N-zala eine alte Frau als die Urheberin dieſes Unglücksfalles, als „feitiçeira“ verdächtigt ſei und die Giftprobe durchzumachen habe. Schnell benachrichtigte ich meine Collegen, und wir beſchloſſen, nach eingenommenem Thee nach N-zala, etwa zweihundert Schritt hinter unſerer Station zu gehen, um dem traurigen Schauſpiele zuzuſehen.

Bald mahnte uns der vermehrte Lärm und das Schreien und Johlen der Menge im Dorfe zum Aufbruch. Daſelbſt angelangt, erfuhren wir, daß man durch unſer Kommen, welches der Dolmetſch verheißen, ſich ſehr geſchmeichelt fühlte und deshalb auf uns gewartet habe. Im Dorfe war ein großer, freier Platz, der mit feuchtem Lehm tennenartig gepflaſtert war; hier ſollte das Gericht ſtattfinden. Zuvorkommend ſetzten uns einige freundliche Einwohner des Dorfes, mit dem wir ſtets im lebhafteſten Verkehr geſtanden, eine Bank zum Niederſitz nahe dem Richtplatz auf. Mit unſeren Jagdwaffen — es war die Zugzeit wilder Tauben — unter dem Gummimantel, denn es regnete ſchon ſtark, nahmen wir Platz und warteten der kommenden Dinge. — Nicht weit von uns zu unſerer Linken ſtand eine kartenhausähnliche Hütte, unter welcher die Delinquentin gefeſſelt lag, in ſchweren eiſernen Ketten, die der europäiſche Handel bereitwillig einführt. Vor der Oeffnung der Hütte ſtand der N-ganga des Dorfes, mit verſchiedenen Farben abſchreckend bemalt und mit Thierfellen und Federn grauenhaft und grotesk geſchmückt. Er hielt der Frau eine eindringliche Rede, die er mit dem Geräuſch der verſchiedenen über der linken Schulter hängenden Klappern (die ſich auch bei den Piaï, den Medicinmännern Südamerikas, als „maraka“ wiederfinden) und dem Läuten von Kupferglocken begleitete. Seine Worte enthielten die Anklage gegen die Frau, die Preiſung der unparteiiſchen göttlichen Wirkung der N-caſſa und die Aufforderung zum Genuß derſelben. Natürlich weigerte ſich die Alte; doch was half ihr das? Sie ſollte gezwungen werden.

Wurde die Volksmenge durch den Widerſpruch der Beſchuldigten noch mehr gereizt, oder wollte ſie in ihrer Weiſe bei Anweſenheit der Europäer renommiren, kurz die Wuth derſelben ſteigerte ſich und drückte ſich in grauſamer Weiſe aus. Die Frau wurde an der langen Kette, die mit einem Ringe um ihren Hals befeſtigt war, aus der Hütte geriſſen und nun im

Dorfe zwiſchen den Häuſern umhergeſchleppt; halb ging oder lief ſie, halb wurde ſie gezogen oder gezerrt, wenn ſie geſtolpert, in die Kniee geſunken oder geſtürzt war; dann ſprangen Einige hinzu, um den nackten Leib der Armen mit der fürchterlichen Peitſche aus dem Schwanze des Stachelrochen zu ſchlagen, ſtießen ihn mit den Füßen und ſpieen ihn an. Immer wieder richtete die Schmerzgepeinigte ſich auf, wieder brach ſie zuſammen, bis ſie, mit Schmutz und Lehm beſudelt, einige Male im Dorfe die Runde gemacht hatte und endlich auf den Richtplatz geriſſen wurde, wie man in unſeren Kleinſtädten ein Stück Vieh zur Schlachtbank ſchleppt. Nachdem die weißhaarige Alte, die uns in ihrer traurigen Lage um ſo ehrwürdiger erſchien, und der wir leider durchaus nicht helfen konnten, auf dieſe Weiſe für die Wirkung des Giftes empfänglich gemacht war, nahm ſie dasſelbe mit der Ruhe der Verzweiflung. Ein Pulver von roſtbrauner Farbe, wie zerriebene Chocolade, wurde ihr in drei kleineren Portionen vom N-ganga gereicht; die erſten beiden, etwa eßlöffelſtarken Doſen erhielt ſie trocken in den Mund geſchüttet, die letzte, ebenſo große Gabe aber mußte ſie mit Waſſer vermiſcht trinken. —

Die Sonne brach wieder durch, hell und freundlich überſtrömte ſie uns alle, das arme Weib und ihre Ankläger mit ihrem Strahlengold; über uns rauſchten Schaaren grüner Tauben durch die Luft, aber wer dachte an Jagd auf die Thiere, wo hier ein Menſchenleben auf dem Spiele ſtand! — Trotzdem die Frau wußte, daß ſie Gift genommen, ſchien ſie doch von ihrer Unſchuld und dem guten Ausgang überzeugt, denn wie hätte ſie ſonſt auch nur einem Gedanken an ihr Ausſehen Raum geben können. Aber in der That ſtand ſie, nun von Allen gemieden, allein auf dem Platze und ordnete das Hüftentuch, welches beim Hin- und Herſchleifen halb zerfetzt war, ſie ſtrich ſich den Schmutz aus dem Haar und vom Körper und legte dann beide Hände über den welken, zerfleiſchten Buſen, um ihn zu verdecken. Es war erſchütternd anzuſehen, und wir konnten dem Ausdruck des Schamgefühls der Armen in dieſem Moment unſere innere Bewunderung nicht verſagen. Nun ſetzte ſie ſich auf eine Matte am Boden, um die Wirkung des Giftes abzuwarten. Sie kam, und zwar, wie wir nach der vorhergehenden Tortur der Frau nicht erwartet hatten, günſtig! Sie erbrach in kleinen Abſätzen das Gift. Als ſie den Brechreiz fühlte, und er ſich durch Räuſpern bemerklich machte, rief ihr eine alte Frau, ihre Schweſter, aus den Zuſchauern einige freundliche Worte rathend zu. Sie ſollte auf und abgehen; ſie that es und, wie um ihre Ankläger und Feinde zu höhnen, ſtreckte ſie mit heftigen Bewegungen die Beine aus und ſtraffte die Arme, als wolle ſie die Kraft derſelben, die ein Menſchenalter gearbeitet, prüfen. —

Wir athmeten erleichtert auf. Aber unſere Freude war verfrüht; was half ihr der von „Gottesmacht“ herbeigeführte Unſchuldsbeweis? Nur um ſo ärger wurde das Schreien der Menge, und man warf uns Weißen böſe Blicke zu, denn der N-ganga, ſchlau wie alle Prieſter, hatte ſich zu helfen gewußt, — „die Macht ihres Gottes könne ſich nicht offenbaren, wenn wir Weiße dabei wären!“ — eine Ausrede eines Jeſuiten würdig. Der Prieſter verordnete, das Gift zum zweiten Male zu geben, und wir wünſchten einen Blitz vom heitern Himmel hernieder oder eine Schwadron Huſaren zum Einhauen in die Menge; ich glaube wir hätten kein Erbarmen gekannt. Am meiſten empörte uns, daß wir ſtatt jener Feierlichkeit und jenes Ernſtes, den wir bei dieſer Gelegenheit erwartet hatten, nichts weiter fanden, als die Luſt an den Qualen der Alten, nichts als eine Tragikomödie, ſchlecht geſpielt von boshaften Buben. Das Treiben ekelte uns an, retten konnten wir das Weib, das uns bittende Blicke zuwarf, auf keine Weiſe, daher wendeten wir der grauenvolle Scene den Rücken und kehrten traurig heim. —

Noch einmal ſollten wir aber in Aufregung verſetzt werden. Nach einer Stunde faſt hörten wir, daß das Weib das Gift auch zum zweiten und dritten Male von ſich gegeben habe, dennoch aber zum Feuertode geführt werde. Einer meiner Collegen und ich ſahen die Dorfleute mit der in einer Matte getragenen Verurtheilten die Berge hinanſteigen. Dem erſten Impuls der Empörung über dieſes unmenſchliche Thun folgend, griffen wir zur Waffe und ſtürmten den Grauſamen nach. Doch auf dem Berggipfel angelangt ſahen wir nichts mehr von den Verfolgten; in den Steppenbergen und Thälern konnten wir die Spuren nicht mehr finden. — Einen Tag darauf erfuhren wir, daß die ſchon halbtodte Frau wirklich verbrannt worden ſei. —

Man hat bisher ſtets das Vorhandenſein der Idee einer Fortdauer der Seele nach dem Tode bei den Negern beſtritten. Jedoch mit Unrecht. Die Neger opfern ihren Todten, wenn ſie durch böſe Träume beunruhigt oder geängſtigt werden, um den Geiſt eines Verſtorbenen, dem ſie im Leben Unrecht gethan zu haben glauben, zu verſöhnen. Gerichtete Zauberer aber gehen nach dem Glauben der M-balundu-Neger im Süden des Coanza als eine Art Wärwolf im Jenſeits um, und wie wir die Unſterblichkeitsidee in der Beigabe von Weizenkörnern zu den Mumien bei den Aegyptern, der Dattelkerne in den Gräbern der Altbabylonier, der Maiskörner in denen der Caraibenvölker ausgedrückt finden, ſo ſpricht ſich dieſelbe bei den Maſſongo in Caſſandſche dadurch aus, daß ſie in den Gräbern ihrer Jagas die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe und ſieben lebende Jünglinge, für verſchiedene Dienſtleiſtungen beſtimmt, verſchütten. —

Der Schlußstein zu „unsern vier Wänden.“

Als vor einigen Jahren in diesen Blättern der Versuch gemacht wurde, den Werth und die Bedeutung der Familienidyllen Rudolf Reichenau's „Aus unsern vier Wänden“ darzulegen, wurde zu Anfang der Abhandlung das Wort eines hervorragenden deutschen Gelehrten über Reichenaus Schriften angeführt, welches des Lobes voll war. Dieser Gelehrte blieb damals ungenannt. Jetzt, da er heimgegangen, darf sein Name unbedenklich genannt werden. Es war Wilhelm Eduard Albrecht, der große Germanist und Staatsrechtslehrer, der treue Hüter deutschen Verfassungsrechtes, er, das verkörperte deutsche Gewissen, der also urtheilte über Reichenaus Schriften! Vor allem lobte er die Treue der Schilderung, mit welcher der Lokalton und die Volksseele der preußischen Heimath in den Bildern „aus unsern vier Wänden“ getroffen sei. Aber nicht minder freudig erkannte er an, daß in wenig anderen Werken die Innigkeit und Eigenthümlichkeit deutschen Familienlebens, vor Allem deutscher Kindheit und deutscher Jugendkraft und -Strebung so glückliche Darstellung gefunden habe wie hier.

Fast genau in derselben Weise wie Albrecht, urtheilte vor wenig Monaten Julian Schmidt über Reichenaus Werke in den Preußischen Jahrbüchern. Der „trutz'ge Denker“ — wie Woldemar Wenck den bekannten Kritiker in seinen „losen Blättern“ nennt — wird sanft und beinahe weich, wenn er davon redet, daß er mit Reichenau derselben Stadt entstammte (Marienwerder), und wie treu und wahr Reichenau all die Plätze und Erinnerungen der Kindheit wieder zu beleben versteht zu unvergänglichem Dasein. Und auch Julian Schmidt betont mit Recht, welche Bedeutung die Schriften Reichenaus zu beanspruchen haben, mit ihrer liebvollen Beachtung des Innersten unsrer Heimstätten, unsres gemüthlichen und kräftigen Familienlebens, und ihrer besondern Begabung für die Ausprägung individueller Eigenthümlichkeit in einer Zeit, wo Alles der gleichmachenden Unnatur der Mode fröhnt und der Begriff der Häuslichkeit der unwandelbaren „vier Wände“ weiten Kreisen gänzlich abhanden zu kommen droht. Darin liegt unzweifelhaft der Hauptreiz und der bleibende Werth der Reichenau'schen Familienidyllen. Jeder kann das ermessen, der mit einem offenen Auge für seine eigene Jugend, seinen Werdegang und die guten und bösen Symptome der lebendigen Geschichte der Gegenwart diese kleinen inhaltsschweren Bände zur Hand nimmt. Die Ueberzeugung wird sich Jedem aufdrängen: eine große Fülle unvergänglicher Jugendfreude, genauester Menschenkenntniß und Beobachtung, tiefes Verständniß für die heitersten Regungen, für die ernstesten Züge unsrer Volksseele, wie sie daheim und unter Fremden, in der Kindheit, in der Jugend,

im gereiften Alter ſich äußert, iſt hier vereinigt. Es iſt ein großer Troſt und Stolz, daß ſolche Bücher geſchrieben werden konnten als ein treues Abbild auch unſrer Tage, in derſelben Zeit, da Alles klagte über die Verwilderung der Sitten, über den Verfall des treuen deutſchen Arbeitsfleißes, des Handels und der Gewerbe, in derſelben Zeit, da die Partei der Volkshetzer allen Glauben, alle Ordnung und Geſittung der alten Geſellſchaft auszurotten verſuchte und nicht am letzten die Familie, die Ehe, die Ehrenfeſtigkeit des deutſchen Hauſes ſich zum Ziel ihrer Brandfackeln erkoren hatte.

Es hieße ſehr gering denken von unſern Leſern, wollten wir ihnen noch einmal den Inhalt der früheren Reichenau'ſchen Schriften vorführen, deren beſte Stellen in aller Munde leben, mit deren Kinderbildern zum erſten Mal Oskar Pletſch ſeinen Namen berühmt machte, die vor Allem das ſinnigſte Weihnachtsgeſchenk bilden, welches Liebesleute und Eheleute einander, welches Eltern den herangewachſenen Kindern ſchenken können. Welcher deutſche Mann und welche deutſche Frau oder Jungfrau kennte ſie nicht, jene unvergleichlich wahren und in Scherz und Ernſt ſo herzigen Bilder aus dem Kinderleben, aus den „Knaben- und Mädchen"-Jahren, von „Auswärts und Daheim", die „Liebesgeſchichten", und „Am eigenen Heerde"? Schon in dem letzterwähnten Bändchen waren die Kinder, die wir vom „erſten Vierteljahr" an in ihrer Entwickelung verfolgt haben, wieder Eltern geworden. Nun liegt uns der Band vor, dem kein andrer mehr folgen kann: der Band, der „die Alten"*) vorführt, die Alten, die „große Kinder" und Enkel haben, oder denen das Geſchick dieſes höchſte Glück irdiſchen Daſeins verſagt oder wieder genommen hat, und welchen — um mit Jacob Grimm in ſeinem herrlichen Vortrag über das Alter zu reden — der einſame Spaziergang alle Freuden der Jugend erſetzt.

Wer die früheren Bändchen las, wußte „auf einen Ritt", was er geleſen. Sehr vieles blieb wörtlich haften. „Die Alten" werden, je öfter geleſen, um ſo tiefer wirken — ganz ſo wie im Leben, im Verkehr mit den Alten. Wie wunderlich und kraus entſtrömen oft die Erinnerungen vergangener Tage bejahrten Leuten. Wie viel Geduld meint die Jugend aufbieten zu müſſen, um neben Oftgehörtem wenig Neues aus greiſem Munde zu vernehmen. Und dennoch, vermöchte ſie zu miſſen jene von Mund zu Mund fortlebenden Erinnerungen der Vorzeit, die kein Buch uns mit der Anſchaulichkeit und Treue ſchildern kann, wie der überlebende Genoſſe jener Tage?

So iſt es auch nicht ein Tadel, ſondern ein Lob für dieſes Buch, daß es weitere Blicke aufthut, mehr Perſonen, Schickſale, Wandlungen und Erfahrungen vorführt, als irgend ein früheres Bändchen. Das liegt im Stoff. Die Aufgabe, die der Verfaſſer ſich ſtellte, ſpricht er ſelbſt aus in dem kurzen

*) Leipzig, F. W. Grunow, 1876.

Vorwort: „Mögen vor den nun ſelbſt Alten, die vom erreichten Ziele zurückſchauen, ehe mit ihnen das Gedächtniß ihrer Alten für immer ſchwindet, noch einmal in flüchtigen Wandelbildern auf und abſteigen die Lebensgänge der Vorangegangenen: aus dämmernder Ferne, von den entlegenſten Grenzen des deutſchen Landes einander zuſtrebend zu glücklicher Vereinigung, zur Gründung des Hauſes, zu treuer Gemeinſchaft in guten und nicht guten Tagen, bei hellem, wechſelnden und trüben Himmel bis zu jenem letzten Abendſcheine — auf den kein irdiſches Morgenroth folgt."

Selbſtverſtändlich ſpielt auch dasjenige, was in „den Alten" an wirklicher Handlung geboten wird, in der Hauptſache auf altpreußiſchem Boden. Selbſtverſtändlich — nicht nur, weil der Dichter ſich ſagt: „Hier ſind die Wurzeln deiner ſtarken Kraft", ſondern namentlich deßhalb, weil Preußen allein, vom Alten Fritz an bis heutzutage, die feſte Kette hiſtoriſcher Continuität in ſeinen ſtaatlichen Strebungen bietet, welche der Dichter zum Einſchlag ſeines Gewebes bedarf. Dorthin, nach Preußen, weiſt der alte ſchwäbiſche Spielmann ſeinen kleinen Begleiter zu Anfang unſres Bändchens. „Willſt Du jedoch durchaus zu was kommen, ſo lauf Du nur immer dem blanken Sternenwagen da droben nach. Einholen wirſt Du ihn nicht, behalte aber die Spur im Auge, die führt Dich in ein Land, ja, da iſt's ſchnurrig. Da haben ſie einen König, der geht mit dem Krückſtock ſchlafen und ſteht mit dem Krückſtock auf, und ſchlägt doch alle ſeine Schlachten ſelbſt. Und ſo ſind ſie alle — arg hinterher, wie man ſagt, eine ſtramme, zähe, knauſrige Art, die von Kommisbrod und der Fuchtel als nochmal feiſter wird wie Andre, denen Alles in den Mund wachſt, die den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen." Und der Knabe ſchüttelt den letzten Staub des Heimathlandes von ſeinen Schuhen und folgt dem blinkenden Sternenwagen gegen Norden, und gelangt in jene Landſchaft, „wo man noch zu was kommen kann", in jene große und berühmte Stadt, „in der man damals ſchon von der Luft, wo nicht weiſe, doch witzig und klüger als alle andern Leute wurde, wiewohl die Luft ſchon damals nicht immer die beſte geweſen ſein ſoll" — in jene „Stadt, ſechs Stunden von Potsdam", in welcher der Füſelier Schulze, der vor Paris ſtand im Jahr 1871, zu Hauſe war, wie er Moltke verrieth, und die er auf die Frage: „wie heißt denn das Neſt?" etwas näher damit bezeichnete: „Berlin, wenn Sie et noch nich kennen, Ex'llenz."

Unſer Spielmannsbub will „ſtudiren", und das hatte ohne die nöthigen Gelder vor hundert Jahren ſeinen ebenſo großen Haken wie heutzutage. Er hilft ſich im Anfang auf merkwürdige Weiſe. Er „überhört" geſittete wohlverſorgte Knaben und eignet ſich dadurch heimlich ihr Wiſſen an. Er giebt ihnen dafür „die brodloſe Kunſt ſeiner Schwänke" zu Tauſch. Er wird ertappt und die Folge davon iſt: die alten Schweſtern, in deren Wollen- und

Weißwaarengeſchäft er Laufburſche iſt, laſſen ihn unterrichten, und ſo wird er Doctor und ſchreibt ſeine Diſſertation de cruore febrili und ſucht nun das einzige, was ihm in ſeiner Berufsthätigkeit noch fehlt — die Praxis, nicht in Berlin, ſondern in einer kleineren Stadt, offenbar in der Vaterſtadt des Dichters.

Inzwiſchen haben wir auch erfahren, „wie die Großmutter ſchreiben lernte", wir ſehen ſie ſpäter herangewachſen, uns zugleich mit ihren beiden liebſten Freundinnen vorgeſtellt beim Kranzwinden, wir erfahren wie es zuging, „als der Großvater die Großmutter nahm", und in den eigenen, ſchlichten Worten der guten alten Zeit, in des „Großonkels Handſchrift", wird uns ein inniger reiner Roman jener gefühls- und bilderreichen und doch ſo einfachen Tage geſchildert, ein Roman, der zur glücklichen, aber durch den Tod bald geſchiedenen, unvergeſſenen Ehe führt.

Auch unſer Doctor hat inzwiſchen nicht nur Praxis, er hat auch eine Frau und Heimſtätte in der Stadt ſeines Wirkens gewonnen; mit reichem Humor wird uns ſeine „Sprechſtunde" in der guten alten Zeit geſchildert, wo der Bauer das Geld auf den Tiſch zählte, eine Reihe harter, blanker, harter Thaler nach der andern, bis der Doctor endlich ſagen muß, „nun hören Sie aber auch auf, es iſt genug." Dann erhalten wir Kunde von einer „glücklichen Kur", wie der Doctor Jemanden heilt, der das „Kribbeln im Fuß" für einen Schlaganfall gehalten, ohne dabei des Doctors Nachtruhe zu ſchonen. Und nun erfahren wir, wie es unſern Vorvätern zu Muthe war, als die Kunde von der „Schlacht bei Jena" eintraf, und wie ſieben Jahre ſpäter das „ſchöne Wetter" der Schlacht bei Leipzig über Deutſchland aufging. Aber damit iſt natürlich Großmutters Schatzkäſtlein aus den Tagen des Rheinbundes und der Freiheitskriege noch lange nicht erſchöpft. In draſtiſcher Weiſe ſchildern die folgenden Kapitel das Treiben der „ungebetenen Gäſte", liefern ſie ungeheuer wichtige Beiträge „zur Geſchichte des Kaiſerreiches." Sie verrathen uns, was der alte Engelrecht an Napoleons Stelle gethan hätte, als dieſer auf ſeiner Rückkehr aus Rußland die Stadt paſſirte: „ich hätte die drei ſchönen jungen Frauen höflichſt erſucht, zu mir in den Schlitten einzuſteigen aus dem Gedränge. Daß er das nicht that, war ſein dritter großer Fehler. Ich begreife es eigentlich nicht, er war doch ſonſt nicht ſo."

Eine Reihe von Familienbildern aus alter Zeit: „die Akuſtik des Hauſes", „Eltern und Kinder", „die alte Vaterſtadt" wandelt vorüber in elegiſcher und heitrer Stimmung, und wird abgelöſt durch ein prächtiges Stück Soldatenleben unter Friedrich Wilhelm III., farbenreich und lebendig, nach alten Soldatenbriefen, bis zu des guten und pflichttreuen Königs Tode. Und ihm folgt manches Haupt im Tode, das wir in dieſem Bändchen zuerſt friſch und jung geſehen. Der „Kehraus" beginnt in der ſeit vielen Jahrzehnten

bewohnten trauten Heimstätte, aus welcher die Inhaberin hinausgetragen wurde zur ewigen Ruhe. Und der „Regenbogen“, das uralte Sinnbild der Versöhnung, wölbt sich auch über der offenen Gruft des wunderlichen alten Sonderlings, dessen „Bekenntnisse“ wir angehört. Dann stehen wir mit einem Male „auf der Höhe der Zeit“, im „einigen Deutschland“, und der große „Familientag“ wird gefeiert, an welchem die Landwehr aus dem heiligen Kriege gegen Frankreich zurückkehrt.

Und den Schluß bildet „das Jubiläum“ des dritten Geschlechtes, das jenem „Büble von der schwäbischen Alp“ entsproßte, mit dessen Lebenslauf „die Alten“ begannen. „Aber der Stern, dem der arme Knabe folgte, leuchtet noch immer, zeigt uns noch immer, wo wir auch sind, den Weg zur Heimath.“

Hier ist einmal ein Buch, von dem man zuversichtlich sagen kann, daß es auch blank und dauernd glänze, wie jenes mitternächtige Sternbild, ein Buch, mit dem, wie mit jenem Sternbilde Jeder bei Zeiten sich vertraut machen sollte, der den ruhenden Pol sucht in der Erscheinungen Flucht.

Hans Blum.

Die Uniform des Herrn Friedrich von Hellwald.

Ein milder Beitrag zu seinem Ruhm.

Die angemessene Kritik, welche Professor O. Jäger im Heft 30 (3. Quartal S. 121) des laufenden Jahrganges der „Grenzboten“ der neuerschienenen Kulturgeschichte Friedrichs von Hellwald gewidmet, hat einige besorgte Gemüther beunruhigt. „Wie?!“ rufen sie, „dieser deutsche Gelehrte, der eine so angesehene Zeitschrift wie „das Ausland“ redigirt, sollte ein Ignorant sein? ein Bücherfabrikant von jener Sorte, welche die Vernachlässigung ihrer Bildung hinter blendenden Phrasen und einem Uebermaß geistreichen Unglaubens und glänzenden Spottes über das Positive — namentlich das positive Wissen — verbirgt?“

Diesen besorgten Gemüthern antworten wir: Ja, seht zu, was von dem „Gelehrten“ Hellwald noch übrig bleibt, nachdem Ihr seine Kulturgeschichte mit Jäger'scher Kritik gelesen. Und laßt Euch ja nicht irre machen in Eurem Urtheil durch das viele Klappern, das bei so Vielen zum Handwerke des Büchermachens und Bücheranpreisens einmal gehört, wenn selbst bei diesem handwerksmäßigen Geräusch der größte Theil der deutschen Presse fröhlich mitthun sollte.

Aber was es mit dem Deutschthum dieses österreichischen Cavallerieoffiziers von österreichischem Adel für eine Bewandniß hat, wird uns der zweite Band des „Congrès international des Américanistes“ (Nanzig bei Crépin-Leblond und Paris bei Maisonneuve & Comp. 1875.) erzählen. In diesem officiellen „Rechenschaftsbericht über die erste Sitzungsperiode“ des internationalen Congresses der Amerikaforscher, die 1875 in Nanzig abgehalten wurde, findet sich von S. 175 an folgender Bericht:

„Fünfte Sitzung, Donnerstag, 22. Juli 1875, Nachmittags 1 Uhr.

„Herr Baron Guerrier de Dumast beruft zum Vorsitz der Sitzung Herrn Friedrich von Hellwald, Cavallerieoffizier in der österreichischen Armee und Chefredacteur der Zeitschrift „das Ausland“.“

Der Vorsitz wechselt bei diesem Congresse täglich. Die Ehre ist also von nicht ganz unfaßbarer Größe. Aber es sind auch Damen zugegen. Kann es für eine k. k. Cavallerieuniform eine lockendere Aufgabe geben, als die, den Vorsitz in einer gelehrten Gesellschaft in Gegenwart von Damen zu übernehmen? Herr Friedrich von Hellwald strahlt vor Glück und legt den Schönen und den Gelehrten sein ganzes Herz zu Füßen, indem er die Damen blos anblickt — „Mesdames“, wie die übrigen Redner sagten, erschien ihm nicht jugendlich genug — die Gelehrten mit „Messieurs“ anredet und dann, natürlich französisch, fortfährt:

„Indem Sie mich heute zu den Ehren (aux honneurs) des Vorsitzes berufen, übertragen Sie mir eine Aufgabe, deren Erfüllung für mich zugleich süß und ruhmvoll ist.“ „Süß und ruhmvoll“ war früher, namentlich für Offiziere und selbst für simple Lancierlieutenants, wie Herr von Hellwald in der k. k. Rangliste einer ist, die Aufgabe — für das Vaterland zu sterben. Herrn von Hellwald hat hierzu bisher offenbar nichts als die Gelegenheit gefehlt. „Aber wenn ich die Rechtstitel prüfe, welche mir zu dieser Auszeichnung meine wissenschaftlichen Arbeiten geben, so muß ich gestehen, daß sie wenig zahlreich sind.“ Also die Masse muß es bringen? Qualität verleiht keinen Rechtstitel auf Auszeichnung. „Vielleicht verdanke ich diese Auszeichnung hauptsächlich der Uniform, die ich trage, und dem Umstand, daß ich hier der Vertreter einer Nation bin, welche die lebhaftesten Sympathien nährt für Ihr schönes Land Frankreich. Auf alle Fälle empfangen Sie herzlichsten Dank für den wohlwollenden und schmeichelhaften Empfang, der mir im Schooße dieser edeln und gelehrten Versammlung (noble et érudite assemblée) zu Theil wurde.“

Es ist schwer, über solche Worte die kräftige Geringschätzung zurückzuhalten, welche sie verdienen, und nur das Lächeln zum Ausdruck zu bringen, das sie ja auch reichlich verdienen. Aber es geht schon — man kann wirklich darüber

lachen — aus vollem Herzen lachen — böse kann man einem solchen Redner nicht sein, bewahre.

Man überlege sich den Fall. Ein Mensch, der sich für einen Gelehrten hält, jahraus jahrein den Mühen eines Berufsoffiziers völlig fernsteht, der außerdem erst die unterste Charge des Offizierstandes erklommen hat und zwar in der Waffengattung, bei welcher in Oesterreich mit Vorliebe die überschüssige Bornirtheit nachgeborner adliger Söhnchen untergebracht zu werden pflegt — ein solcher Mensch geht auf einen wissenschaftlichen Congreß in zweierlei Tuch, in der bunten Jacke, den Tändstikor-Beinkleidern und den lackirten Stiefeln der österreichischen Lanciers. Auf den Straßen Nanzigs laufen die Jungen zusammen, stoßen sich in die Seite und fragen sich: „d'où vient-il, ce drôle?“ Und drinnen im Saal wird diese blühende k. k. Lancierlieutenantsuniform auf dem Ehrensitz ausgestellt, wo an andern Tagen ernste Männer über ernste Dinge reden, und hier meint diese Uniform, „ihr sei wohl hauptsächlich die Ehre zu danken“, daß der Mensch, der sie anhabe, heute den Vorsitz führen dürfe. Ein lustigeres Bild als dieses giebt es doch nicht? Das könnte doch gerade so gut eine alte Kokette sagen, die infolge ihrer reizenden Toilette in ihrem Altweibersommer noch eine Eroberung macht. Einem Kultur- und Erdforscher wie Herrn von Hellwald steht es zu reizend, wenn er selbst sagt: „Meine Schriften — pah nicht der Rede werth — aber seht mal her, dieses Erzeugniß meines Schneiders, und die Waden, hm? So was berechtigt allerdings zum Vorsitz in einem Gelehrtencongreß. Darin stehe ich einzig da!“

Niemand in der Versammlung schien eine Empfindung zu haben für die grobe Beleidigung und Herabwürdigung, die dem Congreß der „Amerikanisten“ durch diese auf einen Schneidercongreß gehörige Rede widerfuhr. Und wir leben daher der fröhlichen Zuversicht, daß Herr von Hellwald auch in Zukunft bei Gelehrtencongressen für wohllautende Variationen dieses beliebten Themas sorgen wird. Wir werden dann vielleicht von ihm Reden hören wie die folgenden: durch das Weiß meiner Wäsche als Forscher geadelt, durch den Glanz meiner Stiefel zum Vorsitz der Kulturhistoriker berufen, fühle ich mich u. s. w.

Aber Herr von Hellwald sagte noch mehr in Nanzig.

Herr v. Hellwald gibt in Cannstadt das „Ausland“ heraus. Er wohnt dort und hat mit Oesterreich nicht mehr Fühlung, als irgend ein anderer „draußen im Reich“ angesiedelter Oesterreicher, der draußen arbeitet und wirkt nach seiner Weise. Gleichwohl ist Herr von Hellwald in Nanzig aus eigener Machtvollkommenheit plötzlich „der Vertreter seiner Nation“ — natürlich der österreichischen — und in dieser Vollmacht giebt er die Versicherung ab, daß diese seine Nation „die lebhaftesten Sympathien nähre für

das schöne Land Frankreich.“ Von allen Nährstoffen sind die Sympathien zweifellos die billigsten, und diese können daher auch von der österreichischen Nation zu jeder Zeit in beliebigen Mengen unentgeltlich an das Ausland abgegeben werden, ohne dadurch den österreichischen Staatscredit in weitere Gefahren zu bringen. Aber dennoch bedauern wir, sagen zu müssen, daß vermuthlich niemand in Oesterreich Herrn v. Hellwald ermächtigt hatte, aus dem ungemein reichen Nationalvorrath an Sympathien irgend eine beliebige Menge nach Danzig mitzunehmen und dort an das schöne Land Frankreich großmüthig zu vertheilen. In der Regel pflegt doch auch Oesterreich, wenn es im Namen seiner „Nation“ — richtiger seiner „Nationen“ — zum Ausland spricht, sich etwas berufenerer und würdigerer Vertreter zu bedienen, als eines Lancierlieutenants. Diese Stelle der Hellwald'schen Rede macht daher den Eindruck der Moral des heiligen Crispinus, den Eindruck des Wegnehmens einer fremden beweglichen Sache (der österreichischen Sympathien), um sie an Bedürftige (das schöne Land Frankreich) zu verschenken, und damit selbst in den starken Geruch der Heiligkeit (Vorsitz bei Congressen) zu gelangen.

Auch hier bemerkte der Congreß das Fadenscheinige der Hellwald'schen Rhetorik so wenig, wie in dem Lob Hellwalds auf seinen Schneider. Und das gelang Herrn von Hellwald dadurch, daß er Alles sorgfältig vermied, was den Congreß dazu hätte führen können, anzunehmen, ein deutscher Gelehrter spreche zu ihm. Herr von Hellwald sagte nichts von seinem Domicil Cannstadt; nichts davon, wo Cannstadt liege — auch vor französischen „Amerikanisten“ wäre das keine überflüssige Mittheilung gewesen — denn die Mehrzahl der Zuhörer dachte sich Cannstadt jedenfalls als Vorstadt von Wien oder vielleicht auch in Böhmen, dicht an der Seeküste gelegen. Herr von Hellwald sagte auch nichts davon, daß er in Deutschland seine Bücher schreibe und verlege, daß seine Getreuen in Deutschland die große Klapper zur Verbreitung seines Ruhmes in der Presse schwingen, und er sich in anmuthiger Abwechselung ehrender Beiworte bald als deutschen Gelehrten erster Klasse, bald als deutschen Nihilisten unter den deutschen Kulturgeschichtsforschern, bald als deutschen Darwinisten und deutschen Zuchtwahlmann bezeichnen lasse. Er sagte auch nichts davon, daß die ihm zugemessene Bildung deutsch ist. Denn durch solche unvorsichtige Mittheilungen würde er sich am Ende vor den schönen Augen der anwesenden Damen von Danzig in den Verdacht geredet haben, ein garstiger Prussien zu sein. Und das hätte Herr von Hellwald, der Alles Deutsche mit glühender Feindschaft beehrt, und, um uns Deutsche zu ärgern, auf allen wissenschaftlichen Congressen die Uniform des k. k. Lancierlieutenantes in partibus trägt, entschieden nicht verdient. Es hätte aber durch eine so unvorsichtige Enthüllung auch irgend einer der versammelten ehrwürdigen Väter sich zu der einem Franzosen

immer zuzutrauenden Regung des Esprit d'honneur herbeilaſſen und alſo reden können: „Quousque tandem! Sie ſchämen ſich nicht, Herr Oeſterreicher, in Deutſchland die Lorbeern als deutſcher Gelehrter für ſich bei der Preſſe collectiren zu laſſen, und hier bei uns ſpielen Sie den k. k. Cavalerieoffizier, damit wir nicht merken ſollen, daß Sie deutſcher Redacteur und Schriftſteller ſind? — Für ſolche Leute iſt kein Raum in unſerm Congreß. Ich verlange die Dringlichkeit für den Antrag, Herrn von Hellwald zu eliminiren."

Das wäre freilich noch böſer geweſen.

Vom deutſchen Reichstag.

Berlin, den 3. Dezember 1876.

Die Sitzung vom 25. November kann leicht dem Zuſtandekommen der Juſtizgeſetze verhängnißvoll geworden ſein. Es handelte ſich an dieſem Tage um das Einführungsgeſetz zur Gerichtsverfaſſung. Dem unglücklichen Grundſatz getreu: alles was an den bisherigen Rechtszuſtänden Deutſchlands fehlerhaft ſein mag, bei den jetzigen Geſetzen, welche doch nur zur Reform des Gerichtsverfahrens dienen ſollen, durch hineingeraffte Beſtimmungen zu verbeſſern, hatte die Commiſſion auch das Schiff des Einführungsgeſetzes mit ſchwerem Ballaſt beladen. Sogleich im § 1 hatte man abweichend von der Regierungsvorlage und abweichend von den durch die Commiſſion bis zum Beginn der Reichstagſeſſion gefaßten Beſchlüſſen die Beſtimmung hineingetragen, das Gerichtsverfaſſungsgeſetz ſolle ſpäteſtens am 1. October 1879 in Kraft treten. Nun erinnere man ſich, daß in das Gerichtsverfaſſungsgeſetz die Commiſſion bereits Beſtimmungen hineingetragen, welche wie die Bruchſtücke einer Anwaltsordnung, wie die Zuſammenſetzung der Competenzhöfe, nicht in Kraft treten können ohne die Mitwirkung der Geſetzgebung in den Einzelſtaaten. Dieſen von der Commiſſion und vom Reichstag gänzlich überſehenen Punkt führte der Bundesbevollmächtigte Juſtizminiſter Leonhardt in ſchlagender Weiſe aus. Er erzählte, wie er am Ende des Jahres 1869 durch den damaligen Kanzler des Norddeutſchen Bundes erſucht worden ſei, diejenigen Normen einer Gerichtsverfaſſung für den damaligen Bund auszuarbeiten, welche zur Einführung einer einheitlichen Civilproceßordnung erforderlich ſein würden. Der Juſtizminiſter theilte weiter mit, wie er ſich alsbald überzeugt habe, daß dieſe Normen auch die Vorausſetzungen der Straf-

Digitized by Google

rechtspflege umfaſſen müßten, und dann noch weiter, daß dazu nicht weniger als eine vollſtändige Gerichtsverfaſſung nebſt Anwaltsordnung, Notariatsordnung und Gebührenordnung gehöre. Bei einer ſpäteren Conferenz der Juſtizminiſter der Staaten des inzwiſchen gegründeten Reiches fand die Majorität, daß der preußiſche Juſtizminiſter bei den Entwürfen, die er zur Herſtellung eines vollſtändigen deutſchen Gerichtsorganismus ausgearbeitet, die Competenz des Reiches überſchritten habe. Durch das Geſetz vom 20. Dezember 1873 wurde alsdann allerdings das geſammte bürgerliche Recht in die Reichscompetenz einbezogen, nicht aber die vollſtändige Gerichtsverfaſſung. Ganz mit Recht führte nun der preußiſche Juſtizminiſter aus, daß, wenn man in die Geſetze zur Herſtellung eines einheitlichen Gerichtsverfahrens ſolche Beſtimmungen aufnehmen wolle, für welche die Competenz beſtritten wird, dazu mindeſtens noch ein Ausführungsgeſetz gehöre. Sonſt kann leicht der Fall eintreten, daß ein Reichsgeſetz erlaſſen iſt, welches die Reichsregierung auszuführen keine Mittel hat, weil ihr gegen die geſetzgebenden Organe der Einzelſtaaten keine Zwangsgewalt zuſteht. Mit der Klarheit und mit der lebendigen Anſchauung der Rechtsverhältniſſe, welche den Miniſter Leonhardt ſtets als geiſtvollen Mann und ſein Fach in ſeltener Weiſe beherrſchenden Miniſter kennzeichnen, zog er aus ſeinen Ausführungen den unvermeidlichen Schluß, daß die Reichsgeſetzgebung unter allen Umſtänden vermeiden müſſe, Geſetze zu ſchaffen, die etwa erſt perfect werden ſollen unter Mitwirkung der Landesgeſetzgebungen, über welche das Reich keine Macht hat. Es iſt an ſich ſchon ein Widerſpruch, daß ein Geſetzgeber zum anderen ſagen ſoll: jetzt mache ein Geſetz nach dieſer Vorſchrift! Das Geſetz muß ſich an die ausführende Gewalt wenden, aber nicht wiederum an eine Geſetzgebung.

Gegen dieſe Gedanken, gegen welche ein vernünftiger Widerſpruch ſchlechterdings nicht möglich iſt, erhob ſich gleichwohl im Reichstag vielfältiger Widerſpruch. Der Miniſter hatte geſagt, durch die Feſtſetzung eines Einführungstermines für die jetzt vereinbarten Juſtizgeſetze werde die Reichsregierung in eine Zwangslage gebracht: in die Zwangslage nämlich, die Vervollſtändigungsgeſetze zu den Juſtizgeſetzen, ohne welche die letzteren nicht eingeführt werden können, um jeden Preis mit den Landesvertretungen zu vereinbaren, gleichviel welche unerfüllbaren Forderungen dabei von dieſer oder jener Landesvertretung geſtellt werden können. Denn der Reichstag würde wahrſcheinlich die Reichsregierung nicht entlaſten wollen, wenn ſie ſich auf die Unmöglichkeit berufen müßte, die nothwendigen Vervollſtändigungsgeſetze mit den Landesvertretungen nicht haben zu Stande bringen zu können. Dieſe Zwangslage, die klar iſt wie der Tag, wollte man im Reichstage nicht anerkennen. Man ſtützte ſich auf die ganz unſtichhaltige Vorausſetzung, daß der gute Wille der Landesvertretungen nirgend verſagen werde. Das Sich-

steifen auf diese Voraussetzung war um so befremdlicher, als man den im Bundesrath vertretenen Regierungen von dem den Landesvertretungen so reichlich geschenkten Vertrauen auch nicht das kleinste Tröpfchen gönnen wollte. Vergebens erbat der Minister Leonhardt wenigstens soviel Vertrauen, daß der Bundesrath das von ihm eingeleitete Werk der einheitlichen Justizgesetzgebung nicht im Stiche lassen und den bereits vollendeten großen Theil der Arbeit durch Verschleppung oder Unterlassung der nöthigen Ergänzungen unbrauchbar machen werde. Unter den Predigern des Mißtrauens that sich bedauerlicherweise der Abgeordnete Lasker hervor. Er meinte, der Bundesrath sei eine anonyme Gesellschaft ohne jede Verantwortung, wodurch sich jeder Grad des Mißtrauens gegen dieses Collegium rechtfertige und selbst gebiete. Nun stehen aber die Namen der Bevollmächtigten zum Bundesrath jedes Jahr im Reichsanzeiger, nnd in jeder Session erscheint das Verzeichniß derselben unter den Drucksachen des Reichstags. Die Bevollmächtigten haben freilich den Anweisungen ihrer Regierungen zu folgen. Allein die Regierung eines Bundesstaates ist doch zehnmal verantwortlicher, zehnmal weniger anonym, als die Landesvertretung. Der Druck der allgemeinen Staatsbedürfnisse und der öffentlichen Meinung lastet viel stärker auf den Regierungen, weil jede Regierung trotz des möglichen Ministerwechsels weit mehr ein beharrliches Subject ist, als die gewählte Landesvertretung es sein kann und sein soll. Wahrhaft erstaunlich war, wie der Abgeordnete Lasker aus der Anonymität der Gesetzesvorbereitung in den Vorstadien den Vorwurf der Unverantwortlichkeit für die Reichsregierung herleiten wollte. Als ob im vollkommensten Einheitsstaate der Minister gehalten wäre, die Person oder die Personen zu nennen, die er bei den ersten Vorarbeiten eines Gesetzes zu Hülfe zieht, und als ob ein darauf gerichtetes Verlangen nicht geradezu unsinnig wäre. Der Forderung nach Verantwortlichkeit ist über und über genügt, wenn der Minister den eingebrachten Gesetzentwurf vertritt, d. h. als sein Werk auf sich nimmt. Es würde einestheils im Widerspruch mit der Verantwortlichkeit stehen, wenn der Minister sich auf die Personen berufen wollte, die ihm die Vorarbeiten geliefert; andererseits könnte kein Mensch Minister sein, wenn er sich vom Reichstag die Hülfsarbeiter octroyiren oder über die Wahl derselben vor dem Reichstag verantworten müßte. Dem gegenüber war es reine Phrase, den an sich ganz richtigen Satz anzuwenden, daß auf den ersten Entwurf sehr viel an komme. Sobald der Minister einen Entwurf angenommen hat und vertritt, ist es *sein* Entwurf, und niemand hat zu fragen, wie der Minister dazu gekommen. —

Ein Vorfall bei Berathung der Strafprozeßordnung, wobei ein scheinbarer Widerspruch zwischen zwei Bundescommissaren hervortrat wurde sofort

wieder ausgebeutet, den Bundesrath, mit anderen Worten die Form der Reichsregierung für unhaltbar zu erklären. Man will verantwortliche Minister und bedenkt nicht, daß diese nur im Einheitsstaat fungiren können. Während man sich scheut und mit gutem Grunde, an den Bundescharacter des Reichs die Hand zu legen, curirt man unverständig gegen das Symptom, welches aus dem Bundescharacter folgt, daß man nämlich, weil man eine collective Souveränität in der Reichsregierung gegenüber hat, nicht noch einmal ein collegialisches Ministerium haben kann.

Die Reichsverfassung ertheilt jeder Regierung, die im Bundesrath überstimmt worden, das Recht, ihre Anschauungen gleichwohl vor dem Reichstag durch ihren Bundesbevollmächtigten vertreten zu lassen. Die Majorität des Bundesraths aber, welche dem Reichstag gegenüber den Bundesrath als solchen darstellt, soll einheitlich in den Reichstagsverhandlungen vertreten werden. Dieser Punkt könnte und sollte schärfer geregelt werden. Aber das ist schließlich eine Geschäftsordnungsfrage. —

Die Collectivsouveränität hat gewiß ihre Uebelstände. Aber sie ist eine Folge der deutschen Geschichte, und es giebt keinen Weg sie zu beseitigen, als die Revolution. Was will man also? Will man Minister, die verantwortlich sind, aber nichts ausrichten können? Will man, was doch jedenfalls der Gedanke ist, verantwortliche Minister mit den vollständigen Befugnissen der Regierung, so muß man erst den Einheitsstaat einführen. —

Die anscheinend so äußerliche Frage, ob für die Einführung der Justizgesetze jetzt schon ein Termin festgesetzt werden soll, hat also durch die Antwort, welche der Reichstag gegeben, eine verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. Das Richtige wäre jedenfalls gewesen, die Ergänzungen zu den jetzigen Justizgesetzen, deren Einbringung in der nächsten Legislatur die Reichsregierung zugesagt, alsdann unter nochmaliger Erwägung der Reichscompetenz zu vereinbaren und danach den Einführungstermin festzusetzen. Statt dessen ist man davon ausgegangen, daß die Reichsregierung, oder was dasselbe ist, die Bundesregierungen ihr Versprechen nicht halten werden, die Ergänzungsgesetze einzubringen. Und doch sind es dieselben Regierungen, mit denen man im freien Zusammenwirken bereits eine große Reihe der eingreifenden Reformen zu Stande gebracht und jetzt wieder die Justizgesetze eingeleitet hat. Man verläßt den Weg ersprießlichen, vertrauungsvollen Zusammenwirkens und begiebt sich aus unbegreiflichen Motiven, sei es Doctrinarismus, sei es Händelsucht, sei es die willkürliche Vorstellung fernliegender Gefahren, auf den Weg des Streites. —

Aber es war für das kurze Einführungsgesetz zur Gerichtsverfassung noch nicht der beschwerenden Last genug. Man mußte auch noch einen Paragraphen

einfügen, welcher den von der preußischen Landesgesetzgebung gegen die gerichtliche Verfolgung der Beamten errichteten Schutz aufhebt. Man kann diesen Schutz für sehr überflüssig und sogar für höchst schädlich halten. Daraus folgt noch lange nicht, daß der Reichstag competent ist, denselben aufzuheben. Wenn dem Reichstag die Befugniß durch die Verfassung beigelegt worden, das Gerichtsverfahren zu ordnen, so kann man daraus nicht wohl die Befugniß folgern, den Bundesstaaten zu verbieten, gewisse Ausnahmen vom ordentlichen Gerichtsverfahren im Staatsinteresse festzustellen. Eine durchgehende Regel für die Abgrenzung der Verwaltungsjustiz und der ordentlichen oder eigentlich der Privatjustiz könnte nur die Reichsverfassung aufstellen. Bei dieser Frage, ob die Staatsbeamten ohne Weiteres vor den ordentlichen Gerichten belangt werden dürfen, war es nun wieder der Abgeordnete Gneist, der alle Donnerkeile seiner juristisch-sittlichen und staatsphilosophischen Ueberzeugung gegen die bedingte Ausnehmung der Beamten vom ordentlichen Gericht schleuderte. Man kann ihm ja vollständig Recht geben, aber die schwache Seite bei diesem bedeutenden Staatslehrer und Staatsdenker ist immer die Anwendung auf die gerade vorliegende praktische Frage. Die Donnerkeile treffen nie den kleinen praktischen Punkt. Es mag zehnmal wahr sein, daß der Justizminister Simons seiner Zeit kein gutes Werk gethan, als er die Ausnahmestellung der Beamten nach französischem Muster in Preußen einführte. Es mag vortrefflich sein, zur alten deutschen Rechtsgewohnheit zurückzukehren. Nun aber handelt es sich gerade darum, ob es zulässig ist, diesen Weg durch eine beiläufige Bestimmung zu öffnen in einem Gesetz, das mit der Grenze zwischen Justiz und Verwaltung nichts zu thun hat, und durch die Initiative des Reichstags, dessen Competenz, die Grenze der Verwaltung für die Einzelstaaten zu ziehen, mindestens zweifelhaft ist. Dabei ist derselbe Abgeordnete der überzeugteste Gegner der Beengung der Staatsbeamten in ihrem Beruf durch die Privatjustiz, und der glänzendste Anwalt der pflichtmäßigen Freiheit der Verwaltung. Auch für diese Ueberzeugung weiß er die Donnerkeile zu handhaben. Aber er meint, deutsche Gerichte würden nie die chikanöse Verfolgung der Beamten zulassen oder sich dazu hergeben. Zu solcher Sicherheit der Gerichte gehört aber ein klares, materielles Recht. Ohne dieses wird man die Gerichte durch Zurückgabe einer Befugniß, die sie allerdings lange Zeit besessen, aber nicht mehr in der Zeit aufgeregten Parteilebens, in schwere Verlegenheit bringen. Der Reichstag aber folgte dem glänzenden Redner, der, wie ihm so oft begegnet, aus einem ganz anderen Zusammenhang der Ueberzeugung heraus zum Führer einer oberflächlich begründeten populären Stimmung wurde, und achtete nicht auf die maßvollen und schlagenden Bedenken des preußischen Bundesbevoll-

mächtigten. — Das Einführungsgeſetz iſt zum Unterſinken befrachtet und überfrachtet. —

Die Strafproceßordnung, deren Berathung die Sitzungen der vergangenen Woche ausgefüllt hat, ſoll den Gegenſtand des nächſten Briefes bilden.

C — r.

Ein Blick auf eine trübe Zeit.

Ein Zuſammenſturz ohne Gleichen war der Untergang des Deutſchordens-Staates von Alt-Livland in annähernd vier Jahren von 1558 bis Ende 1561. Einigermaßen läßt ſich damit der furchtbare Fall Preußens 1806/7 zuſammenſtellen; doch erlauben zwei Verſchiedenheiten keinen Vergleich. Preußen erlag einer Nation von mindeſtens gleicher, wenn nicht überlegener Kultur, Livland einer durch den Willen eines Despoten zuſammengetriebenen Barbaren-Horde. In Preußen raffte ſich das Volk unter dem ſchweren Drucke der Fremden zu neuer Kraft und Widerſtandsfähigkeit empor, einmüthig und kein Opfer ſcheuend erhob es ſich nach wenigen Jahren und errang ſich die Freiheit und Selbſtändigkeit wieder. Die Alt-Livländer dagegen waren durch den langen Frieden, deſſen ſie genoſſen hatten, und durch den Reichthum, den dieſer ihnen brachte, ſo tief in Selbſt- und Genußſucht verſunken, daß ſie ſich ſelbſt durch die furchtbarſten Schläge, denen je ein Kulturvolk von Barbaren ausgeſetzt war, nicht zu Eintracht und mannhaftem Widerſtande ermuntern ließen.

Die Charakteriſtik, die zeitgenöſſiſche Schriftſteller von ihnen entwerfen, kann man nicht ohne Schmerz, Zorn und Verachtung leſen. So ſagt Rüſſow, bis 1600 Pfarrer in Reval, die Deutſchen (in Livland) ſeien gewaltige Krieger im Saufen. Als es ſich darum gehandelt, einen Frieden zu erkaufen, habe niemand von ſeinem Mammon einen Thaler dazu geben wollen; als ſie ſpäter in ihrer Angſt Geld geboten, habe der Moskowiter nicht gewollt; ohne Schwertſtreich, aus Leichtfertigkeit, aus Verrätherei ſeien Städte und Schlöſſer übergeben worden. Und ein Volkslied aus der Zeit ſpottet:

„Das Schwert hängen ſie an die Wand,
„Die Klopfkannen nehmen ſie an die Hand;
„Und wer wohl ſaufen und pochen kann,
„Den thun ſie höchlich preiſen,
„Ihres Ordens Oberſter muß er ſein,
„Sie halten ihn für ein Meiſter."

All ihre Hoffnung der Erlöſung aus der entſetzlichen Noth ſetzten die Livländer auf fremde Hilfe. Sehr wohl erinnerten ſie ſich jetzt ihrer Zugehörigkeit zum Reich, die ſie im Glück öfter vernachläſſigt hatten, indem ſie ſich der Beitragspflicht zu den Reichsſteuern entzogen. Außer dem deutſchen Reich wurde Dänemark in Anſpruch genommen; lange vergebens wurde dann mit Schweden unterhandelt, deſſen greiſer Heldenkönig Guſtav Waſa des Reiches Wohlfahrt nicht in ſeinen alten Tagen noch durch einen Krieg mit dem gewaltigen moskowitiſchen Bären auf das Spiel ſetzen wollte. Erſt nach ſeinem Tode übernahm 1561 Erich XIV. den Schutz des nördlichſten Theiles von Livland, ſeitdem Eſtland genannt, gegen den ſchrecklichen Zaren, aber unter der Bedingung der Unterwerfung unter ſeine Herrſchaft. Nicht ſo zurückhaltend waren die Polen und die mit ihnen damals nur noch loſe verbundenen Litauer; ſchon 1559 hatten ſie einzelne Landestheile beſetzt und in Pfand genommen, gegen die Ruſſen, mit denen ſie im Waffenſtillſtande lebten, aber nichts unternommen. Sie ſetzten ſich dann immer weiter im Lande feſt, bis ſie endlich mit der Forderung der vollſtändigen Unterwerfung herausrückten, die ihnen bekanntlich auch am 28. November 1561 — „vorbehaltlich der Zugehörigkeit des Landes zum römiſchen Reich“ — geleiſtet wurde und zwar von dem jetzt vorzugsweiſe Livland genannten Hauptlande unmittelbar, von dem ſüdlich der Düna gelegenen, nunmehr Kurland genannten Theile mittelbar, indem der bisherige Ordensmeiſter Kettler die Regierung desſelben als Herzog übernahm. Aus dem Vorbehalt der Rechte des römiſchen Reiches, der bei allen Verhandlungen gemacht wurde, noch mehr aus der ſtandhaften Weigerung Riga's, dem Vertrage mit Polen beizutreten, indem es ſich bis 1581 als freie Reichsſtadt ſeine vollſtändige Unabhängigkeit wahrte, erhellt freilich, mit welchem Widerſtreben ſich die Livländer den Fremden beugten. Aber das tiefſte Gefühl der Anhänglichkeit konnte nichts nützen, wenn es nicht zu rechter Zeit ſich durch Thaten bewährte, wenn man nicht durch zeitige Rüſtung zu dem längſt vorherzuſehenden Kampf, durch Opferwilligkeit und durch einträchtiges Zuſammenſtehen das Glück des Verbandes mit den Stammgenoſſen des Mutterlandes ſich zu erhalten vermochte.

Freilich das Mutterland that auch ſeine Schuldigkeit nicht, beſonders ließ es die höchſte Reichsgewalt daran fehlen. Ueber drei Verhandlungen der livländiſchen Angelegenheit in der Zeit der Ruſſennoth vor dem deutſchen Reichstage berichtet A. v. Richter in der „Geſchichte der deutſchen Oſtſeeprovinzen“ (Riga, N. Kymmels Buchhandlung). Im Jahre 1553, als die Gefahr noch von fern drohte, wandten ſich der Ordensmeiſter v. Galen und der Biſchof von Dorpat mit ihrem Hilfegeſuch an das Reich. Der in Ulm verſammelte Reichstag brachte darauf nur Beſchwerden gegen die Livländer darüber vor, daß das Reich von ihnen niemals Geld- oder ſonſtige Hilfe

erhalten hatte. Der Kaiser seinerseits entschuldigte sich mit der Türkengefahr und begnügte sich damit, die Dörptschen und Ordensprivilegien zu bestätigen, den Ordensmeister und den Bischof in seinen besonderen Schutz zu nehmen, die Ausfuhr von Kriegsbedürfnissen nach Rußland zu verbieten und Livland dem Schutze Schwedens zu empfehlen. Damit war dem Lande wenig genützt.

Im Jahre 1559, als der Nothruf der Livländer schon durch ganz Europa schallte, fanden die Abgesandten des Ordens und des Erzbischofs von Riga bei dem Reichstag zu Augsburg etwas mehr williges Entgegenkommen, das sich aber nur in dem Beschluß äußerte, den Zaren durch ein kaiserliches Schreiben aufzufordern, von den Feindseligkeiten abzustehn und die eroberten Landestheile zurückzugeben, die Könige von Spanien, England, Dänemark, Schweden und Polen, sowie die Seestädte (die Hansa) zu ersuchen, Livland zu unterstützen und endlich demselben eine Beihilfe von 100,000 Gulden zu gewähren, welche die Städte Hamburg, Lübeck und Lüneburg vorschießen sollten. Dieser Beschluß beweist, wie tief schon damals das deutsche Selbst- und Ehrgefühl gesunken war und wie kraftlos der noch immer so große Reichskörper sich fortschleppte. Der Erfolg des Beschlusses war selbstverständlich gleich Null. Der Zar gab eine kurzabweisende Antwort auf das kaiserliche Schreiben, und das Geld kam nicht zusammen.

Der Beschluß des Reichstags zu Speier im folgenden Jahre stimmte im Wesentlichen mit dem vorigen überein und hatte auch denselben Erfolg. Die Aufbringung der früher bewilligten 100,000 Gulden sollte beschleunigt, außerdem aber sollten noch 200,000 Gulden zur Anwerbung von Hilfstruppen für Livland zusammengebracht werden. „Als Deutscher", bemerkt hierzu Otto v. Rutenberg in seiner „Geschichte der Ostseeprovinzen" (Leipzig bei W. Engelmann), „schämt man sich zu sagen, daß in Folge des Reichstagsbeschlusses von Speier zwar viel Papier verschrieben worden, daß aber nie ein baarer Gulden oder ein ausgerüsteter Kriegsknecht nach Livland gekommen." Dann aber fährt er fort: „Man schämt sich doppelt, wenn man das unheimliche Gefühl im Busen trägt, daß der Bundestag in Frankfurt in unseren Tagen unter ähnlichen Umständen ebenso viel schreiben und ebenso wenig handeln würde, wie der Reichstag zu Speier damals gethan."

So über die Lage Deutschlands zu urtheilen, hatte der deutsche Patriot im Jahre 1860, als er dieses schrieb, allen Grund. Dagegen jetzt! Wie ein Märchen aus längst vergangener Zeit erscheint uns der Jammer, dem eine ruhmvolle Geschichte von kaum acht Jahren seit noch nicht anderthalb Jahrzehnten hoffentlich für immer ein Ende machte. Schon der alte Bundestag übertraf 1863 unter der stürmischen Erregtheit des deutschen Volkes und unter der Leitung des seitdem so überraschend erfolgreich wirkenden Staatsmanns alle Erwartung, indem er den Schleswig-Holsteinern, die sich in einer

annähernd ähnlichen Lage befanden, wie die Alt-Livländer um 1560, bewaffnete Hilfe und Befreiung vom Joch der Fremden brachte. Dann aber wurde er unter den wuchtigen Schlägen der gewaltigen Preußen in alle Winde zersprengt und an seine Stelle eine Verfassung gesetzt, die wenn sie auch in vielen Beziehungen Wünsche unbefriedigt ließ, dem Auslande gegenüber doch die Kraft und den Willen zur Geltung kommen ließ, überall die Angehörigen des neuen Reichs in ihren Rechten zu schützen. Freilich giebt es noch — welcher Deutsche sollte das nicht wissen und schmerzlich empfinden! — eine Stelle auf der Karte Europas, wo ein ganzer achtungswerther Ast des deutschen Stammes von einem kleinen, der Kultur wenig zugänglichen Volke schwer gemißhandelt und seiner Rechte beraubt wird. Aber die siebenbürgischen Sachsen gehören nicht zum neuen und haben auch nie zum alten deutschen Reiche gehört, und wir können sie um so weniger gegen ihre Peiniger schützen, als sie auf den Schutz ihres eignen deutschen Herrscherhauses angewiesen sind und einen mächtigen Rückhalt an den Stammgenossen besitzen, die mit ihnen seit Jahrhunderten staatlich verbunden sind. Giebt das deutsche Oesterreich seine treusten Mitbürger und Blutsverwandten den Fremden preis, wie kann Deutschland über den Kopf seines Bundesgenossen hinweg ihnen Beistand leisten? Immerhin können die Herren Magyaren dessen sicher sein, daß der Tag kommen wird, an dem sie die tiefe Verletzung unseres Nationalgefühls durch ihr schnödes Verfahren in Siebenbürgen noch schwer bereuen werden.

Doch kehren wir zu dem deutschen Tochterlande Livland zurück, indem wir zunächst unserer Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß dasselbe uns, zur Zeit wenigstens, keine Sorgen wegen Unterdrückung unserer Stammgenossen verursacht. Gewichtige baltische Stimmen bekunden, daß die russische Regierung in den letzten Jahren ihre Russifizirungsmaßregeln im wesentlichen eingestellt hat und daß die Balten einerseits ihr gegenüber beruhigt sind, anderseits in ihrem konservativen Sinne und in ihren zurückgebliebenen politischen Anschauungen durch die vielfachen Verletzungen des historischen Rechts und die rasche Auflösung veralteter Formen von Preußen sich lebhaft abgestoßen fühlen. Daß manche unter ihnen dennoch die Herrschaft der Fremden unerträglich finden, ist sehr natürlich. Einen Beleg dafür liefert die Verlegung der „Dörptschen Zeitung“ von Dorpat nach Lübeck, indem ihr Besitzer, Herr W. Gläser, dahin ausgewandert ist und sie nun unter dem Titel „Livländischdeutsche Hefte“ herausgiebt. Die zwei ersten Hefte liegen uns vor; sie bieten eine ganze Anzahl von Aufsätzen, welche Ereignisse und Charaktere aus der älteren und neueren Geschichte Livlands schildern. Der Ton, in dem sie verfaßt sind, ist ein deutsch-patriotischer, der den Russen frei-

lich nicht gefallen kann und der es erklärlich macht, wenn auch freilich nicht rechtfertigt, daß die „Livländischdeutschen Hefte“ in Rußland verboten sind.

Was uns in den beiden Heften am meisten interessirt, das ist im zweiten der Aufsatz „Ein offener Schutzbrief des Römischen Kaisers für das Deutsche Livland 1561.“ Daraus erhellt nämlich nach Urkunden, welche der Verfasser im Stadtarchiv von Lübeck eingesehen, daß die Livländer vor ihrer Unterwerfung unter die fremde Herrschaft, von deutscher Seite doch erhebliche Unterstützung erhalten haben, allerdings nicht vom Reich, aber von einem seiner mächtigsten Glieder, von der Hansa. Würdig machten sich die livländischen Städte, denen sie zuging, derselben nicht, weder durch Bundesfreundlichkeit noch durch verständige Befolgung des vom Vorort kommenden Rathes, sich der Barbarengefahr gegenüber zu einer festeren Einheit unter dem Ordensmeister zusammenzuthun. In ersterer Beziehung verweigerten sie standhaft den hansischen Bundesgenossen den Handel mit Rußland, indem sie denselben für sich allein in Anspruch nahmen. Die Revaler gingen, als Narwa 1558 von den Russen erobert und somit eine russische Hafenstadt geworden war, sogar so weit, lübecker Schiffe, die mit Waaren dorthin segelten, in Beschlag zu legen. In größerem Sinne haben die Hanseaten diese selbstsüchtige Ungebühr mit bundesbrüderlichem Beistand vergolten.

In den „Livländischdeutschen Heften“ sind die bezüglichen Thatsachen im genauen Anschluß an die archivalischen Quellen aufgeführt, und wir geben einige von diesen, wie wir sie dort finden, wieder. Im Juli 1558 erbittet sich Reval von Danzig in seinem Kriege gegen die Moskowiter Unterstützung an Munition, besonders vier kupferne halbe Schlangen auf Rädern und dazu Pulver und Kugeln, deren Größe aus einer Zeichnung sich ergiebt; zugleich soll der von Reval bevollmächtigte Peter thor Haren 200 Bootsleute, darunter wenigstens 20 gute Schiffsbogenschützen, anwerben, deren Gesammtheit eine Woche später auf 300 Mann erhöht wird. Im September dankt Reval für die gesandte Munition und bittet um weitere Unterstützung. Für die Gewährung der hier weiter aufgeführten Unterstützungsgesuche finden sich in unserer Quelle meistens keine Danksagungen oder Empfangsbescheinigungen, doch können wir sie mit dem Verfasser des Aufsatzes als bewilligt ansehen.

Auch Riga erhält in derselben Zeit von Danzig Pulver und sechs geschmiedete Falkonette; im folgenden Winter ersucht Riga Danzig, sich als Quartierstadt bei Elbing und Thorn dafür zu verwenden, daß diese preußischen Städte ihm eine Anleihe von mehreren tausend Thalern gewähren.

An Reval zahlt Danzig als Quartierstadt zur Unterstützung in seiner Kriegsnoth 60 Rthlr. aus Braunsberg und 200 Rthlr. aus Königsberg.

Auf dem Hansetage zu Lübeck im J. 1559 entschuldigt Riga sein Nichterscheinen mit der großen Kriegsgefahr. Reval ist dagegen vertreten und

wird von dem danziger Gesandten unterstützt. Es wird der Beschluß gefaßt, für die bedrängten Bundesmitglieder Riga und Reval eine fünfjährige Contribution aufzubringen, die nach der alten Taxe, aber auf einmal zu erheben sei. Für das eingehende Geld wurden in Danzig Soldaten geworben.

Am 4. Februar 1560 bittet Reval, „im dritten Jahre des Krieges gegen die Moskowiter", den Rath von Danzig, Entsatz und Zufuhr von Viktualien nach Livland zu gestatten; im September leiht es zwei Last Salpeter und zehn Schiffspfund Blei und ersucht ein Schiff mit Viktualien zu befrachten. Im Januar 1561 dankt Reval für die geleistete Zufuhr an Viktualien; aber ein mit Schwefel und Salpeter beladenes Schiff ist bei Oesel an einem Holm gestrandet.

Ein flüchtiger Einblick in ein einzelnes hanseatisches Archiv hat, wie W. Glaser bemerkt, Urkunden mit vorstehenden Nachrichten geliefert, welche den innigen Zusammenhang zwischen Livland und Norddeutschland erkennen lassen. Das ganze althansische Gebiet in weiter Ausdehnung von Reval bis Köln steht mit Geld und Gut, mit Kriegsvolk und Waffen für die vom Moskowiter hart bedrängten livländischen Landsleute und Genossen ein. Nur die Leitung, die einheitliche Zusammenfassung der gewaltigen Kräfte fehlt; so ist alles vergebens; das deutsche Livland geht als Staat verloren. Aber die tüchtige kleine Gemeinde dort von deutscher Art und deutschem Sinn bleibt aufrecht in der Noth und Drangsal der nächsten drei Jahrhunderte.

E. Kattner.

Weihnachtsbücherschau.

Wir beginnen auch dieses Jahr unsre Weihnachtsbücherschau mit den Kinder- und Jugendschriften und nennen hier auch diesmal in erster Reihe die im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig von Julius Lohmeyer herausgegebene „Deutsche Jugend", eine illustrirte Monatsschrift für die Kleinen, die in nun vollendeten acht Bänden und in einem begonnenen neunten Band alle die Versprechungen erfüllt hat, welche Verleger und Herausgeber beim ersten Erscheinen der „Deutschen Jugend" in ihrem Prospect veröffentlichten. Diese Monatsschrift hat immer darnach gestrebt, die besten Textbeiträge mit wirklich vorzüglichen Bildern zu vereinigen. Die namhaftesten Schriftsteller und Künstler sind Mitarbeiter der „Deutschen Jugend." Mitunter erscheint allerdings der Inhalt (größerer Erzählungen, der Knackmandeln u. s. w.) nicht ganz jugendlich genug. — Einige der besten

Märchen und Lieder, die Julius Sturm in die „Deutsche Jugend“ gestiftet, mit andern Sachen desselben Autors vereinigt, sind in derselben Verlagshandlung soeben, reich illustrirt von Thumann, Flinzer, Pletsch, Ludwig Richter, Bürkner u. A., unter dem Titel „Das Buch für meine Kinder“ als sehr passendes Weihnachtsgeschenk erschienen. Auch Oskar Pletsch hat ein neues Kind seiner Muse, „Unser Hausgärtchen“ in demselben Verlag den Lebensweg antreten lassen, das uns besonders freut, weil es, im Gegensatz zu mancher früheren Jahresgabe dieses Künstlers, die einen Stillstand, ein Einspinnen in Manier verrieth, einen erheblichen Fortschritt in dem Wirken des Künstlers bekundet. Die landschaftliche Beigabe ist nicht nur wesentlich reicher als früher, auch die Kindergestalten sind viel origineller und individueller gehalten. Blätter wie „Sinnpflanze“, „Kornblume“, „Vergißmeinnicht“ und vor Allem „Unkraut“, gehören unsres Erachtens zu dem besten, was Pletsch gezeichnet hat. An dem unerschöpflichen Hausschatz, welchen die Gebrüder Grimm in ihren Märchen der deutschen Nation hinterlassen haben, übt bekanntlich die Firma Ferd. Dümmler in Berlin das irdische Verlagsrecht. Von den zahlreichen Ausgaben dieses köstlichen Buches erwähnen wir die bis jetzt leider nur auf sechs Bändchen gediehene Ausgabe, in der jedes Märchen mit vier großen farbigen Bildern und sehr deutlichem Schuldruck stark kartonnirt erscheint. — Unter den Märchenbüchern, welche außer den bekanntesten durch die Gebrüder Grimm gesammelten einige der schönsten neueren Märchen enthalten, die dem Horizont des Kindes wirklich entsprechen, erscheint uns bis jetzt das bei Flemming in Glogau verlegte Märchenbuch von Godin nach Auswahl, Form, Illustration und Ausstattung unübertroffen. Auch das wiederholt von uns erwähnte „Roggenkörnlein“ (desselben Verlags) von Jähde, dessen reizende Bilder und Verse sich zur Anknüpfung der bedeutsamsten Belehrungen und Fingerzeige an das Kind eignen, ist durch die diesjährige Novität desselben Verfassers „Häschen im Kraut“ lange nicht erreicht. Dagegen versucht Hermann Wagner in „Herzblättchens Naturgeschichte“ (Glogau, Flemming) für ein reiferes Alter Aehnliches zu bieten. Und die Jugenderzählungen und Jahreswerke (Töchter-Album u. s. w.), die Thekla von Gumpert in demselben Verlag herausgiebt, sind so frisch und mit derselben Sorgfalt illustrirt, wie die früheren.

Besondere Sorgfalt hat auch die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf ihre Jugendschriften verwendet. Fast durchweg erscheinen diese Schriften in ganz neuem Gewande, in wirklich stilvollen Einbänden, auch die älteren. Eine sehr nachahmenswerthe Neuerung! Wenn wir an die Märchenliteratur, die soeben Erwähnung fand, anknüpfen, so hat dieser Verlag in dem von uns oft schon rühmend erwähnten „Märchen-Lie-

der- und Geſchichtenbuch von Robert Reinick eine reiche Quelle von edler Unterhaltung und Belehrung der Jugend zu bieten. Auch dieſes Jahr iſt eine neue Auflage des Buches nöthig geworden. Außerdem finden wir hier die beliebten „Beſchäftigungsbücher“ für Knaben, von „des Kindes erſtem Beſchäftigungsbuche“ (von Barth und Niederley) an, bis zu der Krone der jugendlichen Fingerfertigkeit, wo die Geſchwindigkeit anfängt, Hexerei zu werden; der Knabe erreicht dieſen Gipfel der Vollendung mit Hülfe des neueſten Klaſing'ſchen Verlagswerkes auf dieſem Gebiete: „der junge Tauſendkünſtler“ von Fritz Anders. „Robert der Schiffsjunge“, ein ebenſo mannigfaltig belehrendes als patriotiſches Buch von Wörishöffer iſt einer gänzlich neuen Bearbeitung und Ausſtattung unterworfen worden. Dann finden wir in dieſem Verlage die bekannten gemüthvollen und in hohem Grade feſſelnden Schriften für junge Mädchen von Clementine Helm („Prinzeßchen Eva“, „Schneewittchen und Dornröschen“) von Eva Hartner („Penſion und Elternhaus“) und von Charlotte Regenſtein („zur Stütze der Hausfrau“, nicht todte Weisheitsregeln, ſondern eine geſchickte Erzählung). Endlich und hauptſächlich verweiſen wir auf die tüchtigen Bücher dieſes Verlages, welche den geſchichtlichen Sinn der Jugend beleben. Da ſind neben Robert Königs treu nach der großen Zeit erzählten „Meiſter Schott und ſeine Familie“ (deren Erlebniſſe während der Straßburger Belagerung 1870 berichtet werden), vor allem erwähnenswerth die beiden neueſten Verlagswerke auf dieſem Gebiete: „Der Bannerherr von Danzig“ von F. Sonnenburg mit acht Holzſchnitten, eine Erzählung aus der deutſchen Vergangenheit und „Venezia, die Königin der Meere“, Bilder und Schilderungen aus der Geſchichte Venedigs von W. Guiſchard, mit guten Bildern von Knackfuß, ein ſtattliches, ſehr leſenswerthes Buch.

An ein reifes Alter wendet ſich das ſorgfältige Buch von Dr. J. Baumgarten in Coblenz „Robin Jouets abenteuerliche Fahrten und Erlebniſſe in den Urwäldern von Guyana und Braſilien“ (Stuttgart, Rieger'ſche Verlagshandlung). Es iſt gar nicht zu vergleichen mit den Robinſonaden, die zu Hunderten fabricirt und auf den Markt geworfen werden, ſondern es enthält die Umarbeitung der ſtreng wiſſenſchaftlichen Forſchungsreiſe von Emile Carrey (der ja auch einen Theil ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſen in der Form des Romans veröffentlichte, als „Aventures de Robin Jouet“ u. ſ. w.) und iſt ergänzt durch die Forſchungen und Reiſeberichte eines Bouyer, Agaſſiz, Brett, Juſſelin, Wallace, Caſtelnau, Humboldt, Martins, Spix u. ſ. w. Die 24 Stiche, die das Werk zieren, ſind von Girardet künſtleriſch entworfen. Nur mit dem Enthuſiasmus des Verfaſſers für Friedrich von Hellwald und die Auswanderung nach Braſilien können wir uns nicht einverſtanden erklären.

Für erwachsene Mädchen hat die Grunow'sche Verlagshandlung in Leipzig auch dieses Jahr eine treffliche Weihnachtsgabe veranstaltet in Wieland's Erzählungen von F. Siegfried, dem Verfasser der Illustrirten Mädchenbücher (Goethe's Erzählungen, Jean Paul's Erzählungen), die wir in den Vorjahren bereits mit Freude begrüßt und empfohlen haben. Daß eine für die erwachsene weibliche Jugend bestimmte Auswahl aus Wielands erzählenden Schriften vor Allem jenes feinen Taktes und sicheren Auges bedurfte, welche F. Siegfried bereits in den früheren Bänden in so reichem Maße als seine Gaben bekundete, bedarf für die Kenner der Wieland'schen Schriften nicht erst der Erwähnung. Schwieriger war diese Aufgabe als irgend eine der früheren. Aber sie ist sehr befriedigend gelöst worden. In der That, aus dem Grabe des „Aeltesten von Weimar" sprossen unverwelkliche Blumen genug, um der weiblichen Jugend einen vollen Kranz bieten zu können. Sechs Tonbilder nach Zeichnungen von Heinrich Merté zieren das Buch. Auch auf die in demselben Verlage erschienenen trefflichen patriotischen Erzählungen von L. Pichler aus den Tagen der alten und neuen deutschen Kaiserherrlichkeit, die soeben in geschmackvollem neuem Gewande ausgegeben sind, mag hier empfehlend Bezug genommen werden.

Wir sind damit bereits aus dem Kreis der Jugendliteratur herausgetreten. Für Erwachsene gedichtet, aber doch von Heranwachsenden am liebsten gelesen, steht jene phantasie- und poesiereiche Nipptisch-Literatur aus dem Verlage der Gebr. Paetel in Berlin, jene trefflichen kleinen Sachen von Storm, Putlitz, Jensen u. s. w., von denen einzelne es beinahe zu so viel Auflagen gebracht haben, wie Bodenstedt's Mirza Schaffy. Einige der besten Erzählungen, welche die „Deutsche Rundschau" in jüngster Zeit gebracht hat, sind nun gleichfalls in dieser Nipptisch-Ausstattung (im Paetel'schen Verlag) erschienen, so „Höher als die Kirche" von W. v. Hillern, und die tiefe, feine Erzählung von Th. Storm, „Aquis submersus". Als eine ganz besonders hervorragende epische Dichtung, welche die Beachtung der erlesensten deutschen Gesellschaft verdient, bezeichnen wir die im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erschienene Alpensage Zlatorog von Rudolf Baumbach. Die freudige Frische, mit welcher der Verfasser die großartige Naturschönheit der Alpennatur schildert, die feine Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen, der Stimmung und Stoff geschickt angepaßte Wechsel des Metrums, die Leichtigkeit der Verse und die Kraft der Sprache sind gleich anmuthig und bedeutend an diesem kleinen Buche, welches der Verleger in Druck und Papier mit gewohnter Sorgfalt ausgestattet hat. Nur die Charakteristik der blonden Jerica, welche kaum „Mannes Liebe" kennt und dennoch ihre erste Liebe um die güldene Kette eines venetianischen Fantes dahingiebt, leidet etwas an slavisch-sagenhafter Unwahrscheinlichkeit. Beiläufig bemerkt, bieten auch die beiden Bändchen „Enzian" desselben Verlags, auf welche wir in der fröhlichen Reisezeit eingehender zurückkommen werden, eine Fülle heiterer und ernster Bilder aus dem Bergsteiger- und Alpenleben. Sie enthalten das Beste jener fliegenden Blätter, welche die Genossen des deutsch-österreichischen Alpenclubs ihrem Verein gestiftet haben.

Von den illustrirten Prachtwerken, welche dieses Jahr den Weihnachtstisch zieren, erwähnen wir außer dem altbewährten Deutschen Künstler-Album (Düsseldorf, Verlag von Breidenbach & Baumann), welches dieses Jahr aus der Hand des Arabeskenkönigs Scheuren ein würdiges Gedenkblatt an F. Freiligrath bringt, die beiden ihrem Abschlusse nahen Lieferungswerke „Elsaß-Lothringen" von Karl Stieler, illustrirt von Robert Aßmus

(Verlag von Paul Neff in Stuttgart) und „Das Schweizerland“ von Woldemar Kaden, mit Illustrationen von Alex. Calame, Heyn, Eckenbrecher, Riefstahl, Specht, Vautier, Bauernfeind u. A. (Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart), welches das Concurrenzwerk des Bruckmann'schen Verlags, Text von Gsell-Fels, um ein bedeutendes in Bild und Wort übertroffen hat. Eine der schönsten Gaben aber, welche wir muthigen Unternehmern in flügellahmer Zeit verdanken, bietet die Grote'sche Verlagshandlung in Berlin in Tennyson's Enoch Arden, trefflich in Versen übersetzt von Adolf Strodtmann, und meisterhaft illustrirt von Paul Thumann. Die Bekanntschaft mit der wundervollen, tiefergreifenden Dichtung dürfen wir natürlich bei unserm Leserkreise voraussetzen. In demselben Verlage sind die Werke Chamisso's, reich illustrirt, neu erschienen, ist die vortreffliche, von Tschischwitz erläuterte Ausgabe der illustrirten Romane Walter Scotts nun zum Abschluß gebracht. Ueber die reizende Humoreske Horacker von Wilhelm Rabe, welche derselbe Verlag vor einigen Monaten (illustrirt) erscheinen ließ, sprechen wir uns noch eingehender aus. Als ein ganz besonderes, wenn auch sehr beachtenswerthes Wagniß erscheint uns die in C. F. Amelang's Verlag in Leipzig erschienene, von Doré illustrirte Prachtausgabe des „alten Matrosen“ von F. Freiligrath. Die Ausstattung ist untadelhaft, die Illustration im Guten wie im Bösen für Doré charakteristisch. Blätter von bezaubernder Anmuth und Poesie sind darunter, aber auch viele von erschreckendem Realismus, und obendrein einem Realismus, der unsrer Weihnachtsstimmung ziemlich fern zu liegen pflegt, des Realismus des Verdurstens.

An reinen Kunstblättern ist die Festzeit dieses Jahres arm. Albert Hendschel hat die Fortsetzung seines Skizzen-Buches verschworen, seitdem ihm die biedern Holländer die Erzeugnisse seiner Kunst ungestraft — allerdings auch scheußlich genug — nachdrucken und für den halben Preis auf den Markt werfen. Die Arnoldische Buchhandlung, die alljährlich Marie Remy's prächtige Blumenstudien herauszugeben pflegte, hat sich dieses Jahr mit vier großen Kunst-Blättern der gefeierten Künstlerin begnügt. R. Wagner in Berlin dagegen trotzt mit Recht der Ungunst der Zeiten mit dem alten Liebling der deutschen Kunstfreunde. Von Hildebrand's Aquarelle „Aus Europa“ sind auch dieses Jahr fünf Blätter erschienen, facsimilirt durch die Kunst des Farbendrucks eines Loeillot und Steinbock, welche den berühmten Blättern desselben Meisters von der „Reise um die Erde“ unbedenklich an die Seite zu stellen sind. Ja eines davon, die Fresh-Water-Bai, übertrifft an Zeichnung und leuchtendem Glanz der Farbe das Meiste des bisher aus diesem Pinsel bekannt gewordenen. Nur die längst in Privatbesitz übergegangene köstliche Sammlung der Skizzen Hildebrand's von Madeira (die im Jahr 1868 mit 30,000 Thlr. bezahlt wurde) bot fast durchweg eine ähnliche Befriedigung wie dieses eine Blatt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die deutſche Flotte nach franzöſiſcher Forſchung.

„Die Schöpfung der preußiſchen Flotte. — Die Schiffe, die Arſenale und die Bemannung; von Paul Merruau“ iſt der Titel eines Aufſatzes in der „Revue des deux mondes“ im Heft vom 1. Mai 1876. Die Revue des deux mondes gilt nicht nur in Frankreich, ſondern weit über deſſen Grenzen hinaus für eine gediegene, ernſte Zeitſchrift. Läßt ſich aber die Redaction verleiten, mehr wie mittelmäßige Arbeiten aufzunehmen, deren Verfaſſer nur durch Ungezogenheiten gegen Deutſchland und deſſen Regierung ſich auszeichnen, ſo verdienen ſie eine Züchtigung.

Der Verfaſſer beſchreibt die Küſten der Oſtſee, ſoweit ſie vor 25 Jahren preußiſch waren, im Allgemeinen richtig, in einer kurzen Einleitung, die ganz ſachgemäß ſchließt. Nach dieſer offenbar einem geographiſchen Handbuch für die höhern Klaſſen einer Töchterſchule entnommenen Schilderung begiebt ſich der Mann unglücklicherweiſe auf das Gebiet der Thatſachen, und da collidirt ſeine Phantaſie in einer Weiſe mit der brutalen deutſchen Geographie, daß es einen jeden gebildeten Oberquartaner ſchmerzlich durchſchauern muß. Wir finden da auf Seite 148 die überraſchende Mittheilung, daß die Kieler Bucht der einzige Ort iſt an der ganzen Oſtſee, der mit leichter Mühe uneinnehmbar gemacht werden kann, und mitten zwiſchen Schleswig und Holſtein liegt. Mißtrauiſch geworden — wir gehören zu dieſer race prussienne sagace et méfiante — leſen wir, daß Holſtein ſeit 1815 zu Dänemark geſchlagen ſei — da muß unſer ausgezeichneter Profeſſor Fromm im Kadettenkorps ſich doch einmal geirrt haben, der meinte immer, das ſei viel länger her! — und daß Preußen, welches ſchon lange die ſchleswig-holſteiniſche Frage „bebrütet“ hatte (la Prusse la fomentait), im gegebenen Moment ſich des prachtvollen Hafens, ohne einen Groſchen Geld auszugeben, bemächtigt habe. Edler Merruau,

„Anders als ſonſt in Menſchenköpfen
Malt in deinem Kopfe ſich die Welt.“

Die Sache verhielt sich doch anders. Nun kommt wieder ein geographischer Gedankenblitz von origineller Neuheit: ... „diese Einbiegungen des Meeres (wie die Kieler Bucht) finden sich zahlreich, besonders an den Küsten von Dänemark und Schweden, man nennt sie „Fiords." — Edler Gallier, du irrst dich auch hier: die „Fiords" sind eine Eigenthümlichkeit der Westküste Norwegens, und in ihrer Entstehung, Form und Gestaltung gar nicht zu vergleichen mit den breiten, flachen, gemüthlichen „Föhrden" Schleswig-Holsteins und Dänemarks. Nun aber wird die Sache ernst; Merruau beschreibt die Kieler Bucht, wie sie jetzt ist. Da wird nichts vergessen werden, jede Befestigung, kurz aber klar umrissen, hebt sich aus den blauen Wellen, deutlich in ihren Details, vor dem entzückten Leser. Hören wir: „Sehr breit am Eingange, wird der „Fjord de Kiel" späterhin schmaler, am schmalsten an einer Stelle, wo sich zwei Vorgebirge gegenüberstehen. — Hier ist der Ort, wo man 1870 eine dreifache Barre von Ketten, Flößen und Torpedos gezogen hatte." (Leider auch wieder nicht wahr!) „Es giebt da eine Festung (forteresse) Friedrichsort auf einer Landspitze, rechts vom Eingange. Auf dem gegenüberliegenden Kap liegt eine Redoute mit schwerem Geschütz. Die Meerenge dazwischen ist höchstens 7—800 Meter breit, (was Fahrwasser anlangt, nicht ein drittel) und man müßte die jedenfalls im Kriege wiederhergestellte Wasserbarricade unter dem Kreuzfeuer der beiden stark armirten Werke nehmen!" Plötzlich „stoppt" aber der biedere Franzose und giebt „rückwärts Dampf", denn ganz unmotivirt schleppt er seinen Leser, der sich harmlos eben auf den Torpedos der Wasserbarricade einrichten wollte, wieder nach dem Ausgang der Kieler Bucht, die immer noch zwischen: le Holstein et le Sleswig liegt. Wir werden gleich sehen warum. Merruau sagt: „Das Geschwader, welches diesen verzweifelten Versuch unternehmen wollte, müßte aber zuerst das Feuer der andern Plätze zum Schweigen bringen, welche weiter nördlich am Eingange der Bucht liegen, und von denen der eine bei einem Dorfe Namens Brauneberg liegt, der andere gegenüber aber eine Schanze mit geblendeter Brustwehr ist (à parapets blindés)!"

„Aber, Herr Merruau, warum haben Sie das nicht gleich gesagt!" ruft der aufgeregte Leser, durch diese äußerst klare Beschreibung mitten in die Situation versetzt! Paul Merruau aber läßt sich nicht stören. Er docirt weiter: „Dieses Viereck streckt dem Feinde mehr als 200 Feuerschlünde entgegen." (Ueber's Kaliber schweigt er.) „Doch scheint dem Berliner Generalstab die Sache noch nicht hinreichend sicher, und er bereitet noch den Bau dreier weiterer Werke vor." Nun kommt eine etwas confuse Beschreibung eines Flottenmanövers, das einst in der Kieler Bucht abgehalten worden sein soll, um die Mannschaft auszubilden. Aber außer diesem Manöver, es scheint nur eins gewesen zu sein, hat das wachsame „gouvernement de

Berlin“ noch fernere Vorsichtsmaßregeln (précautions) ergriffen. — Diese bestehen darin, daß die Docks der Kriegsmarine durch sechs fernere Forts bei (Ellerbeck*) gesichert werden, und endlich: „kann die Festung Rendsburg, den Dänen entrissen, und ganz in der Nähe gelegen, auch noch Hülfe leisten, durch ihr Flankenfeuer auf den landenden Feind. Da haben wir den Schäker! Darum hat er, wie einst der Teufel den Wetter-See in Schweden, die Kieler Bucht placirt: entre le Holstein et le Sleswig — damit ihr die Festung Rendsburg Hülfe leisten kann, und „den Feind unter Kreuzfeuer nimmt!“ Was sich das Kriegsministerium in Berlin über die neue Festung freuen wird, die es ganz wie den Kieler Hafen auf Seite 148, sans bourse delier, erhalten hat! Paul Merruau, drücken Sie mir die Hand, Sie sind herzerfrischend, und wenn meine Stimme noch etwas gilt bei meinem alten Bekannten, Zernin in Darmstadt, dann sollen Sie Ehrenritter des goldenen Knopfes, und Großcomthur des Kameelbanners in Winkelkram werden.**) Eins aber sagen Sie mir im Vertrauen; wo haben Sie die Geschütze her, mit denen Sie von Rendsburg aus die Landungstruppen bei Kiel in der rechten Flanke beschießen wollen? Das müssen ja ausgezeichnete Waffen sein!

Trotz aller dieser „formidables fortifications“ bleibt dem Verfasser noch Eins zu wünschen übrig, um Kiel vollkommen zu machen, dieses Eine aber hat die preußische Regierung, — eine deutsche kennt Herr Merruau grundsätzlich nicht — bisher versäumt — es ist der Kanal zwischen Ost- und Nordsee! Der Verfasser hat also keine Ahnung von dem Resumé, das seiner Zeit durch den Generalfeldmarschall Graf Moltke im Reichstag über diese Frage gegeben wurde, und wodurch sie für Jeden als abgethan gelten muß, der nicht glaubt, mehr vom Kriege zu verstehen, als der Feldmarschall. Da nun Herr Merruau den wirklichen Grund nicht kennt, weshalb jener vorhandene Kanal nicht für Kriegsschiffe erweitert wird, so erfindet er für seine Leser einen solchen, und der besteht darin, daß Preußen eines Tages — Dänemark erobern — „den Sund und die beiden Belte borussificiren wird“, wie er sich ausdrückt. Eine schwache Hoffnung indeß lebt noch in dem tapfern Franzosenherzen: Rußland dürfte vielleicht dieses scheußliche Project Bismarcks durchkreuzen, und „die immer mehr zunehmende Auswanderung schwächt das Gouvernement von Berlin zusehends!“ — Trotz dieser Schwäche aber hat „in düsterer Emsigkeit“ dieses Gouvernement von Berlin sich auch einen Hafen an der Nordsee geschaffen. Aber mit welcher Hinterlist ist es dabei verfahren, man höre und schaudere: da es nicht klug gewesen wäre, unmittelbar

*) Für Jeden, der Kiel kennt, ist dies der Gipfel des Unsinns.

**) Leben und Thaten des General Leberecht von Knopf. Darmstadt 1868. Verlag v. E. Zernin.

nach dem Raub des Hafens von Kiel (1866) über das Herzogthum Oldenburg herzufallen, so kaufte Preußen das Terrain am Jahdebusen im Jahre 1853! — Nun folgt eine Beschreibung der Werke am Jahde-Busen, die nach einer falschen Zeichnung entworfen ist, welche im Jahre 1871 die Runde durch die illustrirten Journale machte; es wäre wenigstens mehr als Zufall, wenn die Geschichte der beiden Doppelschleusen für Ebbe und Fluth sich hier zufällig wiederfände. Darauf kommt es ja aber auch nicht an. Keiner unserer Leser wird wirkliche Belehrung über diesen Stoff aus einer so trüben Lache schöpfen wollen. Nun aber folgt wieder eine heitere Geistesblüthe, die so recht geeignet ist, die gewissenhafte Arbeit französischer Forscher in das gebührende Licht zu setzen. Auf Seite 152 heißt es: „Der Hafen war weder beendet noch befestigt, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. Wilhelm, damals einfach König von Preußen, kam dahin, um der Einweihung beizuwohnen, und die Schmeichelei benutzte die Gelegenheit, um den Ort Wilhelmshafen zu taufen." Kann ein boshafter dummer Junge dümmer verleumden? Daß der König von Preußen einem Orte, den er so recht eigentlich aus dem Nichts geschaffen, durch Kabinetsordre seinen Namen verleiht, wie es die Gründer und Erbauer von Städten von jeher gethan, das findet ein Franzose tadelnswerth! Ein Mitglied jener Nation, deren Volksvertretung seit 80 Jahren sich vor jeder erbärmlichen und moralisch unwürdigen Personage im Staube wälzte, sobald sie nur Furcht einflößte, und als Zeichen dieses unterwürfigen Volkscharakters Straßen und Plätze ihrer Hauptstadt in zwei Menschenaltern zu Dutzenden umgetauft hat! — Unmittelbar darauf versichert Herr Merruau: das „Gouvernement de Berlin", das den Kampf von 1870 seit langer Hand vorbereitet habe, sei nur bis zur Herstellung provisorischer Befestigungen gediehen, die aber ihren Zweck der französischen Flotte gegenüber vollkommen erfüllt hätten, da dieselbe „première victime d'une imprévoyance funeste et générale", mit einem Worte, Nichts in Ordnung gehabt habe. Man kann Lodderei und Pflichtvergessenheit nicht wohlklingender ausdrücken.

Sehr hübsch ist der Passus, in dem Herr Merruau seinem Zorn gegen die preußische Flotte Luft macht. Es handelt sich darum, daß die preußische Flotte der sechsfachen Uebermacht gegenüber nicht die offene See hielt: „Die Preußen opfern Nichts dem leeren Ruhme. Sie suchen vor Allem positive Resultate mit dem geringstmöglichen Einsatz zu erreichen. Jener ritterliche Muth, der sich der Gefahr aussetzt, nur um ihrer selbst willen, ist ihnen nicht sympathisch. Die Regierung theilt diese Ansicht und begünstigt sie in der Armee, aber man muß zugeben, daß diese der preußischen Flotte anbefohlene Haltung nicht gerade ein glänzendes Debut für sie ermöglichte. Der Seekrieg ist ganz besonders den Momenten persönlicher Kühnheit günstig.

Die Kapitäne der einzelnen, in ferne Gegenden gesendeten Schiffe haben Vollmacht, jeden ihrer Gegner anzugreifen, die Geschichte ist erfüllt mit dergleichen Zweikämpfen. Die preußische Flotte hatte eine Anzahl Schiffe auf ferne Stationen detachirt, die Unsrigen boten ihnen den Kampf an. Die preußischen Schiffskapitäne, gehorsam ihren Ordres, blieben in den neutralen Häfen eingeschlossen, ohne sich durch das jüngste Beispiel des Alabama und Kerseage an der Küste von Cherbourg verleiten zu lassen. Die preußische Marine hat diesen Pulverdampf nicht gerochen!" (Dazu hätte sie auch eine Nase haben müssen, ebensolang als diejenige, mit welcher Frankreichs Flotte aus der Nordsee abzog. „Dem Beispiel der großen Panzerschiffe und zahlreichen Kanonenboote, die in den beiden Arsenalen der Ost- und Nordsee eingeschlossen blieben, folgten auch die einzelnen detachirten Schiffe, Hertha und Meduſa in Japan, die Arkona bei den Azoren, der Meteor in der Havanna. Machen wir jedoch ein Zugeständniß zu Gunsten dieses letztgenannten Schiffes, es versuchte allerdings den Kampf gegen unsern Bouvet — in weniger als einer Stunde floh es entmastet unter den Schutz der spanischen Geschütze." Um dieser heitern Schilderung die Krone aufzusetzen, bricht der Verfasser zwei Seiten später in lauten Jammer über den Schaden aus, den die preußische „Augusta" dem französischen Handel zugefügt, und über die Kühnheit, mit der sie den Kanal gekreuzt bei ihrer Rückkehr. Im Uebrigen ist die Vergangenheit noch so frisch in unser aller Gedächtniß, daß wir eine längere Widerlegung uns sparen können, um so mehr, als wir nun zum Glanzpunkt der ganzen Darstellung kommen. Merruau erzählt die eigentliche Gründung der preußischen Flotte, nachdem er auseinandergesetzt, daß man eine Flotte nicht dazu baut, um sie in einen Hafen zu sperren, sondern um das Meer zu beherrschen.

„Das Gouvernement hatte dies begriffen, es war zwiefach durch die Vergangenheit belehrt worden, zuerst zur Zeit des dänischen Krieges. Dänemark, dieses so kleine und schwache Land, welches sich mit der ganzen Festigkeit der Vaterlandsliebe vertheidigte, hatte seinem übermächtigen Gegner schweres Leid zugefügt. Es hatte die ganze Küste blokirt und den deutschen Handel in's Herz getroffen." (D. h. einige Häringsbüsen gekapert, die einzigen Fahrzeuge, die in der Zeit vom 2. Februar bis 18. April den deutschen Handel auf der Ostsee repräsentiren, und diese mußten die Dänen auch noch beim Friedensschluß mit baarem Gelde entschädigen.) „Die dänischen Küsten und Inseln sind von einem abgehärteten Fischervolk bewohnt, die ausgezeichnete Matrosen liefern." (Furchtbar faul sind die Danske.) „Auch besaß Dänemark einige Panzer- und Kuppelschiffe von trefflicher Ausstattung. Dem konnte Preußen damals nur einige Kanonenboote und schwache Korvetten entgegenstellen (1861). Auf dem Meere hatte es daher auch nicht

die Oberhand. Nach der „Zerstückelung“ der dänischen Monarchie, wollte Preußen den Gedanken einer Flotte verwirklichen, aber eine Flotte kostet Geld, und Preußen war arm, dazu verweigerten ihm die andern Staaten ihre Unterstützung! Aber nach 1867 hatte Preußen nach der Schlacht von Sadowa eine solche Stellung in Deutschland, daß man ihm nichts mehr abschlagen konnte; daher beschloß es, weiter vorzugehen und die Flotte in's Leben treten zu lassen!“ Ich nehme hier Paulchen durchaus gegen den Verdacht in Schutz, daß er in den letzten Zeilen habe einen Witz machen wollen; gerade in seinem düstern Pathos aber ruht die Komik. Es wird uns ein Bruchstück der Roon'schen Flottenrede präsentirt, um in Klammer setzen zu können, als der Minister von den Staaten zweiten Ranges spricht, die mit Preußen in Berührung treten könnten — („zu ihrem Verderben“). Dies ist der einzige Versuch zu einem Witze, den sich Paulchen erlaubt.

„Bei Beginn dieser Flottenschöpfung besaß Preußen nur einige Korvetten und 22 Kanonenboote.“ (Das ist die einzige bestimmte Thatsache, die in dem ganzen Phrasenwust sich findet.) „Indessen hatte die preußische Regierung schon vorher in England Auftrag gegeben, die drei Panzerfregatten „König Wilhelm“, „Friedrich Karl“ und „Kronprinz“ à 6000, 4000 und 4500 Tons zu erbauen, außerdem noch zwei Thurmschiffe und zwei Korvetten „Hansa“ und „Ariadne“. Die Seite vorher wurde uns erzählt, Preußen habe vor 1867 „rein gar nichts“ thun können — o Paule! Paule! „In ihrer Gesammtheit bildeten diese Schiffe, deren Fertigstellung allerdings noch zwei Jahre dauern mußte, eine bereits ganz respectable Macht!“

Nun wird in einer längeren Auseinandersetzung über alte und neue Artillerie die Thatsache bemäntelt, daß der Verfasser nicht weiß, mit welchen Geschützen die Schiffe armirt sind, noch wie viel sie davon führen. Der Leser, der nach dem Titel des Werkes eine detaillirte tabellarische Uebersicht der Schiffe mit ihren Geschützen erwartete, liest nur, daß an Bord des „König Wilhelm“ 96-Pfünder, die 145 Kilogramm schießen, sich befinden, während „Kronprinz“ und „Friedrich Karl“ 72-Pfünder führen, die 200 Pfund schießen, eine Angabe, die an Klarheit und Genauigkeit eben nur für eine tête carrée Allemande etwas zu wünschen übrig läßt.

„Schon hatte „General von Roon“ die preußische Flotte auf 90 Fahrzeuge meist kleinerer Gattung mit 1549 Geschützen gebracht, als der französische Krieg ausbrach. Indem die französische Marine die Blokade der preußischen Küsten „wiedererneuerte“ (renouvelait), fügte sie dem preußischen Handel ernsthaften Schaden zu. Es war eine scharfe Lection, aber die preußische Regierung bedurfte derselben nicht, sie hatte ohnehin begriffen, daß der Adler allein mit der Landarmee seinen Flug nicht beginnen konnte. Ohne die Marine fehlte ihm einer seiner Flügel. Die öffentliche Meinung, der Stolz und die

gefährdeten Interessen drängten zu neuen Anstrengungen. Dies Mal nahm Herr von Bismarck die Sache in die Hand, und er führte sie glatt durch." Wie man sieht, kann auch P. Merruau mitunter ganz vernünftig schreiben. Die Ernennung des General von Stosch zum Marineminister wird durch alle möglichen Gründe erklärt, nur der wahre, naheliegende ist übersehen, daß es sich um Gewinnung einer hervorragenden organisatorischen Kraft handelte. Bei Aufzählung der verschiedenen, durch den General von Stosch in's Leben gerufenen Schöpfungen, finden wir wieder einige so duftige Geistesblüthen, daß wir uns nicht versagen können, unsern Lesern ein kleines Potpourri daraus zu bereiten. So heißt es: Er (nämlich der Marineminister) hat alle diese Arbeiten zugleich betrieben, mit neuen Schiffsconstructionen, Küstenbefestigungen, mit dem Bau von Angriffs- und Vertheidigungsmaschinen, Versuche, von deren gedeihlichem Vorschreiten doch manches bekannt geworden ist, trotz des Geheimnisses, mit dem man sie umringt hat!" „Die Wuß' is mi to krumm!" sägde de Voß, de kriegte er sie nicht. Er weiß nämlich gar nichts, aber auch nicht die Spur, der liebenswürdige Gallier, er hat nicht einmal sich die Aufsätze aus dem Militärischen Wochenblatt und der Darmstädter Militär-Zeitung übersetzen lassen, welche auf diese „Angriffs- und Vertheidigungsmaschinen" Bezug nehmen.

„In diesem Zustande befanden sich die Dinge in den ersten Monaten des Jahres 1873, als" — ja als Bismarck, wer sonst, — „beschloß, die Sache der Marine noch um ein Bedeutendes kräftiger zu pousſiren", denn er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, jede Geldsumme bewilligt zu erhalten, da die Todesangst mit Furienpeitschen die elenden Deutschen züchtigte mit dem Gespenste eines Rachekrieges, in dem sie vermuthlich wieder 18 große Schlachten gewinnen und 3 französische Armeen gefangen nehmen sollen. Nachdem ein Auszug aus einer Kammerrede des Fürsten Bismarck gegeben ist, wird der erweiterte Marineplan mitgetheilt, natürlich aber dabei verschwiegen, daß die deutsche Regierung sich die Würdigung späterer Modalitäten vorbehalten, die ganze Sache also durchaus kein Definitivum geworden ist. Die Lage der Marine wird folgendermaßen präcisirt: Statt der zehn Panzerschiffe im Jahre 1867 projectirt, werden gebaut bis 1882 — 14. Zur Küstenvertheidigung durch die Seefestungen treten hinzu bis 1882 — sieben Monitors und zwei schwimmende Batterien. Für sechs Torpedo-Boote werden fertig gestellt bis 1882 — 28. Statt vierzehn Glattdeckcorvetten werden erbaut bis 1882 — 20. Um dieses Ziel zu erreichen, ist der Marinecredit auf 317 Millionen Francs erhöht worden, die in jährlichen Raten zu zahlen sind.

Soweit ist die Sache sehr hübsch klar und sachgemäß, warum auch nicht, schreibt doch unser französischer Marinerath nur deutsche Geistesprodukte ab. Nun kann er's aber auch nicht länger aushalten: „Ich bin des trocknen

Tons nun satt", ruft er mit Mephisto. Er schreibt: „Die Kammer hatte einen alten Wunsch wiederholt ausgesprochen. Man wünschte, daß nur deutsche Werkstätten mit der Herstellung deutscher Kriegsschiffe betraut würden. Die drei ältesten Fregatten stammten aus England. Einzelne der Korvetten waren in der Fremde construirt, andere vollständig von dort bezogen. Eine der besten stammte von Dänemark, wo sie während des Krieges genommen worden war." In dem Gehirn von Paul Merruau haben Gefion, Thetis und Christian VIII. seit dem Jahre 1848 einen wilden Kancan getanzt. Nachdem dann der Errichtung resp. Erweiterung des Arsenals von Danzig, sowie der Thätigkeit der Stettiner Eisenwerke Vulcan Erwähnung gethan ist, wird die Errichtung der deutschen Seewehr besprochen, und ein kurzer Abriß der Thätigkeit des General Vogel von Falkenstein im Jahre 1871 gegeben. Hierbei passirt dem Verfasser der für einen Franzosen verzeihliche Irrthum, zu glauben, es seien damals schon zahlreiche preußische Eisenbahnregimenter in Thätigkeit gewesen. Weniger verzeihlich ist es aber, daß er diese Gelegenheit zu einer Boutade gegen die deutsche Armee benutzt, die in ihrer Art eben so dumm ist, als die Geschichte von der dänischen Fregatte. Er, als Franzose, urtheilt so wegwerfend wie möglich über die deutsche Armee — „und noch ist ja dein Rücken braun und blau!" kann man da mit Recht sagen. Er sagt u. A.: „Das preußische System ist basirt auf die Schnelligkeit der Mobilmachung und die Genauigkeit der Armeebewegungen." Die Kunst des Krieges ist — in Berlin wenigstens — die Kunst, auf einem gegebnen Punkt stets in Uebermacht aufzutreten! „Alles ist in diesem Sinne von Seiten des großen Generalstabes ausgenutzt: die Mechanik, die Electricität, der Dampf. Die Armee ist eine einzige ungeheure Maschine, zu der der Generalstabschef allein den Schlüssel hat." (Wie anders doch in Frankreich, da meutert jeder Soldat auf eigne Faust, und jeder Corpscommandeur macht, wenn er kann, Prounciamentos.) Nach Merruau's Strategie hatte General Vogel von Falkenstein als letzte Vertheidigungslinie, nachdem die französische Flotte, an ungestümer Tapferkeit nur übertroffen durch das französische Landungsheer, sich auf ihn und seine Truppen gestürzt haben würde, nachdem sie trotz fehlender Baken und Seezeichen, trotz eiserner Ketten und Torpedobatterien die Landung erzwungen haben würde, wenn sie nämlich gekommen wäre, also nach alle dem würde der General sich immer noch zurückgezogen haben „auf den Gürtel von Lagunen, Teichen und Sümpfen, welche die deutsche Küste umgeben, als ein unentwirrbares Netz, todbringend jeder feindlichen Armee." Also nicht die Angst vor tüchtigen deutschen Hieben, Gott bewahre, nur die Furcht vor diesem „unentwirrbaren Netz von Lagunen, Teichen und Sümpfen" hat die unwiderstehliche Flotte Frankreichs zurückgehalten. — Der liebe Mann

muß doch aber ziemlich überzeugt ſein, daß Niemand in ſeinem Leſerkreiſe im Beſitz einer guten Karte von Deutſchland iſt, ſonſt könnte er doch kaum wagen, derartigen Unſinn in die Welt zu ſetzen.

„Trotz alledem und alledem war aber Fürſt Bismarck doch noch derartig in Angſt geſetzt", ſicherlich eben durch das ſchneidige Auftreten der franzöſiſchen Flotte 1870, „daß er noch im Jahre 1874 ſchleunigſt eine Kette von gepanzerten Forts errichten ließ, welche die ganze Küſte mit einem Roſenkranz von Geſchützen größten Kalibers umgeben." „Eine neue Art von Tollheit hat die Berliner Regierung erfaßt, die Tollheit der Befeſtigungen!" heißt es wörtlich. Ganz recht, mein lieber Herr, alle dieſe Feſtungen liegen: entre le Holstein et le Slesvig, in der Nähe der von Ihnen entdeckten Seefeſte Rendsburg, die bei einem Angriff auf den Kieler Hafen als linke Seitendeckung feuert. Vermuthlich hat der Menſch von dem Grüſon'ſchen Panzerthurm gehört, und weiß nicht, wo die Glocken hängen, deren Dröhnen ihm „patriotiſche Beklemmungen" verurſacht. Hierfür gibt er uns auch gleich den Beweis am Schluß ſeines erſten Kapitels. „Wir haben geſagt, daß der Reichstag Alles bewilligt hatte, Schiffe, Mannſchaft, Artillerie und gepanzerte Schanzen. War er wirklich erſchreckt, und hatte die Erſcheinung unſerer Flotte an deutſchen Küſten wirklich einen ſo tiefen Eindruck hervorgebracht, daß die Nation noch jetzt zitterte im Gefühl ihrer damaligen Ohnmacht?" (Dieſe Phraſe iſt ſo volltönend, daß ſie auch die längſten franzöſiſchen Ohren füllen muß.) „Es wäre kindiſch, wollten wir uns verhehlen, daß der Zuſtand und das Auftreten unſerer Flotte keineswegs ſo geweſen iſt, um bei unſeren Erbfeinden einen ſo erſchütternden Eindruck hervorzubringen. Unſere Flotte, aus Cherbourg ohne genügende Vorbereitung abgeſendet, ohne Landungsbatterien und Landungstruppen, hat keine unſerer Hoffnungen erfüllen können. Nach einem Kreuzzug von mehreren Monaten iſt ſie, ohne einen Schuß Pulver zu thun, vom Meere und von den Winden des Nordens heimgejagt worden. Gezwungen, in ihre heimathlichen Häfen einzulaufen, hat unſere Flotte den Schmerz gehabt, eine preußiſche Korvette, die Auguſta, kühn ihren Kanonen in die Zähne durch den Kanal fahren zu ſehen;" (die fürchtete ſich alſo jedenfalls weniger vor der See und den Nordwinden!) „wo ſie die Mündung der Gironde blokirte und unſere Schiffe wegfing, uns verhöhnend, da wir ſie vergeblich zu fangen ſuchten. Hier lag alſo Nichts, was die „koſtſpielige" Beſorgniß des Reichstages wachrufen könnte. Im Gegentheile, man muß annehmen, daß die traurige Beſchaffenheit unſrer Flotte bei unſern Gegnern die Abſicht hervorrief, ſie zu erreichen, wo nicht zu übertreffen. Weniger aus Furcht, als in froher Zuverſicht haben ſie das Geld ausgegeben!" Und darüber wundert ſich dieſes Wurm noch?

„Was dieſes Preußen gethan hat, als ſeine Flotte noch in den Windeln lag, das giebt einen Maßſtab dafür ab, was es thun und vollbringen wird, wenn dieſelbe erſt fertig ſein wird!“ Mit dieſem Schmerzensſchrei beginnt der zweite Abſchnitt, der von den preußiſchen Geſchützen und Torpedos handeln ſoll. Davon handelt er nun nicht, und zwar aus guten Gründen: Herr Merruau weiß von dem einen ſo wenig, wie von dem andern, und wir finden das auch ganz in der Ordnung, daß von dieſen Arbeiten der Marine ſo wenig als möglich in die Oeffentlichkeit dringt. Es ſtehen doch zu hohe Intereſſen auf dem Spiel, um müſſige Neugierde zu befriedigen. Spaßhaft aber iſt es, unſres braven Franzmannes Sprünge zu verfolgen, hinter denen er ſeine gänzliche Unwiſſenheit zu verbergen bemüht iſt. Dieſe „noch in den Windeln liegende“ Flotte iſt nach Herrn Merruau einem frühen Tode geweiht, und zwar deshalb, weil ſie zu unrechter Zeit das Licht der Welt erblickt hat.

„Ja, Stiebel, du mußt ſterben!“
„Biſt noch ſo jung, jung, jung!“

Warum aber ſoll Germania mit dieſem ihrem jüngſten Kinde durchaus fausse couche gemacht haben? Weil ſeine Geburt grade in die Zeit fällt, „wo die Uebertreibung gewiſſer Prinzipien im Angriff und der Vertheidigung, und zwar gerade derjenigen, welche die allmäligen und ſtets wiederholten Umformungen des Panzers und der Geſchütze beherrſchen, auf einen Punkt gelangt ſind, wo ein Rückſchlag unvermeidlich iſt.“

„Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe doch dabei ſich auch was denken laſſen.“

Dieſer Moment des allgemeinen Rückſchlages — der Berliner würde ſagen: der allgemeinen Umkrempelung — iſt nun nach des Verfaſſers Anſicht noch beſonders markirt durch eine neue Erſcheinung: die Torpedos.

Bekanntlich traten Torpedos vereinzelt ſchon vor funfzig Jahren auf, und mit den erſten Panzerſchiffen des Seceſſionskrieges ſpielen zugleich auch die Torpedos mehrfach eine Rolle. Wenn es überhaupt einen praktiſchen Werth hätte, die Priorität unter den beiden Erſcheinungen feſtzuſtellen, ſo müßte dies noch auf andere Weiſe geſchehen, als durch eine einfache Behauptung. Im Herbſt 1862 ſtellte die Konföderation bereits ein disciplinirtes Korps für die neue Waffe, nachdem ſie vorher ſchon bei New-Orleans, und vor Knoxville aufgetreten war. Wenn wir übrigens auch über die preußiſchen Torpedobrigaden nichts Neues hier lernen, ſo finden wir doch einige andere Notizen, über die erſten Verwendungen der Torpedos im amerikaniſchen Bürgerkrieg, die manches Intereſſante bieten. Natürlich ſind ſie aber nicht von Paul Merruau, ſondern aus dem Werke eines amerikaniſchen Seeofficiers, aus „Barnes, unterſeeiſche Kriegführung“ entnommen. Wer mehr darüber leſen

will, braucht nur Pollard's, southern war*) nachzuſchlagen, aber hier genügt es, wenn wir berichten, daß binnen zwei Jahren die Nordſtaaten ſieben Monitors, eilf andere Kriegsfahrzeuge aus Holz ohne Panzer verloren, meiſt zugleich mit der Bemannung, während verſchiedene andere, namentlich Panzerſchiffe, den damals noch unvollkommenen Torpedos theilweiſe widerſtanden hatten und mit ſchweren Beſchädigungen davon gekommen waren. Der Erfolg dieſer Torpedos, die meiſt Defenſiv-Torpedos waren, wird noch draſtiſcher, wenn man ſich klar macht, mit wie geringem Aufwand an Koſten und Gefahr die Konföderation ihrem Gegner dieſen beträchtlichen Schaden zufügte. Doch dies dürfen wir eigentlich nicht laut ſagen, denn da wird Herr Merruau wieder von der unritterlichen preußiſchen Race ſprechen, welche die Gefahr nicht um ihrer ſelbſt willen liebt. Dabei fallen uns immer die franzöſiſchen Patrouillen ein, mit denen man ſich vor Paris die langweiligen Wintertage auf Vorpoſten vertrieb. Wenn da ſo eine Geſellſchaft feierlich 1000 Meter hinter ihren Vorpoſten, der Lieutenant mit gezücktem Schwert an der Tete, herumzog, dann machte man ſich mitunter das Vergnügen und ließ durch die Wallbüchſen-Unterofficiere einen Schuß hinüberfeuern. Da hatte man dann häufig den Genuß, die ganze Geſellſchaft glatt auf den Bauch ſtürzen zu ſehen, wenn ſie das wohlbekannte Ziſchen der eiſernen Geſchoſſe hörte. Die liebten auch die Gefahr um ihrer ſelbſt willen! —

Auf verſchiedene Weiſe verſuchte die Konföderation mit den Torpedos das offenſive Element zu verbinden. Man verſah anfangs den Sporn der Panzerſchiffe mit ſchwachem Torpedo, um bei dem „Rammen“ eines feindlichen Schiffes die Sprengwirkung mit dem Stoß zu verbinden, indeſſen kam man bald von dieſer Einrichtung ab, die ſich für das eigne Schiff ſehr oft verderblich erwies. Man ging dann über zu den eigentlichen Offenſiv-Torpedos. Kleine ſchnellgehende Boote trugen vorn an einem weit hervorragenden Ausleger den Torpedo, Taucherboote gingen unter dem Kiel der feindlichen ankernden Kriegsſchiffe hindurch, die tödtliche Maſchine an Tauen, die mitunter die Leitung einer electriſchen Zündbatterie bilden, hinter ſich herſchleifend. Alle dieſe verſchiedenen Methoden erwieſen ſich vor der Hand noch als zweiſchneidige Waffen, deren Schärfe ſich häufig gegen den eignen Herrn wendete, da mangelnde Technik und Erfahrung nicht immer alle Umſtände beherrſchte. Selbſtverſtändlich wandte auch der Norden die neue Waffe gegen die Schiffe der Conföderation, wo nur immer möglich, an. So wurde das conföderirte Widderſchiff „Albemarle“, nachdem es aus mehreren Kämpfen mit nördlichen Panzern ſiegreich zurückgekehrt, auf der Rhede des Fluſſes Roanoke vor Anker, durch einen Torpedo zerſtört. Merruau läßt den Führer des Torpedo,

*) The southern war by Edward E. Pollard, Redactor of the Richmond Enquirer.

Cushing, sich retten; im Schilf an der Mündung des Roanoke verborgen, hört er Vorüberfahrende das Schicksal des Albemarle erzählen. Sehr romantische Situation, besonders wenn man erwägt, daß der Roanoke ein gewaltiger Strom, dessen Mündung ein Haff von ungefähr 120 deutschen Quadratmeilen bildet! Ebenso romantisch schildert der Verfasser die Offensivtorpedos, um mit einem grimmigen Ausfall gegen den General Stosch zu schließen. Diesen erheiternden Sprung soll er uns in Person vormachen: „Ein besonders merkwürdiger Characterzug dieses unterseeischen Krieges war der entsetzliche Schrecken, den so kleine Schiffchen den größten Panzerschiffen, mit starker Besatzung und furchtbarer Artillerie versehen, einflößten. Mit aller Schnelligkeit, deren diese Riesen fähig waren, sah man sie fliehen vor diesen Zwergen, die sie, meist vergeblich, mit ihren Geschossen überschütteten. Die Torpedoboote kamen selten mit heiler Haut davon, den Scorpionen vergleichbar starben sie, indem sie tödteten. Die einen versanken in den Versenkungsstrudel des dem Untergang geweihten Schiffes, die anderen kenterten oder wurden zerdrückt durch die Wasserberge, welche die Gasentwickelung des Pulvers aufwarf. Die Menschen waren hingeopfert, aber „das macht Nichts", hat später der General von Stosch gesagt, als er dem Reichstag dieses Gesetz vorschlug, das Herr von Bismarck entworfen hatte. „Das macht Nichts. Es ist ein kleiner Einsatz um ein großes Ziel zu erreichen!" *) Nachdem Merruau auf zwei weiteren enggedruckten Seiten erzählt hat, wie die preußischen Torpedoboote nicht aussehen, tritt er am Ende der zweiten Seite der Sache bedeutend näher, indem er seine Behauptung aus dem vorigen Abschnitt wieder aufwärmt: Es seien statt sechs — seit 1873 nunmehr 28 Torpedoboote auf den Etat gesetzt.

Drei davon seien sofort in Danzig begonnen und zur Stunde vermuthlich bereits beendet. — Für die viele Freude, die der brave Merruau uns bereitet, wollen wir ihm auch eine machen und ihm mittheilen, es sind längst mehr fertig, als drei, er kann ohne Sorgen sein! — Ferner theilt er seinen Lesern nach einem deutschen Journal mit, daß diese neuesten preußischen Torpedoboote folgendermaßen beschaffen seien: Sie sind dazu bestimmt, feindliche Schiffe zu verfolgen, daher sind sie auch mit sehr schneller Fahrt ausgerüstet. (Diese Einrichtung der deutschen Marine erscheint eben so neu als

*) Unsere Leser wissen, daß in diesem Sinne jene Worte nicht gesprochen, daß sie erlogen, respective entstellt sind. Im Hinblick auf die Zukunft aber wissen wir: Wenn wieder einmal freches, großmäuliges Gesindel vor einem Kriege in Tausenden von Flugblättern sich im Voraus rühmen wird, mit seiner Flotte unsere Städte anzuzünden, mit deren Bemannung unsere Frauen und Töchter zu mißhandeln, daß da auch in Deutschland Männer genug sich finden werden, um als Führer von Torpedobooten zu sagen, in Bezug auf ihr eignes Leben: Qu'importe! Il faut faire crever cette canaille! und das feindliche Schiff in die Luft zu sprengen.

practiſch.) Sie können bis zu vier Tagen die offene See halten. Als vorſichtiger Mann bricht hier Merruau ab und legt ſich ſelbſt die Frage vor: Iſt dies nun aber auch wirklich der genaue Typus der preußiſchen neuen Torpedoboote? Ach, Merruau, wenn Sie nur den Typus der alten wenigſtens kennten! Wenn Sie aufgepaßt hätten, hätten Sie im Auguſt 1872 in Bremerhafen und Kuxhafen, — wiſſen Sie, da oben entre le Slesvig et le Holstein — ein paar kaufen können, die dort von der Marineverwaltung, ce gouvernement de Berlin — meiſtbietend als Brennholz verkauft wurden. Ich kann Ihnen dies mittheilen, ohne meine — mère-patrie — wie Ihr Mitarbeiter Julian Klaczko in „les deux chanceliers“ ſagt — zu verrathen, denn es ſtand in den Localblättchen! Soviel, wie Sie jetzt von den neuen Torpedobooten wiſſen, hätten Sie dann auch von den alten erfahren! „Das ſchadet aber Nichts“, beantwortet er vergnügt, aber etwas ausweichend, ſeine Selbſtinterpellation, „darauf kommt es ja auch gar nicht an. Was uns intereſſirt, iſt die Einführung dieſer ſchrecklichen Maſchinen und die tiefe Revolution, welche ſie verurſachen.“ Nachdem er ſo, ſeiner Anſicht nach ebenſo graziös als geſchickt, um die Thatſache herumvoltigirt iſt, daß er nichts weiß von den Thatſachen, welche die Ueberſchrift ſeines Aufſatzes verheißt, geht ſeine Phantaſie in wilden Sprüngen weiter:

„Wie ſoll man ſich dagegen ſchützen? Wie kann man ſich vertheidigen? Die größte Wachſamkeit iſt ungenügend, die Nacht iſt immer der Moment des Angriffs. Dieſer ſelbſt iſt zerſchmetternd und läßt keine Zeit zur Ueberlegung. Wie ſoll man in der Dunkelheit und bei bewegter See einen ſo kleinen Gegenſtand, ſo groß wie ein treibender Balken, erkennen und abwehren, der mit einer Schnelligkeit von achtzehn Knoten in der Stunde daher kommt?“ Folgen zwei Fälle der Vernichtung von Kriegsſchiffen der Nordſtaaten im Hafen von Charleston, aus M. Barnes. Bekanntlich hat man auch bei uns die Sache in ernſtliche Erwägung genommen. Eine Mittheilung des Wenigen, was man bisher hierüber weiß, gehört aber nicht hierher.

Paul Merruau fertigt die Panzerflotten Europas in der Kürze ab, er führt ein Gleichniß des Weiteren aus, indem er ſie den Panzerrittern Frankreichs in der Schlacht von Azincourt vergleicht, den engliſchen Pfeilſchützen gegenüber. Er ſtellt ſich auf die Seite derer, welche leicht bewegliche, theilweiſe gepanzerte Dampfer für die Kriegsſchiffe der Zukunft erklären. Nun, das iſt eine Anſicht, ſo gut wie jede andere. Dafür iſt ſie auch nicht von Paul Merruau. Aber nicht ſo gut, ſondern ſchlechter als viele andere Anſichten, iſt die nachfolgende, hieran geknüpfte Invective gegen die preußiſche Artillerie und Regierung. Merruau verſucht ſelbſt zu denken, und das iſt eben eine Beſchäftigung, zu der ihn Gott erſichtlich nicht geſchaffen hat: „Dieſe Krupp'ſchen Geſchütze, von denen man ſo viel ſprach, und mit denen man vergeblich ver-

ſuchte, Paris zu erſchrecken, haben nicht die Erwartung derjenigen erfüllt, welche die Zeit nicht abwarten konnten, Paris einzuäſchern. Eine große Anzahl dieſer Geſchütze iſt geſprungen, beſonders auf der Südweſtfront von Paris, wo von 70 in Thätigkeit getretenen Stücken binnen vierzehn Tagen 36 Stück in Folge des eignen Feuers dienſtuntauglich geworden ſind.*) Auch haben ſeit dem Kriege die Preußen ſofort ihre ganze Feldartillerie umgeändert.**) Aber, und das unterſcheidet ſie gerade von den engliſchen Reformen, ſie haben die Hinterladung beibehalten. In England bearbeitet man das Schmiedeeiſen in einer Weiſe, daß es faſt unzerſtörbar wird: erſter Vorzug der engliſchen Geſchütze gegen die canons Krupp***). Die Werkſtatt Krupp's, welche beſtrebt iſt, ſich der ihr zu Theil gewordenen Gunſt der kaiſerlichen Regierung würdig zu zeigen, verſucht vergeblich, dieſe Thatſache zu leugnen. Man hat nach London geſchrieben, daß während des Krieges 1870—71 kein Geſchütz geſprungen ſei, das dieſer Werkſtatt entſtammte, aber der Herzog von Cambridge hat dem Oberhauſe die Mittheilung gemacht, daß 210 Geſchütze Krupp's außer Gefecht geſetzt worden ſind. Nur wenige davon ſind durch unſer Feuer wohl demontirt worden." (Rührende Selbſterkenntniß!) „Die Mehrzahl hat einen wirklichen Dienſt eben nicht aushalten können. Hierin liegt der Grund, weshalb man in England ſchließlich de-

*) Zur Charakteriſirung dieſer und ähnlicher Tiraden entnehmen wie einige kurze Stellen aus: Batterie Nr. I. St. Cloud, von Rathgen, Premierlieutenant. Blätter für Heer und Marine, Band XVIII. März 1876. „ . . . . . durch eignes Feuer wurden unbrauchbar: zwei 24-Pfünder gänzlich, ein 24-Pfünder und ein 12-Pfünder zeitweiſe. Das Unbrauchbarwerden des einen 24-Pfünders, bei welchem ſich durch Stauchen der hintere Theil des Ladungsbaumes dergeſtalt verengte, daß die Geſchoſſe nicht mehr hindurchgingen, zeigte deutlich an, wie ungeeignet Bronce als Material für Geſchütze ſchweren Kalibers iſt. Bei einem gußſtählernen Rohre hätte eine derartige Deformirung nie vorkommen können. . . . Alle dieſe Verluſte erſcheinen verſchwindend klein, wenn man die Stärke der feindlichen Geſchützaufſtellung dagegen hält: . . . . . Läßt man alſo die gezognen 12-Pfünder, 7-Pfünder, die große Menge glatter Geſchütze ſchweren Kalibers (bis zu 22 Centim.) ganz außer Betracht, ſo konnten eine 24 Centimeter-, vier 19 Centimeter-, einunddreißig 16 Centimeter-Kanonen, alſo 36 ſchwere Marine-Geſchütze und mindeſtens 40 gezogne 24-Pfünder gegen die Batterie concentrirt werden, und daß dies an einzelnen Tagen geſchehen, beſagen die franzöſiſchen Berichte. Verluſt an Geſchützen: 6 durch feindliches Feuer, 2 durch eignes Feuer dauernd, 2 vorübergehend. Geſammtſtärke 13 Geſchütze. Ausgehalten hatten davon, ohne jede eigne oder feindliche Beſchädigung 6 Stück. — Nach der geringſten Schätzung waren auf die Batterie gefeuert vom Feinde = 10,000 Schuß! —

**) Natürlich hat Herr Merruau von den leitenden Grundſätzen dieſer Artillerie-Reform ſo wenig, wie von denen der artilleriſtiſchen Reformen überhaupt eine Ahnung.

***) Mil. Wochenbl. 1876. Nr. 28. Bericht des Krupp'ſchen Generalagenten über das engliſche 81 Tons-Geſchütz im Vergleich zu Krupp's 35 ½ Centim.-Kanone: Das Rohrgewicht der Krupp-Kanone beträgt nur ⅔ der engliſchen, ihre totale lebendige Kraft überwiegt die der engliſchen um 2 ½ Procent. In Summa, ſie leiſtet 1 ½ mal ſo viel als das 81 Tons Geſchütz. Sie durchſchlägt den „Inflexible-Typus" auf 1800 Meter, alle andern engliſchen Panzer auf alle Gefechts-Diſtancen.

finitiv zum ſchmiedeciſernen Vorderlader übergegangen iſt, und hier iſt der Ausgangspunkt, von dem aus in der engliſchen Armee, im Geniecorps und in der Marine Vertreter des Vorderladers gegen den Hinterlader auftreten.*) Der Hinterlader ſchießt beſſer und ſchützt ſeine Bemannung beſſer, er vermehrt aber das Gewicht und die Länge des Geſchützes, zwei beſonders zur See bei Panzerſchiffen hervortretende Nachtheile. In der That, ein Theil der engliſchen Artillerie iſt bereits als Vorderlader conſtruirt, und eben darum proteſtiren unſere Nachbarn furchtlos gegen den Hinterlader, trotzdem ihn die meiſten Armeen führen. Die techniſche Vollendung der engliſchen Arbeit kann bis zur Stunde noch von keiner anderen Macht erreicht werden, und der Preis ihrer Geſchütze iſt für die anderen Nationen zu hoch. Dieſe Betrachtungen ſind von Einfluß. Nichtsdeſtoweniger wird man überall ſofort zum Vorderlader zurückkehren, ſobald man ſich von ſeinen größeren Vorzügen überzeugt. Und dann iſt Preußen gezwungen, ſich eine neue Marine zu ſchaffen. Daher hat Preußen unrecht gehandelt, ſich zu übereilen. Es ſei denn, daß es mit dem Hintergedanken eines neuen Angriffs- und Eroberungskrieges handelte. Ja! dann hätte es Urſache gehabt ſich zu beeilen!“ u. ſ. w. u. ſ. w. Ich glaube, meine Behauptung mathematiſch bewieſen zu haben: Paul Merruau iſt nicht zum Denken erſchaffen worden!

Die Leſer dieſer Zeilen erinnern ſich gewiß der moraliſchen Entrüſtung, mit der die franzöſiſche Preſſe die deutſcher Seits aufgeſtellte Behauptung beſtritt: die franzöſiſche Flotte habe den beſten Willen gehabt, die deutſchen Seeſtädte zu bombardiren und zu brandſchatzen, nur ihre Furcht vor den deutſchen Vertheidigungsmaßregeln habe ſie daran gehindert. Im Eifer des Geſchreibſels nun ſagt Paul Merruau ganz unbefangen, um die geringe Wirkſamkeit der Panzerflotten zu illuſtriren: „Unſere Panzerflotte ſcheiterte, erſt vor 4 Jahren, vor den Häfen von Kiel und Wilhelmshafen. Sie hat nicht einmal das Küſtengebiet bombardiren können, ungeachtet des brennenden Wunſches der vorzüglichen Bemannung, der Officiere und Gemeinen, welche ſpäter auf dem feſten Lande Beweiſe der größten Unerſchrockenheit gegeben haben. Was bleibt da übrig? Eine traurige Bilanz, bei der wir nicht auf die Koſten kommen!“ Wir acceptiren dieſes offene Geſtändniß mit allen ſeinen Conſequenzen, zu denen auch das Geſetz der Wiedervergeltung gehört; oder ſollte Paul Merruau es unrecht finden, wenn im nächſten „Revanchekriege“ preußiſche Brandgranaten Rouen und Bordeaux einäſcherten?

*) Jeder unſerer Leſer, den es intereſſirt, ſich über die hier ausgeführte Verdrehung der Thatſachen näher zu unterrichten, findet im Mil. Wochenblatt ꝛc. hinreichende Quellen hierzu; daher erſparen wir uns eine detaillirte Widerlegung.

Aber selbst, wenn es wirklich nicht so schlecht bestellt wäre mit der Zukunft der Panzerschiffe und den „canons Krupp“, wie Paul Merruau eben erzählt hat, ja selbst wenn die Engländer ganz zum Hinterlader übergingen,*) eine Angelegenheit, die ihm schwere Sorge macht, so hat Paul Merruau noch einen Pfeil im Köcher, um die preußische Flotte, „die noch in den Windeln liegt“, in's Herz zu treffen! Es fehlt ihr nämlich durchaus an Matrosen, da alle die Bewohner der deutschen Seeküste millionenweise auswandern, um dem Joche der verhaßten Preußen zu entgehen. Wo er diesen Unsinn aufgeschnappt hat, das verräth er uns nicht. Seine Einleitung zu diesem Kapitel hat P. Merruau nicht sehr glücklich gewählt: Indem er nämlich die Schöpfung der französischen Marine durch Colbert vermittelst einfacher Kabinetsordres erwähnt, will er die Ansicht begründen, daß es mehrerer Menschenalter bedürfe, bis aus dem freien Fischergeschlecht ein tüchtiger Kriegsmatrose werde. Dabei entschlüpft ihm die Erklärung, daß heute noch die französische Küstenbevölkerung ihren Antheil an der Vertheidigung der „mère-patrie“ nur mit „une resignation patriotique“ erfüllt. Man könnte hier mit vollkommenem Recht auch übersetzen: „mit patriotischer Beklemmung“. Er will damit sagen, daß es auch bei der deutschen Küstenbevölkerung Jahrhunderte dauern müßte, ehe sie so weit käme. Wer, wie ich, jahrelang an der deutschen Seeküste gelebt hat, zuckt über solchen Unsinn verächtlich die Achseln. Man sieht aber, wie sich in französischen Köpfen der Zustand der deutschen Wehrkraft abspiegelt, wenn man liest: „Was die deutsche Küstenbevölkerung betrifft, so war sie bis vor wenigen Jahren von jedem Staatsdienst befreit.“ (Lieber Mann, Sie irren sich schon wieder!) „Seit diese Bevölkerung borussificirt ist, wird Jeder, ohne Ausnahme, zum Dienst auf den Kriegsschiffen gezwungen; sie findet sich in einem Netze gefangen, aus dessen Maschen kein Entrinnen, außer durch Auswanderung, möglich ist. Was ist die Folge? Die Auswanderung ist die blutende Wunde der preußischen Flotte. Sie würde große Mühe haben, wenn sie im Beginne des Krieges einige Tausend Matrosen verlieren sollte, Ersatz zu finden.“ Paulchen, Sie sind von einer erfrischenden Naivetät! Welcher Flotte, und sei es die englische oder amerikanische, würde es anders ergehen? Von der französischen wollen wir gar nicht reden; mit ihren „patriotisch beklemmten“ Matrosen wäre sie dann einfach vernichtet.

*) „Return“ continuing and completing the information of the rifled guns. Ordered by the house of Commons to be printed the 6. August 1875. M. W. 1875. Nr. 30.: „Aus der zweiten Tabelle ersehen wir, daß Groß-Britannien nicht weniger als 3565 gezogne Hinterlader hat. Ebendas. Mil. Woch. 1875 Nr. 39 resumirt ein Berichterstatter die Resultate des 81 Tons-Geschützes gegen den Krupp'schen Hinterlader von 35½ Centim. ganz unabhängig von der oben citirten Quelle durchaus zu Gunsten der Kruppkanone.

„Vielleicht“, faſelt der Verfaſſer weiter, „wird Preußen nächſtens oder auch ſpäter noch einige Küſtenländer erobern, entweder durch Waffengewalt oder — anders, das weiß nur Gott und der Reichskanzler; vielleicht gelingt es ihm dereinſt, unter den Matroſen des bereits annectirten Hannover und Oldenburg(!) Sinn für den preußiſchen Seedienſt zu erwecken — vorläufig wandern dieſelben in Maſſe aus.“ (Vermuthlich gehen ſie „entre le Sleswig et le Holstein“ nach jener „Seeveſte Rendsburg“, die im erſten Abſchnitt die linke Seitendeckung von Friedrichsort bildet.) „Vielleicht wird der Haß gegen Frankreich, obwohl derſelbe doch nachgerade überſättigt ſein ſollte, dieſen Seeleuten des deutſchen Reiches Sympathie für den Kriegsdienſt einflößen. So wenig Zeit aber dieſe Verwandlung in Anſpruch nehmen wird, der Zeit bedarf dieſelbe immerhin, und die Marine Preußens hat dieſe Probe noch nicht beſtanden. Die fieberhafte Thätigkeit, welche die Regierung bei den Arbeiten der Flotte zeigt, beweiſt übrigens, daß ſie nicht geſonnen iſt, lange zu feiern. Noch iſt ihr Werk nicht beendet, und bereits hat ſie ſich verabredet, mit den Ruſſen zuſammen eine Expedition gegen die chineſiſchen Seeräuber zu unternehmen.“ (Iſt bekanntlich erfolgreich beendet.) „Die Auswanderung hat den deutſchen Intereſſen einen weiten Spielraum jenſeits des Oceans eröffnet, beſonders in den Vereinigten Staaten und Braſilien, aber noch hat Preußen keine Gelegenheit gefunden, ſeine Vormundſchaft ihnen aufzudrängen. Die Mehrzahl jener Auswanderer verzichtet auf ihr Heimathsrecht, und außerdem ſind ſie zahlreich genug, ſich ſelbſt zu ſchützen. Die deutſche Auswanderung beträgt mehr als drei Millionen Köpfe und gewinnt beſonders in den weſtlichen Staaten immer mehr Terrain.*) Die deutſchen Journale reichen bereits bis Ohio, Wisconſin, Michigan, Miſſouri, Illinois, Indiana und — einige andere Staaten.“ Aber lieber Herr Merruau, ſind denn das lauter entlaufene Matroſen der deutſchen Flotte, welche da drüben auf Zeitungen abonniren? Sie ſtellen es wenigſtens ſo dar. Ich habe nie bemerkt, daß unſere Blaujacken ſo eifrige Zeitungsleſer ſind, aber Sie wiſſen das natürlich beſſer: das kommt daher, daß ſie einer ſo jungen Flotte angehören, die noch „in den Windeln liegt“; darum ſind ihre Deſerteure ſo lernbegierig! „In Braſilien iſt die deutſche Einwanderung gleichfalls beträchtlich, und die dortige Regierung macht alle Anſtrengungen, um durch ſie die Bevölkerung zu mehren.“ Ganz recht, lieber Erbfeind, man legt aber jetzt in Deutſchland den braſilianiſchen Bauernfängern ebenſo das Handwerk, als den franzöſiſchen Hallunken im Elſaß. „Braſilien aber mag ſich trotz alledem vorſehen, daß Deutſchland nicht irgend einen

*) Ueber Amſterdam allein ſind im Jahre 1875 53,268 Auswanderer zurückgekehrt, und keine Woche vergeht, ohne neue Züge von Amerika-Müden zu annonciren.

Vorwand zur Intervention sich heraussucht. Schwerer dürfte ihm dies schon in China gelingen, wo das ganze Deutschland nur durch Genfer Uhrenhausirer repräsentirt wird." Gott sei Dank, Paulchen, da sind Sie wieder Sie Selbst! Der düstere, wenn auch unvergleichliche Scharfsinn, mit dem Sie die schwache Seite der preußischen Flotte und Regierung ausgespürt hatten, machte mir bereits Grauen. Sie haben entdeckt, wenn auch Ihr Adlerblick verdunkelt ist — von den aufsteigenden Thränen patriotischer Wuth —, daß entlaufene deutsche Matrosen in der Anzahl von drei Millionen, als Zeitungsleser verkleidet, in den Vereinigten Staaten sich niedergelassen haben, daß Brasilien alle Ursache hat, nächstens eine Invasion sämmtlicher berliner „Appelfähne" auf dem Amazonenstrom zu befürchten. Gut, sei es, wir sind erkannt! Und scheu senken wir den Blick zur Erde, aber diese heitere chinesische Episode richtet uns auf: Also Deutschland wird in China repräsentirt nur durch „courtiers en montres de Genève!" Sehen Sie, das ist ja allerliebst; wenn Sie dann nach einigen Jahren, als getreuer Unterthan Badinguet II., der dann den Thron seiner „Väter" wohl inne haben wird, wieder eine glorreiche Expedition gegen die wehrlosen Chinesen mit unsterblichem Ruhm unternehmen, dann werden Sie dort genfer „Pendulen" in den chinesischen Palästen zum Stehlen vorfinden! Und dies danken Sie dann den „Genferuhrenhändlern, die allein Deutschland in China repräsentiren"! —

Der Rest des Aufsatzes tadelt die deutschen Einrichtungen in Bezug auf Ausbildung der Flottenmannschaften und Officiere; es werden nach der Ansicht Merruau's zuviel Examina verlangt, dazu desertiren von Bremen aus zuviel Seeleute, und zwar weil sie sich nicht Grundstücke kaufen können etc. Klassisch in seiner fabelhaften Trivialität ist der Schlußsatz des Opus, in dem Merruau von der Höhe seiner Erfahrung herab dem preußischen Staat folgenden Rath ertheilt. „Wenn Preußen eine Marine haben will, so möge es Geduld haben, und die Resultate nur von einer guten Organisation erwarten, denn eine Marine läßt sich nicht improvisiren. Wenn übrigens Preußen keinen hinterlistigen Eroberungszug projectirt, so hat es keinen Grund sich zu beeilen, der Friede allein kann ihm nützen."

Damit wollen wir Abschied nehmen von unserem ernsthaften Komiker. Es scheint immer noch in Frankreich hinreichend zu sein, auf Preußen zu schimpfen, um hierdurch Einlaß selbst in gewählte geistige Kreise zu erhalten, welche früher nur einem geistreichen Manne sich öffneten.

Sondershausen, Nov. 1876. von Clausewitz,
Hauptmann a. D.

Denkmäler des Mittelalters und der Renaissance in Sachsen.

Von G. Wustmann.

I.

Neben der außergewöhnlich lebhaften künstlerischen Thätigkeit, die in neuester Zeit in der sächsischen Residenz entfaltet und namentlich durch die dankbaren Aufgaben, welche der Neubau des Dresdner Hoftheaters und der Ausbau der Albrechtsburg in Meißen geboten haben, hervorgerufen worden ist, neben den erfreulichen Beweisen von Interesse für die Hebung des Kunstgewerbes, die Dresden vorm Jahre durch die im „Kurländer Palais" veranstaltete Ausstellung älterer kunstgewerblicher Arbeiten und neuerdings nun auch durch die Begründung eines Kunstgewerbemuseums gegeben hat, sind in den letzten Jahren auch eine Anzahl stattlicher kunstwissenschaftlicher Publicationen von der sächsischen Hauptstadt ausgegangen, die wohl geeignet sind über Dresden und Sachsen hinaus die Theilnahme der Kunstfreunde zu erregen. Hanfstängel hat in untadlig schönen Photographieen die Hauptschätze des „Historischen Museums" publicirt, die treffliche Officin von Römmler und Jonas hat in Lichtdrucken die hervorragendsten Objecte der erwähnten kunstgewerblichen Ausstellung veröffentlicht (Verlag von G. Gilbers in Dresden) und ist eben damit beschäftigt, einen schon längere Zeit vorbereiteten Plan auszuführen und auch die künstlerisch werthvollsten Gegenstände des weltberühmten „Grünen Gewölbes" in mustergiltigen Phototypieen herauszugeben (2 Lieferungen sind erschienen, Verlag von P. Bette in Berlin), und endlich gehört in diesen Kreis auch eine Publication von Denkmälern des Mittelalters und der Renaissance auf sächsischem Boden, welche vor etwa Jahresfrist erschienen ist, und mit der die nachfolgenden Bemerkungen sich eingehender beschäftigen sollen.

Die Königin von Sachsen, Carola, die in ihrem warmen Interesse für die bildende Kunst mit der deutschen Kronprinzessin wetteifert, und der auch die Anregung zu der kunstgewerblichen Ausstellung des vorigen Jahres zu danken war, wurde auf einer Reise durch das sächsische Erzgebirge, die sie im Frühjahr 1874 unternahm, freudig überrascht durch eine Reihe von Denkmälern der kirchlichen Architektur, die auf diesem Boden — namentlich in Freiberg, Annaberg, Schneeberg, Zwickau — als beredte Zeugen des Reichthums, den in früheren Jahrhunderten hier der schwunghaft betriebene Silberbergbau geschaffen, vereinigt sind. Diesen Reiseeindrücken entstammte die Idee zu dem vorliegenden Prachtwerke,*) welches mit seinen fünfzig Lichtdrucken

*) Monumente des Mittelalters und der Renaissance aus dem sächsischen Erzgebirge, die Klosterkirche Zschillen, jetzt Wechselburg, und die Rochlitzer Kunigundenkirche.

in größtem Folio — begleitet von einem erläuternden Texte von C. Andreae —wohl zunächſt beſtimmt iſt, eine Reiſeerinnerung für die kunſtſinnige Fürſtin zu bilden, daneben aber auch, wie ſchon die berechnete Ergänzung der Publication durch die Kunſtdenkmäler der nicht mehr dem Erzgebirge angehörigen Städte Rochlitz und Wechſelburg beweiſt, mit dem entſchiedenen Anſpruch einer kunſtwiſſenſchaftlichen Leiſtung hervortritt. Prüfen wir, ob es ein Recht auf dieſen letzteren Anſpruch hat.

Was die Abbildungen betrifft, ſo ſtehen dieſelben techniſch auffälliger Weiſe etwas hinter dem zurück, was man ſonſt von der Lichtdruckpreſſe von Römmler und Jonas zu ſehen gewöhnt iſt: die photographiſche Aufnahme hat in vielen Fällen ein etwas mattes, umſchleiertes Bild gegeben. Doch muß man billig ſein und bei der Beurtheilung die mannigfachen Schwierigkeiten in Anſchlag bringen, die namentlich der Aufnahme von Innenräumen die ſpärliche Beleuchtung gar oft entgegengeſetzt haben mag, und die nur ausnahmsweiſe bei Objecten von mäßigem Umfang, z. B. bei der „Schönen Pforte“ im Innern der Kirche von Annaberg, durch künſtliche Beleuchtung überwunden worden zu ſein ſcheinen. Man wird bereitwillig über dieſe techniſchen Mängel hinwegſehen, wenn man berückſichtigt, w a s hier geboten wird. Von dem Sculpturenſchmuck der „Goldnen Pforte“ am Dom zu Freiberg und der Kirche in Wechſelburg ſehen wir hier zum erſten Male getreue und zuverläſſige Darſtellungen, auf die bei kunſtgeſchichtlichen Studien, namentlich bei der Beantwortung der ſubtilen ſtiliſtiſchen Fragen, die es hier noch zu löſen giebt, ſich endlich mit einiger Sicherheit fußen läßt. Gypsabgüſſe ſind von dieſen Bildwerken bisher nicht genommen worden. Das Tympanon der „Goldnen Pforte“ iſt vor einiger Zeit zwar abgeformt, der Abguß aber bis zur Stunde aus irgend welchen geheimnißvollen Gründen noch nicht verbreitet worden. Von der berühmten „Kreuzgruppe“ in Wechſelburg ſind ganz neuerdings gelegentlich einer Reſtauration derſelben die erſten Gypsabgüſſe für Muſeen hergegeben worden. Im Uebrigen war man für das Studium dieſer wichtigen Denkmäler noch immer auf die ſehr wenig ſtilgetreuen Zeichnungen angewieſen, die Puttrich vor nunmehr vierzig Jahren in ſeinen „Denkmälern der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen“ veröffentlicht hatte. Die meſſingenen Grabplatten im Dom zu Freiberg wurden 1866 ſämmtlich in Selbſtabdrücken in Originalgröße herausgegeben; nach dieſen wurden auch verkleinerte Photographieen gefertigt, und ebenſo ſcheinen die beiden im vorliegenden Werke gegebenen Proben auf jene Originaldrucke zurückzugehen.

Auf Anregung und unter dem Protectorate Ihrer Majeſtät der Königin Carola von Sachſen herausgegeben. Unter artiſtiſcher Leitung von Carl Andreae. Dresden, G. Gilbers, 1875.

Die meiſten der hier abgebildeten Denkmäler ſind aber überhaupt hier ſo gut wie zum erſten Male publicirt, und ſo bildet das Werk nach dieſer Seite hin eine Bereicherung unſres Anſchauungsmaterials, für welche die Kunſtgeſchichte, und zwar keineswegs bloß die locale, dem Kunſtſinn der ſächſiſchen Königin unzweifelhaft zu großem Dank verpflichtet iſt.

Leider kann man dasſelbe nicht von den Erläuterungen rühmen, die der mit der artiſtiſchen Leitung bei der Auswahl und Aufnahme der Objecte und überdieß mit der Abfaſſung eines Textes beauftragte Herausgeber C. Andreae den Abbildungen mitgegeben hat. Er ſelbſt ſagt darüber wörtlich: „Ein eingehender Text würde auf große Schwierigkeiten ſtoßen. Die Kunſtforſchung ſteht gerade hier vor einem Problem, deſſen Ergründung noch zu wenige ernſthafte Studien gewidmet ſind, und dieſe fühlbare Lücke wagt der Unterzeichnete nicht ausfüllen zu wollen, ſo gern er im Vereine tüchtiger Kunſtforſcher und Archäologen mit Hand anlegen würde.“ Und am Schluſſe ſeines Textes bemerkt er: „Nur ſchwer konnte ſich der Unterzeichnete dazu entſchließen, den ſchönen Bildern eine Erklärung beizugeben; ſie ward indeß gefordert, und wenn ſie den Beſchauer hier und da orientirt, nicht irre führt, und anregt, weiter eingehende Studien nach dieſer Seite hin zu machen, ſo hat ſie ihren Zweck erfüllt.“

Von einem „Problem“ kann nun heutzutage höchſtens noch der „Goldnen Pforte“ und den Wechſelburger Sculpturen gegenüber die Rede ſein. Hier gilt es, noch die Frage zu beantworten, ob dieſe Bildwerke erſtens aus ein und derſelben Werkſtatt hervorgegangen ſind, und ob ſie in oder außer Zuſammenhang mit der gleichzeitigen italieniſchen Kunſt ſtehen. Im übrigen aber würde „ein eingehender Text“ durchaus nicht „auf große Schwierigkeiten geſtoßen“ ſein, wenn es dem Herausgeber beliebt hätte, ſich um die reiche geſchichtliche Literatur zu kümmern, welche über die hier publicirten Denkmäler thatſächlich bereits vorhanden iſt. Von der Exiſtenz dieſer Literatur hat aber Andreae offenbar gar keine Ahnung gehabt. Weder Puttrich's obengenanntes grundlegendes Werk, noch Waagen's allbekanntes Buch „Kunſtwerke und Künſtler in Deutſchland“, deſſen erſter Band, wiewohl er ſchon 1843 erſchienen iſt, doch einen hundertmal beſſeren Text zu den vorliegenden Abbildungen enthält, als ihn Andreae gegeben, iſt dem Herausgeber bekannt geweſen, geſchweige denn, daß er von der und jener Einzelforſchung eine Kunde gehabt hätte. Vier Bücher ſind es, die er überhaupt als Quelle ſeines dürftigen Textes angiebt. Ich will ſie vorläufig nicht verrathen; der Leſer wird ſtaunen, wenn er ihre Titel hören wird.

Aber wenn Andreae auf kunſtgeſchichtliche Fragen einzugehen keine Neigung verſpürte — im Lande herumzuſtreifen und Kunſtwerke zu betrachten iſt freilich luſtiger, als über Büchern oder gar über Acten und Urkunden zu

sitzen — so war es mindestens seine Pflicht, und wenn er sich auch noch so „schwer dazu entschließen konnte", die Abbildungen mit einer sorgfältigen Beschreibung der dargestellten Kunstdenkmäler zu begleiten. Aber auch hiervon hat er sich unbedenklich entbunden. Eine Inschrift nun vollends zu lesen und in seinem Texte mitzutheilen, ist ihm nie in den Sinn gekommen; der Leser mag selber zusehen, ob er sie hinter dem Schleier des Lichtdruckes vielleicht entziffern kann. Und das nennt der Herausgeber „mit Hand anlegen", das nennt er „orientiren", „anregen"!

Wenn ich sage, daß es höchst beklagenswerth ist, daß hier ein schöner und fruchtbarer Gedanke, der schon der königlichen Frau zu Ehren, der die Verwirklichung desselben ein Herzenswunsch war, mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit hätte ausgeführt werden sollen, durch die Unkenntniß oder die Bequemlichkeit des mit der Ausführung beauftragten zur Hälfte vereitelt worden ist, so scheint dies ein harter Spruch zu sein. Aber ich weiß, was ich sage, und ich glaube, mein Urtheil Schritt für Schritt belegen zu können.

Die ersten vierzehn Tafeln des vorliegenden Werkes sind Freiberg und dem Freiberger Dom gewidmet. Eine Ansicht der Stadt Freiberg eröffnet den Band, leider ungünstig aufgenommen, denn die ganze linke Hälfte des Vordergrundes wird durch eine Schlackenhalde verdeckt. Dann folgt eine Totalansicht der „Goldnen Pforte" und zwei Tafeln mit Details derselben; das fünfte Blatt zeigt die beiden Kanzeln im Dom, das sechste das Grabmonument des Kurfürsten Moritz. Hieran schließt sich eine Totalansicht der kurfürstlichen Begräbnißkapelle, die nächsten fünf Tafeln bringen wiederum Details derselben, auf der dreizehnten Tafel sind fünf alte Holzsculpturen vereinigt, die vierzehnte endlich zeigt eine schmiedeeiserne Thür.

Was weiß uns nun der Text Andreae's über die einzelnen Tafeln zu berichten? Der Herausgeber beginnt mit den Worten: „Es mag aus Daniel's Geographie folgendes Citat des Chronisten Münster hier aufgezeichnet stehen", und nun läßt er aus Sebastian Münster's „Cosmographey" die Sage über die erste Entdeckung der Freiberger Silbererze abdrucken, woran er noch die paar Notizen knüpft: Freiberg sei von Otto dem Reichen gegründet, die Liebfrauenkirche sei 1162—1175 erbaut, wiederholte Brände hätten sie verheert, worauf dann 1490—1520 der jetzige Dom erbaut, 1588 durch Kurfürst Christian I. die kurfürstliche Begräbnißkapelle hinzugefügt worden sei.

Das stillschweigende Eingeständniß des Verfassers, daß er Sebastian Münster aus Daniel's Geographie kennt, ist naiv, aber ehrlich; ein etwas gewissenhaftere Autor würde sich freilich das Original zu verschaffen gewußt und daraus gelernt haben, daß weder Münster ein Chronist ist, noch daß die betreffende Stelle bei Daniel ein „Citat des Chronisten Münster",

sondern daß sie ein Citat aus Münster's „Cosmographey" ist. Aber Andreae ist eben sehr genügsam in seinem Quellenbedürfniß. Woher der Verfasser das genaue Datum über den Bau der alten Marienkirche hat, weiß ich nicht; die „Goldne Pforte", die der Rest jener Kirche ist, gilt ihrer Stilformen wegen allgemein als ein Werk aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Möglich, daß diese Datirung etwas zu spät ist. Heuchler setzt in seiner Monographie über den Freiberger Dom*) den Bau desselben zwischen 1160—1180, aber auch dies beruht offenbar nur auf willkürlicher Annahme. Zwar giebt Moller in seiner Chronik von Freiberg die Jahre 1162—1175 als die Gründungsjahre der Stadt an; sie können aber doch nicht ohne weiteres für die Erbauungsjahre der Kirche genommen werden. Der Bau des jetzigen Domes ist nicht erst 1520, sondern schon gegen 1512 beendigt gewesen; den Anfang des Baues weiß wieder niemand weiter als Andreae so genau anzugeben. Der Anbau der Begräbnißkapelle endlich hat nicht 1588 stattgefunden, sondern die Zeit von 1588—1594 in Anspruch genommen.

Die nun folgenden Bemerkungen über die „Goldene Pforte" mögen im Ganzen hingehen. Sie bilden verhältnißmäßig die eingehendste Partie des ganzen Textes, wiewohl sie noch immer dürftig genug sind, wenn man sie selbst mit dem vergleicht, was Lübke in seiner „Geschichte der Plastik" (2. Aufl. S. 418 f.) darüber giebt. Um die Erklärung des Figurenschmuckes der Pforte, namentlich der acht zwischen den Säulen stehenden Figuren, ist es aber nicht so schlimm bestellt, wie Andreae uns glauben machen möchte. Wenn auch viele Partieen des oben erwähnten Heuchler'schen Buches in Folge neuerer archivalischer Forschungen veraltet sind, so darf doch das, was er über die „Goldne Pforte" giebt, in der Hauptsache als feststehend betrachtet werden. Darnach haben wir zur Linken von außen nach innen folgende vier Figuren: den Propheten Daniel, die Königin von Saba, den König Salomo und Johannes den Täufer, zur Rechten von außen nach innen den Hohenpriester Aaron, Ecclesia (die Braut aus dem Hohenliede), König David und den Propheten Naum. Eine richtige Bemerkung macht der Herausgeber über den ornamentalen Theil der Pforte, wenn er darauf hinweist, daß die Archivolten, welche als Fortsetzung der Säulen aufzufassen sind, in ihrer Ornamentation zu schwer und unruhig erscheinen. Während an den Portalwänden die schönste und klarste Gliederung herrscht und die Figuren zwischen den discret ornamentirten Säulen bedeutungsvoll hervortreten, werden die Figuren an den Bogen zwischen den plump ornamentirten Rundstäben fast erdrückt.

*) Der Dom zu Freiberg, in geschichtlicher und kunsthistorischer Beziehung beschrieben von E. Heuchler. Freiberg, 1862.

Augenscheinlich sollen die ornamentalen Motive der Bogen stets dieselben sein, wie die der Säulen, aus denen sie hervorwachsen; sie sind nur von einer viel plumperen Hand ausgeführt worden. Aber auch sonst zeigt die Ornamentik der „Goldnen Pforte" mancherlei Ungleichheiten, auf welche der Herausgeber hätte aufmerksam machen müssen. Die zweite Säule von links und rechts herein hat einfach cannelirten Schaft; die linke hat aber halb so breite und deshalb gerade doppelt so viel Cannelüren wie die rechte. Auf der dritten, rautenförmig gemusterten Säule sind die Theile, welche an der linken vertieft ausgearbeitet sind, an der rechten erhaben behandelt, und umgekehrt. Sehr auffällig ist es endlich auch, daß an den beiden inneren, spiralförmig ornamentirten Säulen die Spirale an beiden nach derselben Richtung umläuft.

Ueber das Innere der Kirche berichtet Andreae in zwei Zeilen nach „Otto's (sic) Handbuch u. s. w.", womit jedenfalls Otte's „Handbuch der christlichen Kunstarchäologie" gemeint ist. Ueber die auf der fünften Tafel abgebildeten beiden Kanzeln weiß er weiter nichts anzugeben, als daß die ältere, die sogenannte Tulpenkanzel, kurz vor 1520 — wo nach seiner Ansicht der Bau des Doms vollendet war — entstanden sein müsse, daß sie „mehr ähnlich einem Throne für Oberon und Titania, als einer Kanzel, übrigens ein Meisterstück der Technik" sei, und daß sie „ihrer überzierlichen und luftigen Structur wegen sich als halsbrecherisch erweisen mußte"; von der andern schreibt er, daß sie, „gestützt vom stattlichen Bergmanne, der zum völligen Durchbruch der Renaissance gelangten folgenden Periode angehört." Ueber den Gegenstand der Darstellung nicht eine Silbe; nicht einmal das erfährt man, aus welchem Material die beiden Kanzeln gefertigt sind.

Die kunstvolle „Tulpenkanzel" stammt sicherlich bereits aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhundets. Sie ist durchweg aus Sandstein gearbeitet, und nur der vom Deckengewölbe herabhängende Schalldeckel ist aus Holz geschnitzt. (Eine eingehende Beschreibung derselben giebt Heuchler (a. a. O. S. 20 f.), eine kürzere Lübke in seiner „Geschichte der Plastik" (2. Aufl. S. 654), welcher wohl mit Recht schwäbische Einflüsse in dem Werke erkennt. Die andere, ebenfalls steinerne Kanzel stammt nicht aus der Zeit des „völligen Durchbruchs der Renaissance" — das würde in Deutschland die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sein, — sondern sie ist erst 1638 auf Kosten des Freiberger Bürgermeisters Jonas Schönleben erbaut worden. Auch von ihr hat Heuchler eine sorgfältige Beschreibung (a. a. O. S. 42) geliefert, der freilich bei seiner einseitigen Vorliebe für die Gothik ihrer künstlerischen Bedeutung nicht gerecht wird; er ist der Ansicht, daß hier nur „Gewöhnliches geleistet" sei, während Lübke, der ihrer in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance" (S. 800)

auch gedenkt, sie richtiger als ein Werk „in eleganten Renaissanceformen mit tüchtigen-Reliefs" bezeichnet.

Das ärgste und eigentlich etwas geradezu lächerliches leisten die Andreae'schen Erläuterungen betreffs der sechsten Tafel, welche das prachtvolle Grabmonument des Kurfürsten Moritz vorführt. Der Herausgeber nennt es kurzweg „das von schönem Eisengitter umgebene, reich aus Marmor, Alabaster und Bronze gebildete Moritzmonument." Hiermit ist sein Wissen erschöpft. Dagegen verabsäumt er nicht hinzuzufügen: „Im Hintergrunde links oben an der Wand die Rüstung des Kurfürsten, welche er in der Schlacht von Sieversshausen trug, als er den tödtlichen Schuß unter dem Gürtel in die Hüfte erhielt, worauf am 11. Juli 1553 sein Tod erfolgte." Also von der Geschichte des herrlichen Kunstwerkes nicht ein Wort, dagegen mit umständlicher Genauigkeit die Stelle, wo den Kurfürsten Moritz die tödtliche Kugel traf. Ist es nicht, als ob man den Küster hörte, welcher den „artistischen Leiter" in der Kirche herumgeführt haben mag?

Da Andreae die Erbauung der Begräbnißkapelle in das Jahr 1588 setzt und über die Entstehungszeit des Moritzmonumentes nicht einmal eine Vermuthung äußert, so scheint er zu glauben, — und auch der Leser muß das annehmen, — es sei dies zu derselben Zeit errichtet worden. Dem ist jedoch nicht so. Das Grabmal des Kurfürsten Moritz ist in den Jahren 1559 bis 1563 entstanden, und zwar sind wir — Dank den archivalischen Forschungen, die G. v. Berlepsch und Jul. Schmidt darüber veröffentlicht haben*) — über die Geschichte desselben so genau unterrichtet, daß ich sagen möchte, wir kennen jeden Gesellen mit Namen, der daran geholfen hat. Die Schmidt'schen Forschungen hat überdies Lübke in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance", wenigstens in der zweiten Hälfte derselben (S. 776 und 800), bereits verwerthet.

Den Entschluß, das Andenken seines Bruders durch ein außergewöhnlich prächtiges Grabmal zu ehren, faßte Kurfürst August schon 1558. Die damals am sächsischen Hofe weilenden Maler aus Brescia, die Gebrüder Gabriel und Benedict de Tola, die seit 1550 hauptsächlich mit der Decoration des Dresdner Schlosses beschäftigt waren, erhielten damals den Auftrag, Zeichnungen dazu zu entwerfen, und nach mannichfachen Abänderungen derselben mußte der Hofschreiner Georg Fleischer nach diesen Zeichnungen ein Modell „im Jungen", d. h. im verjüngten Maßstabe, schnitzen. Der Gedanke, das ganze Denkmal in Metall gießen zu lassen, wurde wegen der zu hohen

*) Der erstere in seinem Aufsatz: „Die Erbauung des dem Churfürsten Moritz von Sachsen etc. errichteten Monuments", im Deutschen Kunstblatt von 1854, S. 444 ff., der letztere in seinen „Beiträgen zur Kunstgeschichte Sachsens im 16. Jahrhundert" im Archiv für die sächsische Geschichte, XI., S. 81 fg.

Kosten — der Anschlag war „auf etlich viel Tausend Gülden gemacht“ — bald wieder aufgegeben. Man wandte sich an die beiden Steinmetzen Melchior Barthel und Hans Walther mit der Anfrage, wie hoch das Denkmal zu stehen kommen würde, wenn die „Visirung“ oder „Schampfelun“ (Chablone) in pirnaischem Sandstein ausgeführt werden sollte. Sie forderten 6000 Thaler, und auch diese Summe erschien dem Kurfürsten zu hoch. Da erbot sich der Lübecker Goldschmied Hans Wessel, der damals in Dresden weilte, das Denkmal in Antwerpen aus niederländischem Marmor für 2800 Thaler herstellen zu lassen. Er bekam das Modell überantwortet, im Juli 1559 wurde der Contract abgeschlossen, worin die Lieferungszeit auf $1\frac{1}{2}$ Jahr festgesetzt war, und nun beauftragte Wessel den Antwerpener Bildhauer Anthoniesen van Zerun (Szerunn, Szerroen) mit der Ausführung. Als Vorlage für die Portraitstatue des Kurfürsten Moritz, welche an dem Grabmal angebracht werden sollte, wurde bei dem „Fürstenmaler“ Hans Krell in Leipzig ein Portrait des Kurfürsten bestellt und Wesseln im Frühjahr 1560 nachgeschickt. Inzwischen wurde durch einen Umbau des Domchores im Freiberger Dome für das zu erwartende Denkmal Raum und Licht geschafft. Aber erst im September 1561 waren die Bestandtheile des Unterbaues vollendet und wurden nach Hamburg gebracht. Da stellte sich heraus, daß die zehn Greifen, welche die obere Plattform tragen sollten, aus Marmor gemacht, nicht die nöthige Festigkeit haben würden, und Wessel mußte sie daher in Lübeck aus Messing gießen lassen. Endlich wurde das Denkmal im Juli 1562, begleitet von zwei Gesellen Meister Zerun's, die dann auch in Freiberg den Aufbau besorgten, Hans Florian aus Antwerpen und Hans Hausmann aus Bremen, nach Sachsen verschifft. Im November 1562 waren alle Bestandtheile in Dresden angelangt, und Anfang 1563 wurde das Denkmal in Freiberg errichtet. Das Crucifix, vor welchem Kurfürst Moritz knieend dargestellt ist, hatte Meister Anthoniesen nicht für räthlich gehalten, so hoch und dünn aus Marmor herzustellen. Es wurde daher nach dem vom Hofschreiner Georg Fleischer in Holz geschnitzten Modell von dem Freiberger Glocken- und Stückgießer Wolf Hilliger aus Messing gegossen.

Den archivalischen Forschungen Julius Schmidt's*) verdanken wir nun aber auch zugleich eine genaue Baugeschichte der kurfürstlichen Begräbnißkapelle im Freiberger Dom, durch welche die reiche ältere Literatur über dieses Bauwerk**) gänzlich antiquirt worden ist, und wenn Andreae sich um diese Forschungen gekümmert hätte — er weiß von der älteren Literatur freilich eben so wenig — so würde er auch als Erläuterung zu den Tafeln 7 bis 10

*) Im Archiv für die sächsische Geschichte XI, S. 121 fg.

**) Sie ist von J. Schmidt vollständig zusammengestellt und kritisirt worden in den Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins auf das Jahr 1869 S. 759 — 764.

etwas ganz anderes haben bieten können, als die kahle Notiz, daß Christian I. im Jahre 1588 den Dresdner Hofbaumeister Nosseni von Lugano mit ihrer Herstellung beauftragt habe, und die nichtssagende und obendrein schlecht stilisirte Phrase: „Man muß den Architecten, Bildhauer und Decorateur bewundern, welche Fülle zumeist gut vertheilter Zier er im kleinen Raume untergebracht."

Den Plan zur Erbauung der Begräbnißkapelle im Dom zu Freiberg hatte bereits Kurfürst August im Jahre 1585 gefaßt, als seine Gemahlin, die Kurfürstin Anna, gestorben war. Schon damals sandte er seinen Zeugmeister Paul Buchner und seinen Baumeister Nosseni nach Freiberg zur Besichtigung des Domchores, und diese fertigten denn auch Pläne und Zeichnungen an. Giovanni Maria Nosseni war 1544 in Lugano im Canton Tessin geboren, wurde Anfang des Jahres 1575 an den Dresdner Hof berufen und im Sommer dieses Jahres als kurfürstlicher Baumeister, Bildhauer und Maler angestellt. Nach Kurfürst August's Tode nahm dessen Sohn und Nachfolger, Kurfürst Christian I., ein bauluſtiger Herr, den Plan seines Vorgängers auf. In den sächsischen Serpentinstein-, Alabaster- und Marmorbrüchen, um deren Erschließung sich Nosseni große Verdienste erworben, begann ein reges Leben. Im Herbst 1588 reiste Nosseni auf mehrere Monate nach Italien, unter anderem auch zu dem Zwecke, um von dort Bildhauer, Bildgießer und Steinmetzen mitzubringen. In Florenz setzte er sich mit Giovanni da Bologna in Verbindung, und durch dessen Vermittlung wurde der Erzgießer Carlo de Cesare, der damals am Florentiner Hofe beschäftigt war, zeitweilig für Sachsen gewonnen. Ende Dezember 1588 kehrte Nosseni zurück, im Herbst 1590 langte auch Carlo de Cesare mit seinen Gehilfen in Freiberg an. Dem Letzteren wurde Modellirung und Guß der vier bronzenen Statuen von Herzog Heinrich (Tafel 9 bei Andreae), Kurfürst August und den Gemahlinnen beider (Kurfürstin Anna auf Tafel 10), der vier Figuren der Fides, Charitas, Spes und Justitia, welche sich in den Nischen der Altarkapelle befinden (Tafel 8) und der acht als Schildhalter dienenden Engel übertragen.

Als Christian I. 1591 starb und drei unmündige Prinzen hinterließ, wurde die Fortführung des Werkes ernstlich gefährdet. Die von den fürstlichen Vormündern, Kurfürst Johann Georg von Brandenburg und Herzog Friedrich Wilhelm I. von Sachsen-Weimar, eingesetzte Commission rieth, den Bau auf bescheidenere Grenzen einzuziehen und die Mehrzahl der Arbeiter zu entlassen. Der letztere Vormund, welcher Administrator des kursächsischen Landes war, entschied sich dafür, ein einfacheres Monument zu bauen, zu dem die bereits bearbeiteten Steine verwendet werden sollten. Buchner und Nosseni stellten ihm jedoch vor, daß bereits mehr als die Hälfte der Marmor-

ſtücke bearbeitet ſei und daher ohne großen Schaden der Bauplan nicht mehr geändert werden könne, und da auch der Brandenburger Kurfürſt, dem die Zeichnungen und Modelle eingeſandt worden waren, ſeinen Einfluß geltend machte, ſo willigte der Adminiſtrator endlich ein, daß nach dem urſprünglichen Plane weiter gearbeitet, jedoch die Arbeit verzögert werden ſollte, damit die Baukoſten ſich auf mehrere Jahre vertheilten. Nun goß Cesare, mit Hilfe eines einheimiſchen Gießers, wahrſcheinlich Martin Hilliger's, die oben erwähnten ſechzehn Figuren, zu denen dann noch das Crucifix für den Altar, die Statuen des Johannes und Paulus, die Statue Chriſtian's I. und die zahlreichen Stuckfiguren kamen. Der Maler Hans Richter aus Freiberg bemalte die Figuren und Wolken am Chorgewölbe und bronzirte die Stuckfiguren, der Freiberger Steinmetz Hieronymus Eckardt übernahm die Sandſteinarbeiten. Im Herbſt 1594 war der Bau vollendet und wurde nur noch ein Jahr darauf durch die prachtvollen ſchmiedeeiſernen Gitter (Tafel 7) vom Domſchiff getrennt, ein Werk der beiden Dresdner Schloſſermeiſter Hans Weber und Hans Klencke. Endlich war auch dem Grabmale Chriſtian's I. gegenüber ſchon die Stätte bereitet worden, die einſt das Standbild ſeiner Wittwe, Sophie von Brandenburg, aufnehmen ſollte. Zwei Jahre nach dem Tode dieſer Fürſtin, 1624, wurde denn auch der Nachfolger Noſſeni's am ſächſiſchen Hofe, Sebaſtian Walther, mit den Bildhauerarbeiten, der kurfürſtliche Stückgießer Hans Hilliger mit dem Guß der Statue beauftragt. Doch kam der Auftrag nicht zur Ausführung, wahrſcheinlich weil der Guß mißlang, und ſo erblicken wir jetzt an dieſer Stelle die Statue Johann Georg's I. († 1656) von der Hand des venetianiſchen Erzgießers Pietro Boſelli.

Zu den merkwürdigſten Kunſtdenkmälern des Freiberger Doms gehören die zahlreichen, auf dem Boden der Begräbnißkapelle befeſtigten meſſingenen Grabplatten mit den lebensgroßen Bildniſſen der darunter begrabenen Glieder des ſächſiſchen Fürſtenhauſes. Nirgend in ganz Deutſchland findet ſich ein ſolcher Reichthum derartiger Platten wie hier.*) Der Meißner Dom beſitzt deren elf, welche ſämmtlich dem Ausgange des fünfzehnten und Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts angehören; die früheſte iſt dem 1457 geſtorbnen Biſchof Sigismund von Würzburg, dem Sohne Kurfürſt Friedrich's des Streitbaren, die beiden jüngſten Herzog Georg dem Bärtigen und ſeinem Sohne Herzog Friedrich, beide 1539 geſtorben, geweiht**). Im Freiberger Dom aber befinden ſich deren 28 — nicht 24, wie Andreae gezählt hat — elf von er-

*) Vgl. die Zuſammenſtellung, die Liſch im Deutſchen Kunſtblatt von 1852, S. 368 gegeben hat.

**) Eine gute Abbildung einer Grabplatte aus dem Meißner Dom bei Bucher und Gnauth im „Kunſthandwerk", 3. Jahrg. Tf. 17.

wachſenen Perſonen und ſiebzehn von Kindern. Zwei dieſer Platten hat Andreae mit abbilden laſſen, die des im Jahre 1541 verſtorbnen Herzog Heinrich's des Frommen und die eines 1612 im erſten Lebensjahre verſtorbenen Söhnleins Kurfürſt Johann Georg's I. Aber auch über ſie weiß er in ſeinen Erläuterungen weiter nichts zu bemerken, als daß ſie „geſchickt gravirt" ſind; über ihre Geſchichte und ihre Technik erfahren wir nicht eine Silbe.

Nun ſind wir aber auch über die Freiberger Grabplatten ſchon ſeit mehreren Jahren ſo gut orientirt, wie wir nur wünſchen können.*) Es iſt ſo gut wie ſicher, daß ſie ſämmtlich aus den Gießhütten der berühmten Freiberger Glocken- und Stückgießerfamilie Hilliger (Hilger, Hylger) hervorgegangen ſind, die bereits ſeit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in Freiberg nachweisbar iſt. Der erſte hervorragende Vertreter dieſer Familie, die von ſchlichten „Kandelgießern" ſich allmählich zu kunſtgeübten Meiſtern emporgearbeitet hatte, war Martin Hilliger (1484 — 1544). Von dieſem ſtammte der berühmteſte des ganzen Geſchlechts, Wolf Hilliger (1511—1576) und deſſen jüngerer Bruder Oswald Hilliger (geb. 1518, geſtorben 1546 in Stettin) ab. Wolf bekleidete ſeit 1557 wiederholt das Bürgermeiſteramt in ſeiner Vaterſtadt, 1567 wurde er zum kurfürſtlichen Stückgießer ernannt. Seine Thätigkeit erſtreckte ſich weit über Sachſen hinaus; Glocken mit der Inſchrift „Wolff Hylger zu Freibergk goß mich" ſind weit verbreitet. Von ihm und ſeinem Bruder Oswald gemeinſchaftlich gearbeitet iſt die prachtvolle Bronzetafel mit Porträtmedaillons in der Schloßkirche zu Torgau vom Jahre 1545,**) von Wolf allein das prächtige, mit vielen Statuetten geſchmückte Grabmal des 1560 geſtorbenen Herzogs Philipp I. von Pommern in der Peterskirche in Wolgaſt. Im Freiberger Dom ſtammt, wie oben erwähnt, nachweislich aus ſeiner Werkſtatt das Crucifix auf dem Grabmale des Kurfürſten Moritz und außerdem mindeſtens acht Grabplatten, nämlich die von Herzog Heinrich's des Frommen Gemahlin Katharina und von ſieben der meiſt in zartem Alter verſtorbenen Kinder Kurfürſt Auguſt's. Der Ruf Wolf Hilliger's erbte ſodann auf ſeinen älteſten Sohn Martin Hilliger (geb. 1538, geſtorben 1601 in Dresden) der ſchon dem Vater ein treuer Gehilfe geweſen war. Er ſcheint auch ſchon bei deſſen Lebzeiten ſelbſtändig durch Kurfürſt Auguſt beſchäftigt geweſen zu ſein, wurde aber 1577 beurlaubt und lebte bis 1587 in Graz im Dienſte Erzherzog Carl's von Steiermark. Graz beſitzt noch jetzt von ihm eine mächtige Glocke in dem von dem genannten

*) Vgl. namentlich die trefflichen, einander ergänzenden Arbeiten von Jul. Schmidt: „Die Glocken- und Stückgießerfamilie Hilliger" in den Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins 1866, S. 341 ff. und von Gerlach: „Die mittelalterlichen gravirten meſſingenen Grabplatten" ebd. S. 383 f.

**) Vgl. Lübke, Geſchichte der deutſchen Renaiſſance, S. 783.

Erzherzog erbauten Glockenthurme auf dem Schloßberge vom Jahre 1578.*) Nach seiner Rückkunft nach Dresden 1587 wurde ihm von Kurfürst Christian I. — Kurfürst August war im Jahre zuvor gestorben — seine Bestallung erneuert. In Dresden rühren von ihm die beiden prachtvollen Bronzesäulen im Hofe des seit 1586 von Kurfürst Christian I. erbauten Stallgebäudes her, die Träger der Ringe, nach denen beim Ringelrennen gestochen wurde**). In Freiberg unterstützte er dann, wie oben erwähnt, Carlo de Cesare in seinen Arbeiten für die Begräbnißkapelle. Von den Freiberger Grabplatten sind ihm mindestens fünf sicher zuzuweisen, welche sämmtlich in den Jahren 1593 und 1594 entstanden sind: die von Kurfürst August und seiner Gemahlin Anna, die von Kurfürst Christian I. und von zwei Töchterchen des Letzteren. Von den vier Söhnen Martin Hilliger's übernahm später Hans Hilliger (1567 — 1640) die Stellung des Vaters. Er wurde 1602 von Kurfürst Christian II. zum kurfürstlichen Büchsengießer berufen; 1614 war er regierender Bürgermeister von Dresden. Er goß das noch heute auf der Moldaubrücke in Prag stehende große Crucifix, und von den Freiberger Grabplatten sind drei mit Bestimmtheit auf ihn zurückzuführen, die der Gemahlin Kurfürst Christian's I., Sophie, — die Statue der Fürstin, mit deren Guß er ebenfalls beauftragt war, kam, wie oben bemerkt, nicht zur Vollendung — die seiner Tochter, der Herzogin Dorothea, der Aebtissin zu Quedlinburg, und die für „Herzog Heinrich", d. h. jedenfalls für den kleinen Sohn Johann Georg's I. Die späteste Grabplatte, die 1643 für ein Töchterchen desselben Kurfürsten gegossen wurde, ist ein Werk des Hans Wilhelm Hilliger (gestorben 1649), der 1640 an seines verstorbenen Vaters Statt zum kurfürstlichen Büchsengießer ernannt wurde.

Was das technische Verfahren bei der Herstellung der Freiberger Grabplatten betrifft, so giebt der Gießer in dem Voranschlag, den er über die zuletzt genannte Platte einreichte, die damit vorzunehmenden Manipulationen in folgender Reihe an: „Die Tafel zu formen, gießen, blank auszubereiten und poliren, das Conterfet, die Wappen, Compartamenta und Schriften einwärts zu hauen, schwarz einzulassen und gänzlich fertig zu machen, für jeden Centner fertigen Guß 21 fl.", und in dem Vertrag, den Martin Hilliger wegen der oben genannten fünf, in den Jahren 1593 bis 1594 gegossenen Platten abschloß, heißt es, daß er nicht allein die Platten gießen, sondern auch „die Contrafekt, Wappen, Landschaften und andere darauf gehörige Zier reißen und schraffiren, desgleichen die Schriften erhaben aushauen und durch Maler und Goldschmiede alles um 15 fl. 15 gr. den Centner auf's sauberste bereiten

*) Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins, 1866, S. 510.

**) Vgl. Archiv für die sächsische Geschichte XI, S. 162.

laſſen ſolle.“ Hieraus ſcheint hervorzugehen, daß die Platten nach vollendetem Guß zunächſt polirt wurden, daß dann jedenfalls der Hofmaler die zu gravirenden Figuren und Inſchriften darauf vorzeichnete und dieſe nun vom Goldſchmied mit dem Meißel ausgeſchlagen wurden, hierauf die Vertiefungen mit einer ſchwarzen Harzmaſſe ausgefüllt und endlich das Ganze nochmals polirt wurde. Dabei wird ſtets der Unterſchied feſtgehalten, daß die Portraitfigur und alle Ornamente wie beim Kupferſtich einfach eingravirt, die Buchſtaben dagegen wie beim Holzſchnitt rings umſchnitten wurden, ſo daß ſie erhaben ſtehen blieben.

Die Entſtehungszeit der auf Tafel 13 wiedergegebenen fünf alten Holzbilder und der auf Tafel 14 abgebildeten ſchmiedeeiſernen Thür läßt ſich nicht präciſiren; die erſteren ſtammen jedenfalls zum Theil noch aus dem 15. Jahrhundert: auf dem Saume des Palliums der in der Mitte ſtehenden Chriſtusfigur läuft das Pater noster um, was dem Herausgeber natürlich nicht eingefallen iſt zu leſen. Die Gitterthür, von welcher Andreae bemerkt, daß ſie „ehemals den Kreuzgang geſchmückt“ habe, dürfte auf keinen Fall viel älter ſein, als die an der Begräbnißkapelle befindlichen Gitter.

Vom deutſchen Reichstag.

Berlin, den 10. Dezember 1876.

Das parlamentariſche Ereigniß der Woche war die Rede des Reichskanzlers in der Sitzung vom 5. Dezember. Was ſonſt in dieſer Woche vorgekommen: zweite und dritte Leſungen verſchiedener Theile der Haushaltsgeſetze und dergleichen darf übergangen werden. Auch die Sitzungen vom 27. November bis 2. Dezember will ich heute nur kurz berühren. Gegenſtand dieſer letzteren Berathungen iſt die zweite Leſung der Strafprozeßordnung geweſen. Auch hier hat man gegen die Regierungsvorlage Aenderungen beſchloſſen, welche, obwohl nicht ſo bedeutend wie diejenigen im Gerichtsverfaſſungsgeſetz, das Schickſal der Juſtizgeſetze gefährden müſſen. Von ſolchen Aenderungen mache ich nur die Befreiung der Aerzte von der Zeugnißpflicht namhaft, die eine wahre Ungeheuerlichkeit iſt. Man könnte zuweilen in Verſuchung kommen, unſeren Reichsboten zuzurufen, daß ſie ein Geſetz zum Schutz der Geſellſchaft zu machen haben, nicht aber ein Geſetz, deſſen Beſtimmung etwa durch den Titel zu bezeichnen wäre: „Zur größeren Bequemlichkeit der Herren Mörder.“

Also wenn ein roher Mann seine Frau mißhandelt bis zur Lebensgefahr, und der Arzt wird gerufen; oder wenn eine Giftmischerin ihrem Manne oder ihrem Kinde Gift beibringt und der Arzt wird wiederum gerufen und solche Dinge kommen zur Untersuchung, so darf der Arzt mit Bezug auf seine Vertrauensstellung das Zeugniß verweigern! Zu solchem haarsträubenden Widersinn führt die Schwäche eines großen Theils unserer Juristen, die gar nicht mehr wissen, daß sie die Gesellschaft zu schützen haben und nicht alle möglichen Jämmerlichkeiten des Privatlebens mit dem Mantel der Sentimentalität zuzudecken. Indem man den Aerzten die Verweigerung des Zeugnisses freistellen will, erreicht die Sache den Gipfel des Widersinns. Denn nun ist die öffentliche Meinung in ihrem Recht, wenn sie aus jedem verweigerten Zeugniß auf ein Unrecht schließt, dessen Mitwisser und Mitschuldiger der Arzt ist. In den Fällen aber, wo die Aerzte aus eigenem Willen Zeugniß ablegen, wird ihnen dies wiederum verdacht und jeder einzelne Fall streng kritisirt werden. Wenn endlich die Aerzte nicht zum Belastungszeugniß gezwungen werden sollen, so können sie auch nicht zum Entlastungszeugniß zugelassen werden. Was wäre das für eine Wirthschaft und für ein Gerichtsverfahren, wenn der Arzt bezeugen dürfte, daß er einen Mörder des Morgens zur ärztlichen Untersuchung empfangen, und damit dem Mörder einen Stein zum Aufbau eines Alibibeweises liefern dürfte, während derselbe Arzt nicht verbunden wäre auszusagen, daß er demselben Mann Abends auf einer entfernten Station die Wunden verbunden, die ihm im mörderischen Handgemenge zu Theil geworden. Es ließe sich noch vieles sagen über die criminalpolitische Verwirrung unserer Gesetzgeber bei diesem und so manchem anderen Punkt. Es sei jedoch die Charakteristik der Strafprozeßordnung auf den Zeitpunkt der dritten Lesung des Gesetzes verspart.

Ich gehe zur Sitzung vom 5. Dezember über. Es ist schwer, heute noch etwas über eine Rede zu sagen, deren Worte schon seit vier Tagen, wie man wohl sagen kann, durch Europa dröhnen. Neben dem europäischen Ereigniß politischer Erklärungen von der größten Tragweite steht das locale Ereigniß — der beispiellosen Niederlage eines fortschrittlichen Abgeordneten. Herr E. Richter gab dem Reichskanzler zu politischen Erklärungen Anlaß dadurch, daß er interpellirte, was der Reichskanzler den neuesten russischen Zollerhöhungen gegenüber zu thun gedenke. Einen solchen Anlaß geliefert zu haben, ist ja ein gewisses Verdienst. Aber die Art, wie Herr Richter seine Interpellation begründete, hat ihm nicht nur eine persönliche Niederlage zugezogen, sie hat auf unsere parlamentarische Befähigung ein unrühmliches Licht vor dem ganzen Ausland geworfen, welches bei dieser Gelegenheit schärfer als sonst den palamentarischen Vorgang wahrzunehmen veranlaßt war. Was soll das Ausland denken, wenn in einem Augenblick, wo alle Theile desselben

ebenſo einmüthig als widerwillig die wichtige Stellung Deutſchlands und die Größe des deutſchen Staatsmannes empfinden, ein Menſch auftritt, der eine Interpellation damit beginnt, daß er den Kanzler einen Dilettanten nennt und ihm in's Geſicht ſagt, daß er von ſeinen dilettantiſchen Einfällen im Reichstag nichts durchbringen werde: Einfälle, die er, der Interpellant, nicht ernſthaft zu nehmen vermöge? Wenn man dieſen Eingang gehört hatte, konnte man in der That geſpannt ſein, wie der Kanzler ſich ſolcher ſelbſtgefälligen Inſolenz gegenüber verhalten würde. Und was that der Kanzler? Er begnügte ſich einfach, die langen Phraſen des Interpellanten mit einer kurzen Phraſe wiederzugeben, indem er den letzteren fragte, wie der Interpellant zu der Hoffnung komme, durch einen Miniſter etwas ausgerichtet zu ſehen, den der Interpellant im Inland als Dilettanten, im Ausland als ohnmächtig gegenüber dem Parlament darſtellt. Die Wirkung dieſer Frage war in der That eine der durchſchlagendſten, die in den Berichten parlamentariſcher Kämpfe verzeichnet ſtehen. Man ſah beinahe mit leiblichen Augen die aufgeblaſene Nichtigkeit an einen Koloß anprallen, der unbewegt nur den ſchwachen Hohlklang des gewichtloſen Körpers wiedertönen ließ. Um das Opfer dieſer Niederlage kümmerten ſelbſt ſo gute Freunde wie die Ultramontanen ſich nicht im mindeſten, deren Führer, Herr Windthorſt, ſogar die Gelegenheit wahrnahm, recht deutlich durchſcheinen zu laſſen, daß ſeine Partei, wenn die Politik des Kanzlers nur ein wenig ſich den Bahnen der Partei accommodiren wollte, zum Einlenken in die vollkommene Parallele noch immer auf's ſchnellſte bereit iſt. Indem der Reichskanzler, nachdem die polemiſche Arbeit ſpielend gethan war, ſich zum poſitiven Theil ſeiner Erklärung wandte, ſprach er zunächſt eine Wahrheit von bleibendem Gehalt aus: die Wahrheit nämlich, daß die Machtpolitik niemals in den Dienſt der Handelspolitik geſtellt werden darf. Wollte eine Regierung die politiſche Macht, das Bedürfniß anderer Nationen, mit ihr Alliancen einzugehen, und ähnliche Verhältniſſe zur Erlangung handelspolitiſcher Vortheile benutzen, ſo würden alle natürlichen oder vermeintlichen Intereſſen fremder Völker gegen eine ſolche Regierung arbeiten. Die von der engliſchen Politik ſo lange gehandhabte Methode, durch die politiſche Macht die Handelsintereſſen zu fördern, hat unter anderem zum Verluſt der nordamerikaniſchen Colonien geführt und wird ſchließlich nur noch von barbariſchen und halbbarbariſchen Nationen widerwillig ertragen. Dieſes Syſtem hat am meiſten dazu beigetragen, daß die Stellung Englands unter den civiliſirten Nationen mehr und mehr eine iſolirte geworden iſt, die Stellung einer aſiatiſchen Macht, mit welcher Bezeichnung einmal ein engliſcher Staatsmann die zunehmende Schwächung des engliſchen Einfluſſes in Europa zu verdecken meinte.

Für die Unzuläſſigkeit einer Vermiſchung der Wirthſchaftspolitik mit der Machtpolitik hob der Kanzler noch den Umſtand hervor, daß in den politiſchen Verhältniſſen der Wechſel viel größer iſt, als ihn die wirthſchaftlichen Dinge vertragen. Sollen wir heute unſere Grenze vor dem Handel einer Macht zuſchließen, weil uns dieſelbe in einer politiſchen Frage gegenüberſteht? Wenn Niemand dies verlangt, ſelbſt Herr Richter nicht, der Retorſionen ſogar auf dem alleinigen Gebiet der Handelspolitik für Dilettantismus erklärte, ſo iſt das Gegenſtück davon genau ebenſo thöricht: das Verlangen nämlich, eine Macht, weil ſie unſeren Handel erſchwert, durch politiſche Retorſionen, durch Schädigung ihrer politiſchen Intereſſen, oder durch die Drohung damit auf andere Wege zu bringen. Man wird ſich mit dieſer Methode politiſch ſchaden und wirthſchaftlich nicht verbeſſern. Wenn Herr Richter ſo unbedingt behauptet, daß man mit Zollretorſionen ſich ſelbſt immer am meiſten ſchade, ſo iſt unbegreiflich, wie er leugnen mag, daß man mit politiſchem Druck gegen fremde wirthſchaftliche Maßnahmen ſich noch weit ärger zu ſchädigen in Gefahr kommt. Hier heißt es recht eigentlich: mit derſelben Münze zahlen! Machtvortheile müſſen mit Machtvortheilen, Handelsvortheile mit Handelsvortheilen aufgewogen werden. — Sind wir denn überhaupt dabei, Rußland einen Machtvortheil zu gewähren, für den wir einen Handelsvortheil fordern könnten, wenn ſolcher Tauſch überhaupt zuläſſig wäre? Der Kanzler ſtellte dies in Abrede, und kam damit zur Erläuterung der Stellung Deutſchlands in der actuellen Kriſis. Deutſchland iſt nicht ausſchließlich Rußlands Freund, ſondern in gleich freundſchaftlichem Verhältniß zu allen Mächten, welche ſich in der gegenwärtigen türkiſchen Kriſis als Rivalen gegenüber treten oder gegenüber treten könnten. Deutſchland — dies ſagte der Kanzler nicht mit unmittelbaren Worten, aber es ſprang aus ſeinen Worten hervor — hat den Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Rußland beſchwichtigt und hat viel erreicht, um den Gegenſatz zwiſchen England und Rußland nicht minder zu beſchwichtigen. Kommt es zum Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei, ſo iſt gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Kampf lokaliſirt bleibt. Dieſe Hoffnung ruht darauf, weil Rußland ſich in ſeinen Anſprüchen mäßigt. Der Kanzler ſetzt volles Vertrauen in die Erklärung des ruſſiſchen Kaiſers gegen Lord Loftus am 2. November, und dieſe Vertrauenserklärung aus dieſem Munde vor ganz Europa kommt einer Bürgſchaft gleich. Wenn Rußland, auch im Fall es zu den Waffen greift, nichts weiter erreichen will, als die Garantie des Looſes der orientaliſchen Chriſten, ſo wird dieſem Zweck keine europäiſche Macht ſich widerſetzen, und keine hat die Veranlaſſung dazu. Seitdem Fürſt Bismarck unter die Zuſage ruſſiſcher Mäßigung gleichſam das Siegel gedrückt, während er andrerſeits dem ruſſiſchen Zweck in der angegebenen Beſchränkung ſeine Billigung gegeben und ihn als Culturzweck be-

zeichnet hat, seitdem ist die Gefahr eines europäischen Krieges so gut wie verschwunden. Allerdings würde die Verbesserung des Looses der orientalischen Christen, durch russische Waffen herbeigeführt, dem russischen Namen im Orient einen Glanz verleihen, wie er seit dem Krimkrieg verblichen und wie er in gleicher Stärke den russischen Namen einst umleuchtet hat, als Kaiser Nicolaus auf der Höhe seiner Macht stand. Schon deshalb ist anzunehmen, daß England alles aufbieten wird, die Pforte auf der bevorstehenden Conferenz zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Ob nun aber das Loos der orientalischen Christen mittels des Schwertes oder ohne das Schwert verbessert wird, Deutschland ist es, welches den europäischen Frieden erhalten, welches durch Unterstützung bei einem gerechten Zweck sich den Dank Rußlands erworben, und andrerseits England wie Oesterreich durch Abwendung einer Gefährdung ihrer Interessen sich verpflichtet hat.

Diese Situation war es, welche sich in der Rede des Kanzlers am 5. Dezember zeichnete, und während der Redner kein Wort sprach, daß er sich der Macht Deutschlands bediene, selbst nur um Rathschlägen Gewicht zu geben, leuchtet hervor, daß Deutschland in einem Augenblick, der die Welt von der asiatischen Grenze des stillen Oceans bis zur europäischen Grenze des atlantischen Oceans zu entflammen drohte, das Schiedsrichteramt zur Bewahrung des Friedens geübt hat, ohne einen einzigen Mann unter die Waffen zu stellen und ohne ein einziges Wort der Dringlichkeit, geschweige denn der Drohung, auszusprechen. C — r.

Literatur.

Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Von Dr. Johann Kelle, Professor an der Universität Prag. München, 1876. Verlag von R. Oldenbourg.

Der Verfasser hat im Jahre 1873 eine Schrift unter demselben Titel veröffentlicht, in welcher er die Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu an den österreichischen Gelehrtenschulen vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart darstellte. Da er hierbei eine Reihe den Jesuiten nicht zum Ruhme gereichender Wahrheiten aussprechen mußte und namentlich darthat, daß die Vorbildung der jesuitischen Gymnasiallehrer im hohen Grade mangelhaft gewesen sei, so erschien 1875 unter dem Titel „Beleuchtung" eine Gegenschrift von Rupert Ebner, S. J., die jene Thatsachen leugnete. Das obenbezeichnete Buch ist die Antwort darauf und zwar eine Antwort, die nicht schlagender ausfallen konnte. Professor Kelle hatte in seiner ersten

Schrift nur seine gedruckten Hülfsmittel citirt und die ungedruckten nur angedeutet. Jetzt läßt er auch die letzteren Quellen fließen, und wir meinen, daß der Orden alle Ursache zu dem Wunsche hat, lieber geschwiegen zu haben. Denn der Text des neuen Buches ist ein Mosaikbild der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Schriftstücke, in denen sich die Oberen des Ordens selbst über die Thätigkeit desselben an den österreichischen Schulen geäußert haben, und diese Aeußerungen lauten genau so ungünstig wie die Darstellung Kelle's vom Jahre 1873. Die Briefe der Generale und Provinziale, sowie ihre Verordnungen, die Berichte der jesuitischen Annalisten und die Aufzeichnungen der Ordensmitglieder über den Unterricht sind in wortgetreuer Uebersetzung aus dem Lateinischen in den Text verflochten, und die Beilagen bringen die übertragenen Stellen in der Originalsprache. Gegen diese Aussagen, gegen frühere Obere der höchsten Grade müssen sich also die heutigen Jesuiten wenden, wenn sie den unbesonnen begonnenen Kampf fortsetzen zu dürfen meinen. Sie werden aber den Sieg niemals gewinnen, da dem Verfasser noch zahlreiche in Privatbesitz befindliche Aeußerungen ehemaliger Ordensmitglieder zur Verfügung stehen, die er erst zum Theil benutzt hat. Daß seine Gegner hiervon nichts wußten, gereicht ihnen nicht zum Vorwurfe. Schwer begreiflich aber ist, daß denselben auch die angeführten Documente, die nach der Aufhebung des Ordens in die Wiener Hofbibliothek kamen, unbekannt geblieben sind. Vermuthlich lebten sie in der Meinung, daß es ihren Vorgängern gelungen sei, wie anderwärts, z. B. in Böhmen, so auch in Oesterreich alle die Societät und ihre Wirksamkeit compromittirenden Schriftstücke bei Seite zu schaffen oder zu vernichten. Wir empfehlen das ungemein lehrreiche, die hier in's Auge gefaßte Seite des Wesens der Gesellschaft Jesu gründlicher und zuverlässiger charakterisirende Buch (mit den Beilagen 304 Seiten) allen, die sich für den Gegenstand interessiren, angelegentlich.

Kulturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Von Oskar Schwebel. Berlin, 1877. Verlag von Alfred Weile.

Die Mark Brandenburg führt nach alter Sage den rothen Adler im Wappen, weil sie mit Blutströmen den Slaven für Deutschland abgewonnen worden ist. Ihre alte Geschichte hat deshalb für uns ein besonderes Interesse, und da dieselbe hier einen geschickten Bearbeiter gefunden hat, so heißen wir diese Culturbilder doppelt willkommen. Der Verfasser hat streng nach den Quellen gearbeitet, er besitzt das erforderliche Urtheil, um Sagenhaftes vom Geschichtlichen zu unterscheiden, und er versteht zu erzählen und zu malen. Auch die Gesinnung, mit der er schreibt, verdient Anerkennung. Nur bisweilen — in den novellenartig ausgeführten Stücken — läßt er die Menschen der alten Zeit, zu denen er uns führt, in moderner Weise denken und empfinden, und selten nur begegnen wir einer salbungsvollen Stelle, an der

wir gewahr werden, daß der Erzähler dem geiſtlichen Stande angehört. Recht anſchaulich und mit guter Kritik ſchildert er uns zunächſt das vieljährige Ringen der Deutſchen mit den Wenden zwiſchen Elbe und Oder, ſowie Natur und Weſen, Religion und Sitte jener alten Slavenſtämme. Ein farbenreiches Bild iſt das zweite Kapitel, wo wir an das Hoflager der Ballenſtädter und zu den Jagden, Gerichten und Feſten dieſes alten Fürſtengeſchlechts geführt werden. Dasſelbe gilt von Nr. 3, das uns ein Turnier zu Roſtock beſchreibt, welches im Juli 1311 ſtattfand, und bei dem Waldemar von Brandenburg vom däniſchen König Erich zum Ritter geſchlagen wurde. Wieder vortrefflich ausgeführte Abſchnitte ſind die, welche uns vom falſchen Waldemar in Berlin und von Kaspar Gans v. Putlitz ſowie, an die Schickſale des Letzteren anknüpfend, von der Demüthigung des wilden und trotzigen Adels der Mark durch Friedrich, den erſten hier regierenden Hohenzoller, erzählen; ferner das, welches uns von Bernhard Ryke, dem Bürgermeiſter von Berlin, berichtet, der demſelben gewaltigen Fürſten erlag, ſowie das, welches die Fehde Nickels von Minkwitz erzählt, in welcher während der Uebergangszeit nach der Reformation der Geiſt, der in den wüſten Jahrzehnten des Interregnums ganz Deutſchland heimgeſucht und verheert hatte, noch einmal auftauchte. Sehr hübſch iſt das Bild des Hauſes eines berliner Bürgermeiſters (Paul Blankenfelde) aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, welches uns der Verfaſſer nach der Beſchreibung von Chroniſten zuſammengeſtellt hat. Eine anmuthige Darſtellung alter Lebensweiſe und alter Gemüthlichkeit haben wir ſodann in dem Kapitel vor uns, welches uns die Feier des Sonntag Lätare im Jahre 1550 auf einem Edelſitz der Ukermark ſchildert und die Weinpredigt mittheilt, die der Pfarrer des dortigen Junkers über Sirach 32 vor dieſem und ſeinen Gäſten hielt. Der folgende Abſchnitt iſt der Entſtehung und der weiteren Geſchichte der Schule zum grauen Kloſter gewidmet, der nächſte dem weiſen und haushälteriſchen Markgrafen Hans von Küſtrin. Ein weiteres Kapitel, „Aus trüber Zeit“ überſchrieben, beſchäftigt ſich vorzüglich mit den kirchlichen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Zuſtänden der Mark zwiſchen der Reformationszeit und dem dreißigjährigen Kriege, die uns lebendig geſchildert werden. Wieder ein anderes betrachtet den großen Kurfürſten als Schöpfer des preußiſchen Heeres. Das vorletzte, „Ein ſchwediſcher Oberſt“, iſt eine Art Novelle aus dem Jahre 1675. Den Schluß des Buches bildet ein Ueberblick über die hiſtoriſchen Sagen der Mark, von denen eine Anzahl kurz angeführt werden. Wir empfehlen das Buch angelegentlich. Es iſt offenbar mit Liebe geſchrieben, der Verfaſſer kennt den Schauplatz, auf dem ſeine Geſchichten ſpielen, genau, er hat Sinn für die Details, die er geſchickt und wirkſam zu gruppiren verſteht,

er trifft mit wenigen Ausnahmen das Colorit der betreffenden Zeit und weiß seinen Skizzen Stimmung zu geben. Manche Kapitel sind in ihren Naturbildern wahre kleine Kabinetsstücke. Interessant und an wirksamer Stelle eingeflochten sind endlich eine Anzahl alter Volkslieder und Reime, die sich auf die betreffenden Ereignisse oder Zustände beziehen.

Aus vergangnen Tagen. — Oldenburgs literarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773 bis 1811.
Von G. Janſen, Oldenburg.

Ein zum Theil recht interessanter Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, womit wir namentlich die sehr reichlichen Mittheilungen über den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg meinen, welchem wir in den verschiedenen Kapiteln der Schrift begegnen, und die mancherlei Neues über den Dichter, seine Stellung zum Herzog Peter Friedrich Ludwig, zu seinem Freunde Halem, sein Verhältniß zu seiner ersten und seiner zweiten Frau und seine religiöse und politische Entwickelung bis zu seinem Uebertritt zum Katholicismus erzählen. Sonst ist von allgemeinem Interesse noch, was der Verfasser an mehreren Stellen über die Einwirkung der französischen Revolution auf das geistige Leben im nordwestlichen Deutschland sagt. Auch ein kurzer Blick auf das ziemlich rege literarische Treiben in der Stadt Oldenburg, welche sich einige Jahrzehnte hier um Gerhard Anton v. Halem gruppirte und zur Gründung der dortigen literarischen Gesellschaft führte, würde von allgemeinem Interesse gewesen sein; in der breiten Ausführung aber, die wir erhalten, wird man diese Mittheilungen über Schriftsteller und Dichter dritten und vierten Ranges, wackere, wohlmeinende, strebsame, jetzt aber in weiteren Kreisen längst vergessene, wenn überhaupt je zu einiger Geltung gelangte Mittelmäßigkeiten, wohl nur in der Stadt Oldenburg, wo sie lebten und eine gewisse Rolle spielten, willkommen heißen.

Illustrirter Weihnachtskatalog für den deutschen Buchhandel. Nebst literarischem Jahresbericht von Dr. Gustav Wustmann.
Leipzig, Seemann, 1876.

Eine Anzahl von Buchhändlerannoncen, die zum Theil mit Proben aus den angezeigten illustrirten Werken ausgestattet sind, der aber zugleich ein Bericht über die beachtenswerthen Erscheinungen des deutschen Büchermarktes in der Zeit vom October 1875 bis zum September d. J. und ein systematisches Verzeichniß bereits früher erschienener, für das größere Publicum bestimmter Bücher vorausgehen. Letzteres ist reichhaltig, gut gewählt und geschickt angeordnet. Der Jahresbericht zeigt allenthalben ein verständiges Urtheil, volle Sachkenntniß und guten Geschmack in knapper Form.

Neueſte Dichtungen von Friedrich Bodenſtedt. „Einkehr und Umſchau.“ Zweite Auflage. Jena, Coſtenoble, 1876.

Der verjüngende Einfluß des Muſendienſtes zeigt ſich in erfreulicher Weiſe an dem Sänger, welchem wir die Lieder des Mirza-Schaffy verdanken. Nach einer harten Jugend hat ſich Bodenſtedt im Mannesalter eine Stellung unter den Beſten unſerer modernen Literatur errungen. Daß nicht nur der Sommer, ſondern auch der Herbſt dem Dichter die Blumen der Poeſie entgegenſtreut, beweiſt die jüngſterſchienene Sammlung von Bodenſtedt's neueſten Gedichten, „Einkehr und Umſchau“, die bereits in zweiter Auflage vorliegt und von der Verlagsbuchhandlung (Hermann Coſtenoble in Jena) in geſchmackvoller Weiſe ausgeſtattet iſt. Die poetiſche Gabe, welche Bodenſtedt liefert, erſcheint jedoch nicht nur äußerlich im Feſtgewande, ſondern beſitzt auch in ihrem Inhalte Etwas, das an die Stimmung der nahenden Feiertage erinnert. Es iſt eine Welt der Liebe und Verſöhnung in welcher man ſchreitet.

Nach der tiefempfundenen und formenſchönen „Widmung“ fühlt der Leſer bereits in der erſten Abtheilung, „Vorklänge“, Herz und Gemüth angenehm berührt. Hier zeigt ſich Bodenſtedt namentlich als Meiſter in prächtigen Stimmungsbildern von tiefſinnigem Ernſte oder ſchalkhaftem Humor. Bilder aus Natur und Geſchichte ziehen in fröhlichem Wechſel an uns vorüber, und wenn auch der deutſche Rhein und das neue deutſche Reich in gewohnter Weiſe ihre Beiſteuer liefern müſſen, ſo geht doch der Dichter mit bewußter Abſicht der Phraſe aus dem Wege. Von ähnlichen Geſichtspunkten aus, jedoch mit größerer geiſtiger Vertiefung werden in dem zweiten Abſchnitte, „Aus Thüringens Wäldern“, eigene Erlebniſſe des Dichters, ſowie Vorgänge aus der umgebenden Welt poetiſch behandelt. Bodenſtedt hat eine ſtrenge Schule des Leidens durchgemacht, aber das Unglück hat ihn nicht darniedergebeugt, ſondern ſeine Kraft geſtählt und ihn in ſeinem Glauben an die ſiegreiche Macht des Idealen nur noch beſtärkt. Er empfindet die Schmerzen der Welt mit feinbeſaitetem Gemüthe, aber er will nicht, wie andere Dichter, dämoniſch in dieſem Elemente herumwühlen, ſondern er ſucht zum Heil der Menſchheit den erlöſenden Weg aus der Nacht zum Licht. Eine feſtbegründete Weltanſchauung ſpricht mit ſtolzem Selbſtbewußtſein aus dieſen Gedichten und wird mit ihrer geiſterfüllten Klarheit gewiß zahlreiche Anhänger finden. Die „Erzählenden Gedichte“ behandeln theils anekdotiſche, theils hiſtoriſche Stoffe und umfaſſen alle Jahrhunderte vom grauen Alterthume der Semiramis bis zum Kulturkampfe der Gegenwart. Den vollendetſten künſtleriſchen Guß haben diejenigen Gedichte, welche wie „Sokrates“ das Geſchichtliche mit dem Sagenhaften verbinden, während andere durch eine ironiſche oder tendenziöſe Haltung das Hiſtoriſche in ſeinem objectiven Werthe beeinträchtigen. Ein reizender philoſophiſcher Dialog iſt das Fragment „Die

Sendung des Lucifer", das allerdings in einzelnen Stellen an Goethe's Prolog „Im Himmel" erinnert, aber doch durch die Aufnahme moderner Bildungselemente eine selbständige Haltung bekundet.

Neben dem Dichter steht der Denker und Weltweise. Der Abschnitt „Bunte Blätter und Sprüche" enthält eine Perlenschnur jener reizenden Sprüche, die Bodenstedt in unnachahmlicher Prägnanz zu ersinnen weiß. Das tiefste philosophische Problem wie der trivialste Anlaß bieten die Gelegenheit, um den Verfasser als originellen Beobachter zu zeigen. Hier werden die Modephilosophen mit ihrer Sucht, die Welt erbärmlich zu finden, dort die modernen Alexandriner, welche nicht müde werden, die Kleiderrechnungen und Wäschezettel unserer Klassiker herauszugeben, nach Verdienst abgefertigt. Die in diesen Sprüchen gepredigte Lebensweisheit erscheint zunächst mosaikartig zersplittert, bildet jedoch insofern wieder eine Einheit, als überall auf das schon von Goethe und Schiller gepriesene Ideal der Humanität verwiesen wird, welches für alle Zeit unserem Volke auf seiner Ruhmesbahn als leuchtendes Panier voranwehen möge. Unter dem Titel „Erinnerungsblätter" hat Bodenstedt eine Anzahl verschiedener Gedichte zusammengestellt, die theils aus bestimmten Veranlassungen entstanden sind und demnach den Character der Gelegenheitspoesie tragen, theils in rührenden und erinnerungsvollen Elegieen das Andenken einzelner Personen feiern. Namentlich ist das auf den unglücklichen italienischen Poeten Giacomo Leopardi verfaßte Gedicht eine Perle.

Als Anhang ist in die Sammlung eine größere dramatische Dichtung, „Hiarne", Gesangspiel aus der Nordlandssage in drei Akten und einem Vorspiel, aufgenommen worden. Die Dichtung soll, im offenbaren Hinblick auf Richard Wagners Theorie vom Musikdrama, dem Komponisten eine würdige Textunterlage bieten, dürfte jedoch ohne die musikalische Behandlung von selbständigem und vielleicht höherem poetischem Werthe sein. Wenigstens gewährt das Schicksal des Skalden Hiarne, der zum Herrscher von Lethra gewählt wird, durch List ein edles Weib gewinnt, aber im Kampf mit dem todtgeglaubten Königssohne Friedleu fällt, ein allseitiges und menschlich rührendes Interesse.

Mit **Januar 1877** beginnt diese Zeitschrift das I. Quartal ihres 36. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im December 1876. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Sage vom Ring des Polykrates.

Wie sehr viele Sagen, welche sich an bestimmte Personen und Oertlichkeiten knüpfen und in dieser Gestalt als Geschichte auftreten, aber nichts weniger als geschichtlich sind, sondern den Kern einer Mythe einschließen, die bis in die arische Urzeit, also bis in die Zeit vor der Völkerwanderung, welche die Inder von den Germanen schied, hinaufreicht, und die sich in den verschiedensten Ländern mit verschiedener Zuthat zwar, aber im Wesentlichen ähnlich wieder findet, so hat auch die bekannte Erzählung vom Ringe des Polykrates eine Menge von Seitenstücken, die, größtentheils wenigstens, nicht nach und aus ihr, sondern neben und vor ihr entstanden sind. Wie die Sage vom Kampf mit dem Drachen im Norden und im Süden, auf heiligem Legendenboden und auf eddischem, also heidnischem Gebiete spielt, wie es neben dem schweizerischen Tell einen rheinischen, einen norwegischen, einen keltischen, einen esthnischen, ja einen persischen giebt, die allesammt älter als jener sind, wie neben den Erzählungen von Ludwig dem Springer oder der vom Ritter Harras eine große Anzahl nahe verwandter Sagen stehen, ganz eben so verhält es sich mit dem Ringe des Königs von Samos, der ins Meer geworfen und unerwartet in einem Fische wieder gefunden wird. Nur die Einkleidung, der Ton, die Moral ist bei diesen Pendants eine andere als bei der Version, welche Herodot sich auf Samos vollziehen läßt. Hören wir erst diese, und vergleichen wir dann die andern mit ihr.

Amasis, der König von Aegypten, schickte an den Tyrannen Polykrates, nachdem dieser die Herrschaft über Samos erlangt, einen freundschaftlichen Brief, in welchem er seine Befürchtung aussprach, daß das ungewöhnliche Glück, welches dieser bisher gehabt, nicht dauerhaft sein werde, da er noch nie erlebt, daß solches Gelingen aller Wünsche und Pläne nicht zuletzt mit Unglück geendigt habe. Er knüpfte daran den Rath, sein Freund möge ein ihm besonders werthes Kleinod in einer Weise wegwerfen, daß es ihm nie

wieder vor die Augen kommen könne. Das werde ein Zauber zur Abwendung alles Unheils (ein Opfer zur Beschwichtigung des Neides der Götter, ein Mittel zur Fernhaltung der den aus zu großem Wohlergehen entspringenden Uebermuth strafenden Nemesis) sein. Polykrates befolgte diesen Rath, fuhr in einem Boote in die See hinaus und warf Angesichts der an Bord befindlichen Schiffer einen kostbaren Siegelring, einen in Gold gefaßten Smaragd, in das Wasser. Darauf kehrte er heim, um sich seinem Kummer hinzugeben. Nun begab es sich fünf oder sechs Tage nachher, daß ein Fischer einen Fisch so groß und so schön fing, daß er glaubte, er eigne sich zu einem Geschenke für den König. So ging er denn mit ihm an das Thor des Palastes und verlangte Polykrates zu sprechen. Als man ihn vorließ, gab er den Fisch dem König mit den Worten: „Herr König, als ich diesen Fang that, dachte ich, ich wollte ihn nicht auf den Markt bringen, obwohl ich ein armer Mann bin, der nur von seinem Gewerbe lebt. Ich sagte, er ist des Polykrates und seiner Größe würdig, und so trug ich ihn hierher, um ihn Dir zu geben." Diese Rede gefiel dem König, und er erwiderte: „Du thatest wohl daran, Freund, und ich bin Dir doppelt verbunden, sowohl für den Fisch als für Deine Worte. Komm jetzt und speise mit mir." Darauf ging der Fischer heim und schätzte es sich für eine große Ehre, vom Könige zu Tische geladen worden zu sein. Inzwischen fanden die Diener, als sie den Fisch aufgeschnitten, in dessen Magen den Siegelring ihres Herrn und eilten mit großer Freude fort, um ihm denselben zurückzugeben und zu melden, wie er sich wiedergefunden habe. Der König, der in der Sache ein göttliches Walten sah, schrieb einen Brief an Amasis, der demselben alles berichtete, was sich begeben hatte. Da merkte der weise Aegypter, daß es nicht die Sache eines Menschen ist, seine Mitmenschen vor dem Schicksale zu bewahren, das ihnen bestimmt ist. Zugleich aber war er jetzt überzeugt, daß es mit Polykrates ein übles Ende nehmen werde, da ihm Alles gelänge und er selbst das wiederfände, was er weggeworfen habe. So sandte er einen Herold an den Tyrannen und löste den Freundschaftsbund mit ihm. Dieß that er, um, wenn ein großes und schweres Unglück käme, dem Kummer zu entgehen, den er empfunden haben würde, wenn der Dulder sein geliebter Freund gewesen wäre. Polykrates starb im dritten Jahre der 64. Olympiade. Der Siegelring (selbstverständlich so echt wie die meisten unsrer Reliquien) tauchte später in Rom auf, wo Plinius ihn sah, und der Kaiser Augustus ihn, in ein Horn von Gold verschlossen, im Tempel der Concordia bei andern werthvollen Kleinodien aufbewahren ließ. Das Siegel zeigte eine Lyra, über der sich drei Bienen befanden, während man rechts von ihr einen Delphin, links einen Stierkopf gewahrte.

Der Kern dieſer Sage — ein verloren gegangener und in einem Fiſche wiedergefundener Ring — hat ſeine Heimath in Nordweſt-Indien, im Lande der fünf Ströme, von wo ſowohl die Arier, die das Gangesgebiet eroberten, als die, welche nach Europa zogen und dort als Hellenen und Italer oder als Germanen ſich niederließen, ausgezogen ſind. Unter den Letzteren nahm die Mythe zunächſt die Form an, die wir in der Edda antreffen: Der Zwerg Andvari hält ſich in Fiſchgeſtalt an Waſſerfällen auf, um da den Goldring zu hüten, welcher ſpäter zum Untergange der Nibelungen führt. Unter den Griechen wurde jener Kern allmählig und durch jedenfalls viel einfachere Metamorphoſen hindurch zu dem, was Herodot von Polykrates berichtet. Unter den öſtlichen Ariern, den Hindu, begegnen wir ihm in dem anmuthigen Drama Kalidaſas, welches die Liebe des Büßermädchens Sakuntala und des Königs Duſchanta behandelt.

Sakuntala hat von ihrem Geliebten, der ſie auf einem Jagdzuge kennen gelernt und ſich hier mit ihr vermählt hat, zum Zeichen deſſen einen Ring bekommen. Während der König wieder heimgekehrt iſt, beleidigt ſeine Braut unwiſſentlich einen Heiligen, und dieſer wünſcht ihr an, der König ſolle ihrer ſo lange vergeſſen, bis er durch ein Erkennungszeichen an ſie erinnert werde. Nach einiger Zeit erfüllt ſich dieſer Fluch. Sakuntala wird nach etlichen Monaten von ihren Verwandten in das Schloß Duſchantas gebracht, und dieſer erkennt ſie wirklich nicht wieder. Den Ring aber, der ihn erinnern könnte, hat ſie im Bade verloren. Bekümmert begiebt ſie ſich in ihren Büßerhain zurück, wo ſie einen Knaben, das Kind des Königs, gebiert. Nicht lange darauf bringen Gerichtsdiener einen Fiſcher vor Duſchanta, der den Ring mit deſſen Namenszug in einem Karpfen gefunden hat, und dieſer Ring führt die Verlobten wieder zuſammen.

Auch ſemitiſche Völker, Araber und Juden, kennen dieſe Mythe, die ihnen entweder aus Indien, oder und zwar wahrſcheinlicher von den Griechen überliefert worden ſein wird. Nach rabbiniſcher Legende hatte Salomo einen Siegelring, auf dem das myſtiſche Schem Hamphoraſch (der unausſprechliche Name Gottes) ſtand, und der ihm den wunderbaren Schamir verſchaffte, welcher ihn in den Stand ſetzte, den Tempel zu erbauen, auch ihn zu allerlei Zauberwerk befähigte, ihn jeden Tag in den Himmel verſetzte, wo er die Geheimniſſe des Alls erfuhr, u. d. m. Hochmüthig geworden, übergab er dieſen Zauberring eines Tages dem Aſchmedaj, ſeinem dienenden Geiſte, der ihn alsbald ins Meer warf und auf dieſe Weiſe frei wurde. Salomo verlor dadurch alle ſeine Weisheit und Macht, und ſein früherer Knecht wurde König über Iſrael, als welcher er drei Jahre regierte, während jener in der Verbannung herumirrte, bis er den Ring endlich im Bauche eines Fiſches wiederfand. Aehnlich lautet die arabiſche Tradition, nach welcher Salomon,

als er einſt ins Bad ging, ſeinen Ring zurückließ, der dann von einer Jüdin entwendet und in die See geworfen wurde. Seines wunderwirkenden Amulets beraubt, ſah der König ſich außer Stande, ſo weiſe Urtheile zu fällen, als gewöhnlich, und deshalb beſtieg er vierzig Tage lang den Richterſtuhl nicht. Zuletzt aber brachte man ihm einen Fiſch, in deſſen Magen der magiſche Ring lag.

Hierher gehören ferner Nr. 492 der Erzählungen in „Tauſend und eine Nacht“ und die Legende von Simon dem Baſtard in Wuk Stephanowitſchs „Serbiſchen Liedern“. Endlich aber iſt auch folgender italieniſcher Sage in dieſem Zuſammenhange eine Stelle anzuweiſen:

Die Dogen von Venedig mußten dem Herkommen gemäß ſich bei ihrem Amtsantritt dadurch ſymboliſch mit dem Adriatiſchen Meere vermählen, daß ſie einen Ring in die See warfen und dazu die Worte ſprachen: „Desponsamus te, Mare, in signum perpetui dominii“. Nachdem dieß Jahrhunderte lang geſchehen, brachte einſt nach einer ſolchen Ceremonie ein Fiſcher einen Fiſch in die Küche des Dogen, und als man denſelben öffnete, hatte er den Ring im Leibe. Das Meer hatte alſo diesmal die Verbindung mit dem Oberhaupte der Stadt und mit dieſer ſelbſt gelöſt, und man ſah das Ereigniß als Zeichen an, daß die venetianiſche Republik ihrem Untergange entgegengehe, was ſich auch in einigen Jahren beſtätigte.

Produkte der germaniſchen Umbildung der Sage ſind folgende Erzählungen, die wir aus einer Anzahl anderer als Belege für die zu Anfang aufgeſtellte Behauptung auswählen und folgen laſſen.

Paul Warnefrid berichtet, daß Arnulf, der im ſiebenten Jahrhundert Biſchof von Metz war, ſeinen Fingerring in die Moſel geworfen habe, um deſſen Wiedererlangung als ein göttliches Zeichen zu erbitten, daß ihm ſeine Sünden vergeben ſeien. Das Zeichen aber ſei wirklich erfolgt: aus dem Bauche eines Fiſches habe man ihm den Ring wieder gebracht, der ſeitdem als ein Heiligthum in der Familie verwahrt werde.

Von der in der Krypta des Kirchenchors zu Zurzach im Aargau begrabnen heiligen Verena, welche als Patronin aller Fiſcher und Schiffer gilt, wird erzählt: Als in dem Hauſe, in welchem ſie als Magd diente, ein koſtbarer Ring verloren ging, hieß ſie im Rheine fiſchen, und nicht lange währte es, ſo wurde ein großer Lachs gefangen, der, als er zur Küche gebracht und dort geſchlachtet wurde, den vermißten Ring im Leibe hatte.

Weit weg von Zurzach, an der Kieler Föhrde droben, wird von alten Leuten Folgendes berichtet: Auf der Kolberger Haide an der Küſte der Propſtei lag vor Zeiten ein großes Gut, der Verwellenhof. Auf dem wohnte eine Frau von Verwellen, eine ſtolze, übermüthige und grauſame Herrin, die allezeit auf ihren Reichthum pochte. Sie meinte, es könnte damit gar nicht

zu Ende gehen, und als ſie einmal draußen auf der See in einem Boote eine Luſtfahrt machte, zog ſie ihren koſtbaren Ring vom Finger und warf ihn ins Waſſer, indem ſie zu ihrer Geſellſchaft die Worte ſprach: „So unmöglich es iſt, daß ich den Ring wiederbekomme, ſo unmöglich iſt es auch, daß ich einmal arm werde.“ Aber ſiehe da, nach ein paar Tagen brachte ein Fiſcher einen großen Dorſch in die Schloßküche, und als die Köchin den aufſchnitt, fand ſie den Ring in ſeinen Eingeweiden. Sie zeigte ihn ihrer Gebieterin, die darüber ſehr erſchrak. Und ſie hatte guten Grund dazu. Denn nicht lange nachher kam die große Sturmfluth (die Sage meint das Jahr 1625), welche die ganze Gegend um den Verwellenhof verſchlang, und damit hatte die reiche Frau ihr ganzes Hab und Gut verloren und war ſo arm geworden, daß ſie betteln ging. Früher in ihren guten Tagen hatte ſie, wenn ſie ins heimliche Gemach ging, in ihrem Hochmuth immer eine Riſte Flachs genommen. Eine Magd aber hatte den ſich ausgewaſchen und verſponnen. Wenn das die reiche Frau geſehen, hatte ſie jedesmal „Fu dik an!“ (Pfui dich an!) geſagt und über das Mädchen geſpottet. Nun ſie aber ſelber arm geworden war, kam ſie zu ihrer früheren Magd, die jetzt wohlhabend war, und bat um Leinwand zu einem Hemde. Sie bekam, was ſie wollte, aber ſie mußte auch die Worte hören: „Dat is von ären Fudikan.“ Mit weinenden Augen ging die Frau fort. Seit der Zeit aber heißt in der Propſtei aller Abfall vom Flachs Fudikan. (Eine der vielen falſchen Volksetymologien bei Worten, deren Sinn allmählich verloren gegangen iſt.)

Ganz ähnlich iſt die weſtphäliſche Sage von der Gräfin zu Nienburg, die in der Nähe von Bünde wohnte und ſo ungeheuer reich und ſtolz war, daß ſie einmal in ihrem Uebermuthe einen Ring vom Finger zog, ihn in den Schloßgraben warf und ſagte: „So wenig als ich den Ring wiederbekomme, ſo wenig werde ich einmal Noth leiden.“ Es dauerte aber kaum ein paar Stunden, ſo kam der Koch und brachte ihr den Ring wieder, den er im Magen eines Karpfen gefunden hatte. Nach Verlauf eines Jahres war die Gräfin ſo arm, daß ſie ſich in einer kleinen Hütte von Hedeſpinnen ernähren mußte.

Faſt genau derſelben Erzählung begegnen wir in bayeriſchen, ſächſiſchen, thüringiſchen und däniſchen Sagenſammlungen. Namentlich aber treffen wir die Geſchichte vom Ring und vom Fiſche in England und Schottland in verſchiedenen Geſtalten wieder. Das Wappen der Stadt Glasgow, früher das des dortigen Biſthums, zeigt den Stamm des Baumes des heiligen Kentigern, gekreuzt von einem Lachs, der einen Ring im Maule trägt. Jocelyn erzählt in ſeinem „Leben Sanct Kentigerns“ die hieran ſich knüpfende Legende folgendermaßen: „Zu Lebzeiten des heiligen Mannes verlor eine Dame ihren Ehering, und das erregte die Eiferſucht ihres Gemahls. Die

Dame wendete ſich, da ſie ſich unſchuldig wußte, an Kentigern und bat ihn, ihr zur Rettung ihrer Ehre behülflich zu ſein. Nicht lange nachher ging der Heilige am Fluſſe ſpazieren, und als er jemand dort fiſchen ſah, gebot er ihm, ihm den erſten Fiſch, den er fangen würde, zu bringen. Dieß geſchah, und ſiehe da, der Fiſch hatte den Ring der Dame im Munde, und als derſelbe ihr dann überſandt wurde, war das Mißtrauen des Gemahls beſchwichtigt."

Gordon erzählt die Sage nach dem Aberdeen Brevier in ſeiner „Geſchichte Glasgows" anders. „Die Königin von Cadzow hatte bei ihrem Gemahl, dem König Roderick, den Verdacht erregt, mit einem Ritter, den er zur Jagd eingeladen, ein vertrautes Verhältniß zu haben. Da er aber keine Beweiſe hatte, ſo wartete er eine Gelegenheit ab, um den Mantelſack des Ritters, wenn er ſchliefe, zu durchſuchen. Die Gelegenheit fand ſich, und der König entdeckte in dem Sacke einen Ring, welchen die Königin dem Ritter geſchenkt hatte. In ſeinem Zorne warf er ihn in den Clyde, und als ſie nach beendigter Jagd in das Schloß zurückkehrten, fragte der König im Laufe des Abends ſeine Frau, wo ſie den Ring hätte. Sie konnte ihn nicht vorzeigen. Darauf bedrohte ſie ihr Gemahl mit dem Tode, wenn ſie nicht ſtracks den Ring herbeiſchaffe. Sie ſchickte erſt eine ihrer Mägde zu dem Ritter, und da dieſer den Ring auch nicht fand, wurde ein Bote nach Cathures (Glasgow) geſandt, welcher dem heiligen Mungo Alles geſtehen und ihn um ſeine Hülfe angehen ſollte. Der Apoſtel von Strathclyde empfand Mitleid mit der reuigen Königin. Sofort ſchickte er einen ſeiner Mönche nach dem Fluſſe, um dort zu angeln, wobei er ihm die Weiſung ertheilte, den erſten Fiſch, den er fangen würde, lebendig heimzubringen. Der Mönch that, wie ihm geheißen. Sanct Mungo fand den Ring im Maule des wunderbaren Fiſches und überſandte ihn der Königin, die ihn ihrem Gemahl übergab und dadurch ihr Leben errettete."

Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß eine richtigere Erklärung jenes Wappens des alten Bisthums Glasgow in dem Ringe den Biſchofsring und in dem Fiſche ein Sinnbild des Reichthums an Lachſen erblickt, deſſen ſich früher der Fluß erfreute, der am Fuße der Cathedrale von Glasgow vorbeiſtrömt.

Eine alte Ballade, die ſich „Der grauſame Ritter" (The Cruel Knight) nennt, erzählt, daß ein Ritter einſt an einer Hütte vorbeiging, in der eine Frau in Kindesnöthen lag. Seine Kenntniß der geheimen Wiſſenſchaften ſagte ihm, daß das Kind, welches hier geboren werde, beſtimmt ſei, einſt ſeine Gemahlin zu werden. Er verſuchte, dem, was das Schickſal verhängt hatte, zu entgehen und einen ſo unedlen Ehebund unmöglich zu machen, indem er zu verſchiedenen Malen das Kind umzubringen bemüht war. Aber immer

mißlang ſein Vorhaben. Als das Mädchen endlich zur Heirathsfähigkeit erwachſen war, führte er ſie an das Geſtade des Meeres, um ſie zu ertränken, aber er empfand Mitleid mit ihr, und ſo warf er nur einen Ring in die See und gebot ihr, nicht eher wieder ihm vor die Augen zu kommen, als bis ſie ihm den Ring überbringen könne. Widrigenfalls ſolle ſie auf der Stelle den Tod erleiden. Sie wurde darauf Köchin im Hauſe eines Nachbarn des Ritters, und hier fand ſie den Ring in einem Stockfiſch, den ſie ſchlachtete. Natürlich heirathete ſie jetzt ihren Verfolger. Die Ballade verlegt den Schauplatz dieſer Geſchichte nach Yorkſhire, und nach der Volksmeinung war die Heldin derſelben Lady Berry, die in der Kirche zu Stepney unter einem Denkmale begraben liegt, auf welchem ſich ein Fiſch und ein Ring befinden. Es iſt aber ſelbſtverſtändlich nur die alte Mythe, die durch die ganze ariſche Welt fluthet, ſich bald hier, bald dort feſtſetzt, bald den, bald jenen Namen in ſich aufnimmt und bald dieſem, bald jenem Satze des Sittengeſetzes als Beiſpiel dienen muß. Selbſt in der nachſtehenden Erzählung, die ſich in dem großen Werke des Kirchenvaters Auguſtinus „De Civitate Dei“ findet, läßt ſie ſich erkennen.

Zu Hippo (der nordafrikaniſchen Stadt, wo Auguſtinus Biſchof war) lebte ein alter Mann, ein Mitbürger von uns, Namens Florentius, ſeines Gewerbes ein Schneider, fromm aber arm. Der hatte ſeinen Mantel verloren und wußte nicht, wie er ſich einen andern kaufen ſollte. Gewiſſe leichtfertige Jünglinge, die zugegen waren und ihn klagen hörten, folgten ihm nach, als er hinabging nach dem Meere, und ſpotteten ſein, indem ſie ihm vorwarfen, er hätte die Märtyrer um die Summe von fünfzig Folles ($12\frac{1}{2}$ Denare) gebeten, um ſich damit neu kleiden zu können. Aber Florentius ging weiter, ohne ihrer höhniſchen Reden zu achten und zu antworten, bemerkte einen großen Fiſch, den die See ausgeworfen hatte, und der am Strande zappelte, bemächtigte ſich ſeiner unter dem gutherzigen Beiſtande dieſer ſelben jungen Leute und verkaufte ihn einem gewiſſen Koch, Namens Carthoſus, einem guten Chriſten, um 300 Folles (75 Denare) zum Einſalzen, indem er ihm zugleich erzählte, was ſich begeben. Er fügte hinzu, daß er für das Geld Wolle zu kaufen gedenke, damit ſeine Frau daraus, ſo gut ſie könne, etwas für ihn mache, womit er ſich kleiden möge. Aber der Koch fand, als er den Fiſch aufſchnitt, in ſeinem Innern einen goldenen Ring, und da er Mitleid fühlte und zugleich ſein Gewiſſen ihm ſagte, daß der Ring ihm nicht gehöre, ſo ſtellte er ihn dem Florentius zurück, indem er ſagte: „Siehe, wie die zwanzig Märtyrer dich kleiden.“

Endlich ſind ohne Zweifel eine Anzahl von Ringgeſchichten aus neueſter Zeit directe und indirecte Abkömmlinge der alten Mythe, obwohl einige von ihnen wahr ſein werden, da bekannt iſt, daß Fiſche, namentlich Makrelen,

nach glänzenden Dingen im Waſſer ſchnappen und ſie verſchlingen, ohne ſie dann wieder von ſich geben zu können.

Brand erzählt in ſeiner „Geſchichte von Newcaſtle“, daß ein Herr aus dieſer Stadt am Ausfluſſe des Tyne in die Nordſee um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aus Verſehen einen Ring über das Geländer der Brücke in den Strom fallen ließ. Jahre verfloſſen, und die Sache war längſt vergeſſen, als ſeine Frau eines Tages auf dem Markte einen Fiſch kaufte, in deſſen Magen der verlorene Ring lag.

Im „Gentlemans Magazine“ vom Februar 1765 iſt der Bericht einer Frau aus Deptford zu leſen, die, als ſie in einem Boote nach Whitſtable fuhr, den Beweis führen wollte, daß niemand arm zu ſein brauche, wenn er die Abſicht habe, es nicht zu bleiben. Warm werdend bei ihrer Rede, warf ſie ihren goldnen Ring in die See und ſagte (ungefähr wie die Herrin des Verwellenhofs auf der Kolberger Haide), „es ſei für jedermann ganz ebenſo unmöglich, gegen ſeinen Willen arm zu werden, als es unmöglich für ſie ſei, dieſen ihren Ring wieder zu ſehen.“ Den zweiten Tag, nachdem ſie ans Land geſtiegen, kaufte ſie auf dem Markte einige Makrelen, und die Magd begann dieſelben zum Mittagseſſen zurecht zu machen. In einer davon fand ſie einen goldnen Ring. Sie lief zu ihrer Frau und zeigte ihr ihn, und dieſe erkannte darin den von ihr in die See geworfnen Ring.

Sehr wunderbar, aber auch ſehr verdächtig, obwohl mit Namen von noch lebenden Perſonen und Jahreszahlen von ſehr neuem Datum ausgeſtattet, iſt folgende Erzählung, welche vor einigen Jahren amerikaniſche Zeitungen aus St. Johns in Neufoundland mittheilten. „Ein Fiſcher in der Nachbarſchaft dieſer Stadt fand in den Eingeweiden eines Stockfiſches, den er in der Trinity Bucht gefangen, einen Siegelring mit dem Monogramm P. B. Der Fiſcher, Namens John Potter, behielt ſeinen Fund einige Zeit für ſich, indeß wurde die Sache allmählig ruchtbar, und ſo ging ihm vom Colonialſekretär die Aufforderung zu, den Ring nach St. Johns zu ſenden oder ſelbſt zu bringen, da er Briefe von einer Familie Burnam in dem engliſchen Städtchen Poole erhalten, worin dieſelbe behauptete, daß ſie Grund zu der Ueberzeugung habe, der Ring habe einer gewiſſen Pauline Burnam gehört, die eine von den Paſſagieren des Dampfſchiffs „Anglo Saxoen“ geweſen, welches im Jahre 1861 bei der zu Neufoundland gehörigen Chance Bay geſcheitert und untergegangen ſei. Beſagte Pauline Burnam ſei eine nahe Verwandte der Familie geweſen. Der Fiſcher, in deſſen Beſitz ſich der Ring befand, brachte ihn nach St. Johns und zeigte ihn auf dem Bureau des Colonialſekretärs. Nach kurzem Aufenthalt ſtellte man ihm hier einen Herrn Burnam vor, welcher in dem Ringe ſogleich den Trauring ſeiner Mutter erkannte, den ſie ſeit ihrer im Jahre 1848 zu Huddersfield erfolgten

Verehelichung allezeit getragen hatte. Der Ring wurde in Folge dessen Herrn Burnam ausgeantwortet, welcher den glücklichen Finder mit fünfzig Pfund belohnte.

Nicht im Hochsommer, wo die Seeschlangen und andere Wunder vom Grunde der Journalistik aufzusteigen pflegen, sondern schon im Mai des Jahres 1873 brachten mehrere französische Blätter die deßwegen noch immer nicht vollkommen glaubwürdige Nachricht, daß in einem der vornehmsten Restaurants von Paris im Magen eines Lachses, der auf dem Centralmarkt gekauft worden, ein Diamantring gefunden worden sei. Die Mittheilung war wohl nicht die Mythe, sondern die Reclame in einer ihrer tausend Gestalten.

Auch die Urkarpfen von ungeheurer Größe, welche nach der Volksmeinung mit Moos auf dem Rücken und silbernen Ringen in der Nase in dem einen oder dem anderen Teiche, z. B. im königlichen Schloßteiche zu Moritzburg bei Dresden, herum schwimmen, sind zweifelhafte Wesen und sehr möglicher Weise Verwandte des Hechtes, in dessen Gestalt jener eddische Zwerg Andvari mit seinem Ringe von den Asen gefangen wurde. Doch scheint die folgende in dieses Kapitel fallende Zeitungsnotiz auf Wahrheit zu beruhen

Den 7. Oktober 1868 fingen Fischer, die ihre Netze in die Wolga ausgeworfen, einen Stör, von dem sich zeigte, daß er derselbe sei, welchen dier Municipalität von Nischnej im Jahre 1866 dem Großfürsten Thronfolge wegen seiner außerordentlichen Größe zum Geschenk gemacht, und den derselbe dann wieder in Freiheit zu setzen befohlen hatte. Die Identität desselben wurde durch einen silbernen Ring bewiesen, den man dem Fische durch die rechte Kieme gezogen hatte, und der das Datum des 27. August 1866 trug. Ein ähnlicher Ring, den man an der linken Kieme befestigt, war verschwunden. Einige Zeit darauf kam ein ähnlicher Fall vor, indem man, ebenfalls in der Wolga, einen andern Stör zum Gefangnen machte, der ebenfalls einen Ring von Silber trug, an welchem man in ihm denjenigen Burschen erkannte, den man etliche Jahre früher dem Kaiser Nikolaus verehrt, und den dieser seinem heimathlichen Element wiederzugeben befohlen hatte.

Noch etwas glaubwürdiger, aber trotz der Abwesenheit eines Fisches immerhin noch einigermaßen an den Mythenkern unsrer Sagen vom in das Wasser verlornen und auf wunderbare Weise wieder zum Vorschein gekommnen Ringe erinnernd sind endlich die folgenden Geschichtchen. Sie können wahr, aber auch — der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich nun einmal, durch allerlei Erfahrungen gewitzigt, den heiligen Thomas zum Schutzpatron und die „achte Seligkeit“: „selig sind, die da nicht glauben; denn sie sollen nicht getäuscht werden“ zur Lebensregel gewählt — bloße Abwandelungen, Abarten oder Sei-

tensprossen unsrer alten unsterblichen Mythe sein, in welcher Annahme uns die Sicherheit, mit der sie auftreten, nicht irre machen kann.

Ein reicher deutscher Marschbauer, der in der Nähe von Nordenhamm wohnte, machte im Jahre 1871 Mehlklöße zur Fütterung seines Viehes zurecht. Nach Beendigung seiner Arbeit vermißte er seinen Trauring, der den Namen seiner Frau trug. Bald nachher verkaufte der Bauer sieben Ochsen, welche der Käufer am 26. October des genannten Jahres in dem Viehdampfer „Adler" nach England verschiffte. Zwei Tage darauf fischte die englische Smack „Mary Ann" von Colchester auf der See den noch warmen todten Körper eines Stiers auf, den die Mannschaft öffnete, um den Talg herauszunehmen und damit die Stangen und Spieren zu salben. Im Innern des Cadavers fanden sie einen goldnen Ring mit dem Namen einer Frau und der Jahreszahl 1860. Kapitän Tye erstattete hierüber sogleich nach der Ankunft im Hafen Bericht und händigte den Ring einem Bamten ein, der ihn nach London sandte. Die Behörden gingen sofort daran, den Eigenthümer des Ringes ausfindig zu machen, und fanden, daß das einzige Schiff, welches von dem Verlust eines Stückes Vieh berichtet hatte und in der Nähe der „Mary Ann" vorüber gefahren war, der „Adler" gewesen, der am 28. October einen Ochsen, den man für todt gehalten, über Bord geworfen hatte. Inzwischen war die „Shipping Gazette", welche die Auffindung des Ringes meldete, nach Nordenhamm gelangt, und einer ihrer dortigen Leser erinnerte sich, als er den in denselben eingegrabnen Namen sah, des Marschbauern. Man benachrichtigte ihn, und er bekam sein verlornes Eigenthum wieder.

Professor Morgan erzählt in den „Notes and Queries" vom December 1861: „In einer englischen Kleinstadt wurde vor etwa fünfzig Jahren ein Laufbursch mit einem werthvollen Ringe zum Goldschmied geschickt. Auf einer Brücke nahm er ihn heraus, um ihn zu bewundern, und dabei ließ er ihn über das Geländer auf eine Schlammbank im Flusse fallen. Nicht im Stande ihn wiederzufinden, lief er davon, ging zur See, ließ sich in einer fernen Colonie nieder, erwarb sich ein großes Vermögen und kehrte schließlich in seine Heimath zurück, wo er das Gut kaufte, auf dem er einst gedient hatte. Eines Tages ging er mit einem Freunde über seine Ländereien, und dabei kam er an jene Brücke, wo er jenem die Geschichte von dem Verluste des Ringes erzählte. „Ich könnte schwören, daß hier die Stelle sei, wo ich ihn verlor", sagte er, indem er bei dem Worte „hier" seinen Stock in die Schlammbank stieß, und siehe da, als er den Stock zurückzog, steckte der Ring an dessen Zwinge.

W. Jones in seiner Schrift „Finger Ring Lore" soll uns die letzte dieser wunderbaren Anekdoten aus neuester Zeit erzählen. Eine Bekannte von ihm, Frau Drake aus Pilton bei Barnstaple, fuhr vor ungefähr fünfzehn Jahren

mit ihrem Manne in der Nähe von Ilfracombe in einem Boote ſpazieren, wobei Herr Drake einen werthvollen Ring ins Waſſer fallen ließ. Man gab jede Hoffnung auf deſſen Wiedererlangung auf. Aber im Jahre 1869 las ihn ein kleines Kind am Ufer bei Lee auf. Er wurde ſofort an ſeiner Inſchrift identificirt, welche lautete: „John, Lord Rollo, geboren 16. October 1751, geſtorben 3. April 1842.“

Dieſe Geſchichte iſt gewiß möglich, vielleicht, da wir einer Dame doch glauben ſollten, wahrſcheinlich. Sie iſt ſo möglich, daß Sanct Thomas ſchweigt. Aber ein deutliches Kopfſchütteln über ſie wie über die beiden vorhergehenden kann der alte Zweifler doch nicht unterdrücken.

Denkmäler des Mittelalters und der Renaiſſance in Sachſen.

Von G. Wuſtmann.

II.

Auf Tafel 15. und 16. werden wir nach Schloß-Chemnitz geführt; die eine Aufnahme zeigt das merkwürdige Portal von der Kirche des ehemaligen Benedictinerkloſters, die andre eine aus Holz geſchnitzte Geißelung Chriſti. Die nächſten neun Tafeln bringen Anſichten aus Annaberg: einen Blick auf die Stadt mit dem Pöhlberge im Hintergrunde, eine Totalanſicht vom Innern der Annenkirche, die ſogenannte „Schöne Pforte“ oder „Goldne Pforte“ ebendaher, den Hauptaltar, den Altar der Bergleute, zwei Gemälde — eine Maria mit dem Kinde und eine heilige Katharina — den Taufſtein und die alte Sacriſtei. Tafel 22 iſt unterſchrieben: „Thüre zur alten Sacriſtei“; in Wahrheit zeigt das Blatt einen Theil des Geſtühls auf dem Altarplatz, einen Theil der intereſſanten, mit Sculpturen geſchmückten Emporenbrüſtung und nur im Hintergrunde ein Stück von der Sacriſteithür. Auf Tafel 26 folgt dann ein reiches Renaiſſanceportal mit ſchöner ſchmiedeeiſerner Thür vom Bünau'ſchen Erbbegräbniß in Lauenſtein, auf den nächſten beiden Tafeln eine Anſicht von Schneeberg und das Innere der dortigen Pfarrkirche. Endlich reihe ich, um Wiederholungen zu vermeiden, gleich an dieſer Stelle Tafel 41 — 50 an, welche Zwickau gewidmet ſind. Sie bringen abermals eine — nicht ſehr günſtig aufgenommene — Anſicht der Stadt,

zwei verschiedene Außenansichten der Marienkirche, sodann ein Portal derselben, einen Theil des Flügelaltars und eine Anzahl kirchlicher Geräthe, endlich von der Katharinenkirche Außen- und Innenansicht, das Innere der Sacristei und einen Theil von den Schnitzereien am sogenannten „Heiligen Grabe".

In dem erläuternden Text zu den eben erwähnten Tafeln ist die Erbauungszeit der Chemnitzer Klosterkirche (1514 — 1525) richtig angegeben, auch die richtige Wahrnehmung ausgesprochen, daß das von naturalistischem Astwerk umzogene Portal auffallend an die Umrahmung des einen Blattes aus Dürer's „Marienleben" (Begegnung zwischen Joachim und Anna) erinnere. An die Erwähnung der Geißelungsgruppe — vulgo „Marterſäule" — knüpft der Herausgeber folgenden mir unverständlichen Satz: „Häufiger (als was?) kommen hier (in Chemnitz?) außer den vielen noch vorhandenen (wo?) Flügelaltären Ecce-homo-Statuen vor, welche zumeist in abschreckender Qual den Mann der Schmerzen darstellen." Die Notizen über Annaberg werden wie oben bei Freiberg durch ein paar Angaben über das Aufkommen des dortigen Bergbaues, die Gründung und den Namen der Stadt eröffnet. Ueber die Baugeschichte der Annenkirche erhalten wir folgende höchst wichtige Aufschlüsse: „Herzog Georg legte im Jahre 1499 in Gegenwart seiner Brüder Heinrich (des Frommen) und Friedrich (Hochmeister des deutschen Ordens) unter Assistenz des Bischofs Johann VI. von Meißen und einer glänzenden Gesellschaft von Fürsten und Herren den Grundstein zur Annenkirche. Die Einweihung ward 1519 in Gegenwart des Herzogs Georg durch den Bischof von Meißen Johann VII. (man beachte die elegante Abwechslung in der Wortstellung!) mit großer Pracht vollzogen, aber erst 1525 ward der Bau vollendet." Bei diesen außergewöhnlich interessanten Angaben läßt sich der Verfasser auch wieder einmal herbei, seine Quelle zu nennen; es ist der dritte Band der „Saxonia", jenes biedern Volksbilderbuches, welches in den dreißiger Jahren fünf Jahrgänge erlebte und welches noch heute ein unentbehrliches Hilfsmittel für den kleinen Provinzialblättchenreporter bildet, wenn er um eine historische Notiz aus der sächsischen Städtegeschichte in Verlegenheit ist. Wegen der Anlage der Kirche wird Otte's „Handbuch", das für Andreae ein wahres Noth-, Trost- und Hilfsbüchlein gewesen sein muß, wieder um drei Zeilen in Contribution gesetzt, von der „Goldnen Pforte" erfahren wir, daß sie von dem 1604 abgebrannten Franciskanerkloster erst in die Annakirche versetzt worden sei, und daß „ihre Sculpturen wieder lebhaft an Dürer erinnern und bei eifrigstem Festhalten an älterer Structur das Eindringen der Renaissance in lustiger Weise zeigt" (sic); von den sonstigen Kunstwerken der Kirche wird wenigstens das Material mitgetheilt. Ueber Tafel 26 leistet der Herausgeber wieder folgende Stilprobe: „Blatt 26 bringt noch ein schönes Beispiel der Schmiedeeisen-Technik. Es ist die Thür zu

dem reichen von Bünau'schen Erbbegräbniß in Lauenstein, von Pirnaischen Steinmetzen um 1601 (?) ausgeführt, aus welcher Zeit natürlich auch das reizende Eisenwerk stammt." Also eine schmiedeeiserne Thür, von Pirnaischen Steinmetzen gefertigt — das müssen Tausendkünstler gewesen sein. Bei Schneeberg schickt der Verfasser seinen kunstgeschichtlichen Erläuterungen wiederum einige geschichtliche Notizen voraus — neun Zeilen, die ausschließlich über den Silberbergbau von Schneeberg berichten, darunter die ungemein wichtige und unentbehrliche Notiz: „1471 findet Sebastian Romner die erste Silberstufe, und am 23. April 1477 kam in der Grube „Ritter Georg" ein Silberblock zu Tage von 3½ Fuß Höhe und 7 Fuß Breite. Dieser Block, ein massives Stück von einigen hundert Centnern Gewicht, diente Herzog Albrecht dem Beherzten als Tisch zu einer Mahlzeit in der Grube." Nach solchen interessanten Mittheilungen — die übrigens, was uns hier gleichgiltig sein kann, zum Theil längst als falsch nachgewiesen sind*) — muß es dem Leser natürlich vollständig genügen, wenn er über die Pfarrkirche von Schneeberg erfährt, daß sie von 1516—1540 gebaut und daß sie „die größte Kirche Sachsens" wurde. Endlich eröffnen auch bei Zwickau den Reigen der Erläuterungen wieder einige historische Daten, die diesmal zur Abwechslung nicht aus der „Saxonia", sondern aus einem anderen Werke von ähnlicher wissenschaftlicher Bedeutung, nämlich aus der „Sächsischen Kirchengalerie" geschöpft sind; dann muß wieder Otte's „Handbuch" mit ein paar Jahreszahlen über die Erbauung der einzelnen Theile der Marienkirche herhalten. Der Rest enthält fast weiter nichts als eine Wiederholung von den Unterschriften der Abbildungen. Ein wahres Wunder, daß bei dem Hauptaltar einmal ein Künstlername genannt ist; von ihm heißt es: „ein Werk aus der Werkstatt von Michel Wohlgemuth von 1497, reich mit Bildern und Sculpturen geschmückt."

Leider fehlt es uns über die ältere Geschichte von Chemnitz, Annaberg, Schneeberg und Zwickau an neueren archivalischen Forschungen, wie wir sie für die ältere Kunstthätigkeit Freibergs besitzen. Aber wenn der Herausgeber diese Lücke nicht selbst ergänzen wollte oder konnte, wenn er auch in älterer localgeschichtlicher Literatur, an der es ja fast keiner sächsischen Stadt fehlt, sich nicht Raths erholen wollte, so hätte er doch mindestens auf Puttrich's „Denkmale" und Waagen's „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" zurückgehen müssen, wo die localgeschichtliche Literatur wenigstens zum Theil verwerthet ist.**) In dem letzterwähnten Buche hätte er zu den von ihm aus den genannten vier erzgebirgischen Städten gebrachten Ab-

*) Vgl. die Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereines auf das Jahr 1869, S. 711.

**) Waagen hat benutzt: (A. D. Richter) Chronica der Berg-Stadt St. Annaberg (1746), Chr. Meltzer, Stadt- und Berg-Chronica der freien Bergstadt Schneeberg (1716), Schmidt's Chronica Cygnea (1656) und v. Bernewitz, die Marienkirche zu Zwickau (1839). Ich

bildungen einen Text gefunden, der gegen seine eignen mageren Notizen geradezu verschwenderisch genannt werden kann, und den er nur einfach hätte zu excerpiren brauchen. Für Annaberg hätte er das Nöthigste selbst in Lübke's „Geschichte der Plastik" (2. Aufl. S. 654) finden können.

Der Bau der Klosterkirche von Schloß-Chemnitz wurde im Jahre 1514 durch den Abt Heinrich von Schleinitz begonnen und 1525 durch seinen Nachfolger, den Abt Hilarius von Rehburg vollendet. Beide Data sind an der Kirche selbst bezeugt, das letztere in der über dem abgebildeten Portale befindlichen Inschrift, welche im Texte mitzutheilen der Herausgeber sich natürlich wieder erspart hat. Der Name des Baumeisters ist unbekannt. Waagen hat eine gute Beschreibung der Kirche gegeben (a. a. O. S. 21—24), auch an mehr als einer Stelle bereits darauf hingewiesen, daß in dem Sculpturenschmucke des Portales sich unverkennbar Dürer'scher Einfluß zeigt. Von der — übrigens aus einem einzigen Holzstamm geschnitzten und mit grellen Farben bemalten — Geißelungsgruppe, die früher im sogenannten Geißelsaal des Klosters stand und im vorigen Jahrhundert nach der Kirche gebracht wurde, hätte es um so eher einer Beschreibung bedurft, da die photographische Aufnahme hier wieder zu wünschen übrig läßt und weder deutlich zu sehen ist, daß es vier Schergen sind, die um den Heiland hier gruppirt sind, noch daß außer den zwei Geißelnden der Dritte damit beschäftigt ist, die Bande des Heilandes fester anzuschnüren, der Vierte, die Dornenkrone zu flechten. Der Abbildung nach zu urtheilen, ist es übrigens eine Schöpfung des häßlichsten Naturalismus und, augenscheinlich nur der Grille zu liebe, das Ganze aus einem Stück zu schneiden, lahm und unfrei in den Bewegungen.

Die Annenkirche von Annaberg ist von 1499 bis 1525 durch den Baumeister Erasmus Jacob von Schweinfurt erbaut, einen stolzen und eigenmächtigen Herren, der im Jahre 1518 mit dem Werkmeister in Magdeburg, welcher durch die Straßburger Bauhütte als Verweser der Steinmetzbrüderschaft in Sachsen eingesetzt war, in heftigen Streit gerieth, weil er sich den Anordnungen desselben nicht fügen wollte; trotz der Einsprache Herzog Georgs wurde sein Steinmetzzeichen in die „Schelmentafel" eingetragen, und 1521 entschied sogar der Straßburger Werkmeister gegen ihn dahin, „daß man sein ganz müßig gehn, kein redlicher Steinmetz bei ihm stehn, zu ihm in seine Forderung ziehn solle, bei Strafe und Pön der Untauglichkeit."*)

führe außerdem für Chemnitz noch an: Kretschmar, Chemnitz wie es war und ist (1822), für Annaberg: Chr. Emmerlingen, Die Herrlichkeit des berühmten Annabergischen Tempels (1713) und Spieß, Rückblicke auf Annaberg's Vorzeit (1859).

*) Vgl. Archiv für die sächsische Geschichte VII, S. 424 fg.

Zum Glück war der kühne Gewölbebau der Annenkirche schon das Jahr vorher vollendet worden, übrigens scheint sich an den Zorn des Straßburger Meisters niemand gekehrt zu haben. Eine Beschreibung der Kirche und ihres bildnerischen Schmuckes hat Puttrich (Lfg. 19 und 20, S. 32 fg.), eine sehr eingehende wiederum Waagen (S. 29—50) gegeben. Hier mögen nur wenige Notizen herausgehoben sein, die für die bei Andreae abgebildeten Tafeln von Wichtigkeit sind. Die auf Tafel 19 wiedergegebene „Goldene Pforte" gehörte ursprünglich zu dem um 1502—1512 durch Georg den Bärtigen erbauten Franciskanerkloster und wurde 1577 — nicht 1604, wie der Herausgeber angiebt — zum Schmucke der inneren Seite eines Einganges der Annenkirche verwendet. Sie ist ein Werk des spätgothischen Stils und reich an bedeutendem Sculpturenschmuck. Wenn Andreae davon fabelt, daß sie „das Eindringen der Renaissance in lustiger Weise zeigt", so liegt hier eine sehr wenig lustige Verwechslung vor mit der alten Sacristeithür vom Jahre 1522, die allerdings eine reizvolle Mischung von gothischen und Renaissancemotiven bietet. Die Inschriften an der „Goldenen Pforte" zu lesen und uns mitzutheilen, hat Andreae sich wieder erlassen. Der Hauptaltar der Annenkirche (Tafel 20), der in Rundwerken den Stammbaum Christi darstellt, welcher von der Brust des zuunterst liegenden Abraham ausgeht, ist ein Werk des Augsburger Bildschnitzers Adolf Dowher und wurde 1522 aufgestellt. Die Sculpturen bestehen sämmtlich aus Solenhofer Stein und sind auf einem Grund von röthlichem Marmor aufgesetzt. Er ist doppelt interessant, als das früheste nachweisbare Marmorkunstwerk und zugleich als das älteste Denkmal durchgeführter Renaissancesculptur auf sächsischem Boden.*) Der von der Bergknappschaft errichtete reiche Flügelaltar (Tafel 21) stammt aus dem Jahre 1521. Zu den merkwürdigsten Partieen des bildnerischen Schmuckes der Kirche gehört eine Folge von nicht weniger als hundert, früher bunt bemalter und vergoldeter, jetzt zum größten Theil bronzirter Sandsteinreliefs, welche rings um die Brüstung der Empore umlaufen, und von denen die ersten zwanzig in humoristischer Weise die Lebensalter der beiden Geschlechter vom zehnten bis zum hundertsten Jahre, die übrigen achtzig — eine in dieser Ausdehnung einzig dastehende Serie — die ganze heilige Geschichte von Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Gerichte darstellen. Als Verfertiger dieser Reliefs wird der Steinmetz Theophilus Ehrenfried genannt, neben ihm als Mitarbeiter Jacob Hellwig und Franz von Magdeburg; ebenso wird berichtet, daß Hans von Kalba und Balthasar Müller 1522 die Reliefs gemalt, 1524 „illuminirt und mit Gold überzogen" haben. Im einzelnen hat Waagen auch in diesen Reliefs Dürer'sche Motive nachgewiesen.

*) Vgl. Jul. Schmidt im Archiv für die sächsische Geschichte XI, S. 83.

Ein Stück der Empore mit einem Theile der Lebensalter des weiblichen Geschlechtes zeigt Tafel 22. Jede Altersstufe ist nach der im Mittelalter beliebten Symbolik durch einen neben der Frau auf einem Wappenschilde angebrachten Vogel charakterisirt.*) Die daran zunächst sich anschließende Darstellung zeigt einen Mann mit einem Spruchzettel, dessen Inschrift — freilich in der Abbildung so gut wie nicht zu lesen — lautet: „1499 ist gelegt das Fundament, 1525 ist das Werk vollendt." Andreae erwähnt diese Reliefs mit keiner Silbe, eben so wenig die auf Tafel 18 erkennbaren des Predigtstuhles, welcher, wie es in einer handschriftlichen Annaberger Chronik des 16. Jahrhunderts heißt (bei Spieß, S. 201) 1516 „von Bilechaucken aufgesetzet" ist. Die beiden auf Blatt 23 vereinigten Gemälde — zwei Altarflügel, eine Maria mit dem Jesuskinde auf dem Halbmond stehend und eine heilige Katharina — sind, wie der Herausgeber jedenfalls richtig gesehen hat, von ein und demselben Künstler gemalt. Waagen ist nicht auf diese Wahrnehmung verfallen, wohl nur weil die Bilder in der Kirche an verschiedenen Stellen hingen; hat man den Vergleich so bequem wie hier in der Photographie, so kann kaum ein Zweifel darüber sein. Die Katharina war Waagen geneigt, nach dem auf dem Bilde befindlichen Monogramm, das man mit einiger Phantasie H H lesen kann, für eine Jugendarbeit des jüngern Holbein zu halten. Die Holbeinausstellung in Dresden hat jedoch gelehrt, daß das Bild „gar nichts mit Holbein gemein" hat.**) Von befreundeter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß beide Bilder an den Meister des Hallischen Altars erinnern sollen. Der Taufstein auf Tafel 25 ist im Jahre 1556 aus der Cisterzienserkirche in Grünhayn nach Annaberg versetzt worden.

Ueber die Kunstwerke in Lauenstein vermag ich nichts genaueres beizubringen. Worauf die von Andreae gegebene ungenau-genaue Angabe, das Portal sei „um 1601(?)" gefertigt, sich gründet, weiß ich nicht. Jul. Schmidt erwähnt in seinen oben mehrfach angeführten „Beiträgen zur Kunstgeschichte Sachsens" (S. 161) das Monument Günther's von Bünau in einer Kapelle hinter dem Altare der Kirche in Lauenstein, welches laut des Contractes 1611 von dem Bildhauer Lorenz Hörnung in Pirna aus Sandstein, Marmor und Alabaster, „allermaßen wie ihm die unterschriebene Visirung angegeben", verfertigt worden sei, und vermuthet, daß der Entwurf dazu von Rossini herrühre. Ob das von Andreae abgebildete Portal zu diesem Begräbniß gehört, ist leider bei den abscheulich oberflächlichen Angaben des Herausgebers nicht zu errathen.

---

*) Deutlicher abgebildet sind vier dieser Reliefs bei Puttrich, Lfg. 19 und 20, Tf. 9.

**) Nach A. v. Zahn's Urtheil in den Jahrbüchern für Kunstwissenschaft V, S. 209, dem auch Woltmann (Holbein und seine Zeit, 2. Aufl., S. 96) beigetreten ist.

Als Baumeister der von 1516—1540 erbauten Pfarrkirche in Schneeberg, die in ihrem Hauptplan mit der Annaberger ziemlich übereinstimmt, wird für die erste Zeit des Bauens ein Meister Hans, für die spätere Fabian Lobwasser genannt. Der künstlerische Schmuck der Kirche stammt zum großen Theil erst aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und ist daher vom Herausgeber nicht mit abgebildet worden. Das Altarbild aber, das Mittelstück eines jetzt zerlegten und in der Kirche vertheilten Flügelaltars vom Jahre 1539 hätte wohl eine besondere Aufnahme verdient, denn es gehört zu den allerhervorragendsten Schöpfungen Cranach's;*) ebenso eins oder das andere der von Martin Krodel um 1580 gemalten, nach Waagen's Urtheil zum Theil sehr bemerkenswerthen Apostelbilder.

Die Daten, die Andreae über die Erbauung der Marienkirche in Zwickau beibringt, sind richtig. Wenn er von dem Thurme sagt, daß er „noch vor 1405 datirt", so ist das wohl nur ein Druckfehler. Der Herausgeber kann doch nur meinen, daß nur der Thurm noch aus der Zeit vor dem großen Brande stamme; dieser fällt aber, wie er vorher selber angeführt, ins Jahr 1403. Wer eine Beschreibung der Kirche und ihrer Bildwerke, vor allem des Wolgemut'schen Altars sucht, der muß sich wieder an Puttrich (a. a. O. S. 34 fg.) und an Waagen (a. a. O. S. 61 fg.) wenden. Daß der Altar übrigens zu den schwächeren Leistungen aus Wolgemut's Werkstatt zählt**), daß das sogenannte „Heilige Grab", von welchem Tafel 50 einige Theile bringt, ein großer, aus Lindenholz geschnitzter Sarkophag ist, daß die an der Thür desselben befindliche Inschrift lautet: „Anno domini 1507 jar ist daß grab gemacht", und daß daher das eben daselbst befindliche Monogramm M. R. nicht, wie Waagen annahm, auf den wegen seiner zahlreichen frommen Stiftungen noch heute verehrten Martin Römer, „Hauptmann zu Zwickau", der nach urkundlicher Nachricht auch bei Wolgemut den Altar bestellte, sich beziehen kann, da dieser bereits 1483 starb***), sondern, wie schon das dabei stehende Schnitzerzeichen beweist, den Namen des Bildschnitzers bezeichnen muß, dies wie so vieles andere sucht man in den Erläuterungen des Herausgebers vergebens.

Auf die auf Tafel 29—30 wiedergegebnen Baudenkmäler aus Dippoldiswalde die Aufmerksamkeit zum ersten Male gelenkt zu haben, ist ein Verdienst Andreae's. Blatt 29 zeigt das Aeußere der Stadtkirche, Blatt 30 und 31 Außen- und Innensicht der Nicolaikirche auf dem Begräbnißplatze,

*) Vgl. über diesen Altar Schuchardt, Cranach II, S. 112 — 122 und über seine merkwürdigen Schicksale im dreißigjährigen Kriege das Archiv für die sächsische Geschichte VII, S. 428

**) Vgl. M. Thausing, Dürer, S. 58.

***) Vgl. über ihn die Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins auf das Jahr 1869, S. 721, aber auch S. 726.

einer schlichten kleinen Pfeilerbasilika. Die letztere ebenso wie der Thurm der ersteren gehören dem Uebergangsstile an. Die nächsten sechs Tafeln sind Wechselburg (Zschillen) gewidmet. Was bei der Restauration der Kirche, an der schon seit mehreren Jahren gearbeitet wird, zur Aufnahme ausgewählt werden konnte, ist eine Außenansicht des Ostchores, die Kanzel, das Grabmal des Stifters, des Grafen Dedo, und seiner Gemahlin, mehrere architektonische Details aus dem Innern und — das großartigste Blatt des ganzen Werkes! — die herrliche Kreuzgruppe. Endlich werden uns auf Tafel 38 bis 40 noch zwei Außenansichten und das Innere der Kunigundenkirche in Rochlitz geboten. Der Text zu allen diesen Blättern unterscheidet sich in nichts von dem übrigen Texte. „Drei Pröbste vom Lauterberge folgen sich in Zschillen. 1190 stirbt der Gründer. 1278 revoltiren die Mönche von Zschillen, sie mißhandeln ihren Probst und werfen ihn über die Klostermauer; daraufhin ward das ganze Nest aufgehoben und dem deutschen Orden übergeben." In diesem Tone geht es weiter, bis Otte's „Handbuch" den Verfasser wieder mit einigen Winken über die Anlage der Kirche ablöst. Von der Crucifixgruppe heißt es, daß ihre Ausführung „sorgfältiger" als an den Statuen der goldnen Pforte in Freiberg und an denen des Altars und der Kanzel in Wechselburg sei; der Christuskörper „entbehre des Naturstudiums und der Geläufigkeit der Beobachtung, welche wir an Köpfen und Extremitäten, sowie an der Gewandung im hohen Grade bewundern müssen." Ueber die Erklärung der beiden Gestalten, die unter den Füßen der Maria und des Johannes liegen, scheint der Herausgeber gelehrte Scrupel zu haben, da er ihre Deutung auf die überwundenen Mächte des Heidenthums und des Judenthums mit Fragezeichen versieht. Ich verweise dem gegenüber auf die neuerdings in der „Zeitschrift für bildende Kunst" (XI., S. 266 fg.) erschienene eingehende Besprechung der Gruppe von Lübke, der auf Grund einer durchaus zutreffenden Charakteristik ihrer Stilformen und eines Vergleichs mit datirten Denkmälern die Entstehung der Gruppe um 1250 ansetzt, betreffs der Wechselburger Kirche überhaupt aber, ebenso wie der Rochlitzer Kunigundenkirche auf Puttrichs „Denkmale" (Lfg. 1 und 19—20). Ueber die Erbauung der beiden Kirchen in Dippoldiswalde fehlt es ganz und gar an sicheren Nachrichten.

Hiermit breche ich diese Bemerkungen ab. Ich denke, sie werden hinlänglich gezeigt haben, daß die Abfassung des Textes zu der vorliegenden Publication nicht gerade in die geeignetsten Hände gelegt worden ist. Hätte ich mehr gegeben, als ich gegeben habe, hätte ich eine zusammenhängende historische Darstellung, eine eingehende Beschreibung und Analyse der abgebildeten Monumente versucht, so würde ich geradezu die Arbeit gemacht haben, die der Herausgeber hätte machen müssen. Insbesondere den Versuch zu

wagen, die Lösung des im Eingange erwähnten „Problems“ einen Schritt zu fördern, wozu eine genaues vergleichendes Studium nicht blos der betreffenden Monumente selbst, sondern eines viel weiteren Denkmälerkreises gehören würde, und zwar ein Studium der Originale, fehlt es mir an zweierlei, woran es Andreae, wenn er gewollt hätte, wahrscheinlich nicht gefehlt haben würde: an Muße und Mitteln.

Ein Wunsch aber möge zum Schlusse noch ausgesprochen sein: der, daß diese „Monumente des Mittelalters und der Renaissance aus dem sächsischen Erzgebirge“ nicht eine vereinzelte Erscheinung bleiben, sondern womöglich den Anfang zu einer Reihe weiterer Publicationen in dieser Richtung bilden mögen. Vor allem scheint mir eine Aufgabe des Schweißes der Edlen werth: eine zusammenhängende, von Grund aus neu aus den Schätzen der sächsischen Archive geschöpfte und in würdiger Weise illustrirte Geschichte der reichen und vielseitigen Kunstthätigkeit, die vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, von Kurfürst Moritz an bis herab zu August dem Starken, fast ununterbrochen am sächsischen Hofe geübt worden ist. Ein solches Werk könnte natürlich nur mit Unterstützung der sächsischen Regierung geschaffen werden.

Studien über Eisenbahnpolitik

im Hinblick auf den Plan der Erwerbung deutscher Eisenbahnen durch das Reich.

Von Max Wirth.

III.

Es ist mir seit dem Erscheinen des ersten Theiles dieser Studien*) der Vorwurf gemacht worden, daß ich meine Ansicht über die Eisenbahnpolitik geändert, indem ich in meinen „Grundzügen der Nationalökonomie“ den Privatbahnen den Vorzug gegeben habe.**) Dies ist allerdings richtig; allein es sollte doch dabei nicht verschwiegen werden, daß ich gleichzeitig dem System der Staatsbahnen volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen und an der gleichen Stelle ausdrücklich bemerkt habe, daß es sich in Deutschland sowohl in Beziehung auf den Bau als auf den Betrieb trefflich bewährt habe. Seit ich jene Ansicht niederschrieb, sind fast zehn Jahre vorübergegangen. Es

*) Grenzboten 1876, III. Quartal Heft 34 S. 281. Heft 35 S. 352.

**) Siehe Grundzüge der Nationalökonomie 3. Band 3. Auflage Seite 363 und folg.

ist eine Summe neuer Erfahrungen gemacht worden, und alte Erfahrungen sind erst zur Kenntniß gelangt. Das Netz der Eisenbahnen hat sich seitdem nahezu verdoppelt. Seitdem ist der Eisenbahnpolitik überall eine weit größere Aufmerksamkeit geschenkt worden, weil in eben diesem Zeitraum erst die Folgen der früher von verschiedenen Staaten gemachten Fehler in dieser Beziehung zur Erscheinung kamen. Alle diese Erfahrungen spurlos an sich vorüber gehen zu lassen, würde ein förmliches geistiges Armuthszeugniß constituiren. Ueberdieß können wir uns darauf berufen, daß die in dem früheren Artikel gegebene Darstellung kein Glaubensbekenntniß enthalten soll, sondern eine wohl motivirte Schlußfolgerung aus Thatsachen ist, welche sich von selbst auferlegen. Und so werden wir es auch bei dieser dritten und letzten Abtheilung unserer Arbeit halten. Wir werden keine Behauptungen aufstellen, sondern nur unbestrittene Thatsachen logisch gruppiren und die daraus von selbst sich ergebenden Schlüsse ziehen. Bei einer wirthschaftlichen Einrichtung, welche nicht viel länger als ein Menschenalter besteht und trotz dieser kurzen Zeit den Verkehr zweier Welttheile umgewälzt hat, auf früheren vorgefaßten Meinungen beharren zu wollen, würde sich für den Vertreter einer Wissenschaft wenig schicken, die noch so im Fluß begriffen ist, wie die Wirthschaftslehre und die Wirthschaftspolitik. Seit jener oben erwähnten Meinungsäußerung habe ich England, Frankreich, Italien, Belgien, die Niederlande, Rußland, Oesterreich und Ungarn durch zum Theil wiederholte Reisen kennen gelernt, und es müßte doch sonderbar zugehen, wenn die dabei gemachten Beobachtungen und die dadurch gewonnene Blickerweiterung nicht dazu beigetragen hätten, frühere Meinungen zu modificiren.

Wir kehren zu unserem Gegenstand zurück. Wir hatten uns vorgenommen, die Vorzüge des Privateisenbahn- und des Staatsbahnsystems unter Beseitigung aller Schlagworte nach ihrem inneren Wesen zu untersuchen, um sodann zu erwägen, ob und wie weit das Reich die Rechte des Staats für sich in Anspruch nehmen kann. Es giebt auch noch eine dritte hauptsächlich von Technikern und Verwaltungsbeamten vertretene Meinung, welche sich für das sogenannte gemischte System erklärt, wie es jetzt in Preußen und in Oesterreich besteht. Diese Ansicht leidet aber eigentlich an einer logischen Schwäche. Denn wenn es sich um die Entscheidung der Frage handelt, welches System das beste sei, so kann doch nur von Privatbahnen oder Staatsbahnen ausschließlich die Rede sein, denn ein aus diesen beiden gemischtes Verhältniß ist kein System, sondern ein Zustand, und zwar nur ein Uebergangszustand; denn in wirthschaftlich gesunden Staaten muß zuletzt ein System siegreich zum Durchbruch gelangen, welches sich als das vortheilhafteste bewährt hat. Die nothwendig gebotene Rücksicht auf den zugemessenen Raum nöthigt uns, den Schluß unserer Untersuchung nur auf die Hauptpunkte zu beschränken,

welche in den vorhergehenden Betrachtungen nicht ſchon einige Berückſichtigung gefunden haben.

Wir werden die Vorzüge des Privat- und des Staatsbahnſyſtems daher nur noch mit einander abwägen in Beziehung auf das Eigenthum, auf den Betrieb und den Tarif.

Das wichtigſte Verhältniß im Eiſenbahnweſen, bei welchem ſich die Vorzüge der beiden Syſteme gegenüber den öffentlichen Intereſſen am klarſten prüfen laſſen, iſt die Frage des Eigenthums. Denn die Unterſuchung derſelben läßt ſich am reinſten von allen das eigentliche Sachverhältniß trübenden Nebenintereſſen trennen. Wir wollen ſofort noch klarer auseinanderſetzen, was wir unter dieſer Trübung der Sache verſtehen. Wir haben nämlich gefunden, daß in dem Streit um den Plan der Reichseiſenbahnen viel zu häufig willkürlich oder unwillkürlich der Fehler gemacht wird, daß bei Vergleichungen der Erfolge der Privat- und der Staatsbahnen nicht von den gleichen Vorausſetzungen ausgegangen wird. Bei dem Vergleich verſchieden gearteter Faktoren kann aber kein richtiges Reſultat ſich ergeben.

Wir müſſen vorausſchicken, daß wir von der Vorausſetzung ausgehen, daß die Verwaltung der beiden Syſteme, welche wir betrachten, ihre normalmäßige Pflicht erfüllen, denn abnorme Fehler oder Irrthümer würden nicht dem Syſtem zur Laſt gelegt werden können. Wir könnten z. B. Verluſte, welche einer Privatbahn zuſtoßen würden, weil ihre Verwaltung zufällig in die Hände von Schwindlern, Ignoranten oder Betrügern fiel, nicht dem Syſtem zuſchreiben, und wenn ein im Verfall begriffenes Staatswesen, wie z. B. die Türkei, Staatsbahnen beſäße, welche ſie ſchlecht verwaltete, ſo könnte auch dies nicht dem Syſtem der Staatsbahnen zur Laſt gelegt werden.

Um gleich vom Anfang an zu beginnen, ſteht auf Seiten des Staatsbahnſyſtems bei der Errichtung der Bahnen der Vortheil, daß es von dem Spiel der Agiotage und der Jagd nach Dividenden mit dem ganzen Anhängſel von Ausbeutung des öffentlichen Intereſſes durch den Privateigennutz befreit bleibt. Wir wollen zwar gerecht ſein und nicht verkennen, daß auch der Privateiſenbahnbau urſprünglich ſich nach dem öffentlichen Bedürfniß gerichtet hat, allein ebenſo häufig iſt es die Hoffnung auf Erlangung von Gründergewinn und anderen Vortheilen, welche die Errichtung von Eiſenbahnlinien veranlaßt hat. In Zeiten des induſtriellen Aufſchwunges, welche Handelskriſen vorherzugehen pflegen und wo die Leichtgläubigkeit des Publikums ſtets einen hohen Grad erreicht, nehmen es die Gründer gar nicht genau mit dem Bedürfniß und mit der Rentabilität einer neuen Eiſenbahn. Der exacte Nachweis wird dann durch pomphafte Anpreiſungen erſetzt, und da die Conceſſionsertheilung von Seiten der Regierung im Publikum den Glauben erweckt, als ob die Solidität und Rentabilität des neuen Unter-

nehmens über allen Zweifel erhaben sei, so gelingt es sehr häufig gewissenlosen Unternehmern, die erforderlichen Kapitalzeichnungen für Bahnen zu erlangen, welche gar keine Aussicht auf Erfolg haben. Es geht da nicht bloß ein Privatkapital verloren, sondern auch das Nationalkapital wird um einen Theil geschmälert, welcher in anderen Industriezweigen gute Früchte getragen hätte.

Namentlich aber während des Baues von Privatbahnen pflegen nicht selten gewisse Nachtheile sich einzustellen, welche mehr oder weniger in der Natur der Dinge liegen. Die Gründer haben ein oberstes Interesse, ihre Unternehmung überhaupt ins Leben zu führen. Sie suchen deshalb die Kosten so gering als möglich darzustellen, um sicherer zu sein, das erforderliche Kapital aufzubringen. In dieser Beziehung sind gerade in neuester Zeit kolossale Irrthümer vorgekommen. Die noch dazu staatlich subventionirte Gotthardtbahn hatte das zum Bau des ganzen projektirten Unternehmens erforderliche Kapital um über 100 Millionen Francs zu niedrig angeschlagen. Hätte man den ganzen Umfang des wirklich erforderlichen Kapitals von vorneherein gekannt, so würde wahrscheinlich die Subvention ganz unterblieben und das Unternehmen daher auch nie zu Stande gekommen sein, da es wohl schwerlich einen dem aufgewendeten Kapital entsprechenden Vortheil bringen wird. Wir wollen die Schuld dieses Irrthums nicht einmal Personen zuschreiben, denn wenn in dem früheren Gotthardcomité und in der Gotthardtdirektion auch Strohmänner sitzen, welche ihren Posten mehr aus Rücksicht politischer Coterie als wegen Sachverständnisses einnehmen, so steht doch an ihrer Spitze ein sehr tüchtiger Mann. Der Fehler liegt eben im Princip. Gründer geben sich leicht sanguinischen Hoffnungen hin und unterschätzen dann unbewußt die Schwierigkeiten, welche ihrem Unternehmen im Wege stehen. Dieses Unterschätzen des Anlagekapitals einer Eisenbahn aber hat eine noch viel bedenklichere Seite, weil die Gesellschaft dadurch verführt oder genöthigt wird, in der Anlage der Eisenbahn Ersparungen vorzunehmen, welche nicht bloß dem Dienst schaden, sondern sogar Gefahren für die Sicherheit des Publikums herbeiführen können. Wir brauchen in dieser Beziehung nur an das Beispiel der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn zu erinnern, zu welcher so schlechtes Schwellen- und Schienenmaterial genommen wurde, daß die Bahn sofort nach ihrer Vollendung wieder reparirt werden mußte. In Amerika, wo, wie in England, das Privatbahnsystem besteht, pflegen die Geleise, Brücken und Viadukte in einer oft geradezu liederlichen Weise construirt zu werden, so daß die Menschenleben oft auf ruchlose Art gefährdet sind. Schon seit mehr als zehn Jahren haben zahlreiche Versuche erwiesen, daß Schienen aus Bessemerstahl nicht bloß dem Eisenbahndienst eine viel größere

Sicherheit verleihen, ſondern auf die Dauer auch eine bedeutende Erſparniß gewähren. Deshalb haben Staatsbahnen und ſolche große Privatbahnen, deren Gründung noch in die erſte Periode des Eiſenbahnweſens fällt und die daher in guten Verhältniſſen ſich befinden, angefangen, die Eiſenſchienen durch Stahlſchienen zu erſetzen. So hatte die Köln-Mindener Bahn ſchon im Jahre 1867 begonnen, ungefähr gleichzeitig mit den preußiſchen Staatsbahnen, ihre ſämmtlichen Hauptlinien mit Stahlſchienen auszurüſten. Im Jahre 1870 waren auf den Linien der Köln-Mindener Bahn bereits über 300 Kilometer Geleiſe in Stahlſchienen verlegt, die Reichsbahnen Elſaß-Lothringens wurden gleichfalls ſofort, nach ihrer Beſitzergreifung, mit Stahlſchienen ausgerüſtet. Nach Rußland werden neuerdings faſt nur Stahlſchienen verſendet. In Frankreich haben alle großen Bahnen beſchloſſen und begonnen, ihre Linien mit Stahlſchienen zu belegen, und die engliſchen großen Bahnen, welche in ihrer koloſſalen Ausdehnung ganz die Bedeutung von Staatsbahnen haben, ſind längſt mit dieſem Beiſpiel vorangegangen. Dagegen wurden während der ganzen letzten Gründerperiode die in Deutſchland und Oeſterreich neu gegründeten Eiſenbahnen lediglich mit Eiſenſchienen ausgerüſtet, weil das veranſchlagte Kapital für die größere Auslage der Stahlſchienen nicht ausgereicht hätte.

Eine ähnliche Wirkung hat die den Verwaltungen von Privatbahnen mit Nothwendigkeit auferlegte Jagd nach Dividenden. Die Verwaltungsräthe und Direktoren der Privateiſenbahnen ſind, weil ſie nach jedem Geſchäftsjahr gewechſelt werden können, naturgemäß genöthigt, die Aktionäre möglichſt bei guter Laune zu erhalten. Wodurch kann dieß aber beſſer geſchehen, als durch Vertheilung reichlicher Dividenden? Dieſe Rückſicht auf die baldige Vertheilung einer möglichſt hohen Dividende wirkt daher auch dahin, daß die Verwaltungen ſo ſparſam als möglich in der Erneuerung des Geleiſes wie des Betriebsmaterials zu Werke gehen und den Erneuerungsfonds ſo viel als möglich zu Gunſten der Dividende ſchmälern. Je jünger die Bahn, deſto mehr iſt ſie dieſem Verfahren ausgeſetzt, weil die Direktoren und Verwaltungsräthe noch ein größeres Intereſſe haben, ſich bei ihren Aktionären beliebt zu machen. Nur Männer, die im Dienſte einer alten ſoliden Privatbahn ergraut ſind, brauchen keine ſolchen Rückſichten zu nehmen, und daher ſtößt man auch in dieſer Beziehung auf ſo rieſige Contraſte zwiſchen alten und neuen Privatbahnen, ſowohl in Beziehung auf den Erneuerungsfonds, als auch in Hinſicht der Ausgaben für das Beamten- und Arbeiterperſonal. Zu den ſolideſten Bahnen gehört in dieſer Beziehung die Berlin-Hamburger, und zu denjenigen, gegen welche die meiſten Klagen erhoben wurden und auf der auch die meiſten Unglücksfälle ſich ereigneten, die Berlin-Anhalter Bahn. Die Ausgaben dieſer beiden Privatbahnen und der

Digitized by Google

deutschen Staatsbahnen verhalten sich nun zu den Einnahmen nach einer Berechnung der Vereins-Zeitung vom Jahr 1874 Nummero 30 wie folgt:

	Berlin-Hamburg.		Berlin-Anhalt.		Deutsche Staatsbahnen im Durchschnitt.	
	Einnahme pro Kilometer. Thlr.	Ausgabe; Procent der Einnahme.	Einnahme pro Kilometer. Thlr.	Ausgabe; Procent der Einnahme.	Einnahme pro Kilometer. Thlr.	Ausgabe; Procent der Einnahme.
1867	11588	58,7	9474	37,9	8738	53,5
1868	12408	58,9	9305	36,4	8815	55,0
1869	13948	63,1	9559	36,9	8708	53,9
1870	13947	64,3	10737	38,1	8596	55,3
1871	14634	62,0	12189	38,2	9905	55,4

Die Gegner des Staatsbahnsystems, welche so oft die Einrede gebrauchen, daß die Staatsverwaltung theurer sei, können an dieser vergleichenden Tabelle sehen, daß es auch Privatbahnen gibt und zwar von den besten, welche noch theurer verwalten als Staatsbahnen, daß aber die Kosten der Verwaltung an und für sich nicht der einzige Maßstab dafür sind, sondern die Frage, was für dieselben geschieht, denn auf die Dauer wird diese theurere Verwaltung die billigere. Die Bahnen, welche zur unrechten Zeit an ihrem Erneuerungsfonds gespart haben, müssen später auf einmal verhältnißmäßig viel mehr aufwenden. Die Dividenden werden dann rasch von der Schwindsucht befallen, und die Börse weiß auf die Dauer den wahren Werth doch richtig zu schätzen. Am 5. Dezember 1876 standen z. B. die Aktien der Berlin-Hamburger Eisenbahn auf 174 und die der Berlin-Anhalter auf 102.

Ein dritter Nachtheil des Privatbahnsystems besteht darin, daß die Unternehmung und der Bau von Privatbahnen zu unregelmäßig vor sich geht und dadurch, für lange Perioden berechnet, theurer zu stehen kommt, als der Staatsbahnbau, wenn dieser auch ceteris paribus wegen soliderer Anlage an und für sich eine höhere Auslage für das Material erfordert. Da nämlich die Unternehmungslust mehr sprungweise aufzutreten und anzuschwellen pflegt, Privateisenbahnen aber von derselben abhängig sind, so kommt es, daß der Privateisenbahnbau in Perioden des industriellen Aufschwunges eine ungeheure Ausdehnung gewinnt, in Perioden des Stillstandes aber gänzlich daniederliegt. Während also in Zeiten der Ueberspekulation der Privateisenbahnbau am schwunghaftesten betrieben wird, wo zugleich auch alle übrigen Industriezweige einen hoch gesteigerten Bedarf an Materialien, namentlich an Rohprodukten des Eisenbahnbaus, an Holz und Eisen, verursacht, so muß er für dieselben die höchsten Preise bezahlen. Aus der gleichen Ursache erhöht die ungewöhnlich gesteigerte Nachfrage nach Arbeitern den Arbeitslohn zu seinem Culminationspunkte. Aus diesem Grunde ist es einleuchtend, daß die Herstellung von Privatbahnen theurer zu stehen kommen kann, als die von Staatsbahnen, bei welchen letzteren die Regierung den Bau gleichmäßig vertheilen kann. Im

Gegentheil, der Staat, welcher keine Gründerintereſſen hat, kann das Baukapital zu einer Zeit vom Geldmarkt nehmen, wann es am billigſten iſt, und er kann den Schwerpunkt des Baues in eine Zeit verlegen, wo der Preis des Materials und der Arbeitslohn am niedrigſten ſteht. Dazu kommt noch ein vierter Vortheil der Staatsbahnen. Man macht in Zeiten des induſtriellen Verfalls, wie z. B. nach dem Ausbruch der Kriſis von 1873, die traurige Erfahrung, daß gerade dann, wenn die Geſchäfte anfangen zu ſtocken, wann Preiſe und Löhne ſinken und Arbeiter entlaſſen werden, gerade auch der Privateiſenbahnbau mehr oder weniger aufhört und in vielen Ländern nur durch die Subvention des Staates im Gang erhalten werden kann. Ganz im Gegentheil kann der Staat in Zeiten des Aufſchwungs, des Steigens der Preiſe und Löhne den Eiſenbahnbau einſchränken, und ſtatt in Zeiten des Niedergangs die Arbeiter auf die Straße zu werfen, gerade dann Eiſenbahnbauten in größerem Umfange als ſonſt vornehmen laſſen, um einem Theil der aus anderen Induſtrien entlaſſenen Arbeiter und den feiernden Hüttenwerken Beſchäftigung zuzuwenden. Iſt es ja von jeher als eine Pflicht des Staates angeſehen worden, in Zeiten der Noth öffentliche Arbeiten anzuordnen, um dadurch beſchäftigungsloſen Arbeitern Verdienſt zu ſchaffen.

Der Hauptvortheil, welcher mit dem Staatseigenthum der Eiſenbahnen zuſammenhängt, iſt indeſſen der, daß das ganze Netz gleichmäßig ausgebaut und alle Theile des Landes in richtigerer Wahrung der Intereſſen der Geſammtbevölkerung damit verſehen werden können. Bei dem Syſtem des reinen Privatbaues geht die Anlegung des Eiſenbahnnetzes in folgender Weiſe vor ſich: Zuerſt werden die Linien in den induſtrie-, verkehr- und volkreichſten Gegenden angelegt. Da dieſelben ſich in der Regel in der Ebene oder in Thälern hinziehen, ſo kommen auch die Baukoſten an und für ſich niedriger zu ſtehen, und nur der höhere Werth des expropriirten Grund und Bodens verhindert es, daß nicht das ganze Baukapital mit in die niedrigſten Klaſſen zu ſtehen kommt. In zweiter Linie folgen ſodann die Gebirgsbahnen, welche wegen ihrer Durchſchnitte, Tunnels, Aufſchüttungen und Ueberbrückungen an und für ſich höhere Baukoſten verurſachen, die nur durch den geringeren Werth des Grund und Bodens neutraliſirt werden. Das Fett haben die Bahnen der erſten Kategorie abgeſchöpft. Die der zweiten Kategorie können wegen der geringeren Verkehrstüchtigkeit ſich zur Rentabilität der Erſteren nicht emporſchwingen. Die weiteren Kategorien von Bahnen, die ſecundären, die Verbindungs-, die Zweig-, die Local- und die Bergbahnen u. ſ. w. ſind ſchon bei der Stufe angelangt, wo ſich nur ſchwer Privatunternehmer finden, um die Linie auf alleinige eigene Gefahr zu errichten. Sie werden in der Regel nur dadurch ins Leben geführt, daß der Staat, die Provinz, die Gemeinden oder die Adjacenten eine Unterſtützung gewähren, welche entweder

in einer Zinsengarantie, in unentgeltlicher Abtretung von Grund und Boden, in unentgeltlicher Leistung von Spann- und Frohndienst, in einem Geldbeitrag, in einem unverzinslichen Darlehen oder in einer Betheiligung am Aktienkapital bestehen mag. Wir sehen also hier, daß der Staat und die Bevölkerung zuletzt gezwungen sind, außerordentliche Opfer zu bringen, um in den Besitz von Eisenbahnen zu gelangen und das Eisenbahnnetz des Landes zu einem organischen Ganzen zu vervollständigen, während die erste Kategorie der Bahnen vielleicht einen Reingewinn bezieht, welcher die landesüblichen Zinsen des Anlagekapitals um das Doppelte und Dreifache, ja zuweilen sogar um das Vierfache übersteigt. Da die Anlage jener Bahnen nur durch die Wohlthat des Expropriationsgesetzes möglich gemacht worden war und dieselben fast ohne Ausnahme sich in ihrer Concession ein Monopol ausbedangen, welches jede Concurrenz ausschloß, so haben sie jenen Ueberschuß des Reinertrags dem Staatsschutz zu verdanken, und es liegt eine Unbilligkeit darin, daß der Staat zum rationellen Ausbau des Netzes zuletzt Opfer bringen muß, während der Kapitalwerth der Aktien der ersten Unternehmungen die wirkliche baare Einlage um das Drei- und Vierfache übersteigt. Diese Bereicherung ist daher eine monopolistische. Sie hat keinen legitimen volkswirthschaftlichen Grund, denn sie wäre eine zu hohe Versicherungsprämie, ein zu hohes Aequivalent für die Gefahr, in welcher das Gründungskapital schwebt, wenn eine solche in diesem Fall überhaupt zugegeben werden kann.

Vergleichen wir damit diejenigen Länder, wo der Staat von vorneherein das Eigenthum, den Bau und Betrieb der Eisenbahnen selbst in die Hand genommen hat, so sehen wir die öffentlichen Interessen in dieser Hinsicht in ganz anderer Weise gewahrt. Ein in seinen Finanzen geordneter Staat erhält in der Regel das erforderliche Kapital zu billigeren Bedingungen als eine Eisenbahngesellschaft ihre Prioritätsanleihen. Der Staat macht also gleich von vorneherein eine Ersparniß in der Verzinsung des Baukapitals. Sodann aber hat der Staat den ungeheuren Vortheil, daß er mittelst der Ueberschüsse des Ertrages der Eisenbahnen die Eisenbahnschuld amortisiren und einen Reservefonds anlegen kann, mittelst dessen die etwaigen Ausfälle an der Verzinsung der später contrahirten Eisenbahnschulden gedeckt werden, welche dazu dienen, die weniger rentablen Eisenbahnen zweiten und dritten Ranges herzustellen und überhaupt das Eisenbahnnetz seiner Vollendung entgegenzuführen. Auf diese Weise wird Staat und Bevölkerung von jeder Ausbeutung verschont. Bei dem reinen Privatbahnsystem aber wurde diese Ausbeutung zum Theil sogar in schablonenmäßiger Art geübt. Es ist zum Beispiel kein billiger Grund abzusehen, warum den Eisenbahngesellschaften von vornehereln das Privilegium auf 99 Jahre ertheilt worden ist, und warum gar noch in den meisten Ländern nach Ablauf dieser Frist die Gesellschaft den Werth ihres

Eigenthums ersetzt erhalten muß, wenn der Staat die Bahn selbst übernehmen will. Denn die ersten Bahnen, welche in den frequentesten Gegenden angelegt wurden, hätten auch in der Hälfte jener Zeit ganz leicht amortisirt werden können. Die Zusicherung eines Privilegiums für 99 Jahre kann aber doch bloß den Sinn haben, daß die Länge dieses Monopols es erlaubt, etwaige Verluste zu decken, welche die Gesellschaft am Anfang der Unternehmung erlitten hat, daß dasselbe eben eine Art Versicherungsprämie bildet. Dabei ist aber immer noch nicht abzusehen, warum gerade die lange Frist von 99 Jahren gewählt wurde. Es wäre viel rationeller gewesen, die Concessionen in der Art abzufassen, daß dieser Zeitraum nur als äußerste Frist angenommen worden wäre, die Concession aber nur so lange liefe, bis das Kapital aus dem Ueberschuß über eine reichlich bemessene Dividende zurückbezahlt sein würde. Diese Dividende konnte auf 6 oder 7% bemessen werden. Die Eisenbahn muß aber nach Amortisirung des Kapitals unentgeltlich an den Staat fallen, wie dies in der That in Frankreich und in Oesterreich festgesetzt ist. Aus diesem Grunde war auch die Eisenbahnsteuer in Preußen gerechtfertigt, welche die Amortisirung nachträglich eingeführt hatte. Der Umstand, daß dieser Punkt in den meisten Staaten bei Einführung der Eisenbahnen nicht besonders untersucht und je nach den verschiedenen Verhältnissen geordnet, sondern daß überall schablonenhaft Concessionen auf 99 Jahre ertheilt wurden, ist bloß aus der Macht der Gewohnheit und der Nachahmung zu erklären. Man hatte die Eisenbahnen von England herübergenommen und nahm bei Errichtung von Gesellschaften auch gleichzeitig die Schablone der englischen Statuten mit in den Kauf, welche sämmtlich diese Fristbestimmung von 99 Jahren enthalten; aus dem einfachen Grunde, weil dort ganz andere Grundeigenthumsverhältnisse bestehen, weil in Großbritannien auch $^9/_{10}$ sämmtlicher Häuser auf Bauplätzen errichtet werden, welche von den Grundeigenthümern auf 99 Jahre verpachtet werden. Die Statuten der englischen Eisenbahngesellschaften waren aber selbst schon wieder einer Schablone gefolgt und hatten so ziemlich wortgetreu die Statuten der schon früher bestehenden Kanalgesellschaften abgeschrieben. Diese letzteren hatten wahrscheinlich einen plausiblen Grund, warum sie das Parlament bewogen, bei der Concessionsertheilung diese bezüglich der Bodenverhältnisse historisch überlieferte Frist beizubehalten. Die Kanäle schienen bei ihrer ersten Anlegung ein sehr kostspieliges und gewagtes Unternehmen zu sein. Es mochte daher billig scheinen, daß man ihnen gegenüber die althergebrachte Frist der Besitzabtretungen des Grundeigenthums nicht verkürzte, um ihnen Zeit zu lassen, ihre Verluste und ihr Kapital zu amortisiren. Es liegt aber kein Grund vor, und es ist mit Recht auch schon von J. G. Cohn in seinen Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik getadelt worden, daß die Statuten

der englischen Kanalgesellschaften bei der Gründung der englischen Eisenbahnen den neuen Gesellschaften unverändert zu Grunde gelegt wurden. Eine seltene Gedankenlosigkeit aber war es, daß man auf dem europäischen Continent diese Bestimmung der englischen Statuten ohne selbständige Prüfung aufnahm, und daß die 99 Jahre sich dann schablonenmäßig in den Concessionen aller auch in den späteren Decennien gegründeten Eisenbahnen wiederholten. Denn die später angelegten Eisenbahnen, welche zu einer Zeit errichtet wurden, wo die ersten Unternehmungen das Fett bereits abgeschöpft hatten, welche weniger verkehrsreiche Gegenden durchziehen, die also von vorneherein eine geringere Rentabilität in Aussicht stellen, hätten billigerweise mit einer längeren Concessionsfrist bedacht werden müssen als die ersten. Es ist gar kein Grund zu einer solchen Bevorzugung der ersten Klasse der Eisenbahnen abzusehen. Dieser Umstand aber, daß bei der Concessionsertheilung die schablonenmäßige Frist der 99 Jahre nothwendig die Wirkung eines Procrustes-Bettes haben mußte, beweist, daß sie in Anwendung kam, ohne daß die Ertheiler und die Petenten der Concessionen sich eines guten Grundes dafür bewußt waren. Alle diese Ungleichheiten sind in den Ländern vermieden worden, wo man, wie in Belgien, Baden, Würtemberg und Baiern, das Eisenbahnwesen von vorneherein ganz oder zum größten Theil dem Staat vorbehalten hat. Welch ein bedeutender Ueberschuß dem Staate aus den Eisenbahnen der ersten Periode zufließt, den er dann zum verlustlosen Ausbau des Eisenbahnnetzes verwenden kann, läßt sich durch einen Ueberblick der Dividenden der älteren preußischen Privatbahnen ermessen. Dieselben haben in den letzten 8 Jahren an Ueberschüssen der Einnahmen über die Betriebsausgaben in Procenten des Anlagekapitals folgendes Ergebniß geliefert:

	1867,	1868,	1869,	1870,	1871,	1872,	1873,	1874.
Oberschlesische	18.7	19.9	18.3	17.2	18.9	18.3	18.68	19.50
Breslau-Posen-Glogau .	6.7	8.2	7.2	6.4	6.8	6.4	7.84	7.41
Stargard-Posen . . .	8.6	11.3	9.5	6.7	7.4	7.9	9.42	7.39
Neiße-Brieg	7.4	7.4	6.6	9.2	9.8	7.4	7.26	
Wilhelmsbahn . . .	5.7	8.5	7.3	5.6	6.3	6.6	6.85	5.30
Berlin-Anhalter (nach Halle-Leipzig) .	12.8	12.9	13.1	14.5	16.4	15.3	15.50	11.93
Berlin-Hamburger . .	10.2	10.9	11.0	10.6	11.9	9.1	10.66	10.36
Berlin-Stettiner . . .	9.1	7.8	8.4	8.9	11.3	11.5	10.44	9.47
Berlin-Potsdam-Magdeburger	9.9	10.5	12.0	14.3	14.1	8.8	4.78	4.52
Magdeburg-Leipziger .	13.8	15.4	15.5	15.2	17.2	15.9	12.03	11.64
Köln-Mindener . . .	8.7	8.6	9.4	10 6	11.2	10.3	8.35	6.32
Rheinische Bahn . . .	7.6	7.6	8.2	8.6	8.8	7.6	7.37	6.33
Magdeburg-Halberstädter	10.1	9.5	8.1	9.1	9.5	6.0	5.76	5.63
Breslau-Schweidnitz-Freiburger	8.6	8.6	8.6	7.8	8.9	7.2	7.38	7.32
Niederschlesische Zweigbahn	6.1	6.6	6.9	7.6	6.9	3.6	4.45	2.22

Digitized by Google

Dieſe Ausbeutung der öffentlichen Intereſſen durch die Privateiſenbahnen der erſten Klaſſe wurde durch das Eiſenbahnbeſteuerungsgeſetz nur zum Theil wieder gut gemacht. Denn ſchon im Jahr 1838, alſo ganz im Anfang des Eiſenbahnbaues, beging die preußiſche Geſetzgebung einen neuen Fehler, indem ſie für die Expropriation der Eiſenbahnen einen viel zu hohen und unſicheren Maßſtab anlegte. Der §. 42 des Geſetzes vom 3. November 1838 lautet nämlich:

„Dem Staate bleibt vorbehalten, das Eigenthum der Bahn mit allem Zubehör gegen vollſtändige Entſchädigung anzukaufen“ ꝛc. ꝛc.

„Die Entſchädigung erfolgt ſodann nach folgenden Grundſätzen. a) Der Staat bezahlt an die Geſellſchaft den 25fachen Betrag derjenigen jährlichen Dividende, welche an ſämmtliche Aktionäre im Durchſchnitt der letzten 5 Jahre ausbezahlt worden iſt. b) die Schulden der Geſellſchaft werden ebenfalls vom Staate übernommen“ ꝛc. ꝛc.

Der frühere Direktor des ſächſiſchen ſtatiſtiſchen Bureaus, Dr. Petermann, hat ſich die verdienſtvolle Mühe genommen, eine Berechnung darüber anzuſtellen, zu welchem Preiſe nach dem Grundſatze dieſes Geſetzes das Reich die ſogenannten ſchweren preußiſchen Privateiſenbahnen erwerben müßte, und er iſt auf Reſultate geſtoßen, welche deutlich zeigen, daß die preußiſche Geſetzgebung nicht wußte, was ſie that, als ſie jenes Geſetz ſanctionirte. Die nachfolgenden Bahnen haben nämlich in den Jahren 1870—1874 folgende Dividenden getragen.

Name der Bahn.	Dividende der Jahre 1870,	1871,	1872,	1873,	1874.	durchſchnittlich.
Altona-Kieler	7	7	7½	5	6	6⁷/₁₀
Berg.-Märkiſche	8	7½	6	3	3	5½
Berlin-Anhalter	16	18½	17	6	8½	15⅓
„ Hamburger	10	10⅜	12	10	12½	10³⁹/₄₀
„ Potsdamer	20	14	8	4	1⅔	9⅗
„ Stettiner	9⅙	11⁵/₁₂	12¾	10¾	9¹¹/₁₂	10½
Breslau-Freiberger	7½	9½	7½	8	7½	8
Köln-Mindener	10½	11⅕	9⁷/₁₀	8¹¹/₁₂	6⁹/₂₀	9⁷/₁₀
Magd.-Leipziger	12	16	14	14	14	14
Magd.-Halberſt. Lit. A.	8⅔	8½	8½	6	3	6¹⁴/₁₅
Oberſchleſiſche Lit. A. D.	12⅔	13⅓	13⅓	13⅓	12	13⅕
Rheiniſche, mit Ausſchluß der Emiſſion von 1875	8⅖	10	9⅗	9	8	8²⁶/₂₅
Thüringiſche	9	10½	9	7¼	7½	8¹³/₂₀

Die nachfolgende Tabelle zeigt nun, wie ſich nach dem obigen Geſetze der mit dem 25fachen Betrage kapitaliſirte Durchſchnittsreinertrag der 5 letzten Jahre einerſeits zu dem eingezahlten Kapital, andererſeits zu dem Börſenwerth am 1. Februar 1876 in Millionen Thalern verhält:

Digitized by Google

Name der Bahn.	Ablösungs-curs:,	Börsen-curs:,	Nominal-werth:,	Ablösungs-werth:,	Börsen-werth:,	Mehrbetrag der Ablösung:
			1. Februar 1876.			
Altona-Kieler . . .	161⅔	109,9	6,14	9,92	6,75	+ 3,8
Berg.-Märk. . . .	137½	79	70,00	96,25	55,30	+ 40,95
Berl.-Anhalter . .	380	106,5	17,25	65,55	18,37	+ 47,18
„ Hamburger . .	274⅜	172,25	5,00	13,72	8,61	+ 5,10
„ Potsdamer . .	238½	72,50	20,00	47,67	14,50	+ 33,12
„ Stettiner . .	270	125,70	14,30	38,61	17,96	+ 20,65
Breslau-Freibgr. . .	200	79,40	12,75	25,50	10,14	+ 15,36
Köln-Mindener . .	227 11/12	95,20	39,00	88,69	37,13	+ 51,76
Magd.-Leipziger . .	350	202	5,25	18,37	10,60	+ 7,77
Magd.-Halbst. . .	173⅓	48,5	10,20	17,68	4,95	+ 12,37
Oberschlesische . .	328⅓	138,7	25,21	82,78	34,97	+ 47,81
Rheinische . . .	224	113,2	46,86	104,95	53,04	+ 51,92
Thüringische . .	216¼	111,7	15,00	32,44	16,75	+ 15,68
Summa			286,34	642,34	299,07	+ 352,27

Die Besitzer der Aktien dieser dreizehn Eisenbahnen würden also nach dem preußischen Expropriationsgesetze über eine halbe Milliarde Mark mehr erhalten, als diese nach dem Börsencurs vom 1. Februar 1876 gelten. Dieser Curs ist allerdings ein sehr niedriger. Derselbe steht z. B. gegenwärtig bei der Köln-Mindener Bahn um 4—5 Thaler höher, allein auch zu anderen Zeiten würde jener Betrag den Börsenwerth immer noch um eine ungeheuere Summe übersteigen. Aus dieser Berechnung geht zunächst hervor, daß der im Gesetze angenommene Maßstab der letzten fünf Betriebsjahre ein irriger ist. Allein auch der Maßstab des Reinertrags an und für sich muß zu Irrthümern führen, weil nicht jede Bahn gleichmäßig verwaltet ist, und weil namentlich die Vorsorge für die Erneuerung des Bahnkörpers und des Betriebsmaterials bei jeder Bahn verschieden ist. Deshalb kommt der Börsencurs dem wahren Werthe weit näher, weil der Zusammenfluß der Urtheile vieler erfahrener Männer an der Börse am ehesten zu einer Berücksichtigung auch der inneren Verhältnisse der Bahnen im Marktpreise führt. Die Expropriation der preußischen Eisenbahnen ist durch dieses Gesetz fast unmöglich gemacht. In die Zeit jener eben genannten fünf Jahre fällt die Periode des riesigen Verkehrs vor der Krisis in den drei Jahren 1870—1872. Würde man das Projekt des Ankaufs der preußischen Privatbahnen bis zum Jahre 1879 vertagen, wo der Reinertrag der Jahre 1874—1878 der Werthberechnung der Bahnen zur Expropriation zu Grunde gelegt werden würde, so würde wahrscheinlich ein ganz verschiedenes, viel geringeres Resultat zum Vorschein kommen. Schon die Möglichkeit dieser Schwankungen des Ertrags in verschiedenen Lustren zeigt den Irrthum des Prinzips. Was das Eigenthum-Verhältniß der Eisenbahnen betrifft, so wollen wir von der Voraussetzung ausgehen, daß es möglich sein wird, einen für beide Theile billigen Ablösungs

maßstab zu finden für den Fall, daß der Plan wirklich die gesetzliche Genehmigung finden sollte, die deutschen Privatbahnen in den Besitz des Staates, beziehungsweise des Reiches übergehen zu lassen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Frage, ob es für das allgemeine Wohl besser ist, wenn die Eisenbahnen im Eigenthum von Privaten oder des Staates sich befinden. Wir glauben, mit den oben angeführten Argumenten das Letztere nachgewiesen zu haben. Ob auch der Betrieb in den Händen des Staats besser zum allgemeinen Vortheil gewahrt ist, muß erst noch untersucht werden. Uebrigens ist diese Frage für diejenige des Eigenthums nicht präjudicirlich, weil der Betrieb von Staatsbahnen ja auch an Privatunternehmer verpachtet werden kann.

Für uns bleibt hier noch die Frage zu untersuchen, ob es vortheilhaft ist, noch jetzt die alten Privatbahnen für den Staat zu acquiriren, nachdem die richtige Zeit versäumt worden ist, und nachdem wohl von keiner Seite mehr geleugnet werden wird, daß es für das öffentliche Wohl besser gewesen wäre, die Eisenbahnen von Anfang an von Staatswegen zu übernehmen, wie es in den süddeutschen Staaten und in Belgien geschehen ist, — oder ob der Staat von jetzt an nur die neuen Bahnen übernehmen soll, für welche sich ohnehin, außer mit Staatsgarantie, keine soliden Unternehmer mehr finden. Wir halten auch jetzt noch den Ankauf sämmtlicher Bahnen nicht bloß für möglich, sondern auch für vortheilhaft, und zwar aus folgendem Grunde. Wie ungünstig auch der Maßstab der Berechnung des Kaufschillings bei der Expropriation oder beim freien Kaufvertrag für den Staat ausfallen mag, so kann man doch annehmen, daß die Zinsen der als Kaufschilling hingegebenen Obligationen von dem Reinertrag der Bahnen nach dem Maßstab ihrer gegenwärtigen Betriebsverhältnisse auch in Zukunft werden gedeckt werden. Dieser Maßstab oder Umfang der Betriebsverhältnisse wird aber in der Zukunft nicht derselbe bleiben, durch die Anlegung neuer Kreuzungslinien und in Folge des weiteren Ausbaues des Eisenbahnnetzes muß der Betrieb der alten Hauptbahnen durch die vermehrte Zufuhr von Passagieren und Gütern in der Zukunft an Umfang zunehmen. Der Staat, welcher die neuen Bahnen baut, und bei denselben vielleicht sogar Einbuße erleidet, hilft durch dieselben dagegen den Reinertrag der alten Privatbahnen ohne deren Zuthun erhöhen. Um den Betrag dieser Erhöhung gewinnt er in Zukunft einen Vortheil aus dem Besitz der Privatbahnen, auch wenn er sie zu einem sehr hohen Preise angekauft hat, und diesen Ueberschuß kann er dazu verwenden, um das Deficit der neuen Staatsbahnen zu decken. Dieser Umstand allein muß mit der Zeit den Staat überall zur Erwerbung der Eisenbahnen führen, denn in vielen Staaten ist es schon so weit gekommen, daß gar keine neuen Bahnen mehr ohne Staatsunterstützung unternommen

werden. Seit Kurzem haben die italienische, die ungarische und die österreichische Regierung diesen Weg betreten.

Dazu kommt aber noch ein mächtiges Argument, kraft dessen man sagen kann, daß der Staat auch im gegenwärtigen Zeitpunkt und nachdem so viel versäumt worden ist, noch immer mit Vortheil die Eisenbahnen übernimmt. Das ist die naturgemäße Vermehrung der Bevölkerung. Nach der letzten Volkszählung hat sich die Bevölkerung des deutschen Reiches innerhalb 4 Jahren um 4% vermehrt. Dies würde einer Verdoppelung der Bevölkerung innerhalb eines Jahrhunderts gleichkommen. Die Bevölkerung von Preußen hatte sich bis vor den letzten Gebietserweiterungen sogar in einem halben Jahrhundert verdoppelt. Nehmen wir auch an, daß in Zukunft die Bevölkerungszunahme in einem viel langsameren Maßstab vor sich gehen werde, so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß der sich vorzugsweise der Eisenbahnen bedienende Theil der Bevölkerung in hundert Jahren sich verdoppelt haben wird. Die Personen- und Güterfrequenz wird sich nach Analogie der bisherigen Erfahrungen aber noch viel früher verdoppelt haben. Die Aussichten der Verkehrseinnahmen sind also für die Zukunft aus dem einzigen Faktor der Bevölkerungsvermehrung für das Eisenbahnnetz noch ebenso groß, wie sie ursprünglich für die alten Bahnen waren. Nur ein längerer Zeitraum ist erforderlich, um dasselbe Resultat aufs Neue zu erreichen oder mit andern Worten den Verkehrsumfang zu verdoppeln. Der Nachtheil des längeren Zeitverlaufs bis zur Erreichung dieses Zieles wird zum Theil dadurch ausgeglichen, daß mit denselben Verkehrsmitteln in der Zukunft mehr geleistet werden kann, mit andern Worten, daß der Verkehr einer Bevölkerung von 80 Millionen mit verhältnißmäßig geringeren Transportmitteln befriedigt werden kann, als der von gegenwärtig 40 Millionen. Wenn also bei der Eigenthumsübertragung in der Gegenwart der Kaufschilling der Billigkeit nach bemessen wird, d. h. nach dem bisherigen Durchschnittsertrag oder nach dem Börsencurs, so daß die Zinsen schon jetzt aus dem Reinertrag gedeckt werden können, so kann der Staat in Zukunft von einer solchen Transaktion keinesfalls Schaden haben. Er wird vielmehr den Vortheil genießen, daß die Reinerträgnisse nach und nach einen steigenden Betrag an den Ausfällen der neuen Bahnen decken, ja daß das Eisenbahnnetz mit der Zeit gar keine Zuschüsse aus andern Mitteln erfordert und zuletzt dem Staat, beziehungsweise dem Reich, sogar einen Ueberschuß liefert.

Vom deutſchen Reichstag.

Berlin, den 17. Dezember 1876.

Die Sitzungstage dieſer Woche enthalten nur einen parlamentariſch wichtigen Tag, den 12. Dezember. An demſelben ſtand zur erſten Berathung das Geſetz über die Erhebung von Ausgleichungsabgaben. Das Geſetz beſtimmt in ſechs Paragraphen, daß Eiſen und Stahl, gewiſſe Eiſen- und Stahlwaaren, Maſchinen aus Eiſen und Stahl, und endlich Zucker, wenn ſie bei der Einfuhr nach Deutſchland aus einem anderen Lande Seitens des letzteren durch Ausfuhrprämien begünſtigt werden, diesſeits durch eine Zollerhöhung nach Ermeſſen der Reichsregierung getroffen werden dürfen, unter dem Namen einer Ausgleichungsabgabe. Der Geſetzentwurf wurde an eine beſondere Commiſſion verwieſen. Die Wichtigkeit der Berathung, welche zu dieſem Entſchluß führte, lag jedoch zumeiſt in einer Rede des Reichskanzlers, alsdann aber auch in dem Umſtande, daß die als Freihändler bekannten Miniſter Achenbach und Camphauſen mit großer Energie für den Geſetzentwurf eintraten. Miniſter Achenbach erklärte zuvor, daß der Geſetzentwurf die Zuſtimmung des vormaligen Präſidenten des Reichskanzleramtes erlangt haben würde. Man kann dieſe Haltung der beiden freihändleriſchen Miniſter ſo erklären, und zunächſt wird das wohl das Richtige ſein, daß ſo auffallende Mißbräuche Seitens der franzöſiſchen Regierung mit den ſogenannten Cautionsbeſcheinigungen zugelaſſen werden, daß ſelbſt entſchieden freihändleriſche Staatsmänner keine Abhülfe gefunden haben, als die Vollmacht zu einer Retorſionsmaßregel. Der in Frage ſtehende Mißbrauch beſteht bekanntlich darin, daß franzöſiſche Fabrikanten, indem ſie für vom Ausland bezogene Waaren den franzöſiſchen Zoll entrichten, eine Beſcheinigung erlangen, wodurch der Zoll den Character einer Caution der wieder zu bewirkenden Ausfuhr annimmt. Im Fall der Ausfuhr wird nämlich der Zoll zurückerſtattet. Allein dieſe Cautionsbeſcheinigungen gewähren das Recht der Rückerſtattung jedem, der ſie vorzeigt und der zugleich eine beſtimmte Waarengattung einführt. Es handelt ſich alſo um eine einfache Ausfuhrprämie, wie ſie nicht ſtatthaft iſt gegenüber einer Nation, welche laut des Frankfurter Friedens durch Frankreich auf dem Fuße der meiſt begünſtigten Nationen zu behandeln iſt. Die franzöſiſche Regierung hat indeß wiederholt verweigert, dem bezüglichen Anſpruch für Deutſchland Gehör zu geben. So bleibt denn freilich nichts als ein Retorſionszoll, wenn man nicht etwa Drohungen erlaſſen und Truppen mobil machen will, Schritte, welche Deutſchlands Regierungen und Volk gleich lebhaft von ſich weiſen.

So begründet nun also die Retorsionsmaßregel in diesem Fall ist, und so sehr die bezügliche Gesetzvorlage vom 7. Dezember lediglich auf diesen einzelnen Fall eingerichtet ist, so kann doch der Riß in das freihändlerische Dogma nicht geleugnet werden. Nach diesem Dogma liegt bekanntlich die höchste Weisheit und Blüthe der Freihandelspolitik darin: daß man fremden Waaren niemals den Eingang wehrt, auch wenn das Ausland sich noch so hermetisch verschließt.*) Nach diesem Dogma trägt den Schaden allemal der, der sich abschließt, den Vortheil hat allemal der, der die Waare zuläßt; das ganze Geheimniß der Volkswirthschaft besteht nämlich darin, billig zu kaufen; das Ausland thut uns also den größten Gefallen, wenn es aufbietet, was es kann, uns die Waare billig ins Haus zu bringen; die deutschen Consumenten müßten der französischen Regierung eine Dankadresse votiren, daß sie zu ihrer, der Consumenten, Gunsten eine Ausfuhrprämie vertheilt. Diese Art von Weisheit ist zwar consequent, aber der falsche Ansatz, der in der Voraussetzung steckt, wird nachgerade vielseitig erkannt. Sofern ist die jetzt vorgeschlagene Retorsionsbill eine Maßregel von großer Bedeutung, als grundsätzliche Freihändler wie die betreffenden preußischen Fachminister Zeugniß ablegen, daß die Freihandelspolitik ihre Grenze haben müsse. Was in dem einen Falle nothwendig geworden, kann es auch in dem anderen werden. So wie die Lage der Handelspolitik bei den europäischen Nationen sich zu gestalten den Weg nimmt**), können wir gezwungen werden, in ein ausgebreitetes System von Retorsionsmaßregeln einzutreten, wenn wir einmal den Grundsatz aufgegeben haben, daß die vortheilhafteste Lage ist, unter Schutzzöllnern allein dem Freihandel zu huldigen.

Diese Sachlage erhielt durch die Worte des Reichskanzlers bei der Berathung am 12. Dezember eine scharfe Beleuchtuug. Der Reichskanzler sagte ausdrücklich, daß die zur Berathung stehende Vorlage nur in sehr mäßigem Grade für die deutsche Reichsregierung ein Mittel biete, den Schaden fremder Zollpolitik abzuwehren, und daß er die Annahme der Vorlage lediglich als eine Abschlagszahlung betrachte. Der Kanzler fügte hinzu — nachdem er vorher mit starkem Vertrauen einem Gegner zugerufen, der dem Kanzler langes Leben gewünscht, um seine eigene Niederlage zu erleben, daß der Gegner vielmehr gezwungen sein werde, die Berechtigung der Politik des Kanzlers anzuerkennen — daß er, der Kanzler, gleichwohl nicht verantwortlich sei für den Gesammtumfang der deutschen Politik. Er sei nur verantwortlich, sagte er mit einer scherzhaften Wendung, für die politische Politik; für die wirthschaftliche Politik, wo man ihn zum Dilettanten erklärt habe, sei der

*) Es dürfte unserm Correspondenten schwer werden, für diesen Satz freihändlerische Autoritäten zu benennen. Ebenso sind die folgenden Sätze verzerrt. D. Red.

**) Auch das ist vorläufig noch nicht richtig. D. Red.

Reichstag verantwortlich, oder die Regierungen, deren Bevollmächtigte den Bundesrath bilden. Als Dilettant habe er in Wirthschaftsfragen keine vorgefaßte Meinung, die ihn hindern könnte, eine vom Reichstag empfohlene Wirthschaftspolitik zur Durchführung zu bringen. —

Meines Erachtens liegt hierin eine deutliche Aufforderung, bei den bevorstehenden Reichstagswahlen die Stellung der Abgeordneten zur Handels- und Wirthschaftspolitik zu berücksichtigen.

Es ist übrigens wohl anzunehmen, daß selbst mit einer freihändlerischen Majorität im nächsten Reichstag die Frage der deutschen Handelspolitik doch noch nicht entschieden ist. Es kann sein, daß selbst die Freihändler in erheblicher Zahl sich bekehren; es kann sein, daß die Stimmung des Volkes dermaßen gegen den bloßen Freihandel umschlägt, daß bei den Volksvertretern Nachgiebigkeit oder Mandatsniederlegung eintritt; es kann auch sein, daß einer geklärten Volksstimmung gegenüber einmal zu einer Reichstagsauflösung geschritten wird. Ich bemerke, daß ich nicht etwa Schutzzöllner von Grundsatz bin. Allein einer Bewegung gegenüber, welche durch die ganze Welt geht (? die Red.), kann man nicht wissen, wie weit man genöthigt wird, zu gehen.*) Jedenfalls ist jenes Dogma(? d. Red.) unhaltbar, daß der Freihändler immer im Vortheil bleibe, auch wenn ihn überall die Mauern des Schutzzolls umgeben, und noch weniger ist dieses Dogma in der Lage des deutschen Reiches anwendbar. —

Das andere parlamentarische Ereigniß dieser Woche trägt ebenfalls das Datum des 12. December. Es ist das Schreiben des Reichskanzlers an den Präsidenten des Reichstags über die Punkte, welche der Bundesrath in den Reichstagbeschlüssen zu den Justizgesetzen für unannehmbar erklärte. Als diese Zusammenstellung bekannt wurde, wollte man das Schicksal der Justizgesetze auf vielen Seiten für besiegelt ansehen, im Sinne des gänzlichen Scheiterns. Einige Stimmen namentlich der national-liberalen Partei riefen, das Vaterland sei in Gefahr, und verübelten es den Bundesregierungen im höchsten Maaße, um angeblich geringfügiger Dinge willen eines der größten Werke scheitern zu lassen. Die Stimmen der Fortschrittspartei jubelten bei der Aussicht, die nationalliberale Partei könne zersprengt werden und ein großer Theil der Nationalliberalen zum Fortschritt hinübertreten. Statt dessen stehen die Dinge so, daß das Einverständniß zwischen der Reichsregierung und der national-liberalen Partei auf dem Wege vertraulicher Verhandlung gesichert scheint.

Es sind zunächst nichts weniger als Kleinigkeiten, um welche sich die Differenz bewegt. Da handelt es sich zunächst im Gerichtsverfassungsgesetz

*) Bei jeder Erneuerung internationaler Handelsverträge, wie sie jetzt bevorsteht, laufe, die schutzzöllnerischen Interessen Sturm. Welche Erfolge sie in den neuen Verträgen erringen ist eine andere Frage. D. Red.

um die hochwichtige Frage der Grenze zwischen Justiz und Verwaltung, oder richtiger um die Grenze des öffentlichen Rechts und des Privatrechts. Der Reichstag will grundsätzlich die Entscheidung den Gerichtshöfen des Privatrechts zuweisen und will eventuell, falls die Landesgesetzgebung die Einsetzung besonderer Gerichtshöfe vorsieht, die Zusammensetzung derselben an bestimmte Vorschriften binden. Das wäre ganz gut, wenn man ein Mittel hätte, die Landesgesetzgebung zu zwingen. Vielleicht ist der Zwiespalt an diesem Punkte so gelöst worden, daß dem Reich die Competenz für die Einrichtung der sogenannten Competenzhöfe in irgend einer Weise zugewiesen wird. — Alsdann handelt es sich um die Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßvergehen. Hier scheint die national-liberale Partei nachzugeben, indem sie sich begnügt, das kostbare Gut der schwurgerichtlichen Zuständigkeit in Preßsachen für Baiern und Baden zu retten. Gerade dieser Punkt der Ausdehnung der Schwurgerichte auf Preßsachen ist vom Bundesrathstisch bei der zweiten Lesung sehr schwach bekämpft worden. Man hat immer betont, daß die Presse das Privilegium der Schwurgerichte nicht beanspruchen könne. Als ob es ein Privilegium und nicht vielmehr eine Strafe wäre, vor das Schwurgericht zu kommen. Derbe und grundsatzlose Verurtheilungen würden in Preßsachen hier und da gerade so häufig sein, wie an anderen Orten und bei anderen Geleg enheiten grundsatzlose und empörende Freisprechungen. Der Hauptgrund gegen die Zuständigkeit der Schwurgerichte in Preßsachen ist die völlige Grundsatzlosigkeit und Willkür der Rechtsprechung, welche die sichere Folge sein würde. Weise Politiker sagen, daß man nie eine pessimistische Politik befolgen dürfe. Ich glaube, es giebt Ausnahmen von dieser Regel und die allgemeine Zuständigkeit der Schwurgerichte in Preßsachen wäre das beste Mittel gewesen, die Schwurgerichte los zu werden. Ihre Anhänger mögen sich bei der Reichsregierung bedanken, daß sie ihnen durch Abwehr einer Zuständigkeit, die sie nicht überstanden hätten, das Leben fristet. —

Eine andere wichtige Differenz betrifft den Zeitpunkt, wo die Gerichtsverfassung ins Leben treten muß. Die Bestimmung wird aufhören auf Schwierigkeiten zu stoßen, wenn man der Reichsregierung nicht zumuthet, vorher andere Gesetze zu vereinbaren, deren Schicksal sie nicht in der Gewalt hat; z. B. Einrichtung der Competenzhöfe auf dem Wege der Landesgesetzgebung. Ein weiterer Differenzpunkt betrifft das in die Gerichtsverfassung aufgenommene Bruchstück einer Anwaltsordnung. Es hat nicht das mindeste Bedenken, dieses Bruchstück fallen zu lassen, da die Reichsregierung die Vorlegung einer vollständigen Anwaltsordnung für die nächste Legislatur zugesagt hat. Endlich kann die Verfolgbarkeit der Staatsbeamten vor den ordentlichen Gerichten auf Seiten der Reichsregierung zugegeben werden,

oder genauer der Wegfall einer beſonderen Genehmigung für dieſe Verfolgbarkeit, ſobald präcis ausgeſprochen wird, daß die Verfolgung nur ſtattfinden darf wegen perſönlichen Mißbrauchs der Amtsgewalt zu ſtrafbaren Zwecken, nicht aber wegen Ueberſchreitung der ſtreitigen Grenze der Amtsgewalt im öffentlichen Intereſſe. Der letztere Punkt gehört vor die Competenzhöfe.

Dies waren die Differenzpunkte bei der Gerichtsverfaſſung. Die übrigen Differenzpunkte betreffen die Strafprozeßordnung. Wie es ſcheint, haben die Vertrauensmänner der national-liberalen Partei den Zeugnißzwang des Hülfsperſonals zur Ermittlung des Verfaſſers eines ſtrafbaren Zeitungsartikels nachgegeben. Man kann ihnen dazu nur Glück wünſchen, denn der entgegenſtehende Reichstagsbeſchluß lief hinaus auf die Einführung einer Verhöhnung der Juſtiz durch das Inſtitut der Sitzredacteure (? d. Red.). Mit dieſem Inſtitut würde die Ehrenhaftigkeit und Achtbarkeit der Preſſe an der Wurzel angegriffen. Man muß entweder für die Preſſe den Rechtsſatz aufſtellen, daß die Ermittelung des Verfaſſers unterſagt iſt. Dazu gehört dann Cautionsſtellung und die Geldſtrafe als einzige Strafe für Preßvergehen. Will man aber die Beſtrafung des individuellen Urhebers feſthalten, wie es das deutſche Preßgeſetz thut*), ſo darf ſie nicht zur unwürdigen Comödie und Juſtizverhöhnung werden, dadurch, daß man erlaubt, als Redacteur einen entlaufenen Hausknecht oder ein ſonſtiges untaugliches Subject zu miethen, der die Strafen abſitzt und vor Gericht zeigt, daß er nicht im Stande iſt, eine Zeile von dem zu verſtehen, wofür er beſtraft wird. Die übrigen Differenzpunkte bei der Strafprozeßordnung ſind techniſcher Art. Vielleicht findet ſich noch die Gelegenheit zu zeigen, daß auch bei ihnen das Verlaſſen der Reichstagsbeſchlüſſe ein Gewinn iſt, mit Ausnahme der in ſehr zweckmäßiger Geſtalt eingeführten, aber zurückgewieſenen Popular-Klage.

Das Zuſtandekommen der Juſtizgeſetze iſt zur hohen Wahrſcheinlichkeit geworden, und darüber ſich zu freuen hat jeder Freund des Reiches Urſache. Die national-liberale Partei wird wieder einmal ihre Pflicht erfüllen und damit ihren Anſpruch aufs neue erhärten, die ausſchlaggebende Partei im parlamentariſchen Leben zu ſein. C — r.

*) Das deutſche Preßgeſetz macht den verantwortl. Redacteur als fingirten Urheber jeden Artikels haftbar, deſſen Verfaſſer nicht genannt iſt, adoptirt alſo gerade das von unſerm Correſpondenten verurtheilte Syſtem. Dieſer Rechtsvermuthung gegenüber war der Zeugnißzwang gegen den Redacteur geradezu ein Unſinn; nicht berechtigter, als wenn man einen Angeklagten gleichzeitig als Thäter und als Zeugen ſchrauben wollte. D. Red.

Literatur.

Aus der Türken- und Jesuitenzeit vor und nach dem Jahre 1600. Von Friedrich Schuler von Bibloy. Berlin, Verlag von Theobald Grieben, 1877.

Seit geraumer Zeit schon verlangt und erwartet man von jemand, der Geschichte schreibt, daß er der Form wenigstens einigermaßen mächtig sei, und daß er die von ihm gesammelten und gesichteten Thatsachen mit einer gewissen Geschicklichkeit übersichtlich zu gruppiren und in die rechte Aufeinanderfolge zu bringen verstehe, mit einem Worte, daß er erzählen könne, und wir meinten, daß diese Ansicht auch an der neuen Universität zu Czernowitz, die uns als ein Pflanz- und Pflegestätte der deutschen Wissenschaft bezeichnet wurde, getheilt werde. Wenn man nach dem oben erwähnten Buche weiter schließen dürfte, wäre das nicht der Fall. Der Verfasser ist ordentlicher Professor an jener Hochschule der Bukowina, und seine „Historischen Darstellungen, zumal Fürsten- und Volksgeschichte in den Karpathenländern" ist ein wirres Durcheinander von Studien, Excerpten und anderem Material zu einer Geschichte der von ihm ins Auge gefaßten Periode, das, namentlich in den ersten Abschnitten, vollständig planlos erscheint. Fast allenthalben ist hier der Zusammenhang durch Abschweifungen unterbrochen, und oft sind ganz verschiedene Dinge so unvermittelt neben einander gestellt, daß man vermuthen möchte, Herr Schuler habe seine Sammelstücke ungefähr in der Reihenfolge verwerthet, wie sie ihm zufällig zur Hand gekommen seien. Auch das Deutsch des Verfassers läßt zu wünschen übrig, und wie wenig er der Sprache mächtig ist, wie wenig er sich hütet, Dinge vorzutragen, die in besserem Stile längst gesagt sind, zeigt gleich der Anfang des Vorworts, durch den wir belehrt werden: „Ein Schlüssel der Vergangenheit und der Zukunft liegt in der richtig verstandenen Geschichte, welche uns die Entwickelung von Staaten und Völkern vorführt und die Bestimmung des Menschengeschlechts erkennen läßt. Es wird immer die Politik der Gegenwart auch diesen Schlüssel benöthigen; doch diesen selbst darf nicht die Politik schmieden und drehen nach ihrem Bedarf, sondern sie muß ihn gebrauchen, wie die Wahrheitsliebe, der Fortschrittsgeist und die Humanität denselben zu formen haben." Nach dieser Probe von tiefsinnigem Stil, dessen sich Karlchen Mießnick nicht zu schämen hätte, würde man uns nicht verdenken können, wenn wir nicht weiter gelesen hätten. Wir überwanden uns aber und arbeiteten uns durch Aehnliches hindurch bis zu Ende, wo wir außer manchem Bekannten auch eine Anzahl interessanter Nachrichten vorzüglich aus der siebenbürgischen Geschichte als Ausbeute unsrer Lectüre zu verzeichnen hatten. Zu loben ist ferner, wenn auch nicht stilistisch, daß „es dem Buche fern liegt, tendenziöse Parteinahme zu ergreifen." Frei-

lich erwarten wir das von jedem Schriftſteller, der uns hiſtoriſche Darſtellungen darzubieten vorhat. Im Allgemeinen gilt von dem Buche, daß es da am Beſten iſt, wo der Verfaſſer Andere reden läßt.

Paul Niemeyer, Habilitationsſchrift. —

Im Verlage von Ferd. Enke in Stuttgart hat der Naturforſcher Dr. Paul Niemeyer ſeine am 18. Juli d. J. als Dozent an der Leipziger Hochſchule gehaltene Antrittsvorleſung herausgegeben. Trotz ihres verlockenden Titels — „über die akuſtiſchen Zeichen der Pneumonie" — würden dieſe Blätter keine Veranlaſſung haben, ſich mit dieſer kleinen Schrift zu beſchäftigen, über welche lediglich die Fachwiſſenſchaft ihr Urtheil zu ſprechen hat. Aber der Anhang, welchen der Verfaſſer dem rein academiſchen, mehr vor einer Corona von Berühmtheiten als von Studirenden gehaltenen Vortrage, hier im Druck nachfolgen läßt, verdient allerdings die allgemeinſte Beachtung. Niemeyer iſt ja hauptſächlich bekannt durch ſeine Wirkſamkeit als Populärſchriftſteller. Von Anfang an war ſein Streben darauf gerichtet, ſein Wiſſen für die große Menge des Volkes auszumünzen und in Umlauf zu ſetzen, ſtatt ſie in der Bundeslade des Zunfthauſes zu vergraben. Von der göttlichen Grobheit Bocks unterſcheiden ſich ſeine Schriften ſehr zu ſeinen Gunſten. In dem Anhange zu ſeiner Habilitationsſchrift nun legt Niemeyer ſeine Anſichten „über Berechtigung und Methode der populären Lehrthätigkeit" in ſehr intereſſanter Weiſe dar. Er vertheidigt das Ideal ſeiner Lehrthätigkeit, bei der er ſich ſein ganzes Volk, nicht blos die auserwählten Jünger des Aesculap zu ſeinen Füßen verſammelt denkt. Er vertheidigt ſeinen „pikanten" Stil und ſeine Schriftſtellerei in unwiſſenſchaftlichen, aber geleſenen Zeitſchriften und ſeine geflügelten Reden vor einem „gemiſchten" Publikum. Er „vertheidigt" ſich, ſagen wir. Er ſagt nicht, wer ſein Ankläger ſei. Doch nicht jene erlauchte academiſche Geſellſchaft, vor der er ſeine Antrittsvorleſung hielt? Sie, die mediciniſche Facultät der weitgerühmten „erſten Hochſchule Deutſchlands" wird gewiß nicht der Verbreitung ihres Wiſſens im Volke ein Schütteln ihrer ambroſiſchen Locken entgegenſetzen?

Dr. Carl Munde, Zimmerluft, Ventilation und Heizung. —

Die kleine und ſehr billige (50 Pfennige) Schrift des bekannten Dr. Carl Munde (Leipzig, Arnoldiſche Buchhandlung 1876) „Zimmerluft, Ventilation und Heizung" enthält ſehr beachtenswerthe Vorſchläge „zur wohlfeilen Verbeſſerung der verdorbenen Luft, welche wir während der kalten Jahreszeit in unſren Wohnungen athmen, und welche eine der Haupturſachen der Vermehrung und Verſchlimmerung von Krankheiten iſt. Die Broſchüre iſt der Separatabdruck eines Kapitels aus der in zwölfter Auflage erſchienenen Waſſerheillehre des Verfaſſers. Vier erläuternde Holzſchnitte ſind ihr beigegeben. Die Sprache iſt ſehr verſtändlich, der Aus-

Digitized by Google

druck läßt an Energie nichts zu wünschen übrig. Der Verfasser scheint überhaupt ein energischer Charakter. Denn er ist u. A. Inhaber der Sächsischen Lebensrettungsmedaille, und hat gewiß, um mit Bismarck zu reden, noch jetzt „die Gewohnheit, manchmal einem Menschen das Leben zu retten."

Zum Andenken an Edwart Kattner.

Nach Schluß der letzten Nummer der „Grenzboten" erreichte uns die Trauerkunde, daß unser langjähriger Mitarbeiter, Dr. Edwart Kattner, mit dem wir noch wenige Wochen zuvor in regem Briefwechsel gestanden, im Hause der Barmherzigen Brüder zu Breslau in der Nacht vom 9. zum 10. Dezember d. J. verschieden sei. Da Kattner in keinem seiner Briefe über Unwohlsein geklagt und bis in die jüngsten Wochen uns mit Zusendungen aus seiner Feder erfreut hatte, so kam uns die schmerzliche Kunde von dem Hinscheiden dieses treuen Mitarbeiters völlig unerwartet.

Dieser Verlust betrifft aber keineswegs blos die „Grenzboten". Ganz Deutschland hat Ursache, das Andenken Edwart Kattners in Ehren zu halten. Er war ein treuer Kämpfer der deutschen Sache gegen den gefährlichsten Erbfeind, der in unsern Ostmarken seßhaft ist, die Polen. Die stärkende Einigung aller Deutschen gegen die Polen in den von polnischen Elementen durchsetzten Gegenden herbeizuführen, die deutsche Sprache dort mehr und mehr ausschließlich zur Geltung zu bringen, die Verbindung des polnischen Racenhasses gegen alles Deutsche mit den fananatischen Hetzereien Roms nachzuweisen und beiden alle Kräfte unseres Volkes und Staates entgegenzusetzen, das war die Aufgabe, die sich Kattner sein Lebtag gestellt hatte, welcher er als Schriftsteller wie als Zeitungsredacteur in einem oberschlesischen Grenzstädtchen unabläßig und erfolgreich nachstrebte. Mancher seiner Gedanken und Fingerzeige hat staatliche Anerkennung in der neuesten Gesetzgebung Preußens gefunden — manche harren noch der Beachtung. Mögen, durch sein Beispiel angefeuert, ebenso wackere Kämpfer, als er gewesen, in die Lücke treten, die sein Tod riß, und seinen guten Kampf weiter kämpfen. Und möge ihm die Erde leicht sein!

Mit **Januar 1877** beginnt diese Zeitschrift das I. Quartal ihres 36. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im December 1876. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07786 3556

Digitized by Google